

SCHEFFEL'S LEBEN UND DICHTEN

VON

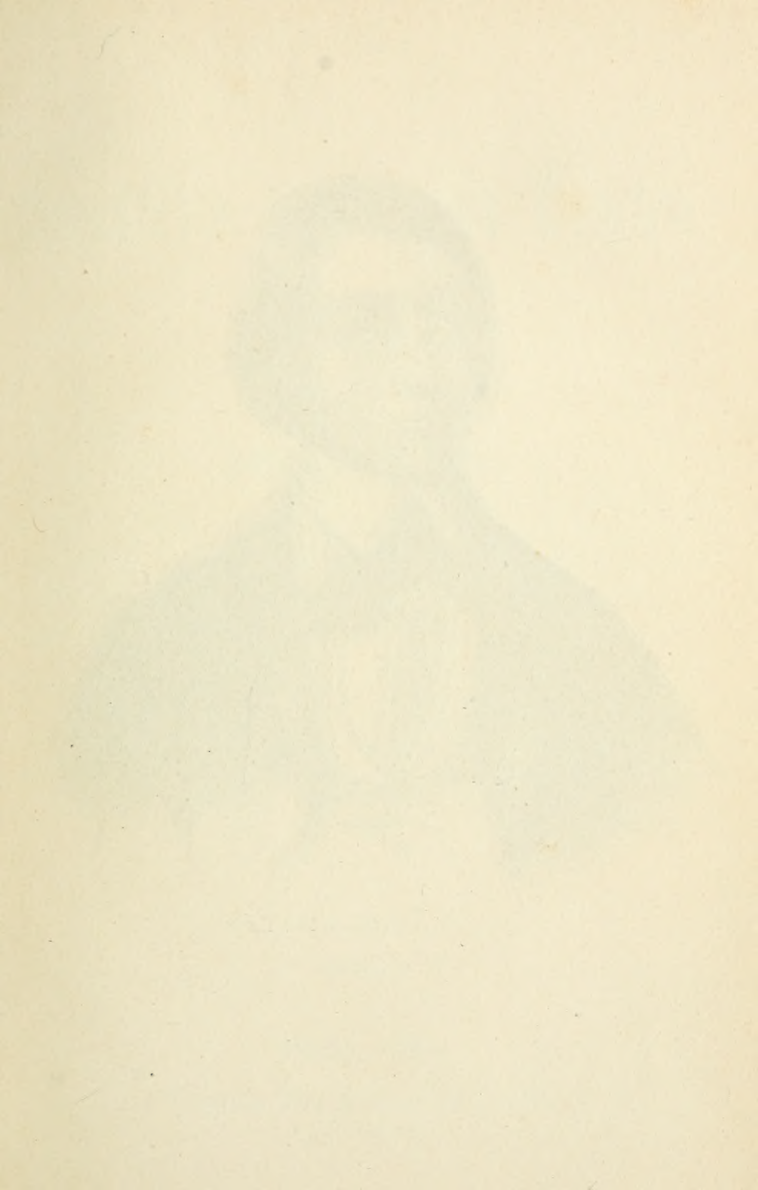
JOHANNES PROELSS

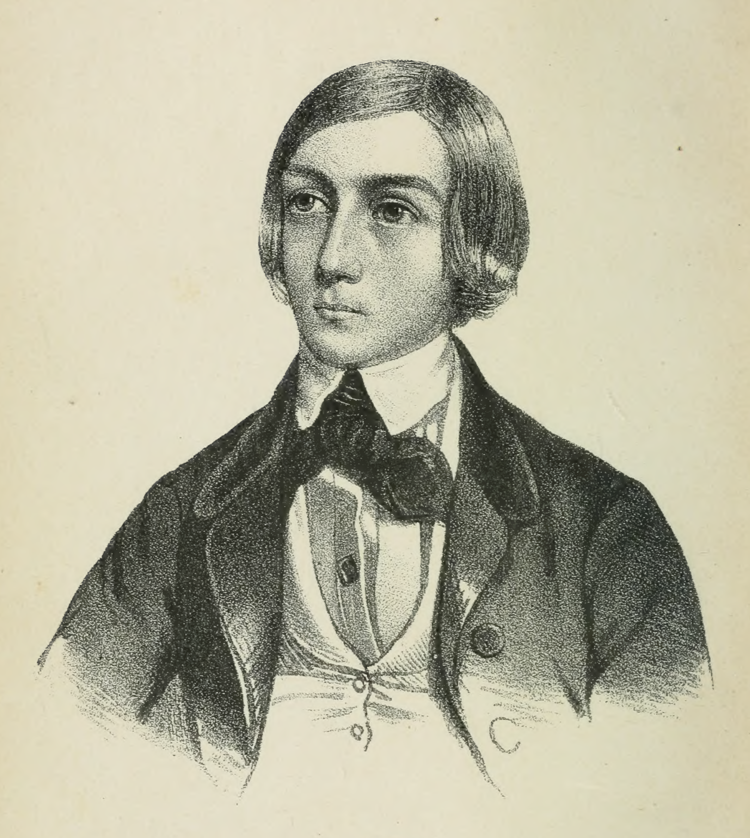






Scheffel's Leben und Dichten.





Der Gymnasiast.

Scheffel's Leben und Dichten

von

Johannes Proelß.

Mit vielen Original-Briefen des Dichters und 10 Abbildungen.

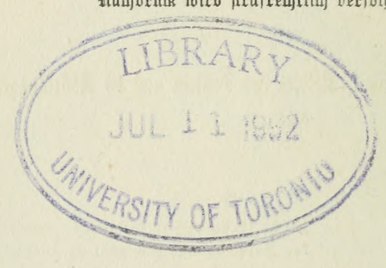
„Was ist da viel zu definiren! Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten."

Goethe.

Berlin, 1887.

Verlag von Freund & Jeckel.

(Carl Freund.)



Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Inhalt.

Verzeichniß der Illustrationen.

Vorwort.

Dieses Buch darf nicht ohne ein Wort des Dankes an alle Die, deren Mithülfe sein Zustandekommen ermöglicht hat, in die Welt gehen. Das Unternehmen, Scheffel's Leben und Dichten im äußeren und inneren Zusammenhange mit historischer Treue darzustellen, war in ganz besonderem Grade auf die vertrauensvolle Mitwirkung einer großen Zahl von Persönlichkeiten angewiesen, die dem verstorbenen Dichter in irgend einer Lebensperiode näher gestanden haben. Keines neueren Dichters Leben ist ja so fern von der Oeffentlichkeit verlaufen, wie das dieses volksthümlichsten unter den deutschen Poeten seiner Generation. Ein Hang zur Absonderung und Einsamkeit prägte sich früh in ihm aus; die Neigung brieflich sich mitzutheilen, in jungen Jahren in ihm lebendig, äußerte sich im reiferen Mannesalter nur noch ganz sporadisch; wie im Treiben der großen Städte blieb er auch in den Kreisen seiner Berufsgenossen und als Mitarbeiter der periodischen Presse ein seltener Gast und so oft ihn dichterische Pläne beschäftigten, behandelte er dieselben als Geheimniß, so daß nur sehr Wenige in der Zeit, da er dichterisch produktiv war, Kenntniß von dem hatten, was er in der Stille trieb. Vergegenwärtigt man sich weiter, daß verschiedene Dichtungen, welche Scheffel in späterer Zeit erscheinen ließ, in einer viel früheren Zeit entstanden sind, daß mehrere große Romane, an deren Vorbereitung und Anfänge er seine beste Manneskraft gesetzt hat, nie vollendet wurden, daß die Wittwe und der Sohn, die er hinterließ, ihn in seiner Schaffenszeit nicht gekannt haben; daß aber andrerseits das Meiste, was bei seinen Lebzeiten über seine Persönlichkeit geschrieben

wurde, ihn in jener späteren Zeit schilderte, wo er ein zwar berühmter, aber kein fruchtbarer Dichter mehr war: so begreift sich leicht, wie dieses Leben noch vor seinem Tod ein Gegenstand mythischer Verklärung nicht minder als mythischer Vertrübung der Wahrheit werden konnte.

Die nachfolgenden Blätter bringen fast in jedem Abschnitt eine Richtigstellung von bisher verbreiteten Irrthümern, schiefen Auffassungen und falschen Gerüchten. Doch habe ich es zu Gunsten einer möglichst lebensvollen Darstellung im Allgemeinen vermieden, dem Vortrag einen polemischen Charakter zu geben. Nur jenen grundlegenden Ausführungen, welche im Gegensatz zu der bisher geltend gewordenen Anschauung Scheffel's Entwickelung zum Poeten in der sonnigen Jugendzeit klarlegen und dann wieder das Versiechen seiner Schaffenskraft unter dem Einfluß tragischen Verhängnisses darstellen, glaubte ich den Charakter von Widerlegungen geben zu zu müssen. Im Uebrigen war mein Streben darauf gerichtet, die eigene mühsame Forschungsarbeit umzuschmelzen in anschauliche Darstellung der Thatsachen und Verhältnisse. Eine spätere Bearbeitung, die ich mir vorbehalte, welche freier der Verpflichtung gegenüberstehen wird, die eigenen Darlegungen durch den Hinweis auf Quellen und Autoritäten zu stützen, wird den Stoff freilich noch einfacher und plastischer gestalten können. Werden ja dann auch die Materialien abgeschlossen vorliegen, die für diese Arbeit direkt zusammengesucht werden mußten und oft nur theilweise gewonnen werden konnten.

Darf ich mich so im Allgemeinen allen Denen gegenüber, welche mich durch Auskunft und Rathschlag bei meinem Forschen vertrauensvoll unterstützt haben, mit dem Hinweis auf die Darstellung unter herzlicher Danksagung hier begnügen, so habe ich Einzelnen gegenüber noch zu anderem Danke Verpflichtung.

Die Klarlegung der Jugendzeit Scheffels und der an sie sich schließenden Periode seines Schaffens, welche den Trompeter von Säkkingen, den Ekkehard und die Mehrzahl der Lieder aus dem Engern hervorbrachte, wäre mit gleicher historischer Treue nicht möglich gewesen, wenn die einzelnen Kapitel die ihnen zu Theil gewordene Begutachtung durch intime Freunde des Dichters hätten entbehren müssen. So hat Herr Hauptmann Klose in Karlsruhe, der in dem gleichen Hause wie Scheffel geboren wurde und der treue Pfleger desselben

auf seinem Sterbelager war, das erste und zum größeren Theil das fünfte Kapitel vor dem Druck einer Revision unterzogen; Herr Oberamtsrichter Ludwig Eichrodt in Lahr hat das zweite, Herr Oberamtsrichter Schwanitz in Ilmenau, wie jener ein intimer Universitätsfreund des Dichters, das dritte Kapitel durchgesehen. Der Abschnitt „In Säkkingen" fand in Herrn P. A. Streicher daselbst, der seit Jahren der Aufhellung jener Lebensperiode ein verständnißvolles Studium zugewandt hatte, einen willkommenen wichtigen Gewährsmann, und Herr Maler W. Klose in Karlsruhe, der mit Scheffel in Olevano und Rom zusammen wohnte, hat das Kapitel „Nach Rom und Kapri" eingehend geprüft, ehe die Bogen gedruckt wurden. Den gleichen Liebesdienst einer letzten Durchsicht haben den Partien, welche die Beziehungen des Dichters zum Heidelberger „Engeren" behandeln, zwei der überlebenden Mitglieder dieses Vereins, die Herren Justizrath Mays und C. Pfeiffer in Heidelberg erwiesen, die mir auch die Benutzung der meist humoristischen und äußerst charakteristischen Episteln des Meisters Josephus an Häusser, L. Knapp u. A., die sich im Archive des „Engern" noch vorfanden, freundlichst gestattet haben. Und wie die Aufhellung der Sturm- und Drangperiode die Mittheilung der Briefe des Dichters an Schwanitz zur Voraussetzung hat, so besteht das gleiche Verhältniß zwischen den Kapiteln „Ekkehard" und „Katastrophen" und den Briefen, in welche mir Otto Müller, der bekannte Verfasser des Romans „Der Professor von Heidelberg", Einblick gewährte. Von nicht minderem Werth war die Hülfe der Redaktion der „Fliegenden Blätter", welche der Bitte um ein Verzeichniß der meist anonymen Beiträge des Dichters in zuvorkommendster Weise entsprach.

Noch unentbehrlicher erwies sich für die Darstellung der bisher in ein mystisches Dunkel gehüllten zweiten Schaffensperiode des Dichters das reiche briefliche Material, welches S. K. H. der Großherzog von Sachsen-Weimar und der jetzige Kommandant der Wartburg Herr Oberstlieutnant H. von Arnswald, der Bruder Bernhards von Arnswald, in der Lage und bereit waren, dem Biographen zur Benutzung anzuvertrauen. Während er sonst vielfach auf Conjekturen angewiesen geblieben wäre, setzte die von ihnen dem Werke gegönnte Theilnahme und das ihm selbst geschenkte Vertrauen den Biographen in Stand, gerade die dunkelsten Partien von Scheffel's Leben

mit seinen und seiner Mutter eigenen Worten in einem Umfange aufzuhellen, der seine beim Beginn der Arbeit gehegten Erwartungen weit übertraf. Auch dem Dichter Ludwig Eichrodt, dem Münchner Maler E. Ille, der Wittwe des Germanisten Holtzmann verdanken außer den oben Genannten diese Kapitel wichtige, bisher noch nicht veröffentlichte Dokumente.

Für den Fall, daß es mir gelungen sein sollte, mit meiner Arbeit den Dank der Freunde der Literatur und im Besonderen der Verehrer Scheffel's zu gewinnen, muß ich daher meinerseits einen vollen Antheil an demselben den freundlichen Helfern beim schwierigen Werke zuweisen. Auch die Vorsteher der Bibliotheken zu Heidelberg und Frankfurt a. M., die Herren Prof. Zangemeister und Dr. Ebrard, und der Bibliothekar der Wartburg, Richard Voß, sind dabei zu bedenken.

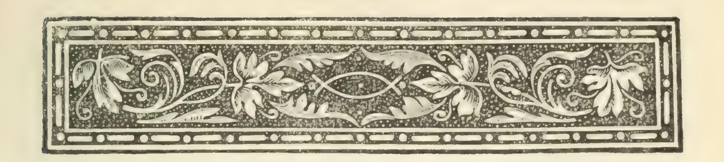
Johannes Proelß.

I.

Das Karlsruher Stadtkind.

„Laß die Starrheit des Geword'nen
Künden, was belebend treibt" . . .
Scheffel: „Lieder des stillen Mannes".





Wie der große Humorist des norddeutschen Plattlands, Fritz Reuter, mit jeder Faser seines Wesens in seinem engeren Heimathlande wurzelte, wie sein Dichten direkt dem plattdeutschen Volksthum entblüht ist, so hat auch der oberdeutsche Humorist Joseph Viktor Scheffel eine ganz besonders innige Beziehung zu seinem alemannischen Heimathland. Die frische Ursprünglichkeit des poetischen Wesens sehen wir bei dem einen wie dem anderen verknüpft mit einem starken Bewußtsein des eigenen Ursprungs und so verschieden der Sänger des „Trompeters von Säkkingen" von dem Erzähler der „Olle Kamellen" ist, in ihrem innigen Verhältniß zum heimischen Boden, in ihrer Kraft, die Eigenart von Sitte und Brauch, Denkart und Gefühlsweise der näheren Stammesgenossen in lebensvoller Echtheit poetisch darzustellen, sind die beiden liebenswürdigen Humoristen, die in so seltenem Maße nicht nur die Bewunderung, sondern auch die Liebe ihrer Nation gefunden haben, einander geistig verwandt. Es giebt viele Dichter, für deren Lebensgang und Talententfaltung der Ort der Geburt und die Eindrücke der örtlichen Umgebung eine sehr geringe Bedeutung haben; für ein Charakterbild des Dichters Scheffel sind sie von größter Wichtigkeit; ja um so viel das südliche Schwabenland mit seinem Schwarzwald, seinem jungen Rhein, seinem Bodensee, mit seinen

malerischen Burgruinen und ehrwürdigen Abteien schöner ist, als das mecklenburgsche Flachland, um so viel mächtiger auch hat sich im Besonderen der Einfluß der heimathlichen Landschaft bei Scheffel geltend gemacht als bei Reuter.

In der Umgebung Stavenhagens, zwischen den Scheunen und Stallungen, Feldern und Wiesen jenes Landguts, auf dem er sich zum Landwirth vorbereitete, hatte der junge Reuter keinen Anlaß, sich für die Schönheit der landschaftlichen Natur zu begeistern; sein Poetenauge, sein humoristischer Sinn fand die erste Anregung und Nahrung in den gesellschaftlichen Vorgängen und persönlichen Begegnissen, welche die Eintönigkeit des Lebens auf dem mecklenburgischen Bauernhofe belebten. Die „Läuschen und Rimels", die er dem Volksmunde ablauschte, wiesen sein geistig Auge nicht zurück auf heroische Kapitel der Geschichte. Wie anders mußten die landschaftlichen Umgebungen auf das poetisch gestimmte Gemüth eines Knaben wirken, der in der dicht neben dem Hardtwald schön gelegenen badischen Hauptstadt das Licht der Welt erblickte, dem aber die maßgebendsten Eindrücke auf Ferienreisen durch die schönsten Gegenden des Schwarzwalds zu Theil wurden, in welchen er in frühester Jugend schon unvergeßliche Stunden verbringen durfte. Mächtiger noch als die Einwirkungen, die das bürgerlich-ruhige Leben im behäbigen Elternhause und die strenge Schulzucht im Lyceum der Residenz in seiner Seele hinterließen, erscheinen uns heute diejenigen, die der Knabe beim Durchwandern der wildbachdurchrauschten Thäler des Schwarzwalds, beim träumerischen Verweilen in zerfallenen Bergvesten und verlassenen Klosterhöfen empfing, deren Anblick die Phantasie zu Träumen reizte von einstiger Pracht und Lebensfülle in Zeiten, da die Schlösser noch stolz in die Lande schauten und durch die verlassenen Kreuzgänge noch psalmirende Mönche schritten.

Bei dem alemannischen Lieblingsdichter der Generation unserer Väter und Mütter, Johann Peter Hebel, dem armen

Webersſohn aus der ſtolzen Biſchofsſtadt Baſel, der ſeine Knabenzeit zu Hauſen in der idylliſch-ſchönen ländlichen Umgebung des badiſchen Städtchens Schopfheim verbrachte, finden wir denſelben ſtark ausgeprägten Naturſinn, dieſelbe gemüthliche Verſenkung in die Schönheitswelt der alemanniſchen Natur, dieſelbe Neigung, von der Landſchaft die Anregung zum poetiſchen Schaffen zu empfangen, wie bei Scheffel, und im Bunde damit, wenn auch ganz anders geartet als bei dieſem, die Vorliebe für poetiſche Wiedererweckung der lokalen Sagen und Ueberlieferungen. Daß die Dichtungen Hebel's, deſſen Alemanniſche Gedichte und Rheiniſcher Hausfreund in keinem badiſchen Bauern- und Bürgerhaus fehlten, und zu deſſen Gedächtniß Scheffel ſpäter das ſchöne einzige Gedicht geſchrieben, das er ſelbſt in der Mundart ſeiner geliebten Heimath verfaßt hat, einen tiefen und maßgebenden Einfluß auf das poetiſche Talent Scheffel's geübt haben, ergiebt ſchon ein oberflächlicher Vergleich derjenigen Schöpfung, in welcher unſer Dichter am unmittelbarſten die poetiſchen Ideale und Lieblingsſtimmungen ſeiner Jugend zum Ausdruck gebracht hat, des „Trompeters von Säkkingen“ mit den Idyllen Hebel's, vor allem mit jenem Gedicht, das ſchon Goethe entzückte: „Die Wieſe“. Scheffel's junger Rhein kennt die von Hebel ſo bezaubernd anmuthig geſchilderte Feldbergtochter, die Wieſe, gar wohl — „o wie biſch ſo nett, wie heſch ſo heiteri Aeugli“ — er ſtürzt ſich, ganz ſo wie es auch der Sänger der Wieſe geſchildert hat, in ſtürmiſcher Liebesſehnſucht über die Schaffhauſer Felſen: „Denn ich weiß“, ſo jauchzt er,

. . . . „bald eilt mein liebes
Schwarzwaldkind, die junge Wieſe,
Still verſchämt mir in die Arme.
Und ſie plaudert mir in rauher
Alemann'ſcher Sprach vom Feldberg,
Von den mitternächt'gen Geiſtern,
Von Bergblumen, von den großen
Hauben und vom Durſt in Schopfheim.“

Und wenn er in derselben Dichtung den Geistern des Waldes Sprache und Rede giebt, so sind diese Erdmännlein-Episoden nicht romantische Spielereien der Phantasie, sondern Anklänge an die Anschauungswelt der eigenen Kinderzeit, an die Märchenwelt, welche aus der Volkssage schon in Hebel's Gedichte übergegangen ist und durch sie dem Schwarzwaldkind näher vertraut wird. Zudem war die Mutter des Knaben eine ausgezeichnete Märchenerzählerin, deren Kunst diese phantastischen Vorstellungen mit greifbarer Anschaulichkeit übermittelte. Oft, gewiß, hat der Knabe Joseph Scheffel, wenn er den Vater oder beide Eltern auf einem Ausflug in den Schwarzwald begleiten durfte oder wenn er später als Gymnasiast selbständig die Heimat seiner Väter durchstreifte, dem schäumenden Wellenspiel der Schwarzwaldwasser träumerisch zugeschaut, während ihm in Kopf und Herzen die Hebel'schen Strophen vom Brautgang der Wiese, dem jungen Rhein entgegen, lebendig waren, dieselben, die ihm später auch — vielleicht unbewußt — im Gedächtniß widerklangen, als er auf dem fernen Südmeereiland Capri diesen jungen Rhein mit menschlichem Fühlen und Denken beseelte.

Aber nicht gewollte Nachahmung Hebel's machte Scheffel zum Dichter. Und ob die Grundstimmung seiner Natur- und Heimathliebe, ob auch die Gabe, dieser Stimmung höchst gegenständlichen und humoristischen Ausdruck zu geben, sich schon in dem älteren alemannischen Dichter vorfindet, so ist das Beispiel desselben für die poetische Entwickelung Scheffel's doch von minderer Wichtigkeit gewesen als der Umstand, daß dessen poetischer Sinn direkt aus denselben Quellen wie jener die erste Nahrung empfing. Dieselbe Gemüthsart wohnte beiden urwüchsigen Alemannensöhnen inne; die alemannische Volksseele offenbarte sich in beiden auf eigenthümliche Weise; und der Zauber, den das geheimnißvolle elementare Leben und Weben im deutschen Wald, in der freien Natur von Alters her auf nachdenkliche und phantasievolle Gemüther

ausübt, der bereits in den Volksmärchen von „Rothkäppchen", „Hänsel und Gretel", „Schneewittchen", wie aus Thautropfen widerstrahlt, brachte das poetische Talent in beiden zur Entfaltung. Auf den keuschen Ursprung der Muse Hebel's wie der Scheffelschen Muse in stiller Waldeinsamkeit lassen sich die Worte anwenden, die jener dem in verschwiegenem Waldesdunkel zu Tag tretenden Ursprung der Wiese geweiht hat —

„Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre —
An den Wulke gesäugt, mit Duft und himmlischem Rege" . . .

Waldromantik nennt die Aesthetik dieses poetische Quellgebiet, obgleich nichts Romanhaftes und kein romanisches oder römisches Wesen ihm anhaftet und just diese poetische Stimmungswelt so ausschließlich deutsch ist wie kaum eine andere. Von ihr nahm auch die Muse Scheffel's, die er selbst einst ein „rothwangig Schwarzwaldkind" genannt hat, ihren Ausgang. Daß dies Schwarzwaldkind aber einen so anderen Lauf nahm als seine bis ins Alter einfach-ländlich und harmlos-fröhlich gebliebene Muhme: daß es wanderlustig hinauszog in die Welt, die Berge der Alpen emporstieg und hier jodeln lernte wie die Sennerinnen, und als Student nach Heidelberg fuhr, um an kneipfröhlicher Tafelrunde noch ganz andere Durstesart feiern zu lernen als die der Schopfheimer, daß es in stille Klosterbüchereien sich verlor und über alten Chroniken gelegentlich das Gedenken an den heimathlichen Sonnenschein und Waldesduft schier verlernen konnte, daß es in der Anschauungswelt lustentsagender Mönche und dem Gottesgericht sich unterwerfender Ritter heimisch ward — ohne doch im Innersten den frischen Schlag des Herzens und die frohe Liebe zu allem Schönen der Erde einzubüßen, auch dies ist auf die frühen Eindrücke der Kindheit unseres Dichters zurückzuführen.

Wenn man die trockenen Daten liest, daß Joseph Viktor Scheffel am 16. Februar 1826 in Karlsruhe als Sohn des Ingenieurs und badischen Hauptmanns à la suite Philipp

Jakob Scheffel geboren wurde, der später im badischen Staatsdienst die Stellung eines Oberbauraths bekleidete, so läßt dies freilich wenig oder nichts von diesen grundlegenden Verhältnissen ahnen. Aber schon die Nachricht, daß dieser Vater durch seinen Beruf veranlaßt war, vielfach das badische Oberland zu bereisen, und z. B. in den dreißiger Jahren mit Weg- und Brückenbauten in der Säckinger Gegend beschäftigt war, ja dort Monate lang gewohnt hat, bringt uns deutlichere Anschauung dieses Werdegangs. Scheffels Begabung war — wie bei Goethe — ein Erbtheil der Mutter und in Frau Josephine Scheffel war bereits jene lebhafte Phantasie, jener daseinsfrohe Humor, ja selbst ein hoher Grad jener poetischen Begabung lebendig, welche die Voraussetzung seines eigenen dichterischen Schaffens sind. Noch wichtiger als diese Thatsache für die Entwickelung des Talents, das von dieser lebhaften, aufgeweckten, heitersinnigen Mutter dem Sohne vererbt war, erscheint aber der Umstand, daß sowohl diese wie der ernstere Vater aus ländlich gelegenen Orten des Schwarzwalds stammten und daß die Großeltern des Dichters väterlicher- wie mütterlicherseits in Lebensverhältnissen heimisch waren, in die jene vergangenen Kulturzustände, welche der Enkel später mit Vorliebe erforscht und poetisch gestaltet hat, noch direkt hineinreichten. Die Familie des Vaters war heimisch in der ehemals freien Reichsstadt Gengenbach im malerisch von Wald umhegten schönen Kinzigthal, die seit 1802 zum Großherzogthum Baden gehört; der Großvater des Dichters war der letzte Stiftsschaffner (Domänenverwalter) des bis dahin ebenfalls reichsunmittelbaren Benediktinerstifts Gengenbach. Scheffels Mutter aber entstammte einem wiederum höchst anziehend gelegenen Landstädtchen des württembergischen Schwarzwalds und derselben Gegend, in welcher Berthold Auerbach, der Erzähler der Schwarzwälder Dorfgeschichten, aufwuchs. Sie war die 1803 am 22. Oktober geborene Tochter des schon 1819 verstorbenen wohlbegüterten

Kaufmanns und Stadtschultheißen Krederer in Oberndorf am Neckar und war dort zu einem schönen, durch lebhaften Geist noch besonders fesselnden Mädchen emporgeblüht, als der badische Hauptmann Scheffel sie bei ihrer Tante Stolz in Gengenbach, wo er bei den Eltern zu Besuch war, kennen lernte, und dann — es war im Jahre 1824 — als seine Gattin heimführte. Das elterliche Haus der Mutter unseres Dichters war nach seiner ganzen Anlage, so wird uns berichtet, in alten Zeiten ein Edelsitz gewesen und nach der Ortssage ruhte auf demselben das „Asylrecht" oder wie der Volksmund es ausdrückt, der „Burgfriede". Ja, mehr noch: ein Vorfahr dieser Familie, Balthasar Krederer war ein Burghauptmann der einst mächtigen Küssaburg, deren noch heute stattliche Trümmer zwischen Waldshut und Schaffhausen von Bergeshöhe auf die Fluthen des jungen Rheins herniedergrüßen. Von der Station Oberlauchringen ist das mächtige Getrümmer in 1½ Stunde zu erreichen. Diese Küssaburg, die also auch nicht weit von Säckingen gelegen ist, war einst der Sitz mächtiger Dynasten, welche die Landgrafschaft des unteren Klettgaus verwalteten, wurde dann durch die Bischöfe von Konstanz erkauft und ging 1497 an die Grafen von Sulz über. Scheffel ist, als er als Rechtspraktikant in Säckingen weilte, von hier aus auf dieser Küssaburg gewesen und zwar mit dem Bewußtsein, daß er dabei den Spuren seiner Ahnen nachgehe. Ganz abgesehen also von den örtlichen Einwirkungen bei gelegentlichen Besuchen in Gengenbach und Oberndorf, wo der Familie auch noch andere Verwandte lebten, auf die empfängliche Knabenseele, mußten auch die Gespräche im Vaterhaus die letztere mit Träumen erfüllen, in denen Begriffe wie „Burgfriede" und „Benediktinerabtei", Mönchs- und Ritterwesen, Erinnerungen an die Zeiten, da die Edelsitze der Schwarzwaldthäler von stolzen Herren bewohnt waren und die Benediktinerklöster des deutschen Südens die Schutzstätten der Bildung waren, die Hauptrolle spielten. Denn was beschäftigt wohl ein sinniges

Kindergemüth lebhafter und nachhaltiger als die Beziehungen zu jenen Personen, denen gegenüber das Kinderherz eine von Ehrfurcht und heiliger Scheu getragene Liebe empfindet und von denen der trauliche Muttermund ihm am liebsten und begeistertsten Kunde giebt: den Großeltern.

Auch dadurch konnten diese Beziehungen zu dem Geburtsort der Mutter nicht geschwächt werden, daß deren Mutter als Wittwe die Führung des töchterlichen Haushalts in Karlsruhe übernahm. Daß diese Großmama, welche — am Fuße des Hohentwiel zu Rielasingen das Licht der Welt erblickt hatte und Katharina, geb. Eggstein, hieß, schon während der Knabenjahre Josephs dem ganzen Hauswesen des Majors Scheffel vorstand, so daß der Frau Majorin Muße und Zeit blieb, vornehmlich „die schöneren Seiten des Daseins zu pflegen“, wird allgemein bestätigt; ein Jugendfreund Scheffels hat uns noch im besonderen zu berichten gewußt, daß dies Großmütterlein ihren Enkel Joseph mit großer Zärtlichkeit in ihr Herz geschlossen hatte, seine Triumphe als Dichter aber nicht mehr erleben konnte, da sie im Anfang der Fünfziger Jahre (am 20. Juli 1851) im Hause ihrer Kinder starb. Auch sie war voller Geistesfrische und Humor, und ein Abkömmling derselben Familie Krederer, Herr Redakteur Carl Stolz in Augsburg, bemerkte in seinem Nekrolog in der „Augsb. Abendzeitung“: „Das Geschlecht der Krederer von Oberndorf scheint überhaupt reich an klugen und starkgeistigen Frauen gewesen zu sein; dem Schreiber dieser Zeilen liegen Briefe von dreien derselben, der Mutter des Dichters, einer Großtante (Kaufmannsfrau Anna Stolz, geb. Krederer, in Gengenbach) und der Urgroßmutter desselben (Frau Euphemia Krederer in Oberndorf) vor, welche die Geistes- und Herzensbildung, die gesunde Auffassung der Dinge dieses Lebens und den durchdringenden Verstand der Verfasserinnen mit überzeugenden Proben belegen.“

Es fehlt denn auch nicht an Zeugnissen, welche die Nach-

wirkung dieser Beziehungen im Geist und im Herzen des Dichters auch äußerlich erweisen. Bis Anfang der siebziger Jahre, als der Nachbar und Freund der mutterseitigen Großeltern, Stadtschultheiß und Landtagsabgeordneter Frueth starb, soll es die Gepflogenheit Scheffels gewesen sein, womöglich jedes Jahr einmal dem geliebten Oberndorf einen Besuch abzustatten. Und nicht gar weit von der Stadt, bei Rottweil, lagen die Trümmer der Burg jener Herren von Urslingen, deren einer der begünstigte Liebhaber der stolzen Rothtraut in des Dichters Erzählung „Juniperus" ist. Die Oberamtei daselbst hat ferner ihren Sitz in den Räumen eines ehemaligen Klosters und frühe wird der Knabe schon vernommen haben, daß in alten Zeiten dieser Ort zu den Schwarzwaldbesitzungen der stolzen Benediktinerabtei St. Gallen gehörte. Nach der Mittheilung eines eifrigen Erforschers dieser Verhältnisse, Herrn P. A. Streicher in Säckingen, war sogar auch dieser Oberndorfer Großvater Stiftsschaffner des dortigen Klosters, so lange es bestand. Und wie der Wohnort dieser Großeltern den Mönchssitz zu St. Gallen, der in des Dichters berühmtem Roman den Mittelpunkt bildet, schon damals dem Knaben zu einer geläufigen Vorstellung machte, so machte der Geburtsort der Großmutter ihm frühe den Hohentwiel zum Gegenstand persönlichen Interesses, so wurde ihm aus der Sphäre des Großvaters in Gengenbach, Magnus Scheffel, des ehemaligen Oberschaffners, d. i. Domänenverwalters dieser anderen Benediktinerabtei, ja zum Theil wohl noch von diesem selbst, die eingehendste Kunde über die inneren Verhältnisse eines Klosters zu Theil. Fragte er aber nach dem Stifter der Gengenbacher Abtei, so wurde ihm von frommen Lippen der Name des hl. Fridolin genannt, desselben Fridolinus, dessen Gebeinen dann später der junge Rechtspraktikant in Säckingen in dem kostbaren Schrein der dortigen Kirche begegnete. Denn bekanntlich wird dieser Heilige auch als Stifter der fröhlichen Waldstadt am Oberrhein verehrt. Wer denkt nicht bei dieser

Betrachtung an das dritte Stück im „Trompeter von Säkkingen“, das „Der Fridolinustag“ überschrieben ist. Derselbe Fridolinus, dessen Geschichte unser Dichter hier in seine Jugenddichtung verwoben, war der Schutzheilige seines Gengenbacher Großvaters, derselbe fromme Alemannenapostel, von dem im „Trompeter“ gesagt ist:

„Ja, er war ein großer Heil'ger,
Ihn verehrt als Schutzpatron noch
Heut das Rheinthal; auf den Bergen
Läßt der Bauersmann noch heut den
Erstgebornen Fridli taufen“ —

und an dessen Ehrentage der Spielmann Werner die liebliche Margaretha zum ersten Male erschaut, ist einst dem Knabengemüth ein Gegenstand naiver Verehrung gewesen. Herr Magnus Scheffel war aber der Neffe des letzten Prälaten der Gengenbacher Abtei und 1732 als Sohn eines Landwirths im Württembergischen geboren. Dem Einfluß dieses Onkels im Abtsornat, des Prälat „Jakob“, dessen Schwester der Vater geheirathet hatte, hatte wohl Magnus Scheffel die Anstellung als Oberschaffner des Klosters zu danken. Nach der Säkularisirung des letzteren (1803) trat derselbe in badischen Staatsdienst und zwar in derselben Stellung eines Domänenverwalters, mit dem Titel „Herr Amtskeller“. 1809 wurde dieser interessante Großvater unseres Dichters, der bis ans Ende im Kinzigthal wohnen blieb, pensionirt. 1832 ist er gestorben und neben seiner ihm schon 1826 vorausgegangenen treuen Lebensgefährtin auf dem alten Gengenbacher Kirchhof begraben worden. Unseres Dichters Urgroßonkel war also — wie Abt Cralo im Ekkehard — das Oberhaupt einer Benediktiner-Abtei auf alemannischem Boden. Welchen Einblick in lebendige innere Beziehungen zu dem im Ekkehard entworfenen Kulturbild eröffnet uns doch allein dieser eine Umstand!

Ein Aktenstück aus dem „Geburtsbuch der Pfarrei Gengen-

bach", welches die Geburt von Scheffel's Vater betrifft, mag diese Beziehungen der Familie zur Abtei urkundlich darlegen. Es lautet: Hodie vigesima nona Junii anni millesimi septingentesimi octogesimi noni a me infra scripto baptizatus est Philippus Jacobus praenobilis Domini Magni Scheffel Receptoris Imp. Monasterii Gengenbachensis et praenob. Dominae Joannae Läuble legit. conjugum filius legitimus hodie natus. Patrinus erat Reverendissimus Perillustris ac Amplissimus Dominus Jacobus Maria Trauttwein, Abbas Imp. Monasterii Gengenbachensis gratissimus et Ministeriali modo Nobilis Dominus de Frembgen J. U. Doctor et Cancellariae ac Jurium Director et Consulens huius ipsius Monasterii. Matrina vera Nobilis Domina Theresia Schmautz, nata Schomatz, praenobilis Domini Joannis Baptistae Schmautz, Consulentis Ordinis Equestris Offonisburgi, uxor legit. Subscripserunt ad faciendam fidem omnes praedicti manu propria.

Patrinus Principalis: Jacobus Maria, Abbt.

Matrina et Avia: Theresia Schmautz.

Patrinus ministeriali more praesens: Ignatius de Frembgen.

Baptizans: P. Bernardus Schwörer. prof. Geng.

Pater: Magnus Scheffel.

Die deutsche Uebersetzung würde ungefähr folgendermaßen lauten: „Heute, den 29. Juni 1789, wurde von dem Unterzeichneten der heute geborene Philippus Jakobus, ehelicher Sohn des vieledelen Herrn Magnus Scheffel, Schaffners des Reichsstiftes Gengenbach, und seiner rechtmäßigen Gemahlin, der wohlgeborenen Frau Johanna Läuble, getauft. Pathe war: Seine Gnaden der Hochwürdigste und Durchlauchtigste Herr Jakobus Maria Trauttwein, Abt des Reichsstifts Gengenbach. Seine Stelle vertrat Herr von Frembgen, Doktor der beiden Rechte, Kanzlei- und Gerichtsdirektor und Rath eben dieses Klosters. Pathin aber war: die edle Frau Theresia

Schmautz, geborene Schomatz, rechtmäßige Gemahlin des Hochwohlgeborenen Herrn Johannes Baptista Schmautz, Rathes des Offenburger Ritterordens. — Zur Beglaubigung dieses haben alle oben genannten Personen ihre eigene Unterschrift hiehergesetzt." (Folgen die Namen.) — Nach dem Ehebuch vom Jahre 1788, S. 163 Nr. 29, verehelichte sich Magnus Scheffel, Großvater des Dichters (Sohn des Joseph Scheffel, Bauers zu Langenerringen in Schwaben, und der Veronika Trauttwein), Schaffner (receptor) des Klosters — den 17. Juni 1788 mit der Johanna Läuble. Dieser Ehe entsproßten folgende Kinder: 1. Philippus Jakobus Scheffel (Vater des Dichters), geb. 29. Juni 1789; 2. Ther. Genovefa Scheffel, geb. 6. Febr. 1791.

Diese wenigen Daten genügen völlig, um die Richtung, welche Scheffel's poetisches Talent dann unter ganz anderen Einwirkungen eingeschlagen, in ihrem organischen Ursprung uns begreifen zu lehren, sie könnten wohl noch bedeutend vermehrt, ihr Ergebniß aber nicht wesentlich verändert werden. Sie genügen vollständig, um unwiderleglich darzuthun, daß nicht gelehrte Liebhaberei den Dichter dazu geführt hat, alte Kloster-Chroniken zu studiren und die Trümmerstätten einer vergangenen Kultur zu neuem Leben erstehen zu lassen, daß etwas Anderes ihn vielmehr begabte, diese Bilder mit farbigem, daseinsfreudigem, blutdurchströmtem Leben zu erfüllen. Ihm war diese Welt von Klein auf nichts Todtes, sondern etwas Lebendiges; die Phantasie des Knaben schon hatte sich gewöhnt und es sich zur zweiten Natur werden lassen, die Reste der heimatlichen Vorzeit künstlerisch zu ergänzen und mit buntem Leben zu bevölkern, in jener Weise, die er in dem schönen Beispiel in der Vorrede des „Ekkehard" gekennzeichnet hat. Da erzählt er, wie er in sonnigen Jugendtagen einstmals mit etlichen Freunden durch die römische Campagna gestrichen und dabei auf Reste eines alten Grabmals gestoßen sei. „Unter Schutt und Trümmern lag auch, von

graugrünem Acanthus überrankt, ein Haufe auseinander gerissener Mosaiksteine, die ehedem in stattlichem Bild- und Ornamentswerk des Grabes Fußboden geschmückt. Es erhub sich ein lebhaftes Gespräch darüber, was all' die zerstreuten gewürfelten Steinchen in ihrem Zusammenhang dargestellt haben mochten. Einer, der ein Archäolog war, hob die einzelnen Stücke gegen's Licht und prüfte, ob weißer, ob schwarzer Marmor, ein anderer, der sich mit Geschichtsforschung plagte, sprach gelehrt über Grabdenkmale der Alten, — derweil war ein dritter schweigsam auf dem Backsteingemäuer gesessen, der zog sein Skizzenbuch und zeichnete ein stolzes Viergespann mit schnaubenden Rossen und Wettkämpfern und viele schöne jonische Ornamentik darum; er hatte in der Ecke des Fußbodens einen unscheinbaren Rest des alten Bildes erschaut, Pferdefüße und eines Wagenrades Fragmente, da stand das Ganze klar vor seiner Seele und er warf's mit kecken Strichen hin, derweil die anderen in Worten framten." .... Scheffel brauchte — so lange seine Schaffenskraft noch im Besitz ihrer ursprünglichen Frische war — nicht mühsam ein künstliches Scheinleben zu konstruiren, wenn es galt, ihm liebgewordene Gestalten der Geschichte seiner Heimath zu poetischem Dasein zu erwecken; ihm strömte aus der Erinnerung und Erfahrung eine Fülle realer Anschauung zu, die sich um diese Gestalten verdichtete zu blühendem Leben; er war — wie Walter Scott, der Schotte — kraft der eigenen Gemüthsbildung im Stande, den alten Stammesgenossen ungezwungen das ihnen Gemäße nachzuempfinden und sie reden zu lassen, wie es ihnen zukam. Dies hat ihm kein Ebers, kein Dahn, und nur selten, soweit dessen historische Romane in Betracht kommen, die Dichterkraft Freytags nachmachen können, weil ihnen eben diese wesentliche Voraussetzung fehlte, welche durch Fleiß oder Absicht sich nun und nimmer ersetzen läßt. Die gelehrten Studien erzogen und bildeten freilich später Scheffel's Talent, aber seine Richtung empfing, die

Vorliebe für die heimische Vorzeit entnahm er der Welt der lebendigen Jugendeindrücke, welche die Wirklichkeit der ihn umgebenden Landschaft und der mündlichen Ueberlieferung im Bunde mit den Resten alter Sitten und Gebräuche, die er selbst noch miterleben durfte, seiner Seele eingeprägt hatten.

Doch lange vor der Gelehrsamkeit und gleichzeitig mit dem naiven Trieb, jene Kindheitserinnerungen durch exakte Studien zu läutern und zu ergänzen, kam in seinem inneren Wesen noch ein anderes Element an's Ruder. Die Entwickelung des Geistes zu freien Grundsätzen, die Bereicherung desselben mit modernem Wissen und einer Einsicht in die Gesetze der Geschichte und Natur, die aus dem gläubigen Sohne fromm-katholischer Eltern einen vorurtheilsfreien Jünger der pantheistischen Weltanschauung machten. Ohne diese Einwirkung einer befreienden wissenschaftlichen Bildung hätte seine Vorliebe für die Zeiten des Ritterthums und die Kultur des Mittelalters, trotz seines kräftigen Wirklichkeitssinns und der Ursprünglichkeit seines Wesens, sehr wohl in jene weltflüchtige, wirklichkeitsscheue Gefühlsweise ausarten können, welche dem Wesen der meisten Dichter der deutschen romantischen Schule in der Metternich'schen Epoche einen so ungesunden und unheilvoll wirkenden Charakter gegeben hat. Der Protest seiner frischen Jugenddichtung gegen „den amaranthnen Weihrauch-Duft der frommen Seele" wäre dann wahrscheinlich unterblieben und sein Geist demselben mit den Jahren vielleicht doch erlegen. So aber erzeugte die Wechselwirkung zwischen der Stimmungswelt seiner Seele, in welcher die Liebe zur Vorzeit waltete, und seinem gegen reaktionäre Tendenzen protestirenden Geist jenen Humor, der seiner Poesie einen so eigenthümlichen kräftig-lieblichen Duft, eine an den Würzgeschmack edlen Weins erinnernde Mischung von milder Süße und herber Kraft gegeben hat. Der Geist der gedankenscharfen Kritik mischte sich der Aeußerung seiner künstlerischen Freude an der naiv-kräftigen Lebensweise seiner Altvordern,

wie seiner gemüthstiefen Naturliebe bei; aber es war ein milder Geist, ich möchte ihn die Ironie der Toleranz nennen. So bespötteln Eltern die Fehler ihrer Verzugskinder, so persiflirt der humoristisch veranlagte Mann seine eigenen Vorurtheile und Liebhabereien. Diese Ironie war das Salz, welches das im „Ekkehard" bereitete poetische Mahl den Gebildeten unter den Protestanten wie den Katholiken so schmackhaft und sympathisch machte. Sie gab den fröhlichen Studentenliedern, welche die neuesten Errungenschaften der modernen Wissenschaft ebenso zum Gegenstand einer rein komisch wirkenden Travestirung machten, wie ehrwürdige Legenden der Bibel und der nationalen Geschichte, die der akademischen Jugend unserer Zeit so sympathische Würze. In den, dem Stoff nach so verschiedenen Liedern vom „Kometen" und vom „Ichthyosaurus", vom Jonas im „schwarzen Walfisch zu Askalon" und vom „Hildebrand und Hadubrand" ist sie das gemeinsame humoristische Element. Sie macht in seinen Darstellungen des Mönchslebens wohl den Gedanken zum leitenden Prinzip, daß auch in diesen hartgeschulten, strenge gewöhnten Naturen das Recht der Sinne, die Stimme des Bluts schicksalbestimmend wirkte und diese, trotz der das Gegentheil beabsichtigenden Wirkung der drei Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth, nicht verleugnen konnten, daß sie Individualitäten von selbstständiger Art und ureigenen Instinkten, Begierden und Fähigkeiten blieben; aber kein Haß macht diese Darstellungen zum Zerrbild. Gegen die Unnatur und Unvernunft des Aberglaubens, der Fleischabtödtung, des Glaubensfanatismus richtet sich sein feiner, milder und dabei höchst wirksamer Spott, während die Pietät vor der Gesetzmäßigkeit des Historischen und die Erinnerung an die Lieblingsvorstellungen seiner Kinderzeit ihn hindern, diese duldsam lächelnde Ironie mit „der Tendenz Verpfefferung" zu schärfen. Selbst der liebe gute Familienheilige St. Fridolin hat, trotz

der besonderen Rücksicht, die der Dichter gerade ihm angedeihen ließ, seinen Theil von jener Kritik erfahren.

Nicht erst auf der Universität hat der Geist des jungen Scheffel jene Entwicklung genommen, welche ihn den kirchlichgläubigen Traditionen seiner Familie von Vaters Seite entfremdete. Auch nicht nur im Karlsruher Lyceum, das schon damals den Ruf einer besonders trefflichen Schule genoß, sondern auch im Vaterhaus dürfen wir die bildenden Einflüsse suchen. Wohl hingen die Eltern der angestammten Kirche in dem Grade an, daß der Dichter später in Rücksicht auf sie einige gegen klerikale Anmaßungen gerichtete Gedichte, so das mündlich weitverbreitete vom heiligen Borromeus und der Bavaria, nicht in die Liedersammlung des „Gaudeamus" aufnahm. Aber ein frömmelnder Ton herrschte deshalb keineswegs in dem elterlichen Hause, das in einer der angesehensten Straßen der badischen Residenz, Stefanienstraße Nr. 16 (damals Nr. 18) gelegen war und das Hauptmann Scheffel kurz nach der Geburt des Sohnes Joseph im Herbst 1826 käuflich erwarb und bezog; es war eben erst im Bau vollendet und sehr schön, frei in einem großen Garten, gelegen. Auf der Rückseite boten die Fenster freien Blick auf die Buchen und Eichen des Hardtwaldes. Zur Welt gekommen war der Dichter jedoch im zweiten Stocke des dreistöckigen Wohnhauses Steinstraße Nr. 25. Aus dem Umstande, daß das Haus in der Stefanienstraße im Grund- und Pfandbuch auf den Namen der Mutter Scheffel's eingetragen ward, ist zu schließen, daß das Haus aus ihrem Vermögen bezahlt ward. Auf alle Fälle war die junge Frau Hauptmann die Tochter vermögender Eltern und da sie einen lebhaften Sinn für Literatur und Kunst bis an's Lebensende bethätigte, so ist zu vermuthen, daß in dem behäbigen Oberndorf, das an der verkehrsreichen Straße, die von Stuttgart über Tübingen nach dem Bodensee führt, ihr mehr als die gewöhnlichen Bildungsmittel einer Kleinstadt zur Verfügung gestanden haben. In der Bibliothek dieser auch in

ihrer Neigung zur Poesie echten Tochter ihrer schwäbischen Heimath werden neben Goethe die Werke der großen schwäbischen Dichter Schiller und Uhland, durch welche ein so mächtiger Zug freien Bekenntnißmuths und kühner Wahrung der Gedankenfreiheit geht, einen Ehrenplatz behauptet haben und neben dem schon genannten vornehmsten Sänger des Schwarzwalds, Johann Peter Hebel, neben den Romanen Walter Scott's, die damals in Deutschland so recht in Mode kamen, dürfen wir mit Sicherheit unter den Lieblingsbüchern des leseeifrigen Lyceaten jenen Roman desjenigen deutschen Dichters vermuthen, der vor Scheffel auf dem Gebiet des historischen Romans Scott's glücklichster Nacheiferer in Deutschland wurde, den „Lichtenstein" des im Jahr 1827 im blühenden Jünglingsalter jählings dahingeschiedenen Stuttgarter Dichters Wilhelm Hauff. Man muß sich die Wirkung des plötzlichen Todes dieses hochbegabten, schönen und liebenswürdigen Jünglings auf das literarische Publikum Schwabens vergegenwärtigen, um mit Sicherheit aussprechen zu dürfen, daß gerade der Name Wilhelm Hauff's früh an unseres Knaben Ohr in einer Betonung geklungen sein wird, welche in diesem die Vorstellung erweckte, daß es etwas Hohes sei, ein solcher Dichter zu werden, wie der Verfasser des „Lichtenstein" und der „Phantasieen im Bremer Rathskeller". Und von allen früheren Dichtern hat mit Scheffel als Poeten, wenn man sämmtliche Züge zusammenfaßt, in der That die meiste Aehnlichkeit Wilhelm Hauff, womit keineswegs gesagt ist, daß dieses Verhältniß etwa als das eines Schülers zum Meister bezeichnet werden könnte. Denn nach Stil und Ausdruck ist zum Beispiel die schwärmerische Verherrlichung der Poesie des Studentenlebens in den genannten Bremer Rathskellerphantasien und das Walten dieser Poesie selbst in Scheffel's „feuchtfröhlichen" Studentenliedern von Grund aus verschieden, aber es ist dieselbe Gefühlswelt, in der diese wie jene wurzeln, ebenso wie derselben Heimatsliebe und dem-

selben Triebe, das Leben der großen historischen Vorzeit des Schwabenlands poetisch zu gestalten, der „Lichtenstein" und der „Ekkehard" entstammen. Von aufklärender Wirkung auf den Geist des Knaben muß aber vor allem derselbe Johann Peter Hebel gewesen sein, dessen naturfrische Poesie und naive Beseelung der Natur wir — wie gezeigt ward — in Scheffel's Jugenddichtung wiederfinden und dessen bedeutender Einfluß auf diesen sich auch in der ersten größeren literarischen Arbeit des Dichters, den Briefen „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald" (im Stuttgarter Morgenblatt, Jahrg. 1853) in direktester Weise durch vielfache Berufung auf seine Autorität und angezogene Stellen aus seinen Gedichten geäußert hat. Denn dieser innignaive Dialektdichter des alemannischen Oberlands war als Volksschriftsteller und Seelsorger ein Aufklärer und Rationalist; seine Poesie liebt es zwar, die guten Genien des Lebens als freundliche Engel menschlich zu gestalten; von Gespenstern hielt er aber nicht viel. So heißt es z. B. im „Geisterbesuch auf dem Feldberg":

„'s isch doch an ne Gruus, seit iez der Engel, aß d' Mensche
so ne Furcht vor Gspenstere hen, und hätte's nit nöthig.
's sie zwee einzige Geister de Mensche gefährli und furchtbar:
Irrgeist heißt der eint', und Ploggeist heißt der ander . . ."

Im dritten Abschnitt seiner Beiträge zur Religionsphilosophie, der von „Geistern und Gespenstern" handelt, aber lesen wir: „Dem Gespensterglauben möchte ich das Wort nicht reden. Er scheint bloß zum Schrecken und Betrügen gut zu sein." — Schließlich war das elterliche Haus Scheffel's nicht nur insofern ein offenes als es gastlich war; es stand auch offen dem erfrischenden Lufthauch der Zeit und einer befreienden geistigen Strömung, die sich damals in Baden durch Wessenberg sogar den Katholizismus unterwarf und in der Politik das Land zum Hort liberaler Ideen machte.

Ein gut Stück Rationalismus und weltklug-praktischer Mutterwitz war aber vor allem in dem Naturell von Scheffel's

Mutter lebendig. Auf sie paßt völlig, was Goethe vom Einfluß der „Frohnatur" der seinen auf sich gesagt hat, und in noch manch anderer Beziehung ergiebt der Vergleich der „Frau Majorin" mit der „Frau Rath" eine Fülle verwandter Züge. Die Wittwe des Professors Julius Braun („R. Artaria"), deren schon 1869 verstorbener Mann zu den intimsten Jugendfreunden Scheffel's zählte, und die selber Scheffel's Mutter sehr wohl gekannt hat, schildert sie nicht nur als eine hervorragend schöne und lebhafte Frau, deren poetische Produkte der Sohn mit kindlicher Pietät verehrte, sondern vor allem auch als eine humoristische Natur, deren heitere Weltgewandtheit sie in den Stand setzte, in den geselligen Kreisen der Residenz eine hervorragende Stellung einzunehmen. (Vergl. „Gartenlaube", Jahrg. 1886, Mai.) Nicht bloß im Elternhause, auch in einem katholischen Stift hatte sie eine für die Tochter eines Landstädtchens hervorragende Erziehung genossen. Aber vor allem war ein selbstständiger reger Geist in ihrer Familie erblich und gehörte sie zu jenen ursprünglichen Naturen, die sich ihre Bildungsmittel selbst suchen und wählen. Auch ihr poetisches Talent äußerte sich in naiver Weise, so besonders in Improvisationen. So sind die Märchen, welche sie ihrem Sohne hinterlassen hat, aus dessen Nachlaß jetzt mehrere durch eine Freundin des Hauses, Frau Alberta von Freydorf, unter dem Titel „In der Geißblattlaube" dem größeren Publikum bekannt gegeben werden, nicht am Schreibtisch entstanden, sondern in mündlicher Improvisation unter dem Antrieb, dem Verlangen der Kinder nach neuen Märchen erzählend Rechnung zu tragen. Fast sämmtlich tragen sie den Stempel des ihr eigenthümlichen naiv-heiteren und gemüthvollen Humors, namentlich die von ihr selbst niedergeschriebenen „Der ausgetretene Kinderschuh", „Strickrikkel" und „Das Märchen vom Hirsebrei". Die Phantasie überwog in ihr den Verstand und machte sie fähig, auch ohne gründliches Wissen eine lebhafte und fesselnde Unterhaltung über jedes Thema anzu-

regen und lebendig zu erhalten. „Ihren großen Tag erlebte die „Frau Majorin", heißt es in dem citirten Aufsatz, „als Anfang der fünfziger Jahre ein nettes Lustspiel von ihr im Karlsruher Hoftheater aufgeführt wurde und die großherzoglichen Herrschaften, sowie Alles, was zur Gesellschaft zählte, den lebhaftesten Beifall klatschten." Das Stück hieß „Lorle und Dorle", war in schwäbischer Mundart geschrieben und ist auch in Heidelberg auf die Bühne gekommen.

Diese Mutter, deren Schönheit und geistige Frische auch auf die einzige Tochter, Marie, übergegangen war, während der zweite Sohn, Karl, geistig und physisch als ein bedauernswerther Krüppel zur Welt kam, nahm von Anfang an den regsten Antheil an den geistigen Bestrebungen ihres Erstgeborenen. Wie sie ihm und der Schwester, als beide noch klein waren, „in der Geißblattlaube" des Gartens ihre Märchen erzählt hatte, so folgte sie mit treuem Antheil und seltenem Verständniß der geistigen Entwickelung des Schülers. In späteren Jahren war sie ihm gleichzeitig Mutter, Freundin und treue Beratherin; und wir werden sehen, daß er oft Gelegenheit hatte, ihren Rath in Anspruch zu nehmen und es auch that. Während der Schulzeit dürfte dagegen das gesellige Leben im Haus, das ihr ein Bedürfniß war, den stillen und fleißigen Knaben öfters gestört und abgestoßen haben. Frau Rosalie Braun erzählt in dieser Beziehung nach den Mittheilungen ihres Gatten, daß der junge Joseph kein häufiger Theilnehmer an den Abendgesellschaften im mütterlichen Salon gewesen sei. „Vereinigungen alltäglich schwätzender Menschen blieben ihm zeitlebens ein Gräuel, und so rettete er sich schon damals hinauf in seine Dachstube, deren Fenster in die grünen Wipfel hinaussahen, „wo die Hardtwaldamseln den Frühling ansangen", und verbrachte dort hinter seinen Büchern oder mit einem guten Freunde die Stunden voll Jugendpoesie und unklaren Zukunftsahnungen, die so selig in der Erinnerung der Altgewordenen stehen." Aber

auch in dieser Knabenzeit stand der reich begabte Erstgeborene im Mittelpunkt des Interesses der Frau Majorin. Sie nahm innigen Antheil an seinen ersten Versuchen auf den Gebieten der Poesie und Malerei, hatte ein freundliches Wort für Jeden, der als Bekannter des Sohnes ihr Haus betrat, und als der Primaner anfing, im Freundeskreise auch anakreontische Vorstudien für das Studentenleben zu betreiben und seine eigenthümlich-ästhetische Vorliebe für dessen gesellige Freuden sich zu regen begann, ließ sie ihn freundlich gewähren, wie sie denn auch seine früh hervortretende Liebhaberei für schöne alterthümliche Trinkgefäße mit Sympathie unterstützte. Die innere Abneigung gegen alles Philisterthum hatte er wie sein Talent von dieser Mutter geerbt, die mir einer der damaligen Schulkameraden, der jetzige Oberlandesgerichtsrath Edmund Kamm in Karlsruhe, als die geistreichste Frau bezeichnet hat, die er je gekannt habe. Von besonderer Wichtigkeit für unsere Betrachtung erscheint mir aber noch die weitere Mittheilung dieses Gewährsmanns, daß Joseph und mehrere seiner Kameraden unter Leitung dieser Mutter auf dem Speicher des Hauses einmal eine theatralische Aufführung ins Werk setzten — Zuschauer waren dabei Freunde Josephs und Freundinnen seiner Schwester — und daß kein geringeres Stück als Goethe's Götz von Berlichingen derselben Gegenstand war. Das geniale Jugenddrama des jungen Goethe, in welchem ein Kapitel altdeutscher Kultur mit unnachahmlicher Frische und farbenleuchtender Gegenständlichkeit zu poetischer Darstellung gelangte, hat danach an der Entwickelung des Geschmacks und der poetischen Richtung Scheffels ebenfalls einen erheblichen Antheil gehabt.

Wie frühe und auf was für selbstständige Weise sich überhaupt diese Geschmacksrichtung bethätigt hat, deren Ursprung ich in der Einleitung nachgewiesen, beweist ferner ein hübscher Zug aus der Knabenzeit, den mir ein anderer Jugendfreund des Dichters, Herr Hauptmann Karl Klose in Karlsruhe, dessen Eltern damals den oberen Stock im Scheffel'schen Hause bewohnten,

und dessen Vater ein Waffengefährte des Herrn Major war, erzählt hat. Schon als halbwüchsiger Bub zeigte Joseph nämlich eine leidenschaftliche Vorliebe für jene alten Volksbücher der deutschen Literatur, vom Doktor Faust und dem Käthchen von Heilbronn, von der schönen Magelone und der heiligen Genovefa u. s. w., die auch auf den jungen Goethe und Heinrich von Kleist so tief eingewirkt haben. Und zwar war dieses Interesse so mächtig, daß er nicht nur sein Taschengeld auf den Ankauf solcher Geschichten verwandte, sondern — wenn dieses nicht langte, vor dem Meßstand des Büchertrödlers, dessen Kunde er war, Posto faßte und sie gegen eine geringe Leihgebühr von ein paar Kreuzern gleich an Ort und Stelle auf einen Zug durchlas.

Im Vergleich mit der lustigen Frau Majorin war der Vater Scheffel's ernst und gesetzt, ein Beamter von rechtschaffener Lebensführung und biederem Wesen. Erst in den späteren Jahren des Sohnes sind die Eigenschaften stärker hervorgetreten, die dieser von ihm geerbt hatte; Ordnungsliebe, ein unbeugsamer Rechtssinn, eine gewisse Sprödigkeit im Beharren auf eigener Meinung, Werthschätzung von Rang und Würde sind da besonders hervorzuheben. Aber unbedeutend, wie wir in einzelnen Nekrologen auf den Dichter behauptet fanden, war der Herr Major und Oberbaurath keineswegs und besonders zwei Momente in seiner Einwirkung auf den Sohn sind von einer Bedeutung, die nicht unterschätzt werden darf. Scheffel's Vater, der, wie schon gesagt, 1790 zu Gengenbach geboren und regelrecht zum Ingenieur ausgebildet worden war, hatte den Uebergang aus der Rheinbundszeit zur nationalen Erhebung gegen das napoleonische Joch mit innerster Betheiligung erlebt, er war dem Ruf zu den Waffen gefolgt und hatte an dem entscheidenden Befreiungskampf gegen Frankreich in den Jahren 1814 und 15 als Offizier der Landwehr Theil genommen, und zwar mit Entfaltung einer besonderen Bravour, die ihm vor Straßburg 1814 eine Tapferkeitsmedaille eintrug.

Aus dem Kriege hatte er — wie alle Kampfgenossen — ein Gefühl für das Ideal eines einigen Deutschlands mit heimgebracht. Jene patriotisch-großdeutschen Gesinnungen, welche Scheffel bei all seiner Vorliebe für die engere Heimat zu jeder Zeit beseelt haben, hatten ihre Wurzel in dieser politischen Anschauungswelt des Vaters. Und zweitens war der Civilberuf des Vaters in ganz außergewöhnlichem Grade geeignet, das intime Heimatsgefühl, die Liebe zur heimischen Landschaft, in dem Knaben zu nähren. Der Oberbaurath Scheffel war Mitglied der Commission für die Regulirung des Rheins von Basel bis Mannheim; unter Oberst Tulla und mit dem französischen Bevollmächtigten Oberstlieutenant Guilleminot, bereiste und inspizirte er wiederholt die Ufer des großen Stromes, dessen Ruhm später der Sohn poetisch verherrlicht hat. Eine Abhandlung von ihm über die Correktion des Rheinlaufes von Basel bis Lauterburg wird von fachmännischer Seite gerühmt, ebenso eine biographische Schrift über den General Tulla, die er nach dessen Tode herausgab. Es konnte nicht fehlen, daß erstere Arbeiten des Vaters und dessen durch sie angeregten Gespräche den lebhaften Sinn für die engere Heimatskunde im Sohne mächtig anregten und befruchteten. Mit diesem Beruf des Vaters war aber ferner eine umfassende Thätigkeit als Zeichner verknüpft. Er selber zeichnete Pläne und auf seinen Dienstzimmern hatte der Sohn Gelegenheit, vielerlei Landschaftsaufnahmen, die sich auf badisches Land bezogen, zu betrachten. Diese Eindrücke wirkten auf den Knaben mächtiger als der ungenügende Zeichnenunterricht im Lyceum und er ruhte nicht, bis er Privatunterricht in der Kunst erhielt. Sein Lehrer wurde der Thiermaler Rudolf Kuntz, der Sohn des berühmteren Karl Kuntz. Dazu kam das Beispiel der für die Malerei sehr bedeutend beanlagten Schwester Marie, welche später unter Leitung des Galleriedirektors Frommel malte und verschiedene Landschaftsbilder der Karlsruher Gallerie kopirte. Auch wurde ihm öfter der Anblick

guter Bilder und dieser hat ihn nicht nur veranlaßt, sein eigenes zeichnerisches Talent auf eigene Faust zu üben, sondern der Anblick eines guten Bildes war es auch, der ihn zu seinem ersten öffentlichen Auftreten als Schriftsteller begeistert hat. Dasselbe fällt bereits in seine Lyceatenzeit. Das Fedor Dietz'sche Bild, welches die tapferen Pforzheimer bei Wimpfen zum Gegenstand hat, regte ihn zu einem Aufsatz an, der 1843 in der Karlsruher Zeitung erschien, womit er, wie mir sein Mitschüler Kamm mittheilte, nicht nur bei seinen Schulkameraden Aufsehen ob solch' kühnen Unterfangens hervorrief, sondern sich auch Billigung und Anerkennung in Künstler- und Gelehrtenkreisen erwarb. Daß Scheffel's erster literarischer Versuch zugleich sein Interesse für das Malerische wie für die heimische Geschichte zum Ausdruck brachte, ist gewiß bemerkenswerth, beweist doch dieser Umstand, wie elementar beide Triebe in seinem geistigen Leben wurzelten.

In der Schule fand Scheffel dagegen zur Entwickelung derselben keine Anregungen. Was noch heute ein Mangel des Unterrichts in unseren Gymnasien ist, daß die Kräfte der Phantasie nicht geübt werden und die Anschauungskraft keine Nahrung erhält, war in den dreißiger und vierziger Jahren im Karlsruher Lyceum nicht besser. Die Begeisterung genialer Gelehrter für die Erforschung des deutschen Alterthums hatte in den Gelehrtenschulen der Deutschen noch keinen Widerhall gefunden. Der Lehrer der Geschichte, Hofrath Vierordt, beschränkte sich beim Unterricht — wie dies so üblich — auf Daten und Zahlen, ebenso war die Einführung der Primaner in das Studium der Philosophie eine mechanisch geistlose. Dagegen war der Unterricht in den klassischen Sprachen ein vortrefflicher und Scheffel's hervorragendes Sprachtalent fand hier die günstigste Ausbildung. Auch der Lehrer des Deutschen, unter dem die Aufsätze entstanden, Hofrath Gockel, war ein Mann von frischem, heiteren Geiste und aufmunternder Methode. Als Scheffel eintrat, stand das Gymnasium unter

Direktor Zandt. Doch starb dieser bald und während der wichtigsten Schuljahre Joseph's war Professor Kaercher Direktor. Dieser leitete die Lektüre der griechischen und lateinischen Klassiker und es ist beachtenswerth, daß dieser Hauptlehrer die Etymologie zum Steckenpferd hatte und der Hinweis auf die Sprachentwickelung seinem Unterricht eine Würze gab, die mindestens sein Musterschüler — Scheffel war nach dem Zeugnisse Kamm's von der untersten bis zur obersten Klasse entweder der Erste oder der Zweite, unbestritten aber der Erste, was seine geistigen Anlagen betraf — sehr schmackhaft fand und auf dessen spätere Empfänglichkeit für altdeutsche Sprachstudien sicherlich nicht ohne Einfluß geblieben ist. Auf jeden Fall war Scheffel ein ausgezeichneter Schüler und zwar ohne daß sein aufgewecktes, wenn auch sinniges Wesen dadurch an Frische eingebüßt hätte. Mit Leichtigkeit bewältigte er — bald mehr oder minder gründlich — die Schulaufgaben und fand dabei genügende Zeit, um seine Privatliebhaberei für die Zeichnenkunst zu pflegen und seine Neigung zum Studium der Geschichte nnd Literatur in selbstständiger Weise zu befriedigen. Dann saß er in jener Dachstube, die einen Vollblick ins Grüne gewährte, und fühlte sich glücklich. Und hier empfing er auch die ersten Besuche der Muse, die ihm nicht, wie es anderen angehenden Dichtern in ärmlicheren Dachstuben ergangen ist, als Tröster in zu erscheinen brauchte, sondern als heitere Zeitvertreiberin und Spielkameradin. Nicht unter Entbehrungen und Kämpfen entstanden diese ersten Gedichte, sondern als Ausdruck frohen Behagens und jugendlicher Daseinslust. Stimmungen, wie sie in Gedichten des Jünglings Wolfgang Goethe wie „Bergschloß“ oder „Der neue Amadis“, das im Frankfurter Altbürgerhaus auf dem Hirschgraben entstand, zur Aussprache gelangten, werden auch in dem traulichen Zimmer des in günstigsten Verhältnissen aufwachsenden Karlsruher Stadtkindes Einkehr gehalten haben, das, wie wir sahen, um dieselbe Zeit Goethe's lebendurchglühtes Ritterdrama „Götz“ mit Intensität in sich aufnahm.

— — — — — — — —

„Doch Du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja, ich war ein Mann . . ."

Daß auf dem Weg der Lektüre der Geist der Ritterromantik, wie sie in der deutschen und normannischen Heldensage waltet, sich überhaupt damals der jungen Geister des Scheffel'schen Freundeskreises bemächtigt hatte, ist uns ausdrücklich beglaubigt. Und zwar gab diese Romantik sogar den Kneipabenden der jungen Primaner Form und Gehalt. König Artus' Tafelrunde wurde nachgeahmt und allerhand ritterliches Kostüm mußte die Illusion unterstützen. Scheffel, dessen äußere Erscheinung und sinnig-freundliches Wesen in jenen Jahren etwas von mädchenhafter Scheu und Anmuth an sich hatte, fiel in diesem Kreise die Rolle der Königin Ginevra zu, und, mit Schleier und goldenem Stirnreif kostümirt, athmete er zuerst die Poesie studentischer Kneipgeselligkeit, die er später mit so viel männlicher Kraft und derbem Humor zum Element vieler seiner besten Lieder gemacht hat. Auch von anderer Seite wird uns das Aussehen des Gymnasiasten Joseph Scheffel in entsprechender Weise beschrieben. So schildert es der inzwischen längst zum berühmten Meister gereifte Landschaftsmaler Wilhelm Klose in Karlsruhe, der mit ihm zu gleicher Zeit das Lyceum besuchte, mit folgenden Worten: „Er trug lange hellblonde Haare und hatte ein schmales feingeschnittenes Gesicht, ja im ganzen Aussehen etwas Mädchenhaftes; dies auch noch als Student, so daß

er einmal als Kellnerin verkleidet von keinem seiner Verbindungsbrüder erkannt wurde, bis er einen Schoppen „explenirte“.

Die Wittwe eines der Mitglieder dieses Kreises, des schon genannten Egyptenfahrers und Archäologen Julius Braun, hebt in ihren „Erinnerungen“ mit Recht hervor, daß die damalige Oberklasse des Gymnasiums eine ganze Reihe ausgezeichneter Köpfe als Schüler gezählt habe. Namen wie Julius Braun, Graf Reichenbach, Ellstädter, Stößer, Ludwig Eichrodt, Karl Blind mögen den Jahrgang veranschaulichen. Daß die aufgeweckten Lateinschüler keine Kopfhänger waren, sondern unter ihnen vielmehr jener lustig-kecke Gymnasiasten-Humor herrschte, den Scheffel später im „Ekkehard“ auch seinen St. Galler Klosterschülern in so gelungener Weise zugeeignet hat, wird uns allgemein bezeugt. „Ein heute noch erhaltenes „Philologen-Album“ (von den Schülern den Lehrern gewidmet) zeigt in Wort und Bild eine erschreckliche Respektlosigkeit gegen die theuersten Errungenschaften philologischen Scharfsinns, aber zu gleicher Zeit die wahrhaft geniale Drastik und den sprühenden Geist der muthwilligen Autoren.“ Etwas von diesem Muthwillen, der dem frohen Vorgefühl der akademischen Freiheit entsprang, pulsirt auch in einem Poem Scheffel's aus damaliger Zeit, das er einem seiner Freunde zum zwanzigsten Geburtstag dichtete und das im übrigen beweist, wie sehr sein poetischer Vortrag jetzt noch unter der Zucht jener „neun antiken Tanten“ stand, denen er später in der Vorrede zum „Gaudeamus“ ein Schnippchen schlug.

„Aber es hatte die Muse schon früh seinen Scheitel berühret,
Und von Buttmann und Krebs flüchtet' er an ihre Brust.
„Keck“ drum nannt' ihn Herr Süpfle, der zeusgeliebte Professor,
Vierordt, der Hofrath, auch schüttelt' bedenklich das Haupt.
Doch es erlosch nicht der göttliche Funke im Lärm der Philister,
Brannte und glühete fort, Flammen ersprühend und Licht.
Endlich konnt' ihn die Hydra Lyceum nicht länger umstricken,
Frei, mit geflügeltem Schritt, zog er gen Heidelberg hin.“

Doch nicht so völlig „frei, mit geflügeltem Schritt" bezog Joseph Scheffel selbst die Universität. Nicht die Muse der Poesie allein hatte ihn bereits aufmunternd angelächelt; mächtiger noch fühlte er sich zur Malerei hingezogen. Der Dichter hat es später wiederholt ausgesprochen, daß er sich damals zum Maler berufen fühlte, und nicht aus freiem Antrieb, sondern nur dem bestimmten Wunsche des Vaters folgend, ein Student der Rechte geworden sei. Als er später, da er schon den „Trompeter" wie den „Ekkehard" als Zeugnisse seines Dichterberufs aufzuweisen hatte, für die humoristische Anthologie von Ignaz Hub eine autobiographische Skizze verfaßte, schrieb er über seinen Werdegang: „Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler werden sollen, Erziehung und Verhältnisse wendeten zum Dienste der Justiz, die unerfüllte Sehnsucht nach der bildenden Kunst und die Oede eines mechanischen Berufes riefen in ihrem Zusammenwirken die Poesie wach, das Anschauen und zum Theil das Selbsterleben der vielen schiefen und kuriosen Verhältnisse im öffentlichen Leben, an denen seit 1848 unser Vaterland so reich ist, gaben dieser Poesie eine ironische Beimischung, und meine Komik ist oft nur die umgekehrte Form der inneren Melancholie."

Von diesen späteren Seelenkämpfen ahnte jedoch der wissensfrohe, von treuer Elternliebe sorglich umhegte Primus der Karlsruher Prima vom Jahre 1843 noch wenig; so hart ihm auch der Machtspruch des Vaters, der ihn durchaus zum badischen Beamten heranziehen wollte, in den Stunden der Entscheidung angekommen sein mag. Seiner Neigung zur Kunst wurde von den Eltern wenigstens in soweit Rechnung getragen, daß er der Kunststadt München unter den Universitäten den Vorzug geben durfte. Dahin zog er denn im Herbst 1843 — weniger von Sorgen über das ungeliebte Brodstudium als von der Wonne erfüllt, die beim Verlassen der engen Schulräume und beschränkender häuslicher Verhältnisse, der Uebertritt in die Freiheitswelt des Studenten, des

Musensohns, wohl jedem das Herz schwellt, die aber gerade er vor Tausenden berufen war, mit jugendlichem Enthusiasmus zu empfinden.

Blicken wir aber auf die Geschichte seiner Kindheit zurück, so wird uns klar, daß die Eigenthümlichkeit seines Ursprungs die Ursprünglichkeit seines poetischen Schaffens begründet. In den „Erinnerungen", welche Gebhard Zernin dem Angedenken des gealterten Dichters gewidmet hat, finden wir das Selbstbekenntniß: „Wenn Sie meine dichterische Art begreifen wollen, dann müssen Sie den Grund nicht in meinem Leben suchen — das ist sehr einfach verlaufen. Es kam Alles von innen heraus. Meine Mutter hätten Sie kennen müssen: was ich Poetisches in mir habe, das habe ich von ihr." Soweit die poetische Empfänglichkeit und Darstellungsweise in Betracht kommen, so hat dies Wort seine volle Geltung. Wenn wir aber die Eindrücke, die er in sich aufnahm und die innere poetische Anschauungswelt seines Geistes in Betracht ziehen, so ist dasselbe Wort auf seine andere Mutter, auf die Stammmutter seines Wesens anzuwenden, seine Heimath. Auf die schwäbisch-alemannische Heimat — von der er seinen Juniperus sagen läßt: „Zwischen Bodensee, Rhein und Schwarzwald hebt manch stolzer Berg sein Haupt und wenn ich Flügel trüge, . . . so wollt ich wohl am liebsten zur Stelle über das blaue Meer zurück und heimfliegen . . ., denn es muß Etwas der schwäbischen Luft beigemischt sein, was uns hinaustreibt weit in alle Welt, aber auch ein Zweites, was wieder heimwärts zieht mit starken Haken der Sehnsucht." — So ist auch er hinausgezogen, erst als Student, dann als Maler und Dichter weit hinaus in die Welt: aber immer hat es ihn wieder heimgezogen und die Sehnsucht nach der Heimat wurde seine Gehülfin beim Schaffen.





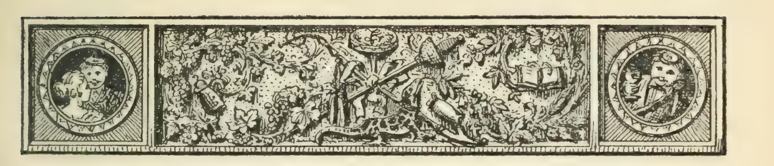
II.

Studiosus Scheffel.

„Nicht rasten und nicht rosten,
Weisheit und Schönheit kosten,
Durst löschen, wenn er brennt,
Die Sorgen versingen mit Scherzen —
Wer's kann, der bleibt im Herzen
Zeitlebens ein Student."

Scheffel (Albumspruch).





„Wie soll ich dich nennen, du hohes, rohes, edles, barbarisches, liebliches, unharmonisches, gesangvolles, zurückstoßendes und doch so mild erquickendes Leben der Burschenjahre? Wie soll ich euch beschreiben, ihr goldenen Stunden, ihr Feierklänge der Bruderliebe? . . . Nie! Deine lächerliche Außenseite liegt offen, die sieht der Laie, die kann man ihm beschreiben, aber deinen innern, lieblichen Schmelz kennt nur der Bergmann, der singend mit seinen Brüdern hinabfuhr in den tiefen Schacht. Gold bringt er herauf, reines lauteres Gold, viel oder wenig gilt gleich viel!“ . . Diese Worte Wilhelm Hauff's, die einen Grundakkord in den „Phantasieen aus dem Bremer Rathskeller“ des frühverstorbenen Dichters bilden, treten mir unwillkürlich in's Gedächtniß, da ich mich anschicke, über die Studentenjahre des Lieblingsdichters der deutschen Studenten unserer Zeit zu berichten. Von dem reinen lauteren Gold der Begeisterung für die Ideale der Schönheit und der Wahrheitserkenntniß hat er wahrlich nicht wenig geholt aus jenen Tiefen des Burschenlebens und die „Feierklänge der Bruderliebe“ sind nicht nur in seinem Herzen erklungen so lange er Student war, sondern sind in demselben nachgetönt während seines ganzen späteren Lebens. Und aus diesem Grunde ist die Studentenzeit Scheffel's, ob er dem Brodstudium auch nicht treu blieb, um dessentwillen er auf deutschen Hochschulen seine Weiterbildung suchte, ob seine Universitätsstudien

auch nur zum kleineren Theil für seine Laufbahn sich fruchtbar erwiesen haben, von größter Wichtigkeit für seine Entwickelung als Persönlichkeit wie als Dichter.

Wichtig sind ja diese entscheidenden Jünglingsjahre in jedem Lebenslauf geistig hervorragender Männer. Bei einem Dichter, dessen Lieder zu einem großen Theil in Anschauungen und Stimmungen der Studentenwelt wurzeln und solche zum Ausdruck bringen, haben sie naturgemäß noch eine ganz besondere Bedeutung. Der burschikose Humor, der in Scheffel's Trink- und Wanderliedern waltet, hat ihm ja mehr noch als die künstlerischen Vorzüge seiner größeren Werke zu dem erklärten Liebling der akademischen Jugend Deutschlands gemacht, als der er noch in fernliegenden Zeiten gefeiert werden wird. Freilich sind die bedeutendsten und schönsten dieser Lieder erst nach Ablauf von Scheffel's eigentlicher Studentenzeit entstanden. Aber es waren doch die mit urwüchsiger Frische und tiefinnerlicher Sympathie eingeathmeten Grundstimmungen, welche die Poesie des deutschen Studententhums ausmachen, die dann in ihnen zum Ausdruck gelangten.

Irren aber würde man sich, wollte man annehmen, der stille, sittsame und fleißige Lyceat habe sich auf der Universität umgehends in einen so flotten Bruder Studio verwandelt, wie man sich den Autor des Spruches: „Man spricht vom vielen Trinken stets, doch nie vom vielen Durste" zu denken geneigt ist. Nur allmählich kam vielmehr der Geist, der solchen Versen innewohnt, in ihm zum Bewußtsein und zur Aussprache. Lebte er im Anfang doch so solid, daß er nach dem Münchner 2. Semester erleben mußte, vom Vater die Mahnung zu erhalten, doch getrost mehr Geld zu verbrauchen als er bis dahin gethan. Ein Wort des gealterten Dichters möge uns zu der richtigen Vorstellung geleiten, die wir uns vom Studiosus Scheffel zu machen haben. Herr Hauptmann Zernin in seinen „Erinnerungen" hat uns dasselbe überliefert. „Wenn Jemand mein „Gaudeamus" in die Hand bekommt und liest da alle

die durstigen Lieder hinter einander in einem Zuge weg, da mag er wohl denken: nun, der hat's schön mitgemacht in seinen Studententagen. Aber er hätte doch Unrecht. Wohl bin ich von Herzen lustig gewesen im trauten Freundeskreise und habe des Studentenlebens Freuden durchgenossen wie Irgendeiner. Aber das hatte immer seine feste Zeit und ich bin auch fleißig im Hörsaal gesessen und habe mich die Mühe nicht verdrießen lassen, mich durch das Corpus juris und all das schwere Zeug juristischer Gelehrsamkeit, das Manchem langweilig vorkommt, redlich durchzuarbeiten." Zahlreiche Zeugnisse aus seinem damaligen Freundeskreise haben die Wahrheit dieses schlichten Selbstbekenntnisses uns bestätigt.

Vier Jahre, oder genauer drei und ein halbes, hat Scheffel's eigentliche Studentenzeit gedauert; das erste Jahr studirte er in München, das zweite in Heidelberg, das dritte in Berlin und das 1. Semester des vierten wiederum in der heimischen Universität am Neckar. Die Examenarbeit schrieb er dann im folgenden Semester in Karlsruhe.

Um Michaelis 1843 — im 18. Lebensjahre — verließ er, wie wir sahen, mit Ehren das Lyceum der Vaterstadt, um die Universität München zu beziehen. Am 3. November ist er daselbst in der juristischen Fakultät immatrikulirt worden. Von juristischen Fachkollegien hörte er im ersten Semester bei Arndts Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaften und Institutionen, sowie Geschichte des römischen Rechts; im folgenden Sommersemester deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und Kirchenrecht bei Phillips, sowie Rechtsphilosophie bei Moy. Nicht mit Unrecht hat man einige Stellen im „Trompeter von Säkkingen", die sich auf das Studium des Rechts beziehen, als Selbstbekenntnisse aufgefaßt, so auch Professor Karl Bartsch in dem größeren Aufsatz, der in der Monatsschrift „Nord und Süd" im Juliheft 1878 erschien. Aus der eigenen Seele des Dichters kommt die Klage, der Jung-Werner da Ausdruck verleiht:

„Also ward ich ein Juriste,
Kaufte mir ein großes Tintfaß,
Kauft' mir eine Ledermappe
Und ein schweres Corpus juris,
Und saß eifrig in dem Hörsal,
Wo mit mumiengelbem Antlitz
Samuel Brunnquell, der Professor,
Uns das römische Recht dozirte.
Römisch Recht, gedenk ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt!
Ein Geflunker mußt' ich hören,
Wie sie einst auf röm'schem Forum,
Kläffend mit einander zankten,
Wie Herr Cajus Dies behauptet
Und Herr Ulpianus Jenes,
Wie dann Spätre drein gepfuschet,
Bis der Kaiser Justinianus,
Er der Pfuscher allergrößter,
All mit einem Fußtritt heimschickt. . ."

Gerade die hauptsächlichsten der genannten Collegien waren ganz besonders dazu angethan, in der Stimmungswelt des Jünglings, die uns das erste Kapitel unserer Betrachtung kennen lehrte, derlei protestirende Gedankenströmungen zu erwecken. Ueberdies waren aber die allgemeinen Verhältnisse in der Hauptstadt des kunstsinnigen Wittelsbacher Fürsten, König Ludwig's des Ersten, die ihr den Ehrenamen eines Isar-Athen eingetragen haben, nur allzusehr geeignet, einem für die Kunst begeisterten Studenten die meist sehr trocken vorgetragenen Vorlesungen seines „Fachs" zu verleiden. Eifriger als diese besuchte er denn auch die Collegien der philosophischen Fakultät, die er außer jenen belegt hatte: im 1. Semester bei dem berühmten Hellenisten Friedrich Thiersch Vorlesungen über Pindars Gesänge und bei Höfler Geschichte des Mittelalters; in zweiten bei Prantl, der damals noch Privatdozent

war, Geschichte der griechischen und römischen Philosophie und bei Thiersch Aesthetik und neuere Kunstgeschichte. Mit feiner Unterscheidung hebt Karl Bartsch (Beilage zur Allgem. Zeitung 1886, Nr. 126) hervor, daß für die Fachkollegia nur das Belegen bezeugt sei und die Akten nur für die philosophisch-historischen Vorlesungen ein bestimmtes Zeugniß über den Besuch enthalten. Und zwar lautet dasselbe fast übereinstimmend: „mit ausgezeichnetem Fleiße". Ganz dieser Richtung entsprechend, die sein Bildungstrieb gleich im ersten Semester in München einschlug und dem mächtigen Einflusse, den die aufblühende „Kunststadt", der Besuch der erst vor kurzem erstandenen alten und neuen Pinakothek, der Verkehr in den Ateliers von Meistern der Kunst, an die er empfohlen, auf sein geistiges Wesen ausübte, ist es auch, daß derjenige Commilitone, an den er sich damals am innigsten, ja fast ausschließlich anschloß, kein Studiosus der Rechte, sondern der Mecklenburger Friedrich Eggers war, der sich für die akademische Laufbahn eines Kunsthistorikers vorbereitete. Der später als Biograph Rauchs und Professor an der Berliner Akademie der Künste berühmt gewordene Eggers, der am 11. Aug. 1872 in der deutschen Reichs-Hauptstadt als Mitglied des preuß. Cultusministeriums gestorben ist, erwiderte die Freundschaft des um sechs Jahre jüngeren süddeutschen Landsmanns auf's herzlichste und es ist kein Zweifel, daß Scheffel von ihm tiefgehende Einwirkungen und Anregungen empfing. In Berlin trafen nach Jahresfrist die beiden kunstbegeisterten Freunde wieder zusammen, ja theilten sogar dieselbe Wohnung (Mittelstraße 52, I.). Treu wie allen seinen wohlgezählten und gutgewählten Herzensfreunden aus der Jugendzeit hat Scheffel dem vertrauten Genossen seiner ersten Studententage bis an dessen Lebensende angehangen. Nach Empfang der Todesnachricht schrieb am 16. August 1872 der Dichter an den erst in späterer Zeit gewonnenen Freund Anton von Werner in Bezug auf ihn: „Es ist mir, als wäre ein Stück von mir selber begraben, denn wir haben

unsere Studienjahre in idealer Liebe zur Kunst und idealer persönlicher Freundschaft verlebt und in München wie Berlin uns Stoffe und Gedanken gesammelt, die weit in das spätere Leben hineinreichten."

Aber eine irrige Annahme wäre es, wenn man glauben wollte, Scheffel habe sich auf der Universität andauernd gegen das ihm aufoktroirte juristische Berufsstudium ablehnend verhalten und es niemals ernsthaft betrieben. Neben dem Drange nach freiem und vollem Daseinsgenuß, neben dem quälenden Gefühl, eigentlich für den Beruf des Künstlers bestimmt und wider Willen zum Studium des Rechts gedrängt worden zu sein, machte sich schon im Studenten der vom Vater ererbte Charakterzug der Gewissenhaftigkeit im Durchführen und der Hartnäckigkeit im Festhalten des einmal Begonnenen geltend. Und dann fand er auf dem Gebiete des Rechtsstudiums auch Oasen, in deren Luft es ihm wohl ward, in denen sein Geist sich heimatlich umwittert fühlte: er studirte in einer Zeit, wo die von Grimm und Anderen enthüllten deutschen Rechtsalterthümer in der juristischen Welt allgemeines Interesse erregten und sie waren es, die in ihm allmählich einen der empfänglichsten und fähigsten Kenner fanden. In der von Scheffel als Rechtspraktikant in Säckingen nicht lange nach Abschluß der akademischen Laufbahn geschriebenen völkerpsychologischen Studie über die Hauensteiner findet sich die Sympathie für die ursprünglichen Rechtseinrichtungen der Deutschen ausdrücklich betont und auch in der Trompeterdichtung finden sich Stellen, welche dieselbe in scharfer Weise zum Ausdruck bringen. Daß seine Liebe zur Kunst und sein Interesse für ihre Geschichte ihn veranlaßten, auch andere Collegien als rein juristische zu hören, wird wohl jedem meiner Leser selbstverständlich erscheinen. Wie ernst er es aber mit seinem Hauptstudium genommen, das möge gleich hier die Stelle eines Briefes erweisen, den er von Berlin aus, unterm 3. Januar 1846, an einen seiner intimsten Universitätsfreunde

aus der ersten Heidelberger Zeit, den jetzigen Oberamtsrichter Schwanitz in Ilmenau, schrieb: „Mein Leben ist Tag für Tag ziemlich dasselbe, einfach und geräuschlos, aber es sagt mir sehr zu und nur das verstimmt mich eigentlich, daß ich die reichliche geistige Nahrung aus allen Zweigen des Wissens, die mich interessiren, nicht so ausgedehnt, als ich möchte, schöpfen kann, sondern an all die Irrgänge des römischen Rechts gefesselt bin — und mein Jurisprudenzstudium ist eigentlich doch keine Folge innerer Neigung und Ueberzeugung. Doch jetzt sind die Würfel gefallen und wenn es nicht in Gottes Namen geht, so ochse ich in Dreiteufelsnamen und gedenke jedenfalls in diesem Winter ein ziemliches Stück vorwärts zu kommen." Und ein wenig später (22. März) schrieb er an denselben Freund: „Die tüchtige Erfüllung eines Berufs kann Einem unmöglich das Leben in dunklem Schatten erscheinen lassen, ich meinerseits freue mich eher auf den Anfang meines praktischen Rechtslebens, wo das, was man so ledern in sich hineinochst, allmählich auch Leben und Gestalt erhält." Freilich ist er nicht ohne innere Kämpfe zu diesen Grundsätzen gelangt und ein Hauch von Resignation zittert selbst durch diese mannhaft-muthigen Worte. Mahnungen und Vorhaltungen von Seiten des in diesem Punkte strengen Vaters mögen dabei mitgeholfen haben: als er sich am 3. Oktober 1844 in Heidelberg für sein 3. Semester immatrikuliren ließ, belegte er nur noch Fachkollegia (Deutsches Privatrecht bei Mittermaier, und Pandekten bei Vangerow); erst im zweiten Heidelberger Semester verstieg er sich wieder dazu, neben Kriminalrecht und Civilprozeß bei Mittermaier und Lehnrecht bei Zöpfl eine philosophische Vorlesung (Roeth — einem Orientalisten, dessen ägyptische Forschung und Geschichte der abendländischen Philosophie, wie L. Eichrodt bemerkte, leider jetzt vergessen sind — über Hegel) und gar ein Luxuscolleg wie Dr. Ruths Vorlesungen über Dante's „Hölle" zu belegen. Anklänge an sein Studium des großen Florentiners fanden später ihren Weg in

den „Trompeter von Säkkingen“ und ein Exemplar der Göttlichen Komödie begleitete ihn auf seiner ersten Reise nach Rom. In Sorrent machte er es dem dort gewonnenen Freunde Paul Heyse zum Geschenk.

Noch fachgemäßer gestaltete sich dann — wie schon aus den angezogenen Briefstellen hervorgeht — das Studium während der letzten zwei Jahre in Berlin und Heidelberg. In Berlin hörte er nach den Akten noch bei Waagen Geschichte der bildenden Künste der neuesten Zeit: sonst finden wir in der offiziellen Liste der von ihm noch weiter gehörten Collegien nur Juristisches. Da dies für manchen meiner Leser von Interesse sein wird, seien auch diese noch hier registrirt: in Berlin im 5. Semester (Winter 1845/46) hörte Scheffel deutsches Staats- und Privatrecht und Geschichte der neueren Rechtsphilosophie bei Stahl, bei Heffter Kriminalprozeß, bei Dr. Werner Kriminalpsychologie, im 6.: Civilpraktikum und Relatorium bei Heffter, Pandekten-Praktikum bei Dr. Schmidt, und Auserlesene Lehren der gerichtlichen Medizin bei Professor Wagner. Nach Heidelberg zurückgekehrt, dann im 7. Semester: Civilprozeß-Praktikum und Relatorium bei Mittermaier, Code Napoléon und badisches Landrecht bei Roßhirt, und ein Conversatorium über den Civilprozeß bei Dr. Brackenhöft. Das letzte Semester blieb den Examenarbeiten gewidmet; seine Exmatrikulation bewirkte er bereits am 18. März 1847. Daß Scheffel, der sich später bei jeder Gelegenheit als ein abgesagter Gegner alles im Abstrakten sich erschöpfenden Denkens bekannt hat, auch philosophische Collegia, ja sogar über Hegel gehört hat, dürfte manchen Leser überraschen. Sie aber gerade waren es, die ihn zur klaren Erkenntniß führten, wie sehr seiner Natur die Anschaulichkeit des Konkreten Bedürfniß sei. Wie Ludw. Eichrodt mir mittheilte, brachte er gerade aus Berlin, dem Hochsitz der „verhegelten“ Wissenschaft, eine so gründliche Antipathie gegen die Hegelsche Philosophie mit heim, wie sie das derbe Epigramm am Schlusse des Guanolieds drastisch zum Ausdruck bringt.

Wenn wir das durch die Bemühungen Bartsch's festgestellte Register der von Scheffel gehörten Vorlesungen überblicken, so muß uns billig verwundern, so wenig Spuren eines Interesses für die Kultur des deutschen Mittelalters entdecken zu können. In Berlin hätte er Gelegenheit gehabt bei dem bahnbrechenden Meister Jakob Grimm zu hören; aber wir finden weder diesen Namen noch den Lachmann's in dem Verzeichniß. Das Interesse für Kunst und deren Geschichte tritt als ausschlaggebend bei der Wahl der Nicht-Fachkollegia hervor; aber die zwei in München gehörten Vorlesungen bei Phillips „Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte" und bei Höfler „Geschichte des Mittelalters" sind dennoch genügende Zeugnisse dafür, daß auch der Student jener Richtung seines Geistes Pflege angedeihen ließ, die bereits die Privatstudien und Liebhabereien des Gymnasiasten beeinflußt hatte. Vor allem aber —: was sind doch die paar Kollegia, die ein geistig reger Student hört, gegen die Fülle von Lektüre, zu der ihn dieselben anregen? Hat Scheffel nicht bei Grimm gehört, so hat er doch Grimm gelesen; und das Kolleg bei Phillips veranlaßte ihn zu einem gründlichen Privatstudium der literarischen Denkmäler des altdeutschen Rechts, er las die alten lateinisch verfaßten Volksrechte, dann den Sachsen- und Schwabenspiegel und altdeutsche Geschichtsquellen, deren Studium jene tiefgehende Neigung für die Erforschung der Kultur der deutschen Vorzeit in ihm zur Entfaltung brachte, die für seine geistige Weiterentwickelung entscheidend wurde. In der 1851 entstandenen Studie über die Hauensteiner, die Scheffel als Rechtspraktikant in Säckingen für das Stuttgarter „Morgenblatt" schrieb, findet sich eine Stelle, die uns besonders charakteristisch für die Einwirkung dieser Studien auf seine Anschauungswelt erscheint. An die Schilderung einer typischen Gestalt, welche die Prozeßsucht dieser Bauern verkörpert, knüpft er da die Bemerkung: „Es ließen sich aber auch ernste Erwägungen daran knüpfen; denn damals, als der Bauersmann sein her-

gebrachtes Recht sich selbst wies, als statt Aktenstücken lebendige Symbole ihm das Recht in einer Sprache, die er verstand, einprägten, als statt in „qualmender Schreibstube" unter freiem Himmel getagt wurde, war der bäuerliche Prozeßkrämer eine Unmöglichkeit und Jakob Grimm's Klagen über die Verdumpfung des Bauersmanns den viel tausend Paragraphen der modernen Legislation gegenüber, finden hier einen thatsächlichen Beleg." Hierneben findet eine passende Stelle Jung-Werner's Klage im „Trompeter":

„Sind verdammt wir immerdar, den
Großen Knochen zu benagen,
Den als Abfall ihres Mahles
Uns die Römer hingeworfen?
Soll nicht auch der deutschen Erde
Eignen Rechtes Blum' entsprießen,
Waldesduftig, schlicht, kein üppig
Wuchernd Schlinggewächs des Südens."

Ueberdies ist aber auch das Bartsch'sche Verzeichniß der von Scheffel gehörten Vorlesungen nur insoweit vollständig, als der Genannte sie aus den Universitätsakten als von Scheffel „belegt" nachweisen konnte, und aus den Tagebuchaufzeichnungen des intimsten der nach Eggers gewonnenen Universitätsfreunde Scheffel's, dem schon genannten Oberamtsrichter Schwanitz in Ilmenau, geht hervor, daß Scheffel z. B. auch noch bei Gervinus in Heidelberg und in Berlin bei Homeier (über Nachdruck), Gneist (über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit) und bei dem Literarhistoriker Werder gehört hat, bei letzterem sogar mit besonderer Vorliebe. Zu den Büchern, die er als Student mit Bevorzugung las, gehörte auch die Bibelübersetzung Luthers, an der er seinen Sinn für den Geist und Reichthum der deutschen Sprache schulte. Dieses Privatstudium befestigte auch seinen gewissermaßen protestantischen Standpunkt in religiösen Dingen, der später darin seinen Ausdruck fand, daß er seinen Sohn Viktor protestantisch taufen

und erziehen ließ. Bei der Ausarbeitung des „Ekkehard" kam ihm diese Bibelkenntniß zu Gute und fand dieselbe reichliche Verwerthung.

Alledem gegenüber erweist sich die Behauptung Karl Blinds (Neue Freie Presse, 23. April 1886), der gleichzeitig mit Scheffel, aber eine Klasse unter ihm, das Lyceum besucht hatte, und ihn dann in Heidelberg als Student wiedersah, jedoch ohne ihm eigentlich näher zu treten: er, Blind, habe Scheffel zuerst für die altdeutsche Literatur zu interessiren gesucht und dies keineswegs durch den Hinweis auf die Vorlesungen K. A. Hahn's erreicht, sondern erst dadurch, daß er ihm ein Stück aus dem Weinschwelg (winswelc) vorgelesen habe, als ein zwar witziger, aber bedenklicher Irrthum. „Zu Heidelberg, so erzählt Blind, vermochte ich nur ein paar Freunde zu Hahn zu bringen; und auch von diesen fielen bald Mehrere ab. Zuletzt waren wir nur drei, hie und da zwei, die noch kamen. Um das Collegium des anscheinend in sehr geringen Verhältnissen lebenden, später nach Prag übergesiedelten Mannes nicht ganz eingehen zu lassen, warb ich umher; allein ohne Erfolg. Auch Scheffel zeigte sich diesem Studium nicht geneigt. Doch als ich ihm eines Tages den „Weinschwelgen" in ein paar Versen vortrug, da blickte er plötzlich höchst angeregt auf —

„Dô huob er ûf unde tranc
Sô lange und sô sêre,
Sô vil und dannoch mêre,
Sô vaste und sô harte,
Daz sich das hemde zarte.
Er sprach: „des wirt guôt rât:
Ich weiz wol, waz derwider stât;
Ich kan wol wâfen mich.
Er zôch ein hirzhals (an) sich:
Den hiez er vaste brîsen;
Dar zuo von guotem îsen
Ein vestez banzier enge.

Er sprach: „des wînes gedrenge
Lât mich nu ungezerret.
Ich hân mich wol versperret:
Ern mac mich niht ersliezen.
Das sol ich wol geniezen,
Daz ich ze fröuden mînen lîp
Getwungen hân, daz man noch wîp
Sîn lîp sô sêre nie getwanc.
Dô huob er ûf unde tranc. . .“

„Dies abenteuerlich naupengeheuerlich Weinschwelgenthum schien Scheffel wunderbar zu gefallen. Von da ab nahm er lebhaften Antheil an unseren alten Dichtungen.“ — So sicher es wahr ist, daß diese durch Blind vermittelte Bekanntschaft mit dem Weinschwelgen, diesem gewaltigen Typus deutschen Zecherdurstes, auf Scheffel's Phantasie höchst anregend wirkte, — ist doch die Verwandtschaft dieser Figur mit den durstigen Gesellen von Rodensteins Heerzug unverkennbar —, so wenig zutreffend ist die Einbildung Blind's, von diesem Moment an stamme überhaupt erst Scheffel's Antheil an der Poesie unserer deutschen Vorzeit. Um solchen Antheil in einem Commiletonen zu wecken, der bereits als Lyceat mit Vorliebe die ältere deutsche Literatur gelesen, der als Primaner Goethe's Goetz auswendig wußte und mit den Genossen seiner Kneipgesellschaft die Tafelrunde des Königs Artus nachgeahmt hatte, bedurfte es wahrlich nicht erst des Einflusses eines Studiengenossen, der ihm nur oberflächlich bekannt ward. Daß er Hahn's Vorlesungen nicht hören wollte, erklärt sich leicht. Hahn war ein trockener Philolog und ging an dem Lebensinhalt der altdeutschen Dichtungen blind vorbei. Dieser aber war es gerade, der Scheffel vor allem anzog.

Aus dieser nur oberflächlichen Bekanntschaft ist es wohl auch allein zu erklären, daß Karl Blind in seinem doch „Erinnerungen an Scheffel“ überschriebenen Aufsatz gar so wenig von Scheffel und so ausschließlich von sich zu erzählen hat; es

sind Erinnerungen an die eigene Jugend, in denen nur so nebenbei bemerkt wird, was für ein unbedeutendes Licht damals doch der Scheffel neben dem lebhafteren, dem öffentlichen Leben zugewendeten Karl Blind gewesen sei. Blind erzählt, wie er selber bereits als Lyceist in Karlsruhe mit einigen Gesinnungsgenossen eine Sturm- und Drangvereinigung zu geselligen Zwecken gebildet habe, in der sich der Vaterlands- und Freiheitssinn mächtig regte. Es habe auch nicht an einer schöngeistigen Verbindung gefehlt; diese habe der „Fichtenbund" geheißen und Ludwig Eichrodt, dessen humoristisch-lyrisches Talent schon frühe sich äußerte, zum Mitglied gehabt. „Zu Heidelberg", so berichtet er weiter, „setzten wir diese Genossenschaft zuerst innerhalb der burschenschaftlich umgestalteten „Alemannia", dann im „Neckarbunde" fort, dessen grüne Sammtkappen oder graue Filzhüte manchem Landsmannschafter aus adeligem Geblüt oder bureaukratischer Familie ein Dorn im Auge waren: denn sie bedeuteten eine sehr vorangeschrittene Richtung im philosophischen Denken und in den politischen Bestrebungen, von denen Südwest-Deutschland damals erfüllt und erregt war. In diese Verbindung" — so erzählt Blind weiter — „trat Scheffel nicht ein. In der That herrschte bei der Aufnahme eine gewisse Ausschließlichkeit, da die Grundsätze stark gepflegt wurden. Wir lasen Feuerbach, Bruno Bauer, Strauß, Spinoza, erfreuten uns an Allem, was im Sinne der deutschen Freiheit an die Oeffentlichkeit trat, in gebundener oder womöglich recht ungebundener Rede. Wir verfolgten aufmerksam die Vorgänge in Frankreich; und Louis Blanc's „Geschichte der zehn Jahre" wurde mit dem gleichen Eifer studirt, wie Carlyle's „Geschichte der französischen Revolution". Als Gervinus, den ich im Namen unseres „Neckarbundes" um Rath ersuchte, uns vor Allem Macchiavelli's „Fürsten" empfahl, lasen wir freilich auch diesen, konnten uns aber weder mit dem italienischen Schriftsteller noch mit den Lehren Gervinus' befreunden. Der gelegentliche Verkehr mit unserm Studien-

genossen Scheffel, der, gleich mehreren unserer liebsten Jugendfreunde bei Vangerow und Mittermaier Kollegien hörte, ergab keine solche Gesinnungsgemeinschaft, wie sie zur engeren Verbrüderung in unserm studentischen Verein wünschenswerth gewesen wäre. Von seinen dichterischen Gaben war damals auch nichts bekannt. Er galt eher als etwas „trocken". So äußerten sich wenigstens die anderen Genossen meist über ihn. Etwas Stilles, in sich Gekehrtes war ihm eigen; und wie die Jugend schnell fertig ist mit dem Wort, wollte man darin eine „philisterhafte" Sinnesart erkennen, die uns romantisch oder stürmisch Aufgelegten schlecht behagte." —

In der That war dies Urtheil ein schiefes und übereiltes und es ist zu bedauern, daß Blind in seinen Erinnerungen, jetzt, wo das Wort doch nicht mehr „schnell fertig" zu sein brauchte, der Wiederholung dieses Urtheils die entsprechende Berichtigung nicht beigefügt hat. Alle intimeren Freunde Scheffel's, die in der Studentenzeit seinen täglichen Umgang bildeten, schildern ihn im Gegentheil als eine, bisweilen zwar träumerische und in sich gekehrte, im Allgemeinen aber von Herzen heitere, allem Philisterhaften abgewandte Natur. Freilich gehörte Scheffel seinem ganzen Wesen nach zu jenen Naturen, die auch in der Jugend schon vor dem Fehler geschützt sind, „schnell fertig mit dem Wort" zu sein. Bei aller Frische seines Wesens und seines Empfindens war seine Denkweise von zu abwägender, kritisch prüfender Art, als daß er mit seinen 19 Jahren bereits sich berufen gefühlt hätte, mit klarbewußter Entschiedenheit seinen Standpunkt in den politischen Kämpfen des Tags zu umgrenzen und jetzt schon an diesen Kämpfen sich zu betheiligen. Dem Schreiber dieser Biographie ist persönlich jenes feurig-jugendliche Auflodern edler Begeisterung, das in der Frühlingszeit der deutschen Freiheits- und Einheitsbestrebungen auch viele Vertreter des Studententhums bis zur Aufopferung aller anderen Interessen hinriß, viel zu sympathisch, um nicht persönlich den Wunsch zu hegen, auch unsern

Scheffel diesen Jünglingen hier zuzählen zu dürfen. Ein pragmatisches Erfassen seines Werdegangs und seines Wesens muß uns aber die damalige Stellung Scheffel's innerhalb der politischen Bewegung, die gerade in seinem engeren Vaterlande Baden eine so stürmische wurde, als die durchaus naturgemäße erscheinen lassen. Diese Stellung nun läßt uns ihn keineswegs im Lager der politischen Duckmäuser und Streber, „der Landsmannschafter aus adeligem Geblüt oder büreaukratischer Familie" — wie dies Blind's einseitige Darstellung fast vermuthen läßt — finden, sondern als offenherzigen, selbstständig urtheilenden Anhänger jener liberalen Partei in Baden, welche damals ohne revolutionäre Gelüste und auf friedlichem Wege ein im Sinne vernunftgemäßer Freiheit geordnetes Verfassungsleben und die Wiederherstellung eines nach außen mächtigen deutschen Reiches erstrebte. Auch er fühlte eine tiefe Abneigung gegen die reaktionären Tendenzen der Hofkamarilla, welche das schon einmal zu schöner Blüthe gelangte Verfassungsleben Badens zu nichte zu machen drohte, aber er war andererseits als Sohn eines früheren Offiziers und Beamten, eines Karlsruher Hauses, in welchem neben Führern der konstitutionellen Opposition im Parlament hohe Beamte verkehrten, viel zu sehr in der Achtung vor der staatlichen Ordnung und dem angestammten Fürstenhaus aufgewachsen, um sich mit radikalen Umsturzgedanken ohne weiteres befreunden zu können. Vor allem absolutistischen wie gleichmacherischen Wesen, wie gegen alles Gewaltsame und Gewaltthätige in der Politik hatte er in gleichem Maße eine seinem gemüthreichen Wesen organisch zugehörige Abneigung. Begeistert aber mit jugendlicher Gluth war er schon als Student für das Ideal eines geeinten Vaterlandes, dessen Verfassung geeignet wäre, echt deutsches Wesen zu freier Entfaltung und reichster Blüthe zu bringen. Diesem politischen Ideale ist er stets treu geblieben und zwar vom großdeutschen Standpunkt aus, so daß er es ohne Deutschösterreich sich nicht verwirklicht denken konnte: „das ganze Deutsch-

land soll es sein" — sang er mit Arndt. Jene patriotische Stimmungswelt, die sich in den Jahren 1845—47 im Allgemeinen damit begnügte, durch den Gesang vaterländischer Lieder bei Sänger- und Turnerfesten, durch Erinnerungsfeste an große Männer des Volks, durch Errichtung von Denkmälern für dieselben, der nationalen Idee zu huldigen, die ferner in der Art hervortrat, wie das Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst und das tausendjährige des Vertrags zu Verdun gefeiert, wie die Sammlungen für den Ausbau des Kölner Doms und die Errichtung des Hermanns-Denkmals betrieben wurden — diese Stimmungswelt war auch, jedoch mit der Einschränkung, die seine, daß jede phrasenhafte Aeußerung derselben schon damals seine Verachtung und seinen Spott erregte.

In der Darstellung von Scheffel's Kinderzeit haben wir bereits hervorgehoben, daß dieser Patriotismus auch in seinem Elternhause heimisch war. Wie sehr nicht nur der Vater, der Veteran des großen Befreiungskrieges gegen Frankreich, sondern auch die Mutter von demselben erfüllt waren, dies zu veranschaulichen, setzt mich ein literarischer Fund in Stand, der mir beim Arbeiten in der Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen zu Theil wurde und aus einem patriotischen Gedicht der Mutter Scheffel's besteht. Am 19. April 1843 hatte in der genannten Residenz der Fürsten von Fürstenberg die „Festfeier der silbernen Hochzeit Seiner Durchlaucht des Fürsten Carl Egon von Fürstenberg und Ihrer Hoheit der Fürstin Amalie" stattgefunden. Diese Fürstin war eine geborene Prinzessin von Baden und, da der Fürst selbst ein Veteran der Befreiungskriege war, so fühlten sich die badischen Veterane veranlaßt, auch ihrerseits eine Deputation zur Beglückwünschung nach Donaueschingen zu senden. Das Festgedicht, welches diese überreichte, hatte die Gattin des Majors Scheffel zur Verfasserin, und ward von dem Dichter Carl Egon Ebert, dem Schützling des Fürsten, unter dem Titel „Hochzeit-Lied von den Veteranen dargebracht" in die Er-

innerungsschrift aufgenommen, welche von diesem bald darauf herausgegeben wurde. In dem ziemlich langen, den Einfluß der Körner'schen Lyrik verrathenden Poem, welches ausdrücklich vermeidet, zum „Lobgedichte" der „freien Liebe Hochgefühl" zu „entwürdigen", finden sich nun folgende kernhafte und bezeichnende Strophen:

— — — — — — — — —

„Vergib'! wenn in die Jubelfeier
Sich auch der Wehmuth Faden schlingt:
Es ist die Veteranenleyer,
Die Dir des Liedes Grüße bringt.
Wir sahen Teutschlands bitt're Leiden,
Wir sahen seine tiefe Schmach;
Und durch die besten unsrer Freuden
Klingt ewig Schmerzerschütt'rung nach.

„Wir, die Erinn'rung fest gerichtet
Nach jener thatenschweren Zeit;
Wir, mit den Reihen dünn gelichtet,
Gehören der Vergangenheit.
Wie Runenschrift am Sarkophage,
Die von ersiegter Freiheit spricht,
Sind wir die Zeugen jener Tage,
Da endlich sank des Zorns Gewicht."

— — — — — — — — —

„Noch eines ist, was diese Stunde
Zu segensreicher Feier hebt:
Die Ahnung von dem teutschen Bunde,
Der in der Völker Herzen lebt.
Wenn an der Donau Quellenrande
Hoch unser Freudenbecher klingt,
Wie schön! — daß bis zum Ostseestrande
Sein Schall elektrisch weiter dringt."

— — — — — — — — —

Dieses Gedicht der Mutter, das um dieselbe Zeit etwa in Druck erschien, als Scheffel zur Universität ging, bringt

durchaus dieselben politisch-patriotischen Empfindungen zum Ausdruck, die in den aufziehenden Gewitterstürmen der Zeit, in welche Joseph's Universitätsbesuch fällt, dessen Verhalten bestimmten.

Vor allem aber fühlte er sich damals, als er nach den zwei ersten Semestern in München die Universität seiner engeren Heimat, das schöne Heidelberg am Neckar, bezog, viel zu sehr als Student, als lernbegieriger Jünger der Wissenschaft und im frohen Genuß der studentischen Freiheit, um den Kampf ausgereifter Männer um den Besitz der bürgerlichen Freiheit in seiner vollen Bedeutung schon ganz verstehen zu können. Gerade in Heidelberg, das er einige Jahre später als die „Stadt fröhlicher Gesellen, an Weisheit schwer und Wein" in jenem Liede gepriesen, das seitdem zum dichterischen Wahrzeichen des Orts geworden ist, begann er sich als Glied der Studentenschaft zu empfinden und Anschluß an eine größere Korporation zu suchen. Es ist für das Verständniß Scheffel's ein Glück, daß der Biograph nicht auf jenen Bericht Blind's angewiesen ist, der geeignet wäre, ein ganz falsches Bild auch vom geselligen Wesen Scheffel's zu geben. Wohl mag er den ihm Fernerstehenden und namentlich Solchen, die ihm als verwöhnten Karlsruher Stadtsohn mißtrauten, so erschienen sein, wie Blind es berichtet. Die Wahrheit müssen wir von solchen erfragen, die damals zu Scheffel's intimeren Freunden, zu seinem täglichen Umgange zählten. Und so verschieden an Ausführlichkeit und Einzelangaben auch die Mittheilungen sind, welche ich solch' näheren Freunden, wie Professor Adolf Kußmaul in Straßburg, Dr. Karl und Dr. F. Mittermaier in Heidelberg, Dr. Greiß und Dr. Prior in Frankfurt, Oberamtsrichter Eichrodt in Lahr, Oberlandesgerichtsrath Kamm in Karlsruhe, Professor med. Schildbach in Leipzig u. v. A. zu danken habe, darin sind alle einig, daß er ein zwar bisweilen träumerischer, aber urgemüthlicher, mittheilsamer, theilnehmender, dem Humor und

Frohsinn allzeit sein Herz öffnender Kommilitone gewesen sei. Wie wäre das auch anders bei dem Sänger der „Gaudeamus"-Lieder möglich! Die werthvollsten und ausführlichsten Mittheilungen verdanke ich aber jenem schon mehrfach genannten, aus Eisenach stammenden Schwanitz, an den sich Scheffel jetzt in Heidelberg mit gleicher Innigkeit wie in München vorher an Eggers anschloß und dem er gleichfalls treue Freundschaft bis an's Ende bewahrt hat. Als er am 13. März 1847 sich aus der Liste der Studenten hatte streichen lassen, schrieb er an diesen Freund das charakteristische Wort: „Gute Nacht, Frühling! Desto wärmer aber werde ich die Erinnerungen pflegen, je dürrer die Kandidatenzeit ist und Du stehst mitten drin, wie ein Heiligenbild in einer Mauernische, mit Epheu umzogen." . . . Aber nicht bloß die Intimität dieses Freundschaftsbunds, sondern auch die Thatsache, daß Herr Oberamtsrichter Schwanitz nach Tagebuchaufzeichnungen über Scheffel berichten konnte, macht seine mir reichlich zugeflossenen Mittheilungen zu unschätzbarem Material. Und was den Studiosus Scheffel betrifft, so schildern auch sie ihn als einen herzensfröhlichen, wohl träumerischen, aber nichts weniger als „trockenen" Gesellen.

Nach Heidelberg kam Scheffel Ende Oktober 1844 nach einem Ferienaufenthalt daheim; am 31. Oktober ließ er sich immatrikuliren. Seine Wohnung nahm er beim Geh. Hofrath Rau (A. Nr. 262, jetzt Friedrichstraße 8), wo er auch bei seinem zweiten Heidelberger Aufenthalt Quartier nahm. Als Badenser und früherer Karlsruher Gymnasiast kam er hier mit vielen Schulkameraden zusammen und diejenige Verbindung, welche sich im besonderen aus seinen engeren Landsleuten rekrutirte, das Corps der Schwaben, fand er unter dem Einfluß der Zeitverhältnisse in einem Zersetzungsprozeß begriffen. Am 6. November trat eine Anzahl der tüchtigsten Mitglieder aus dieser Verbindung, darunter A. Kußmaul, der jetzige berühmte Mediziner in Straßburg. Von ihnen wurde alsbald eine

burschenschaftliche Verbindung, die Alemannia, aufgethan und Joseph Scheffel schloß sich sofort an. Sie theilte die Grundsätze der Burschenschaft, jedoch ohne die christlich-germanische Färbung der alten Jenenser, Erlanger &c. Burschenschaften. Auch verwarf sie die Bestimmungsmensur und wollte zum Duell nur im Nothfall, dann aber mit schwerer Waffe, geschritten wissen. Auch Schwanitz, der damals krank war, wurde nach seiner Genesung sogleich Alemanne. In kurzer Zeit zählte die Verbindung bereits 40 Mitglieder. An der Spitze stand als Sprecher Bachelin, der später als Regierungsrath in noch jungem Alter zu Freiburg i. Br. gestorben ist. Aber bereits am 29. Januar trat wiederum eine Spaltung ein, indem elf, der radikalen Richtung angehörige Mitglieder, darunter Carl Blind, ausschieden und, wie aus dessen Bericht bekannt, den Neckarbund bildeten, welcher die farbigen Bänder perhorrescirte. Uebrigens verband diese und die sich weiter bildenden Sektionen alle eine freie Vereinigung, die als „allgemeine Studentenschaft" mehrere hundert Mitglieder vereinte. „Am nämlichen Tage", so erzählt Schwanitz weiter, „traten mehrere der Uebrigbleibenden auf meiner Stube zusammen. Wir bildeten eine neue Alemannia, zur Aufnahme in diese schlug ich selbst den mir schon damals nahestehenden, nicht mitanwesenden Scheffel vor. Mein Antrag fand Annahme. Der Rest der ursprünglichen Alemannia (darunter A. Bonz, der spätere Verleger der Scheffel'schen Werke) bildete den „Schloßbund". Die Konstitution für unsere neue Alemannia ist, wie ich soeben meinem Tagebuch entnehme, von Scheffel und mir ausgearbeitet worden. Unsere Farben waren Gold-blau-gold, gleich den Farben der großen (alten) Alemannia, unser Wahlspruch: Furchtlos und treu, unsere Kneipe im Horn bei der Neckarbrücke. Ich selbst verließ am 20. März Heidelberg, um nach Jena zurückzukehren. Am Abend zuvor überreichte mir Scheffel, der mich und Andere zum Abendessen auf's Schloß eingeladen hatte, das von ihm mit den Namen

sämmtlicher Mitglieder beschriebene Verbindungsband. Es waren: Bachelin, Ad. Kußmaul, Ed. Bronner (1849 Flüchtling, seitdem Arzt in Bradford, England), Volk (1849 gleichfalls Flüchtling, jetzt Bürgermeister in Offenburg), Frd. Sandberger (Univ.-Professor in Würzburg), Leopold von Stetten (pens. Legationsrath in Freiburg), Otto (aus Weilburg, sehr frühzeitig dort gestorben), Kamm (Oberlandesgerichtsrath in Karlsruhe), Lepique (Zolldirektor daselbst), Elsner (als Regierungsrath in Merseburg gestorben), Pfeufer (der spätere bayrische Minister), Scheffel und ich. Im Sommer 45 entstand aus einer Verschmelzung der beiden Verbindungen Alemannia und Palatia („Pfälzer") die Teutonia und in ähnlicher Weise ein Jahr später die Frankonia, deren Mitglied dann Scheffel im Winter 1846/47 war. Das Abschiedslied Scheffel's an die Frankonia und damit an's Studentenleben besitze ich noch — und zwar, wie so vieles Andere, von seiner eigenen Hand. In Berlin ist Scheffel für die Zwischenzeit der burschenschaftlichen Verbindung Germania beigetreten." — Diese authentischen Angaben stellen ein für alle Mal fest, daß Scheffel als Student ein Burschenschafter von entschieden liberalen Grundsätzen gewesen ist, wie denn in jenen Jahren die Burschenschaft überhaupt noch eine von den Regierungen verpehmte Stellung einnahm und mit Entschiedenheit den Idealen des politischen Fortschritts huldigte.

Aber auch dafür, daß der Humor in Scheffel während der schönen Studentenzeit keineswegs etwa latent war, sondern in recht burschikoser Weise sich geäußert hat, konnte ich zahlreiche Beweise sammeln. Und auch bei dieser praktischen Bethätigung seines Humors trat jener Zug hervor, der vielen späteren übermüthigen Gedichten und humoristischen Niederschriften Scheffels ihren Charakter verleiht, die Freude an der Verspottung büreaukratisch-scholastischen Wesens und steifleinener Förmlichkeit. So weiß der schon im vorigen Kapitel citirte Bericht der Wittwe Julius Brauns in der „Gartenlaube" von einem Streich zu

erzählen, bei welchem nach nächtlichem Randaliren und Fenstereinwerfen am anderen Morgen ehrbar und geschäftsmäßig im schwarzen Rock mit der blauen Aktenmappe unterm Arme Scheffel und ein nunmehriger badischer Würdenträger bei der Beschädigten erschienen, um „das Protokoll aufzunehmen", unter großem innerlichen Ergötzen über die reichlich strömenden Klagen und Verwünschungen. Als dann eine Stunde später die wirkliche Polizei erschien, mußte sie sich sagen lassen, die „Herren" seien schon dagewesen, und hatte noch einen Zorn mehr zu verwinden. . . . In derselben Richtung bewegte sich ein Scherz, dessen er selbst in einem Briefe an Schwanitz aus Berlin im Herbst 1846 Erwähnung that. Scheffel ist wiederholt als Gast dieses Freundes und dessen Verbindung, der Burschenschaft Teutonia, in Jena gewesen; so vom 4. bis 19. Oktober 1845 und sodann wieder zum Stiftungsfest der Teutonia — 28. Februar 1846 — acht Tage lang. Bei letzterer Gelegenheit war ihm der große „Sct.-Kannen-Orden" überreicht worden und natürlich war er nicht wenig stolz auf diese Auszeichnung. An dieses Faktum knüpft folgende Briefstelle an: „Ich erzähle Dir auch noch, wie ich neulich einmal im Jenenser Bierorden stattlich paradirt habe. Wir gratulierten Aegidi" (jetzt Universitätsprofessor und Legationsrath in Berlin; damals Präses des Walhallabundes) „zum Geburtstag (1. Sept. 46) im feinsten Schnipelkostüm, ich ließ den Orden über die linke Brust heften und ging im feinen, schwarzen Anzug damit durch die Straßen, — die Schildwachen haben zwar nicht präsentirt, aber ich hätte doch dem besten Diplomaten keine Unehre gemacht . . ." — Als er einmal in der Alemannia krankheitshalber auf der Kneipe Thee — horribile dictu — getrunken hatte und deswegen weidlich gehänselt wurde, unterschrieb er seine weiteren Beiträge zur Kneipzeitung mit fröhlicher Selbstironie „Tasso" oder auch mit der Umrißzeichnung einer Theetasse. Wie er's sonst gar lustig getrieben, lustiger als es der auf strengere Lebensführung haltende Vater, der „Herr Major

Scheffel", für gut finden konnte, beleuchtet mit hellem Schlaglicht eine kleine Anekdote, die ein jüngerer Schweizer Gymnasialprofessor, Dr. Finsler, (Neue Züricher Zeitung, Jahrg. 1886, Nr. 102, 103) in die Schilderung eines Besuchs eingeflochten hat, den er mit einigen Commilitonen zu Pfingsten 1881 dem Einsiedler auf Mettnau — vom Hohentwiel aus — abstattete. Der Dichter, der solche, ehrlicher Begeisterung für seine Lieder entsprungene Besuche gern und gastlich empfing, bewirthete die jungen Schweizer Stammesgenossen mit einem regelrechten Frühschoppen im Freien. Kein Wunder, daß das Gespräch sehr bald in Scheffel die Erinnerung an die eigene Studentenzeit wachrief. „Ja," sagte er, „die Studenten! So gut bekommt man's im Leben nicht wieder." — „Und dann erzählte er viel von Heidelberg; mir ist besonders im Gedächtniß geblieben, wie er eine Kneipreise in die Bergstraße beschrieb. ‚Nach etlichen Tagen kehrten wir mit dem Zuge ganz früh am Morgen nach Heidelberg zurück. Aber o weh, als ich eben ausstieg, da stieg auch mein Vater aus, der sich in Heidelberg von den Studien seines Sohnes überzeugen wollte. Das war eine sehr betrübende Begegnung für den alten Herrn.'"

Ein Grundzug seines Wesens als Mensch und Poet, der später auf sein Geschick wie sein Schaffen sehr maßgebend eingewirkt hat, gab auch jetzt schon seinem Auftreten und seinem Humor ein charakteristisches Gepräge: dies war seine tiefe Abneigung gegen jede Form der konventionellen Lüge und alle Geselligkeit, in welcher diese den Ton giebt. Kennen gelernt hatte er dieselbe zur Genüge daheim als Lyceat, dann aber auch gleich wieder in München, wo ihm Gelegenheit geworden war, in einigen der vornehmsten Cirkel der dortigen spezifisch klerikal gesinnten Gesellschaft zu verkehren. Wie ich den Mittheilungen des jetzigen Staatsraths von Eisenhart in München entnehme, den er sich damals für alle Lebenszeit zum Freunde gewann, kam der junge Student durch die gesellschaftlichen Beziehungen seines mit ihm von Karlsruhe

gekommenen Jugendfreundes Rudolf Braun (nun, nach seinem Stiefvater, Freiherr von Oberkamp und päpstlicher Hausprälat) in die Häuser und Salons der klerikalen Professoren Görres, Höfler, Philipps, Moy. Moy's Sohn ,Carl von Moy, jetzt Graf und Gesandter am italienischen Hofe, war mit Eisenhart und dem jungen Wieschinger (jetzt Regierungsdirektor in Augsburg) eng befreundet. Als im Salon der Mutter des letzteren, Finanzministerswittwe Frau von Wieschinger, wegen Erlernung der Française und Quadrille eine Tanzstunde organisirt ward, wurde neben Wieschinger, Eisenhart und Moy durch letzteren Scheffel als Vierter gewonnen. In Anknüpfung an diese Mittheilung schreibt der Genannte weiter: „An die Tanzstunden reihten sich theils Theeabende bei Excellenz Frau Ministerin, theils Herrenkneipereien auf unseren Zimmern, denen Scheffel regelmäßig beiwohnte; sein liebenswürdiger Humor und sein treffliches Erzählertalent zogen mich sofort mächtig an; wir traten uns sehr rasch näher, wurden Freunde und sind es unverändert volle vierzig Jahre geblieben. Dagegen hat, obwohl der bekannte Balletmeister Opfermann die Tanzstunde mit großer Wichtigkeit leitete, Scheffel auf diesem Gebiete, ehrlich gestanden, sich nicht hervorgethan; was er andrerseits bei Gesellschaftsspielen durch seine glücklichen Einfälle und treffenden Antworten entschieden that.“ In Heidelberg, obgleich er auch hier in mehreren angesehenen Familien, so im Roeder-schen Hause eingeführt war, trat seine Abneigung gegen den Zwang moderner Salongeselligkeit und gegen die Oberflächlichkeit ästhetischer Salongespräche mit großer Entschiedenheit hervor. Für die burschikose Frische und unverblümt sich äußernde Lebenslust, die ihn jetzt ausschließlich beseelten, sind seine Beiträge zur Kneipzeitung seiner Verbindung maßgebende Beweise. Als Offenbarungen eines verheißungsvollen Dichtergeistes oder eines hervorragenden Talents für die poetische Form können keineswegs all diese Gedichte gelten, von denen er einen Theil in den Jahrgängen 1847 und 48 der damals noch

jungen „Fliegenden Blätter" erscheinen ließ, jedoch nicht mit seinem vollen Namen, sondern nur mit den Anfangsbuchstaben desselben gezeichnet. Seinen Verbindungsgenossen gab sich Scheffel durchaus als Dilettant und seinen Beiträgen, von denen manche übrigens ziemlich umfangreich waren, merkten es seine Freunde nicht an, daß dies Anfänge eines Poeten seien, der berufen war, die Hauptmitarbeiter der Kneipzeitung, wie Ludwig Eichrodt, Moritz Ellstädter (jetzt Finanzminister in Baden), Karl Blind, L. von Stoesser (jetzt Präsident des badischen Oberkirchenraths) auf diesem Gebiet an Ruhm zu überstrahlen. Diese Kneipzeitung der Alemannia wurde übrigens auch nach der ersten Secession gemeinschaftlich fortgeführt. „Es war ein lustiges Treiben voll Uebermuth und Humor", so charakterisirt sie mir Ludwig Eichrodt, für dessen schon damals ungemein populär gewordene Studentenlieder, wie „Nach Italien, nach Italien" und „Wir sein die Hausknecht, wir" Scheffel stets große Sympathie bezeugte. Später in der Frankonia war, nach Mittheilungen Kamm's und Schildbach's, Scheffel selber Redakteur der Kneipzeitung und für diese hat er schon eine Reihe der später weltbekannt gewordenen Zechlieder gedichtet, in denen sich sogleich die beiden so charakteristischen Richtungen seiner eigenartigen Kneippoesie offenbarten: einerseits die von der Romantik zu sentimentalen Bläßlingen abgeschwächten Gestalten des seinem Wesen nach so urkräftigen und derben Mittelalters und der altersgrauen Vorzeit, nach dem Muster des „Weinschwelgen", real-parodistisch umzugestalten, und andrerseits: die niedersten und urwüchsigsten Gebilde der organischen Welt im Sinne des Zechhumors mit menschlichen Gelüsten und Empfindungen zu begaben. „Hildebrand und Hadubrand" und „Die Teutoburger Schlacht" sowie „Perkeo" (letzteres in einer später mehrfach veränderten Fassung) als Repräsentanten der ersteren Art, „Ein Häring liebt' eine Auster" und „Der Sonnenstrahl" von der anderen sind mir von verschiedenen seiner Couleurbrüder als noch der Studenten-

zeit Scheffel's zugehörig beglaubigt worden. Sowohl die „Teutoburger Schlacht" als auch „Perkeo" sind nicht ohne aktuelle Tendenz. Lebt in dem letzteren jene heitere Ironie, die den Sorgen und Mühen der Menschheit ein Schnippchen schlägt, so schließt die heitere Travestie auf die phrasenhaften Verherrlichungen des Befreiers Armin, die damals im Schwange waren, mit der Anspielung auf das unvollendete Bandel'sche Hermanns-Denkmal im Teutoburger Walde: „Wer die Statue bezahlt! — Weiß nur Gott im Himmel."

Charakteristischer aber noch für sein jetziges Wesen als die Scherzgedichte dieser Art waren diejenigen, denen er selbst damals die Bezeichnung „Bummellieder" gab.

Wohler als auf der Kneipe fühlte sich unser Freund auf fröhlich-abenteuerlicher Burschenfahrt und das Geibel'sche Wanderlied:

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!"

ist in seiner Seele gar mächtig wiedergeklungen. Wie er als Pennäler kecklich hinausgezogen ist auf den Straßen zu den Schwarzwaldthälern und den Schlössern der rebenumsponnenen Rheinpfalz, wie er in reiferen Jahren Sorgen und körperliche Gebresten zu überwinden gewußt hat, durch die Befolgung seines Wahlspruchs:

„Mag lauern und trauern
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt! —"

so war es auch seine höchste Lust als Student, die sorglose Burschenfreiheit im Wandern durch die herrlichen Umgebungen Heidelbergs, durch Odenwald und Bergstraße, durch die Wälder Thüringens und des Harzes und — von Berlin aus — zwischen den Dünen und Wäldern der Insel Rügen zu genießen. Er hat später nicht nur die Stimmung der fahrenden Scholaren des Mittelalters, nachempfindend, in seiner Seele zum Lied erblühen lassen:

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten;
Den allersonnigsten Sonnenschein
Läßt uns der Himmel kosten" —

er hat diese Poesie in aller Wirklichkeit an sich selbst erfahren und aus dem eigenen Erleben heraus zum Liede gestaltet. Wanderlieder waren es denn auch, was er zuerst in der für seine Entwickelung als Dichter charakteristischen Richtung als Student gedichtet hat und „Lieder eines fahrenden Schülers" ist die Auswahl von ihnen überschrieben, die er bereits im Jahre 1847 in den Fliegenden Blättern Nr. 116, 51, 53, J. S. unterzeichnet, hat erscheinen lassen. Er dedizirte dieses erste Zeugniß eines öffentlichen Auftretens als Dichter seinem Freunde Schwanitz in Jena, der desselben in seiner kleinen Erinnerungsschrift (Ein Erinnerungsblatt an J. V. v. S. Ilmenau, A. Schröter's Verlag) gedenkt. „Ich weiß nicht", schrieb er an diesen unterm 21. Nov. 1847, „ob ich Dir schon geschrieben habe, daß ich ein Schock Bummellieder als „Lieder eines fahrenden Schülers" an die Flieg. Bl. gesendet hatte. Die erste Hälfte ist nun erschienen, die andere wird bald nachfolgen. Es sind die Eindrücke meines einsamen Wanderlebens vom vorigen Sommer auf Rügen und im Harz etc. Ich dedizire sie nachträglich Dir, der Du als so lieber und treuer Wirth den fahrenden Schüler gar manchmal bei Dir beherbergt hast und schüttle Dir im Geiste die Hand dazu. Wenn nur das Herz immer so frisch bleibt, wie in jenen Tagen, dann hat's gute Wege mit der Zukunft."

Das erste derselben, „Ausfahrt" betitelt, sei vollständig wiedergegeben. Der Abschiedsgruß darin ist also an Berlin gerichtet.

„Nun soll es auf die Wand'rung geh'n,
Studiren hab' ich satt;
Leb wohl! das Scheiden fällt nicht schwer,
Du hochgelehrte Stadt!

Nun fort mit deutsch' und röm'schem Recht
Mit Kirche und mit Staat.
Selbst du, Philosophia, bist
Zur Reise nicht probat.

In eine Kiste werf' ich all
Die Weisheit, Band für Band,
O hielt ein Siegel Salomons
Sie ewig d'rin gebannt.

Feldflasche du, voll würz'gen Weins,
Du sei mein einzig Buch,
In dem ich noch studiren will
Mit manchem tiefen Zug.

Mein ganz Geräthe auf der Fahrt
Sei Wanderstab und Hut;
So zieh' ich in die Welt hinaus
Mit leichtem Geld und Muth.

Was braucht's auch mehr, wenn sich gesund
Das Herz im Busen regt?
D'rum sei, o Frühling, mir gegrüßt,
Dem es entgegen schlägt!"

Können wir dies Wanderlied auch weder nach Form noch Inhalt für bedeutend erklären, so ist es doch in seinem Gedankengange wie in einzelnen originellen Wendungen echt Scheffel'sch. Wir begegnen dem hier behandelten Motiv, dem aufjauchzenden Verzicht auf Bücherweisheit und Gelehrsamkeit zu Gunsten froher Wanderlust und freien Naturgenusses, in einer ganzen Reihe der späteren, berühmt gewordenen Gedichte Scheffel's, und das vielgesungene „Exodus cantorum": —

Nun treibt der Frühling Blatt an Blatt
Und füllt die Welt mit Wonnen,
Fahr wohl, Altbamberg, fromme Stadt",

enthält fast wörtliche Anklänge. Der lyrische Ausdruck der Wanderlust war ja an sich nichts neues; ist dieselbe doch eines der ältesten und beliebtesten Motive der deutschen Volkspoesie. Aber Scheffel hat es später allerdings verstanden,

dieser Lust am Wandern in durchaus origineller und der Stimmungswelt des deutschen Studenten gemäßer Weise lyrische Sprache zu leihen und ihr dabei ein reizvolles Element anschaulicher Landschaftsschilderung beizumischen. Hier haben wir die Präludien zu diesen Liedern, welche sich noch sehr ängstlich an vorhandene Vorbilder anschließen. Das alte studentische Wanderlied „Ueberall bin ich zu Hause" enthält bereits so ziemlich alles gesagt, was das nächste unserer Bummellieder, „Glaubensbekenntniß", auf's Neue und angeregt durch eigene Stimmung behandelt. Die durchstreifte Landschaft Rügens tritt im 3. Gedicht „Verständigung mit dem Wirth" mit Deutlichkeit hervor, auch findet sich bereits hier eine witzige Spitze, welche der späteren Neigung entspricht, für die Unendlichkeit des rechtschaffenen Studentendurstes einen entsprechend riesenhaften, drastischen Ausdruck zu finden. Die Verständigung mit dem Wirth gipfelt nämlich in dem Rathe des fahrenden Schülers, der an „erschöpftem Beutel" leidet, nur fröhlich von dem mächtigen Kreidefelsen das Nöthige abzubrechen, was zum Ankreiden der Schulden erforderlich ist:

„Und bis der ganze Felsen ist
Zum Schuldanschreiben verwandt,
— Bis dort schafft mir mein gutes Glück
Wohl wieder Geld zur Hand."

„Beim Einsiedler" schlägt gleichfalls ein Thema an, das spätere Vagantenlieder von ihm vollendeter durchgeführt haben, die Einkehr bei einem verständigen Siedelmann, dessen Glaubensbekenntniß die Worte umfassen:

„Gott will, sprach er, daß Jeder sich
Des Lebens soll erfreun,
D'rum ließ er uns den Lenz ersteh'n,
D'rum schuf er uns den Wein!"

Sein eigen Bekenntniß als fahrender Bruder Studio tritt aber deutlich und sonnig hell hervor in dem Liede „die Räuber".

In ihm erzählt sein fahrender Gesell, wie ihm einstmals drei Räuber den Weg versperrt und sein Gut und Geld abgefordert hätten. Als er ihnen aber den Mangel an eigener Baarschaft erklärt und dazu bemerkt habe, daß er, wenn sie ihm den Rock nähmen, desto leichter wandern werde, da seien die Räuber ernst geworden und Einer habe gesagt:

„An Dir nicht viel zu plündern ist,
Das seh' ich jetzo hell.
Nur eins hätt' ich Dir gern geraubt,
Das ist Dein heit'rer Sinn,
Doch weil's nicht möglich ist, so zieh'
Du Deines Weges hin!"

Eine ausgesprochen anakreontische Richtung haben die letzten dieser Lieder. Der „Traum" läßt ihn die Welt als Riesenbowle erschauen, während origineller und charakteristischer die „Entschuldigung" in einer wahrhaft poetisch empfundenen Apostrophe gipfelt.

„Wie ich vom Berge in das Dorf
Herabgestiegen kam,
Allda den Weg ich, statt zur Kirch'
Sogleich zum Wirthshaus nahm.

Der Pfarrer unter'm Fenster lag
Und macht' ein schief Gesicht.
„Herr Pfarr', Herr Pfarr', ich bin kein Heid',
O grämt Euch dessen nicht.

Jedoch nicht in der Kirch' allein
Erkenn' ich Gottes Haus;
Mir ist's, soweit der Himmelsdom
Seine Wölbung breitet aus;

Allüberall, wo sich ein Herz
In freud'ger Regung schwingt,
Allüberall, wo in der Luft
Ein frisches Lied erklingt.

Und wer zu jeder Zeit sich fühlt
Von Gottes Odem umweht,
Der bleibt ein guter Christ, auch wenn
Er viel zur Schenke geht. —"

Die Gedichte „Auf der Heerstraße" und „Die Nacht am Hünengrab" geben uns interessanten Einblick in die Stimmungswelt seiner wahrhaftig nicht reaktionären politischen Ansichten. Das erste schildert die vertrauensselige Stimmung des Wandernden, der auf freier Heerstraße mit Jedermann gern anbindet, — aber — so heißt es weiter:

„Nur Einem Wesen weich' ich aus,
— Das passet nicht in's Frei'!
— — Das ist die hochwohlweise und
Gestrenge Polizei."

Das andere schildert die Begegnung mit dem Geist eines Hünen, der um Mitternacht einem alten Hünengrab am Meeresstrand entsteigt, auf welchem der Wandergesell in „wunderschöner Maiennacht" sich sein Lager gesucht hat. Das Grab „erklafft" und langsam steigt der Hünengeist aus demselben empor, um sich dann schweigend auf dem Grabstein niederzulassen.

„Du armer Geist was treibet dich,
Aus deinem Grab herfür?
Gefällt dir's in Walhall' nicht mehr?
Verzapft man dort schlecht Bier?"

Um ihn zu beleben und zu trösten, reicht der Fahrende dem Geist seine mit Rheinwein gefüllte Feldflasche, warnt ihn aber:

„Doch wenn Du glaubst, es sei schon Zeit
Für Geister aufzusteh'n, —
Du armer Geist! das ist zu früh,
Da rath' ich dir zu geh'n!

Das bischen Geist, das hie und da
In unser Einem spukt,
Das macht, daß manch hochweiser Herr
Schon seine Achseln zuckt.
O weh! wenn erst im Land umging'
Ein ganzer Geist, wie du!
Das wäre gar zu unbequem,
Man brächt' dich bald zur Ruh'.
Geh' lieber d'rum in's Grab zurück,
Du alter Vorweltssohn!
Wenn wir dereinst den Bann gelöst,
Dann rufen wir dir schon."

Auch viele der übrigen in den Jahren 1847—49 in den „Fl. Bl." erschienenen, meist noch in der Studentenzeit entstandenen Lieder sind von politischer Tendenz oder enthalten politische Anspielungen. Aber nicht alle sind so tief empfunden und ideal gedacht wie folgende Strophen aus dem Gedicht: „Frommer Wunsch" (Nr. 146), welches an einen Besuch des Kyffhäusers anknüpft: wie sehnlich er dort auch nach dem schlafenden Kaiser gerufen habe, er sei stumm geblieben. Da wünscht er sich ein Wunderhorn, um den Schlafenden und all die Schläfer im Reich aufzuschrecken:

„Und wären sie versammelt all'
Die Schläfer rings umher:
Dann wollt' ich, daß ich Flügel hätt'
Und eine Lerche wär'.
Dann flög' mit schmetterndem Gesang
Dem Zuge ich voran,
Und kündete dem Vaterland
Des Tags Erwachen an."

Und nur wenige sind so bezeichnend für sein ganzes Wesen und weiteres Schicksal als die letzte Strophe des energischen Reiterlieds (Nr. 150):

„Viel lieber zu sein ein Reitersmann
Und jung zu sterben im Gefecht,
Als achtzig Jahr und ewig sodann
Ein buckliger Schreibersknecht."

Die Mehrzahl ist aber anakreontischen, sorglos-heiteren Inhalts; von bekannter gewordenen Liedern erschienen damals zuerst in den Fliegenden Blättern: Das Hildebrandslied (Nr. 181, illustrirt von E. Fröhlich), „Eine traurige Geschichte" („Ein Häring liebt'", Nr. 197, illustrirt von demselben) und „Die Teutoburger Schlacht" (Nr. 229, ebenso). Sehr charakteristisch für Scheffel aber ist noch, daß der zweite Beitrag, den er noch als Studiosus in die „Flieg. Blätter" lieferte (Nr. 119), den Titel „Aesthetische Gespräche" führt und die Fadheit des auf diesem Gebiete Ueblichen und zwar in Prosa verspottet. Es sind kurzgefaßte Beispiele, von denen zwei hier folgen mögen.

„Dieser Punkt, meine Gnädige, und ein Sonnenaufgang, wie der heutige, entschädigt für ein ganzes Jahr Residenzstaub. Hier fühlt man recht mit Jean Paul, daß der Mensch auf einen Berg steigen muß, um näher am Angesicht der unendlichen Mutter Natur zu stehen, und inniger ihren Herzschlag zu erlauschen."

„Ach ja! lieber Doktor, und wenn wir erst hier unsere L'hombrepartie oder unser Boftönchen spielen könnten, das wäre deliciös! — deliciös!" . . .

„Hochverehrte Frau Geheimräthin! Unter all' den Gestalten, die uns die Darstellung lebender Bilder heute Abend vorführte, verdient gewiß Ihr Fräulein Tochter als Judith den Preis. Sie ist die Perle des Abends! — und dieses plastische Auftreten! diese mit Gefühl durchgeführte Anordnung des Gewandes! — Sie haben wirklich keine Kosten gescheut, uns einen genußreichen Eindruck zu bereiten."

„Meinen Sie das? Ja, Malwinchen sieht recht nobel aus; und was ihr Kostüm betrifft, — im Vertrauen gesagt, so kommt das nicht einmal so theuer, denn zu dem faltenreichen Ueberwurf haben wir Flanell genommen, und das gibt noch prächtige Unterleibchen für meinen Mann."

Vor die Zeit des Abschlusses seiner Studentenschaft fällt auch noch Scheffel's Bekanntwerden mit der Ruine des Schlosses Rodenstein im Odenwald, und die Art der Nach-

wirkung desselben ist so typisch für sein dichterisches Schaffen, die Lieder, zu denen er die erste Anregung auf dieser Fahrt empfing, nehmen eine so hervorragende Stelle unter seinen gefeierten Zechliedern ein, daß wir bei diesem Erlebniß, das für seine Poetenlaufbahn ein Ereigniß wurde, etwas länger verweilen müssen. „Anfang Februar —", so schrieb er in demselben Monat des Jahres 1847 an den Thüringer Freund Schwanitz —, „habe ich mit Kamm, Rahn und einem unserer Füchse eine Winterreise in den Odenwald gemacht, nach Hirschhorn, Erbach, Lindenfels, auf die in einer schauerlich wilden Thalschlucht gelegene Geisterburg Rodenstein . . . Wir marschirten 4 Tage lang, zum Theil in einem Wetter, das uns die Zustände aus dem russischen Feldzug sehr anschaulich machte, aber stets heiter und frisch."

Als ich vor ein paar Jahren, durch Scheffel's Rodenstein-Lieder angeregt, von Frankfurt a. M. aus eine Wallfahrt in dieselbe Gegend des Odenwalds unternahm und in dem Bauernhof unterhalb der Ruine des Rodensteins Einkehr gehalten hatte, dessen Pächter für eine frugale Bewirthung von Gästen sorgt, hatte ich das Glück, dort ein hinter dem Ofen verstaubtes Fremdenbuch zu entdecken und in demselben eine Inschrift von Joseph Scheffel's Hand, die sich auf seinen Aufenthalt hier in jenem winterlichen Februar des Jahres 1847 bezog. Die erste Eintragung in diesem Fremdenbuch stammte aus dem Jahre 1836. Am 28. August desselben hatte es Herr Aktuar Bergsträsser aus Lichtenberg eingeweiht. Und nicht weit brauchte ich zu blättern, da fand ich in Scheffel's schöner plastischer Handschrift die folgende Eintragung:

„Ed. Rahn, stud. jur., v. Breslau
B. Aschenheim, stud. cam., v. Elbing
E. Kamm, stud. jur., v. Carlsruhe
J. Scheffel, stud. jur., v. Carlsruhe
} aus Heidelberg

den 6. Februar 1847, bei Schneegestöber.

NB. In guter Jahrszeit kann Jeder in Odenwald gehen!!!"

Darunter der Verbindungszirkel der Heidelberger Frankonia. — Wie die vier unternehmungskühnen Musensöhne aber dazu gekommen, in so ungemüthlicher Zeit durch die einsamen Thäler des Odenwalds eine Fahrt nach den Trümmern der Rodenstein-Burg zu unternehmen, auch hierfür steht der Darstellung ein Zeugniß zur Verfügung. An einem geselligen Kneipabend in „Stadt Düsseldorf", wo die Frankonen ihre Stammkneipe hatten, war damals das Gespräch auf die Sage vom Rodensteiner als Führer der wilden Jagd im Odenwald gekommen, sowie auf den Geisterspuk in dem zerfallenen Schloß, über welchen noch im vorigen Jahrhundert zu Reichelsheim amtliche Protokolle geführt wurden. Kurz entschlossen wurde zwischen Kamm und Scheffel eine Fußreise nach dem Rodenstein geplant. Die beiden anderen Kommilitonen schlossen sich an. Herr Oberlandesgerichtsrath Kamm in Karlsruhe schreibt mir hierüber: „Wir gingen bei Dunkelheit und Sturmwetter auf den Berg. („Damit ist die Berglehne gemeint, die hinter den Burgtrümmern sich emporzieht; diese selbst liegen in einer Schlucht".) Wir wollten die Sage vom wilden Heer uns erklären. Der Sturm wirkte jedoch nicht so stark, um eine Illusion hervorzurufen. Vom Vertrinken der 3 Dörfer war damals nicht die Rede. Die Idee ist bei Scheffel erst später, als er nicht mehr Student war, zur Gestaltung gekommen. Sie ist sein Eigenthum, wenn auch Andere sich an der Schöpfung durch Rath und That betheiligt haben."

Der Odenwald, dessen waldesdunkle Distrikte so vielfach an die deutsche Vorzeit erinnern, und dessen quellfrische Thäler und mächtige Forsten schon um deswillen auf Scheffel jetzt sowohl wie später eine mächtige Anziehung ausübten, ist für die große Mehrzahl der Deutschen von heute mehr ein Gegenstand literarischen als touristischen Interesses. Ihnen ist der eine Baum, von dem das Volkslied singt, vertrauter, als irgend ein anderer von den vielen, welche die Höhen des Katzenbuckels, des Seidenbuchs und des Melibokus bevölkern,

und den mythischen Quell, aus dem im Odenwald Siegfried getrunken haben soll, als ihn der Meuchelspeerwurf Hagens traf, kennt er besser, als irgend eines der frischen flinken Quellwasser, die von diesen Höhen herab in die Thäler rieseln. Und ebenso kennt er, dem Namen nach, die Ruine Rodenstein und die Sage von der wilden Jagd des Odenwald-Ritters, der hier hauste, gar wohl, aber meist nur in der feuchtfröhlichen Deutung, die ihr später Scheffel gegeben: derselbe sei ein so durstiger Zecher gewesen, daß er noch nach dem Tode nächtlichen Umgang halten müsse, um den letzten Schoppen, den er im Leben versäumte, zu suchen.

„Doch wem der letzte Schoppen fehlt,
Den duld't kein Erdreich nicht;
Drum tobt er jetzt von Durst gequält
Als Geist umher und spricht:
'Raus da! 'raus aus dem Haus da!
Herr Wirth, daß Gott mir helf!
Giebt's nirgend mehr 'nen Tropfen Wein
Des Nachts um halber Zwölf?"

Und von der gleichen Art ist sein Verhältniß zu den Orten Gersprenz, Reichelsheim und Pfaffenbeerfurt — den drei „Rodensteindörfern", — von denen es in den Liedern heißt, daß der durstige Ritter die zwei erstgenannten „zu Heidelberg im Hirschen vertrunken" habe, während das letzte von dem zu früh abfallenden Zecher — nicht ohne Seufzen — dem schönen Musensitz am Neckar und sein Durst „den Herrn Studenten" vermacht worden sei...

Die auf solche Weise berühmt gewordenen Burgtrümmer verdienen aber auch um ihres landschaftlichen Reizes willen ein allgemeines Interesse. Wie wir sahen, kam Scheffel im Februar 1847 über Lindenfels an den Ort. Hier gelangt man durch Waldesdunkel in das fruchtbare Thal, welches die Gersprenz bewässert und das schon ganz den südlichen Charakter der Bergstraße trägt.

Von Reichelsheim geleitet ein schmaler Wiesenpfad, an einer Reihe vereinzelt liegender Gehöfte, die das Dorf Eberbach bilden, vorbei, bis zu einem am Fuße der bewaldeten Höhe gelegenen Bauernhofe. Der Gegensatz zwischen dem lichten, bei meiner Wanderung noch dazu vom Morgensonnenlicht vergoldeten Eberbachthal mit seinen saftigen Wiesen und den von Laubwald bestandenen Höhen, die es begrenzen, und der düsteren, versteckten Lage der Trümmer mitten im Waldesdickicht, ist von eigenthümlich ergreifender Wirkung. Nach Norden zu ist der malerisch sich gruppirende Rest der einst stattlichen Veste von Eichen und Fichten umstanden, die so hoch in die Luft hineinragen, daß Jahrhunderte dazu gehört haben müssen, um solch ein Wachsthum hervorzubringen. Nach Westen trennt ein tiefer, jetzt längst ausgetrockneter Graben die hier grade besonders gut erhaltenen Mauerreste von der bewaldeten, dunklen Berglehne, auf welcher früher jedenfalls auch die Riesen des Hochwalds ragten, während sie jetzt mit jüngerem Tannenbestand bedeckt ist. Auch wem es vergönnt war, die Reste mittelalterlicher Vergangenheit in den verschiedensten Gegenden Deutschlands zu studiren, wer ebenso vertraut ist mit den Burgen des Saale- und Werrathals in Thüringen wie mit den Ruinen an Lahn und Mosel und Rhein, dürfte sich schwerlich eines Baues erinnern, dessen Lage von vornherein in solchem Maße den Charakter des Abenteuerlichen und Unheimlichen trüge. Sonst ragen die Burgen auf Bergeshöhen stolz und selbstbewußt in die Luft, weithin die Thale beherrschend; hier hat sich ein mächtiges Rittergeschlecht mitten in entlegener Waldesschlucht, an der nicht einmal in der Nähe eine Straße vorbeiführte, ein Nest gebaut, fast wie Raubgethier, welches das Sonnenlicht scheut, und zwar ein Nest, so stattlich und stark, daß es den stärksten Angriffen hätte Trutz bieten können. Die Burg der Rodensteiner ist denn auch keiner andern Macht erlegen, als dem Alter und der Rauhheit der Witterung, nachdem sie die Erben des

letzten derselben, der im Jahre 1671 starb, und die jetzigen Besitzer, die Herren von Gemmingen, andauernd diesen unholden Mächten ohne allen Schutz preisgegeben hatten. Erst nach Scheffel's Tod hat neuerdings der Odenwald-Club es in die Hand genommen, zum Schutz gegen weiteren Verfall Vorkehrungen zu treffen.

Nur eine abenteuerliche Natur konnte auf die Idee kommen, sich diese Burg hier anzulegen und auf den Bau eines so weltentlegenen Asyls so große Sorgfalt zu verwenden, wie sie aus erhaltenen Steinmetzarbeiten, wie Fensterbrüstungen und Thorbogeneinfassungen, sich schließen läßt. Es kann durchaus nicht Wunder nehmen, daß gerade um diese Burg in verschwiegener Waldeinsamkeit, deren unvermutheter Anblick auch den Beherztesten stutzen machen muß, die Sage ihre Gespinnste wob, zumal da das Gebäude bereits in einer Zeit sich selbst und der Verwilderung überlassen wurde, als das Licht der Aufklärung noch keineswegs in die stillen Thäler des Odenwalds gedrungen war. Historische Reminiscenzen an den gewaltsamen Tod eines der Ritter in der Nähe der Schnellertsburg und der allgemein verbreitete, aus mythischer Vorzeit stammende Aberglaube an Wotans wilde Jagd mögen das ihre dazu beigetragen haben, daß man der mit leisem Schauer berührenden Sprache des vom Sturm durchwühlten Waldes und dem Widerhall, den dieselbe in den vielverzweigten Thälern dieses Reviers gelegentlich fand, jene Deutung gegeben, welche einen der Bewohner dieser Burg als den Führer eines nächtlichen Geistertreibens verherrlicht hat.

Diese uralte Sage bringt die jetzt verfallene Stammburg der Herren von Rodenstein in Zusammenhang mit der etwa zwei Stunden östlich bei Ober-Kainzbach gelegenen, nur noch in wenig Spuren erhaltenen Burg Schnellerts, die auf der rechten Seite des Gersprenzthales liegt. Der vom Rodensteiner geführte Geisterzug soll nach Anbruch der Nacht aus einer dieser beiden Ruinen hervorgebrochen sein und seinen Weg

nach der anderen auf allerlei Umwegen genommen haben. Gesehen hat ihn Niemand, aber desto mehr haben ihn gehört. Man wollte deutliches Pferdegetrab, das Bellen von Hunden, den Hollaruf der Jäger, Hörnerklang und Peitschenknall deutlich vernommen haben. Doch hat es auch nicht an Leuten gefehlt, die Erscheinungen gehabt haben wollen, welche sich als Manifestationen des Geistertreibens erklären ließen. Gewöhnlich ging der Zug erst das Seitenthälchen hinab, über die Gersprenz nach Fränkisch-Crumbach hinüber, das ehedem unter Rodensteiner Herrschaft stand und wo auch eine Reihe der bekanntesten Ritter des Geschlechts begraben liegen. Dann erst ging es wieder in die Burg zurück. Noch wird in Ober-Kainzbach die Schmiede gezeigt, vor der einst der Ritter auf seiner nächtlichen Fahrt hielt, um sich sein Roß beschlagen zu lassen. Weiter hatte sich die Sage gebildet, daß jedes Ausziehen des Geistes das Bevorstehen eines Krieges bedeute. Dieser Aberglaube hatte im 18. Jahrhundert derart allgemein an Boden gewonnen, daß vom 20. September 1743 an bis 11. Juni 1796 amtliche Protokolle über den Geisterverkehr auf Rodenstein geführt worden sind. Heute glaubt in der dortigen Gegend kaum noch hier und da ein altes Mütterlein an den Spuk...

Wie der Rodensteiner im Glauben des Volkes zu solcher Gespensterrolle gekommen, wird von der Sage auf verschiedene Weise erklärt. Die eine Sage, welche für unser Thema allein Bedeutung hat, erzählt, der Ritter von Rodenstein wäre dem deutschen Kaiser zu Hülfe gezogen, als Wien von den Türken bedroht wurde, und habe durch seine außerordentliche Tapferkeit demselben hervorragende Dienste geleistet. Das hatte der Kaiser mit Wohlgefallen bemerkt, er berief den Ritter zu sich, belobte ihn sehr, und da er gehört hatte, seine Vorfahren hätten seine Besitzungen schwer verpfändet, so bezahlte er mit großer Freigebigkeit alle Schulden desselben. Der von seinen Gläubigern hart bedrängte Ritter wurde durch diese Huld des Kaisers in übergroßer Freude zu dem Schwur verleitet, dem

Kaiser und Reich im Leben und im Tode treu zu dienen. Der Ritter zog sofort in seine Heimath; als er jedoch in die Nähe der Burg Schnellerts kam, stürzte er mit seinem Rosse, starb und wurde dort begraben. Seinem Schwure getreu dient er nun auch im Tode dem Kaiser und Reiche dadurch, daß er durch seinen Auszug vom Schnellerts nach Rodenstein einen Deutschland bevorstehenden Krieg und durch seine Rückkehr nach Schnellerts den nahenden Frieden ankündigt . . . Man sieht, Scheffel hat sich bei der Gestaltung seines dürftigen Rodensteiners von dieser Sage wenig beeinflussen lassen. Ihm genügte in derselben die eine landläufige Vorstellung, daß ein Rodensteiner Führer der wilden Jagd im Odenwald sei, die weiteren Motive zu seiner besonderen Auffassung — soweit sie nicht fröhlicher Zecherstimmung und seinem Humor entstammen — hat er nicht sagenhaften, sondern historischen Ueberlieferungen entnommen. Es sind meistens recht wunderliche Heilige, welche der Stammbaum der Rodensteiner aufzählt, die nach den Forschungen des Dr. Schenk zu Schweinsberg als Abkömmlinge der ursprünglichen Besitzer von Fränkisch-Crumbach, der Herren von Crumpach, anzusehen sind. Sie waren ein freies Rittergeschlecht, das ursprünglich nur zu Fulda, Lorsch und Kurpfalz in einem Lehensverhältniß stand. Der Besitz desselben umfaßte anfänglich viele Meilen der herrlichen Waldlandschaft, die sich vom Rodensteiner Haus nordwärts und westwärts ausdehnt. Zu demselben gehörten allerdings außer Pfaffenbeerfurt die von Scheffel namhaft gemachten Odenwalddörfer nie, diese waren Erbachsches Eigenthum; aber mehr als ein Dutzend anderer zum Theil in fruchtbaren Thälern gelegener Ortschaften derselben Gegend. Ihr schönstes Besitzthum jedoch bestand in Wald und ein Spaziergang durch die herrliche wildromantische Waldlandschaft, die sich von der Burg einerseits nach Winterkasten, andrerseits nach Fränkisch-Crumbach erstreckt, giebt uns einen Begriff, was für entzückende Jagdgründe dies ritterliche Geschlecht besessen hat.

Und begeisterte Freunde der Jagd müssen sie auch gewesen sein; nur so erklärt es sich, daß der Erbauer der Burg dieselbe so mitten im Walde und fernab von allem Verkehr angelegt hat. Die hier hausten, waren keine Raubritter, aber Enthusiasten der Jagd, und es ist wohl meine Auffassung nicht unberechtigt, daß wahrscheinlich die Jagdleidenschaft eines dieser Ritter demselben den Namen eines „wilden Jägers" bei den Bauern der Gegend eintrug, welcher Name dann, auf spätere Geschlechter der Bevölkerung vererbt, dieselben verleitete, diesen wilden Jäger mit dem sagenhaften Führer der „wilden Jagd" zu identifiziren. Mir wenigstens erscheint diese Erklärung als einfachste Lösung des Räthsels.

Neben den ritterlichen Mannen des Geschlechts, das sich im Lauf der Zeiten übrigens mit den berühmtesten Rittergeschlechtern der Nachbargaue verschwägerte, finden wir eine ziemlich große Zahl Kleriker dieses Namens, die meist hohe geistliche Stellen einnahmen. So ist der älteste uns beglaubigte Rodensteiner, Heinrich de Rotinstein (1293—1323), Probst zu S. Gangolf in Mainz, und der nächste im Alter, Rudolf (um 1300), Domscholaster in Würzburg. Auch kleinere Pfarrämter im Odenwald finden wir gelegentlich mit Söhnen des Geschlechts besetzt, welches sich, wie aus den aufgestellten Stammbäumen hervorgeht, einer ganz außerordentlichen Fruchtbarkeit erfreute. Zwölf und vierzehn Kinder waren nichts seltenes. Dies ist denn wohl auch die Ursache, daß wir so viele seiner Söhne sich dem Priesterstande widmen sehen, dann aber auch zu der leidigen Thatsache, daß die ursprünglich so reich begüterte Familie im Laufe der Zeiten mehr und mehr verarmte und in jedem Betracht herunterkam. Der „Herr von Rodenstein" hat also zwar nicht Gersprenz und Reichelsheim — wie Scheffel singt — gegen Rheinwein verpfändet: dagegen ist aber seit Mitte des 14. Jahrhunderts fast jedes Oberhaupt der Familie allerdings gezwungen gewesen, einen Theil seines Erbes zu verpfänden. Fast jedes Dorf,

das einst rodensteinisch war, ist auf diese Weise dem Geschlecht verloren gegangen. Die Güter wurden nicht eingelöst und verfielen glücklicheren Nachbarn als Besitzthum. Bereits 1346 wurde sogar ein Viertel der Stammburg gegen 600 Pfund Heller an die Grafen von Katzenelnbogen verpfändet, 1348 ein weiteres Achtel an Conrad von Erbach, und das ging so fort, bis die freien Besitzer der Burg zu Lehensleuten ihrer Gläubiger geworden waren. Als der Letzte des Hauses Rodenstein, Georg Friedrich, 1671 in Folge eines Falles in Heppenheim plötzlich, ohne Nachkommen zu hinterlassen, starb, ließ der Landgraf die noch vorhandenen Rodenstein'schen Güter mit Beschlag belegen, „weil Georg Friedrich das lehnbare Haus Rodenstein jämmerlich zerfallen und zu Grunde hat gehen lassen". Seitdem ist es immer mehr seinem Zerfall entgegengegangen. Daß die Herren von Rodenstein früher Beerfurt besaßen und einer derselben dasselbe dann dem Stift zum heiligen Geist in Heidelberg schenkte, was ihm den Namen „Pfaffen-Beerfurt" eintrug, dies ist in der That historisch beglaubigt und wurde von Scheffel später in dem Zehfußschen Buche „Die Herren von Rodenstein, nebst der Sage von den Wandergeistern auf Schnellerts und Rodenstein" (Darmst. 1825), wie mir der Dichter persönlich mitgetheilt hat, angedeutet gefunden. Diese Beziehung zwischen den sageumflorten Schloßtrümmern im Odenwald und seinem geliebten Altheidelberg wurde der Ausgangspunkt jenes Gedankenvorgangs, der den Rodensteiner zum Helden aller durstigen Leute gemacht und die Sage von der wilden Jagd, an deren Spitze dieser Ritter reitet, dahin umgewandelt hat, daß der Durst desselben ein so riesengroßer gewesen, um selbst im Grabe ihm keine Ruhe zu lassen. Ehe aber dieser Ideengang dichterische Gestaltung fand, sind noch mehrere Jahre in's Land gegangen und ist der Studiosus Scheffel ein würdiger Rechtspraktikant und bekannter Dichter geworden. Die „Lieder vom Rodenstein", welche 1859 zuerst in einer Privatausgabe der „Lieder aus dem Engern", dann im Lahrer Kommersbuch

und endlich in der Gedichtsammlung „Gaudeamus“ (1867) im Druck erschienen, nachdem sie sich schon vorher mündlich und schriftlich in der deutschen Studentenwelt weithin verbreitet hatten, sind erst in den fünfziger Jahren, und zwar zu verschiedenen Zeiten entstanden. Dagegen ist die Entstehung jenes allein stehenden andern Gedichts, welches, „Rodenstein's Auszug“ betitelt, zuerst in jener intimen Ausgabe der „Lieder aus dem Engern“ erschienen und von dort in's Lahrer Kommersbuch übergegangen ist, im „Gaudeamus“ aber keine Aufnahme gefunden hat, in direkten Zusammenhang mit jenem ersten Besuch der „Geisterburg“ zu bringen. Dieses eine geht naiv und ohne humoristische Wendung auf die patriotische Tendenz der Sage ein, wie sie damals wohl dem Studenten entgegentrat, als in ihm der Entschluß zu der winterlichen Wallfahrt nach der Rodensteinruine aufblitzte. Es hat noch den schlichten Charakter der anderen Gedichte Scheffel's aus der Studentenzeit, und, die Rodensteinsage als eine Variation des Barbarossa-Kyffhäusermotivs behandelnd, bringt es dieselbe patriotische Sehnsucht nach einem wehrhaften, kraftvollen Reich deutscher Nation, nach besseren politischen Zuständen zum Ausdruck, die auch in mehreren der „Lieder eines fahrenden Schülers“ zur Aussprache gelangte. Ich drucke dies demnach wohl älteste „Rodensteinlied“ hier ab, da es in nichtstudentischen Kreisen nur wenig bekannt ist.

„Es regt sich was im Odenwald,
rumpumplum,
Und durch die Wipfel hallt's und schallt,
rumpumplum,
Der Rodenstein, der Rodenstein, der Rodenstein
zieht um.

Vom Rhein her streicht ein scharfer Luft,
Der treibt den Alten aus der Gruft.
Ein rostig Stahlwamms ist sein Kleid,
Ein rostig Schlachtschwert hängt zur Seit'.

Der Schmied von Kainsbach steht am Herd:
Mein Schmied putz' blank das lange Schwert.

Jedweder thu', was seine Pflicht!
Der Wind vom Rhein, der g'fällt mir nicht.

O römisch Reich, du bist nicht mehr.
Doch reit' ich noch zu Deiner Ehr'.

Ich reit' und reit' und such' einen Mann,
Der meinen Flammberg führen kann."

Nur zielbewußte Thatkraft, heldenkühnes Handeln könne das Vaterland aus dem zersetzenden Widerstreit der Interessen und Meinungen erretten, ist der Grundgedanke, mit dem Hinweis, daß vom Westen her Gefahr drohe. Es ist eine patriotische Tendenz in dem Lied, die aber mit den brennenden Fragen des Tages direkt nichts zu thun hat. So hat es Scheffel fast immer gehalten, wenn er seiner Vaterlandsliebe als Dichter öffentlich Worte geliehen hat.

Aber noch in anderer Beziehung ist dieser Ausflug zur Rodenstein-Ruine und sein Ergebniß für das Geistesleben in Scheffel charakteristisch. In der oben genannten Schrift von Zehfuß ist vom Standpunkt orthodoxen Wunderglaubens der Versuch gemacht, die Uebereinstimmung des überlieferten Geisterspuks in den verfallenen Burgtrümmern mit Stellen der Bibel zu beweisen. Scheffel unternahm dagegen mit seinen Freunden die Reise, um die Sage vom wilden Heer sich zu „erklären", sie auf natürliche Ursachen zurückzuführen. Bei diesem Entschluß war die Lebhaftigkeit des Interesses für den historischen Kern der Sage wie der rationalistische Eifer, den Spukgebilden des Aberglaubens auf den Leib zu rücken, gleich mächtig. Das erstere hat zu der in schlichter Balladenform ausgeführten Gestaltung der historisch begründeten Sage, das letztere zu der Persiflage geführt, die in den eigentlichen Rodensteinliedern künstlerische Fassung gewann. So nahm er jetzt und später den innigsten ernsten Antheil an den Dichtungen altdeutschen Ursprungs, verherrlichte z. B. das Waltharilied und parodirte doch das Hildebrandslied und die

Sage von Hermann dem Cherusker in derber, drastischer Weise. Aehnlich ging es ihm in Bezug auf die Ueberlieferungen der Kirche; ein elementarer Trieb ließ ihn immer aufs Neue ein ernstes Interesse an ihnen nehmen und daneben war sein Geist beständig bereit, solche Stimmungen durch Skepsis und Ironie aufzulösen. Wie sehr dieser Zwiespalt in seiner Herkunft und seiner Naturanlage begründet war, zeigte unser erstes Kapitel; der jähe Uebergang des Studenten aus der klerikal-romantischen Anschauungswelt der Höfler, Görres, Moy in München in die freie Luft der Heidelberger Hochschule von damals, in welcher gerade die Bewegung des Deutschkatholizismus mächtig die Geister erregte, mußte denselben noch fördern.

Nicht minder bezeichnend für ihn ist schließlich die Methode der Forschung. Mit dem leiblichen Auge muß er die Oertlichkeit sehen, deren Geschichte seinen Geist beschäftigt.

In dieser Weise, stets durch lebendige Eindrücke, namentlich landschaftlicher und geschichtlicher Natur angeregt, gelangte Scheffel bereits als Student auf die Bahn, auf der er später als Dichter die Staffel des Ruhmes erklomm, ohne noch zu ahnen, daß sein poetisches Talent ein hervorragendes sei. Der Gedanke, daß in ihm ein Maler stecke, war nicht von ihm gewichen, und auf seinen Fahrten hatte der „fahrende Schüler" stets sein Skizzenbuch bei sich. Aber auch auf die Hoffnung, etwa später einmal in dieser Richtung eine neue Laufbahn einschlagen zu können, hatte er zu resigniren gelernt und mit der Elastizität der Jugend sich mit dem ihm vom Vater aufgezwungenen Beruf befreundet. Ich habe schon im Eingang dieses Kapitels einige Briefstellen, die dieses bezeugen, citirt. Schon in seinem 5. Semester (Winter 1845/46 in Berlin) dachte er lebhaft ans Examen. Die Stelle eines Briefes an Schwanitz aus dieser Zeit möge die Stimmung veranschaulichen, die ihn bei diesem Uebergang vom flotten Daseinsgenuß zum ernsten „Büffeln" bisweilen beschlich: „Die Kollegien sind meist gut. Ich höre Pandekten bei Puchta, der ungleich

schärfer und tiefer geht als Vangerow, — Staatsrecht bei dem alten Mucker Stahl, Kriminalprozeß bei Heffter, außerdem noch einige Publica und sitze des Abends nicht ohne Resignation meist an meinem corpus juris und darf freilich nicht an die Winterabende des vorigen Jahres oder an die Eurigen in Jena denken — bei Sang und vollen Bechern, — sonst verschwimmen mir die leges Dig. — wehmüthig vor den Augen, und es klingt mir wie ein entferntes Kneiplied in die Ohren herein." Dieses Klingen im Ohr trieb ihn dann nach beendetem Semester, wie wir sahen, aus der „hochgelahrten Stadt" hinaus in die freie frische Luft am Strande der Ostsee und auf die Höhen des Harzes, es gab ihm die Melodien zu jenen eigenen Studentenliedern, die uns als seine ersten beglaubigt sind.

Und als er dann sein 7. Semester in Heidelberg antrat, da überkam ihn noch einmal die frohe Lust, Student zu sein, mit voller Macht, und das alte Studentenwort: „Noch sind die Tage der Rosen!" fand in seinem Herzen, wenn er auch beim Kommers sich als Sänger wegen mangelnder Begabung nicht hervorthun konnte, ein helles Echo. Die besorgten Eltern daheim in Karlsruhe aber fanden den Einfluß der Heidelberger Luft auf ihren Sohn weniger heilsam als dieser selbst. Dringende Mahnungen stellten ihm vor, daß die Zeit des Jubilirens ihr Ende erreicht habe und daß er besser thue, sich im stillen Stübchen daheim für das Examen vorzubereiten, statt im geräuschvollen Heidelberg. Ja, als dieselben nichts halfen, erschien eines Tages der Diener seines Vaters mit der nicht mißzuverstehenden Bestellung: er solle ihm einpacken helfen. Mit dem ihm eigenen Humor hat Scheffel dies Verhältniß in seinem kunstlosen Abschiedslied zum Ausdruck gebracht, das er um Ostern 1847 seinen Freunden in der Frankonia an feierlichem Kneipabend darbrachte und dessen Hauptverse hier passend eine Stelle finden. Die an Schwanitz gesandte Abschrift war „Schwanengesang" überschrieben und charakterisirt sich als eine Parodie des alten Volksliedes: „O Straßburg, o Straßburg, Du wunderschöne Stadt."

„O Heidelberg, o Heidelberg,
Du wunderschönes Nest,
Darinnen bin ich selber
Dereinst Student gewest.
— — — — — —
— — — — — —

Der Vater, der Vater
Nahm Feder und Papier:
„Mein Sohn thu ab die braune Mütz'
Und komm' nach Haus zu mir.

Dort oben, dort oben
Ist ein Dachkämmerlein,
Darin sollst Du studiren
In Büchern, groß und klein.

Und hast Du studiret
Wohl über Jahr und Tag,
Dann gehst Du in's Examen
Mit Hut und schwarzem Frack!"

Die Mutter, sie weinte:
„O Joseph, komm' nach Haus,
Du bist schon ganz verwildert
Bei den Studenten draus.

„Du trinkst viel, Du rauchst viel,
Du wirst ein Lump am End',
Du sollst nicht länger bleiben
In Heidelberg Student!"

Ich bat sie, ich klagte,
Es half mir Alles nix,
Adjes drum, ihr Frankonen,
Adjes, ihr lieben Füchs!

O Heidelberg, o Heidelberg,
Du wunderschöne Stadt,
Gut' Nacht, Studentenleben!
Ich werd' jetzt Candidat!"

Mit einem Lied auf Heidelberg nahm er Abschied vom Studentenleben, wie er später sein Poetenleben mit einem Lobgesang auf Heidelberg geschlossen hat. Denn in allen Phasen seines Lebens, nachdem er längst — wie es im Lied von der „alten Burschenherrlichkeit“ heißt — „mit gesenktem Blick in das Philisterland“ zurückgezogen, klang es ihm oft mit Sirenenlockruf „wie ein entferntes Kneiplied“ im Ohr, und er folgte dem Klange und reifte so — als altes Haus — zum Lieblingsdichter der deutschen Studentenwelt, von dem selber in erster Linie sein Spruch gilt, den wir diesem Kapitel als Motto vorangesetzt haben.

„Die Sorgen versingen mit Scherzen“ — diese Kunst hatte ihn das Studentenleben gelehrt, und als er mit der Sehnsucht nach dessen Freuden im Herzen im nächsten Jahre daheim in Karlsruhe über den Examenarbeiten saß, da führte ihm der Zufall einen Meister zu, dessen Beispiel für seine Entwickelung zum Dichter von größter Bedeutung wurde, dies war kein Geringerer als Hafis. Auch hierfür hat uns ein freundlich Geschick Scheffel's eigenes Bekenntniß erhalten. „Hast Du schon,“ schrieb er am 21. November 1847 an Schwanitz, „die Lieder des alten Persers Hafis, übersetzt von Daumer, gelesen? Wenn Du einmal wieder einen recht frischen Ton, wie von Pokalanstoßen und Sang und Klang in Dir ertönen lassen willst, so nimm die Lieder dieses Biedermannes zur Hand, der schon vor 500 Jahren so vernünftig war, Dogmatik und Askese mit der Weintaberne und dem Kultus des Schönen zu vertauschen, und dem ein Engel vom Himmel den Bericht brachte: „Am jüngsten Tage gilt Kapuze, Scheich und Mufti keinen Deut. Du bete Gott den Herrn in Weinspelunken an und zittre nicht!“ — Wenn mir das römische Recht gar zu trocken wird, so hole ich unter den großen Flügeln des corpus juris den alten Hafis vor, — der bringt Leben in den Menschen!“ — Er hat ihn damals wohl oft vorgeholt, und mit diesem

Geleitsmann zur Seite ist er dann selber zum Hafis der deutschen Studenten geworden.

Doch nicht nur ein Dichter des Morgenlands, auch der größte Dichter des Abendlands hat dazu beigetragen, die Anakreontik Scheffel's zu befruchten. Und das Leben selbst, nicht das Studium, bewirkte wieder diesen weiteren Einfluß. Nicht bloß der altdeutsche Weinschwelg, auch Shakespeare's Falstaff ist in Scheffel's Phantasie gar heimisch geworden, ehe diese den Rodensteiner gebar. In diesem Candidatensemester zu Karlsruhe fand Scheffel einen Freundeskreis, in welchem die Heidelberger Studentenstimmung den Ton angab und kein Geringerer als der dicke Sir John aus der Eastcheapschenke zum wilden Schweinskopf war der Pathe dieser Zechgesellschaft, die im „Prinzen Karl" zum Abendtrunke zusammen kam und dabei den soliden Grundsätzen der ehrsamen Residenzstädter ein Schnippchen schlug. Wie Prinz Heinz in einer der genialen Falstaffscenen ruft: „Ich bin jetzt zu allen Humoren aufgelegt, die sich seit den alten Tagen des Biedermanns Adam bis zu dem unmündigen Alter der gegenwärtigen Mitternacht als Humore gezeigt haben" — so hielten es auch die Mitglieder dieses Falstaff-Clubs, welche alle kurz vorher in Heidelberg studirt und dort gelernt hatten, was der Spruch „Fröhlich Pfalz — Gott erhalt's" bedeutet. Als Oberhaupt dieses zwanglos kneipenden Kreises waltete Heinrich Goll, ein Kneipgenie edler Art, dessen liedbegabter Mund wie der des Hafis vom Lob des Weines überquoll, ein vollsaftiger Humorist, den einer der Freunde einst unwillkürlich am Stammtisch als Sir John Falstaff begrüßt hatte, welchen Namen er behielt, während jeder der Genossen des nach ihm benannten Clubs auf der Kneipe den Namen eines der durstigen Gesellen von Prinz Heinz' fröhlicher Tafelrunde führte. Zu ihnen zählten die beiden Söhne des berühmten Geschichtsschreibers und „Redners von Hambach", Dr. J. G. A. Wirth, der damals in Karlsruhe seine „Geschichte der Deutschen"

schrieb, ohne zu ahnen, daß er schon ein Jahr darauf als Mitglied der National-Versammlung zu Frankfurt a. M. sterben werde. Max und Franz Wirth waren ebenfalls erst kürzlich von Heidelberg gekommen; beide sind inzwischen längst als volkswirthschaftliche Schriftsteller bekannt geworden; Max Wirth besonders als nationalökonomischer Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse". Er hieß in dem Kreise „Prinz Heinz". Weiter fanden sich an dem Stammtisch ein: die alten Jugendfreunde Scheffel's: Julius Braun (Friedensrichter Schaal), Lepique (Bardolph), Kamm und von Stetten. Scheffel selbst wurde von den Freunden, wohl seiner Neigung zum Citiren wegen, „Fähnrich Pistol" oder kurz „der Fähnrich" genannt. Da Goll, der übrigens später auch Lustspiele, u. a. das in Baden populäre „Vrenele" in allemanischer Mundart, geschrieben hat, es liebte, beim Frühschoppen gelegentlich eins und das andere seiner humoristischen Gedichte vorzutragen, forderte dies den Wetteifer des anderen Poeten heraus und dies Beispiel feuerte auch Scheffel's feuchtfröhliche Muse an. Zu den damals entstandenen Gedichten zählt sicher das von Schwanitz mitgetheilte, weches den Einfluß der hafisischen Poesie in direktester Weise widerspiegelt und „östlicher Form sich nähernd" den Gedanken zum Ausdruck bringt, daß die wahre „Rechtsgelehrsamkeit" einem nicht über den Büchern, sondern in der Schenke aufgehe.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

„Als gelehrt Kollegium halten
Wir besetzt die Bänke,
Lernen nach Hafis — Naturrecht
Abends in der Schenke.

Daß man allen Streit und Hader
Im Pokal ertränke,
Dieses haben wir entdeckt als
Urgesetz der Schenke.

Kläger und Beklagte alle
Ließen ihr Gezänke,
Kännten sie, wie wir, die große
Rechtswohlthat der Schenke.

Fort drum werf mit Recht das Recht ich
Und gelehrte Ränke
Und mit Sang und Klange zieh ich
Eiligst in die Schenke!"

„Aber," höre ich eine Leserin fragen, „Hafis besang nicht nur die Freuden des Weins, er pries auch die heimlicheren Wonnen der Liebe. Hat die Geschichte des Studenten Scheffel denn nichts zu melden von Erlebnissen, die uns zeigen, daß in ihm auch der Dichter heranreifte, von dem die Verse stammen:

„Erster süßer Kuß der Liebe,
Dein gedenkend überschleicht mich
Freud' und Wehmuth: Freude, daß auch
Ich ihn einstmals küssen durfte,
Wehmuth, daß er schon geküßt ist."

Auf solche Frage kann ich getrost antworten, daß jener erste Kuß der jungen Liebe in der That von Scheffel als Student geküßt wurde. Wie Heine fand er seine Jugendliebe in einer Cousine; wie Heine war es ihm nicht vergönnt, ein frohes Ende des holden ahnungsvollen Frühlingstraumes zu erleben. Emma Heim war die Tochter eines Onkels mütterlicherseits, eines wohlhabenden Apothekers in der Schwarzwaldstadt Zell am Fahrenbach. Zur Vollendung ihrer Erziehung war diese reich beanlagte, heitere und unternehmungslustige Schwarzwaldtochter um dieselbe Zeit in Karlsruhe, als Scheffel auf der Hochschule weilte. Als dieser einst aus den Ferien zurückkam, mag ihm diese Cousine in allem Reiz ihrer kraftvollen Schönheit im Vaterhause entgegen getreten sein. In jener Geisblattlaube, in welcher die Mutter ihrem Gold-

sohn ihre Märchen vorgeplaudert, ward nun wohl die Liebe den jungen Leuten zur freundlichen Sheheresade. In einem Briefe an den Herzensfreund in Thüringen ließ Scheffel am 27. Mai 1846 folgende Stelle einfließen: „Ich finde gegenwärtig viel Erquickung in Heine's Buch der Lieder; wenn ich Zeit und Platz hätte, schrieb ich Dir noch eins her, wo er meint: wenn der Herrgott oben und der Teufel unten gestorben sind und Einem Alles so krausverwirrt und trüb und kalt entgegenschaut, so hat man zum Glück noch das Bischen Liebe in der Brust und das giebt überall wieder Halt! — Amen!" — Dies ist die einzige direkte Aeußerung des Studiosus Scheffel, die mir bekannt wurde, über diese Seite seines inneren Erlebens, und auch später hat sich der Dichter niemals über dieselbe geäußert. An die genannte Cousine aber soll Scheffel, wie mir von den genauesten Kennern seines Lebens bezeugt ward, sein „Behüet Dich Gott, es wär' zu schön gewesen" gerichtet haben; daß er es schon als Student gedichtet, hat er dem Wiener Schriftsteller K. E. Franzos, als dieser ihn gelegentlich eines Besuchs darüber befragte, selber bestätigt.



III.

Sturm und Drang. — Die badische Revolution.

„Die Blicke scharf, wie der junge Aar,
Das Herz von Hoffnung umflogen,
So bin ich dereinst mit reisiger Schaar
In den Kampf der Geister gezogen."
Scheffel: „Lieder des stillen Mannes".





Von all den später berühmt gewordenen Dichtern Deutschlands, welche in den politisch so bedeutungsvollen Jahren, die dem Ausbruch der Revolution von 1848 unmittelbar vorausgingen und folgten, von dem Geist einer neuen Zeit ergriffen, Lieder gesungen haben, athmen Scheffel's Poesien wohl am wenigsten den Gluthauch jener patriotischen und der Freiheit zugewandten Begeisterung, welche damals die Jugend Deutschlands in ihren besten Elementen erfüllte. Sein Antheil an den politischen Ereignissen hat in denselben vielmehr einen theils so indirekten, theils so sporadisch verstreuten Ausdruck gefunden, daß es kaum Wunder nehmen kann, wenn sich seitdem die Meinung verbreitet hat, eine tiefere Theilnahme an den großen Kämpfen der Zeit habe überhaupt gar nicht in dem jungen Scheffel bestanden. Das Gegentheil ist dennoch die Wahrheit und es ist eine besonders reizvolle Aufgabe, diese Nebelwelt sich widersprechender Meinungen zu klarer Anschauung zu verdichten.

Bereits in unser einleitendes Kapitel haben wir einen Ausspruch des Dichters aus späterer Zeit verflochten, nach welchem „das Anschauen und zum Theil das Selbsterleben der vielen schiefen und konfusen Verhältnisse im öffentlichen und Privatleben, an denen seit 1848 unser Vaterland so reich ist," seiner Poesie die für sie so charakteristische ironische Färbung verliehen habe. Und in einem, im Jahre 1858 ge-

schriebenen Briefe an eine mütterliche Freundin (den Julius Wolff in der „National-Zeitung“ vom 4. Mai 1886 mitgetheilt hat) bekennt er sich in einem Rückblick offen als einen Anhänger jener, einer idealen Begeisterung entströmten Bewegung, wenn er von seinem Verhältniß zu der ihr folgenden Reaktion und seinem Anfang 1852 erfolgten Austritt aus dem Staatsdienst schreibt: „ich konnte es nicht übers Herz bringen, bei gänzlich verändertem Stand der Dinge und Politik in einer öffentlichen Stellung an der Zerstörung von alledem mitzuhelfen, was ich früher, gleichviel ob mit oder ohne Grund, für vernünftig und recht gehalten.“ Die nachfolgende Darstellung dieses Verhältnisses wird noch weit bestimmtere Bekenntnisse des Dichters an's Licht bringen.

In der That ist die Zeit der politischen Sturm- und Drangperiode, welche die deutsche Geschichte der Jahre 1848 und 1849 umfaßt, auch in Scheffel's Leben ein Kapitel voll Sturm und Drang, und was in ihm stürmte und drängte, war weit weniger jene Macht, welche in der früheren „klassischen“ Sturm- und Drangperiode unserer Literatur der Poesie einen revolutionären Charakter verlieh und in Rousseau's Heloise, in Goethe's Werther, in Schiller's Kabale und Liebe begeisterte Sprache gewann, nämlich die ihr Recht kühn von der Gesellschaft heischende Macht der Liebe von Herz zu Herzen — als vielmehr die große Treiberin Politik, die innere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und den gewaltigen Begebenheiten, welche die heroischen Verfassungskämpfe und Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes damals, erst einem scheinbaren Siege zuführten und dann — in Folge der Zersplitterung und unpraktischen Führung derselben — so schnell einer bedauernswerthen Verwirrung und Niederlage verfallen, zum Opfer einer grauenhaften Reaktion werden ließen. Schon in seinem äußeren Verlauf macht der Uebergang Scheffel's von der Studentenzeit zu einer festeren Amtsanstellung als Rechtspraktikant einen, wenn auch nicht geradezu stürmischen,

so doch sehr unruhigen Eindruck. Die badische Aprilrevolution von 1848, die Mairevolution des folgenden Jahres waren Ereignisse, welche diesen Uebergang schon äußerlich stören mußten. Es kamen da Zeiten, in denen die ganze Staatsmaschine stillzustehen drohte. Aber das größere Hemmniß war Scheffel's eigenes Interesse an dem Schicksal des Vaterlandes. Gingen doch nirgends in Deutschland die Wellen der politischen Bewegung so hoch, wie im Heimathlande Scheffel's, in Baden, welches auf der Bahn der politischen Selbstbefreiung von Feudalismus, Willkür und Dunkelthum alle anderen Staaten schon während der dreißiger Jahre überflügelt hatte, und waren an derselben doch gerade hier weite Kreise der gebildetsten Schichten der Bevölkerung betheiligt. Mit Recht konnte später Aegidi die badische Kammer als „die Schule des deutschen Liberalismus" bezeichnen.

So sehen wir denn den jungen Rechtskandidaten zwar zunächst im Sommer 1847 in der sicheren Hut des Vaterhauses eine dicke Monographie „über das Surrogat nach französischem und römischem Recht" und eine Proberelation ausarbeiten, mit denen er sich Ende August die Zulassung zum Staatsexamen erwirbt. Aber in jener Zeit fleißiger Vorbereitung zum juristischen Staatsexamen hört er auch manch aufregendes Privatissimum über Politik bei dem Vater seiner Freunde, dem Demokraten Dr. Wirth, und das Examen selbst findet erst ein volles Jahr später, am 31. Juli 1848 und den folgenden Tagen statt. Am 2. November 1848 wird er dann, als zweiter von 15 Kandidaten, zum Rechtspraktikanten ernannt und zunächst dem um ein paar Semester älteren Berufsgenossen und Landsmann Dr. Friedrich von Preen in Heidelberg zuertheilt, der in der Eigenschaft eines Amtsverwalters als Untersuchungsrichter in Heidelberg beschäftigt war. Jedoch schon vor diesem Eintritt ins Staatsexamen hatte Scheffel eine amtliche Stelle bekleidet, und zwar eine, die ihn mit einem Schlage in die Nähe des Mittelpunktes der

politischen Bewegung gebracht hatte. Denn bevor er als Assistent des ausübenden Untersuchungsrichters von Preen zu Heidelberg juristische Protokolle schrieb, hatte er am Sitz der Bundesregierung in Frankfurt a. M. als diplomatischer Sekretär gewirkt und einen hervorragenden Politiker bei einer staatsmännischen Mission an die dänische Grenze begleitet.

Schon im Verlauf seiner Studentenzeit hatte Scheffel ja, wie wir sahen, als Mitglied einer burschenschaftlichen Verbindung warmherzigen Antheil an der liberalen und patriotischen Bewegung im engeren wie im weiteren Vaterlande genommen und der mäßigende Einfluß des Vaterhauses hatte dabei nach und nach seine ursprüngliche Macht verloren. In jenem letzten Heidelberger Semester, nach dessen Beendigung ihn der Wille der Eltern heimberufen hatte, war unter dem nachwirkenden Einfluß der in Berlin empfangenen unerquicklichen Eindrücke und unter dem Zauber des politischen Aufschwungs, der damals in Baden alle Bevölkerungsschichten mit begeisterungsvoller Hoffnungsfreudigkeit durchdrang, auch sein empfänglicher Geist von dieser Strömung mächtig ergriffen worden. Auch er glaubte an die Morgenröthe, welche das Tagen eines „Völkerfrühlings" verhieß. „Mit Begeisterung geschwärmt, gearbeitet und geirrt hat Scheffel in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 wie damals jeder begabte, edel angelegte und feurige deutsche junge Mann", mit diesen Worten kennzeichnet ein damaliger Studien- und Verbindungsgenosse von ihm, der jetzt eine hohe amtliche Selle in Baden bekleidet, diesen Antheil. War doch selbst die erste Germanistenversammlung, die am 27. und 28. September des Jahres 1846 in Frankfurt a. M. stattfand, und an welcher sehr wahrscheinlich Scheffel persönlichen, auf alle Fälle aber lebhaften geistigen Antheil genommen hatte, unter Jakob Grimm's Vorsitz und durch dessen Vorgehen eine Manifestation des allenthalben erwachten deutschen Volksbewußtseins gewesen. Zu den Delegirten, die zu Pfingsten 1848 auf der Wartburg

das Bedürfniß der deutschen Studentenschaft nach zeitgemäßen Reformen in Anträgen für die Nationalversammlung zum Ausdruck brachten, gehörte wiederum Scheffel. Jene gewaltsamen Versuche, durch radikale Mittel und bewaffneten Volksaufstand die allgemeine Hoffnung auf ein in freier Verfassung geeintes Vaterland zu verwirklichen, welche dann so bald den friedlich-organisatorischen Versuchen der liberalen Volksvertreter in Baden und anderwärts folgten, wurde nur von sehr Wenigen in der damaligen Studentenwelt Heidelbergs vorausgesehen und mitvorbereitet. Um so vertrauensvoller jubelten die für das Ideal eines in Freiheit geeinten Vaterlandes erglühten Jünglinge den in ihrer engeren Heimath sich vollziehenden Vorarbeiten für den Aufbau eines ersten deutschen Parlamentes zu. In Heidelberg war es, wo der erste Grundstein zu demselben gelegt ward. Hier traten am 5. März 1848, „um die dringendsten Maßregeln für das Vaterland zu berathen", jene 51 Patrioten zusammen, welche den Aufruf an die deutsche Nation zur Wahl einer parlamentarischen Nationalvertretung in Frankfurt a. M. erließen. Dies geschah kühn über die Köpfe der Regierungen, im besonderen des Königs von Preußen und des Kaisers von Oesterreich hinweg, die sich während der langen Zeit seit dem ruhmreichen Befreiungskrieg gegen Napoleon lieber mit dem russischen Czaren zur Unterdrückung ihrer Völker verbrüdert hatten, als sich mit diesen zum Ausbau des von ihnen in Zeiten der Noth mit feierlichem Schwur garantirten Verfassungslebens zu verbinden, und die inzwischen in ihren Residenzen den Ausbruch der Revolution als Folge der von ihnen gutgeheißenen Metternich'schen Gewaltpolitik hatten erleben müssen. Zu der Siebener-Kommission, welche die Ausführung des Beschlusses übernahm, gehörten neben Männern wie Heinrich von Gagern und Friedrich von Römer, die bald darauf in ihren Heimathsstaaten Hessen und Württemberg von den ängstlich gewordenen Regenten zu Ministern ernannt

wurden, auch die beiden alterprobten Hauptvorkämpfer der politischen Freiheit im badischen Landtag, Johann Adam von Itzstein und Karl Theodor Welcker. Letzterer darf in gewisser Beschränkung überhaupt als der Vater des Gedankens, ein deutsches Parlament zu gründen, gelten, denn schon im Jahre 1832 hatte er ihn in Form eines Antrages in der badischen Kammer zum Ausdruck gebracht. Und gerade an Welcker fand Scheffel in der Zeit dieser großen Bewegung engeren Anschluß: noch ehe er dazu kam, sich dem Staatsexamen zu unterwerfen, wurde er Sekretär Welcker's, der im März 1848 Badens Gesandter beim Deutschen Bundestag in Frankfurt und dann Vertreter Frankfurts in der Deutschen Nationalversammlung geworden war.

Karl Theodor Welcker, ein Bruder des berühmten Alterthumsforschers Friedrich Welcker in Bonn und wie dieser aus dem Dorfe Oberofleiden im Großherzogthum Hessen stammend, war damals ein Mann von 58 Jahren und auf der Höhe seiner politischen Laufbahn. Schon als Student in Gießen und noch vor den Befreiungskriegen hatte er sich für die Ideale der späteren deutschen Burschenschaft begeistert, und als Kieler Dozent wurde er einer der ersten, welche ihre rechtsgelehrte Bildung in den Dienst der Journalistik stellten, aus Begeisterung für die Grundsätze ihrer politischen Ueberzeugung. Mit Dahlmann gab er hier die „Kieler Blätter" heraus. In dieser Zeit war es, daß ihm der Auftrag wurde, für das Herzogthum Lauenburg den Entwurf einer Verfassung auszuarbeiten. Die Demagogenhetze, die durch die Karlsbader Beschlüsse von Metternich ins Werk gesetzt wurde, erkor natürlich auch ihn zum Opfer, und die von ihm mit Rotteck in der Zeitschrift „Der Freisinnige" entfaltete Thätigkeit brachte ihn 1832 um seine Freiburger Professur. In den folgenden Jahren gab er zusammen mit Rotteck das „Staatslexikon" heraus, das der Verbreitung politischer Bildung in Deutschland einen außer-

ordentlichen Vorschub geleistet hat. Von 1841 an lebte er privatisirend in Heidelberg. Mit dem alten „Volkstribunen" Adam von Itzstein, mit Rotteck, Bassermann, Hecker gehörte er in der „vormärzlichen" Zeit zu den beredtesten und standhaftesten Vorkämpfern eines freien Verfassungslebens in Baden wie im Reich. Eine Folge seiner politischen Thätigkeit war, daß er am 14. März 1848 zum Bundestagsgesandten und am 24. Juli desselben Jahres zum Bevollmächtigten bei der provisorischen Centralgewalt für Deutschland ernannt wurde. In der Frankfurter Nationalversammlung entschied er sich später in dem Streit Republik oder Monarchie für Beibehaltung der letzteren, vertrat aber im Uebrigen die Grundsätze eines demokratischen Verfassungslebens und in dem Streit über das Verhältniß zwischen dem Reichsparlament und den Einzelregierungen wurde er Mitglied des rechten Centrums als Bekenner des Wernher'schen Antrags, der den Bestimmungen der künftigen deutschen Verfassung den Vorrang einräumte vor den widersprechenden Bestimmungen einzelner Landesverfassungen. In dieser Partei wurde trotzdem auch Werth auf Erhaltung der „Stammeseigenthümlichkeiten" gelegt und saßen als hervorragendste Mitglieder neben Welcker: Bassermann, Mathy, Beseler, Dahlmann, Droysen, Duncker, Heckscher, Lette, Simson, Waitz, Zachariä und Zittel. Wie Welcker im weiteren Verlauf der Dinge mit Jürgens der Begründer der „Großdeutschen Partei" ward, welche in dem neuzuerrichtenden, durch die Verfassung, das Parlament und die Centralgewalt geeinten deutschen Bundesstaat Oesterreich nicht missen wollte, wie er nach einer ziemlich resultatlosen Mission als Kommissär der „Centralgewalt" an den österreichischen Hof sich dann doch zum Anschluß an die kleindeutsche Partei, welche die preußische Spitze erstrebte, bewogen fühlte und schließlich persönlich den Antrag einbrachte, dem Könige von Preußen die Kaiserwürde anzubieten, können wir hier übergehen, wo-

gegen seine bereits im Juli 1848 erfolgte Mission nach Lauenburg, die er noch als Bevollmächtigter des sich im Tode noch einmal zu einem flackernden Scheinleben aufraffenden Bundestags erfüllte, für uns von besonderer Wichtigkeit ist. Denn auf dieser Reise nach Ratzeburg begleitete ihn Scheffel, der, wie so viele jüngere Patrioten damals, zur Eröffnung des Vorparlaments nach Frankfurt gekommen war, um Zeuge der Ereignisse zu werden, dort Welcker näher getreten und von diesem schon einige Zeit danach zum Sekretär auf der badischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt a. M. angenommen worden war.

Auch über diese Vorgänge können wir Scheffel selber berichten lassen, der in seiner kurzangebundenen, im Ausdruck burschikos-übermüthigen, im Inhalt höchst sachlichen Weise am 24. Mai 1848 — also sechs Tage nach Eröffnung des Parlaments — von Frankfurt aus an den Thüringer Intimus schrieb: „Ich lebe hier, Dank der Güte meines Vaters, der mir diesen Aufenthalt noch als Universitätszeit anrechnet, in äußerst interessanten Verhältnissen, wenngleich persönlich etwas vereinsamt. Ich habe dem alten Welcker meine Dienste angeboten, habe aber faktisch sehr wenig zu thun, da noch ein Legationssekretär vorhanden ist und der Bundestag jetzt durch das Parlament ganz in den Hintergrund gedrängt ist und recht bald sein seliges Ende erfolgen wird . . ." Und zwei Monate später (am 22. Juli) heißt es in einem weiteren Briefe an Schwanitz: „Unerwartet wurde ich von Welcker aufgefordert, ihn in den Raubstaat Lauenburg zu begleiten, und da ließ ich mich natürlich nicht zweimal ersuchen, sondern fuhr mit. Gestern — also am 21. Juli — bin ich nach dreiwöchentlicher Abwesenheit wieder angelangt . . . In dem Raubstaat Lauenburg haben wir gut gewirthschaftet; der alte Welcker hat sein Möglichstes gethan, den Leuten die Schlafmütze vom Kopf zu ziehen; ich habe überall als Legationssekretär fungirt und bin mit einer wahren Hofrathsgrandezza

aufgetreten, z. B. vor den versammelten Landständen, und da ist auch ein Abglanz der Ehren auf mich gefallen. Die Hauptgeschichte war, das Herzogthum aus seiner lumpigen Neutralität herauszureißen, bis zur Herstellung des Friedens allen Verkehr mit Kopenhagen abzubrechen und für Erfüllung der Bundespflichten, besonders Stellung eines Kontingents, Sorge zu tragen. Zu dem Zweck hat Welcker eine oberste Landesadministration eingesetzt, was nicht ohne Schwierigkeiten vor sich ging. Unser Hauptquartier war in Ratzeburg, einem wunderschön gelegenen Städtchen an einem großen See . . . . Nach beendigter Geschichte in Ratzeburg haben wir noch eine Umfahrt im Lande gehalten, nach Mölln, der Vaterstadt Till Eulenspiegels, und Lauenburg. An solennen Frühstücken und Abendessen, Empfang mit Hurrah und Musik und mannichfachem Ulk hat's nicht gefehlt. Dann ging's nach Hamburg und zur provisorischen Regierung nach Rendsburg, um für die Lauenburger Jäger, die sich zweimal blamirt hatten und von Wrangel dahin zurückgeschickt worden waren, ein Wort einzulegen und sie selbst auf unsere Ansichten zu bringen. Es sind aber harte Schädel, die nicht begreifen, daß sie ihren Eid dem König von Dänemark nur als Herzog von Lauenburg geschworen haben und daß er in dieser letzteren Eigenschaft mit sich selbst qua König von Dänemark in Krieg liegt u. s. w. . . ."

Welche Bedeutung der Kampf der „meerumschlungenen" Herzogthümer Schleswig und Holstein für ihre Unabhängigkeit von Dänemark und ihre deutsche Reichszugehörigkeit für diese ganze Geschichtsepoche hatte, dürfte wohl jedem Leser dieser Biographie eine geläufige Vorstellung sein. Weniger bekannt ist die eigenthümliche Stellung des Herzogthums Lauenburg zu diesem Kampf, das seiner Natur nach genau die Stellung von Schleswig und Holstein zu Dänemark theilte und also eigentlich zum Bundesgenossen derselben berufen gewesen wäre. Eine einflußreiche Partei in Lauenburg hatte jedoch

diese Theilnahme hintertrieben. Da war es Welcker, der ein Einschreiten des Bundes bewirkte, um die Lauenburger daran zu erinnern, daß sie vor Allem Deutsche seien und als solche in dieser kritischen Lage nicht gleichgültig dem Kampfe ihrer stammverwandten Landesnachbarn zuschauen dürften. Die Folge war, daß der Bund Welcker, den sich das Land in dankbarer Erinnerung seiner früheren Thätigkeit zu Gunsten ihrer Verfassung dazu erbeten hatte, als Bundeskommissar nach Lauenburg sandte, um das Land bis zur Herstellung des definitiven Friedens in Administration zu nehmen. Am 10. Juli wurde von ihm, unter Vorbehalt der Rechte des Landesherrn, „eine aus drei ehrenwerthen, den Wünschen der Bevölkerung entsprechenden Männern bestehende Administrationskommission als interimistische Regierungsbehörde" eingesetzt. Diese Verhältnisse waren es, welche von den vorstehenden Aeußerungen Scheffel's in subjektiver Weise erläutert werden.

Hatte sich Scheffel von dem verrotteten Schlendrian, der in der Geschäftsführung des Deutschen Bundestages längst eingerissen war und auch in den keimtreibenden Märztagen des Jahres 1848 nur scheinbar einer regeren Thätigkeit gewichen war, im Innersten angewidert gefühlt und hatte die laxe Pflichterfüllung der verzopften Bundestagsgesandten, deren öder Mechanismus auch das frische Wollen der neueingetretenen liberalen Vertrauensmänner lahm legte, seinen Spott und Hohn herausgefordert, so muthete andererseits die nach außen gerichtete kampfesfrohe Thatkraft, die er in den nordischen Herzogthümern Schleswig-Holstein zur Entfaltung gelangt sah, ihn herzerfrischend und tiefsympathisch an. Zwei charakteristische Aktenstücke mögen die so verschiedenartige Wirkung der allerdings auch grundverschiedenen Eindrücke näher veranschaulichen. Von bitterer Ironie, die sich auch gegen ihn selbst mit richtete, der sich in dieser Zeit der patriotischen Volkserhebung mit den trockenen Arbeiten eines Legationssekretärs am Bundestag befaßte und seinerseits mit

studentisch-leichtsinniger Lebenslust diesem Scheinarbeiten ein fröhliches Kneipleben vorzog, für welches übrigens auch der alte Welcker sich einen lebhaften Sinn bewahrt hatte, ist das folgende übermüthige und übertreibende Spottlied erfüllt, das er bald danach zur Belustigung seines Heidelberger Freundeskreises verfaßte.

„Es war ein Kommissary,
Der soff bei Tag und Nacht,
Er hatt' einen Sekretary,
Hat's ebenso gemacht.

Depeschen, Brief' und Akten,
Macht' ihnen wenig Müh',
Sie kneipten und tabakten
Von spät bis Morgens früh.

Und lag der Kommissary
Des Morgens noch im Thran,
So fing der Sekretary
Das Saufen wieder an.

Wo war der Kommissary,
Der so viel saufen kunnt?
Wo war sein Sekretary?
Sie war'n beim Deutschen Bund."

Eine Stelle aus einem Briefe, den er nach dem Scheitern der patriotischen Hoffnungen im Gesammtvaterland wie besonders auch in Schleswig-Holstein, gerade zwei Jahre nach seiner Fahrt nach Lauenburg an einen väterlichen Freund in Schleswig schrieb, möge ein Gegenstück zu diesem nicht mißzuverstehenden Gedichte bilden, da sie die spätere Enttäuschung des Patrioten, die Entrüstung des warmherzigen Jünglings über den jähen Wechsel der Verhältnisse im Vaterland zu unmittelbarer leidenschaftlicher Aeußerung bringt. Am 15. August 1850 schrieb Scheffel aus Säckingen nach Schleswig u. A.: „Wenn ein guter Wille und ein heiliger Zorn

über unser deutsches Elend hinreichten, um mich armen Schreiber an den Platz hinzustellen, wo jetzt Jeder hin gehört, der noch Herz und Ehr' im Leibe hat, so stünde ich längst als Wehrmann bei einem Ihrer tapferen Bataillone und hörte die dänischen Kugeln pfeifen. Verhältnisse, Umstände, Rücksichten, und wie all die nichtigen Motive heißen, die den edlen Trieb im Menschen abtödten, wollen es anders, und so bleibt mir nur der miserable, leider Gottes echt deutsche Trost, Ihnen, theurer Herr, mit der Feder meine Theilnahme auszudrücken. Ein reiches Maß von Prüfungen ist über Sie verhängt; aber was Sie leiden, und was Ihr Land leidet, wird eine Stelle finden, wo es gutgeschrieben wird bis zur großen Abrechnung. Ich weiß, daß Sie mit der nordischen Mannesruhe Ihr Schicksal tragen und daß Sie bereit sind, noch mehr hinzugeben im Kampfe für deutsches Recht und deutsche Ehre, und darum wäre es eitel Mühe, Worte des Trostes beizubringen. Wer so mit dem Schwert in der Faust seine Pflicht thut, der tröstet sich selber und verachtet das Pack, das da draußen herumsitzt und die Hände im Schooß liegen hat. Und wenn's unser Geschick nicht ist, daß wir als altersschwaches Kulturvolk uns zu Grabe legen sollen, und wenn unser Deutschland durch eiserne That mal wieder jung geworden ist, dann wird sich's noch dankbar an seine besten Söhne in Schleswig-Holstein erinnern und wird zu den Kämpfern von Idstedt sagen: Ihr seid die Einzigen, die's verstanden und mir den Weg zum Gesundwerden zeigten. Ich habe seit Jahresfrist nichts Erfreuliches mehr erlebt und mich mit stiller Resignation in den Schwarzwald zurückgezogen, wo ich höchstens noch hie und da die alten Tannen rauschen höre, als schüttelten sie unwillig ihre Wipfel über das saft- und kraftlose Geschlecht, das auf dem Erdboden wandelt und Mensch heißt. Aber seit die Kunde von Schleswig-Holstein zu mir über die Berge ge-

kommen ist, ist mir's wieder frisch im Gemüth geworden; das Herz schlägt warm und freut sich."

Wir sehen hier einen Grundsatz seiner späteren politischen Weltanschauung scharf zugespitzte Aussprache finden: starkes einmüthiges Handeln ist für das Leben der Völker heilsamer, als das Reden und Schreiben der Doktrinäre. Nachdem er erlebt, wie die schönsten Parlamentsreden und schwungvollsten Zeitungsartikel, welche warmempfundenen Patriotismus zum Ausdruck gebracht hatten, erfolglos geblieben waren, weil dem vereinzelten Wollen der solidarische Trieb, der vernunftgemäßen Forderung die Unterstützung der Macht gefehlt hatte, wurde ein skeptischer Pessimismus Herr seiner Seele, der an dem Beruf des deutschen Volkes, sich seine Ideale kraftvoll zu gestalten, verzagte . . .

Nach jener Rückkehr aus Lauenburg aber glaubte er noch mit den Gesinnungsgenossen an den Erfolg der Nationalversammlung, die seit dem 18. Mai in der Paulskirche tagte, sah er hochgemuthet der Erfüllung seiner patriotischen Hoffnungen entgegen, und von solcher Stimmung beseelt, ging er auch ins Examen, zu welchem er die Vorladung bei der Rückkehr in seiner Frankfurter Wohnung — beim Gärtner Winterstein im Kettenhofweg (jetzt Nr. 5) — vorfand. Seit 5 Monaten hatte er kein Kompendium mehr angesehen. Nur gerade soviel Tage blieben ihm noch bis zum Beginn des Examens in Heidelberg. „Da schloß ich mich ein," schrieb er nach Beendigung desselben an Schwanitz, „ochste den Code Napoléon und die Pandekten noch im Sturmwind durch und Hurrah, hop, hop, hop ging ich am 31. Juli mit Kamm in die Examenaffaire hinein. — — Ich behandelte die Fragen mit großer Nonchalance, schrieb in Prosa und Versen, — item es genügte. Dann wurde ich noch eine Stunde mündlich vorgenommen." Das Urtheil über die ihm gestellte „Rechtsfrage" lautete nach Bartsch (Allg. Ztg. 1886 Nr. 126): „Die Abhandlung zeichnet sich durch umfassende Benutzung der Literatur, Selbstständigkeit der Aus-

führung, logische Anordnung des Stoffes und klare gewandte Diktion vortheilhaft aus und kann unbedenklich für eine gelungene erklärt werden." Auch das Gutachten über die „Relation" eines Rechtsstreits lautet nach den Akten günstig. Die mündliche Prüfung fand am 9. August statt. Die Interpretation einer ihm vorgelegten Stelle des Corpus juris fiel „ziemlich gut" aus; „die Antworten des Kandidaten in den vier Fächern — größtentheils richtig und gehörig begründet, aber minder geläufig — zeugten mehr von Talent und allgemeiner Bildung, als von ausgedehntem positiven Wissen in den Gegenständen der Prüfung". Das Gesammtergebniß war „ziemlich gut". Günstiger war das Resultat seines Doktorexamens, das er ein halbes Jahr später, am 11. Januar 1849, ebenfalls in Heidelberg bestand, und zwar „vor den 4 Höllenrichtern Roßhirt, Vangerow, Zöpfl und Morstadt — summa cum laude". Um gleich bei dieser Gelegenheit Scheffel's Qualitäten als Jurist zu charakterisiren, sei hier eine Anekdote eingeschaltet, die mir Schwanitz erzählte. Kurz vor Abbruch seiner kurzen Beamtenlaufbahn empfing Scheffel im elterlichen Hause zu Karlsruhe den Besuch dieses Freundes. Damals erzählte dem letzteren Scheffel's Mutter von einem Besuch, den ihr der befreundete Staatsrath Bekk abgestattet, der frühere Minister, welcher Josephs oberster Chef war. Natürlich hatte das besorgte Mutterherz eine Frage nach seiner Meinung über den Sohn nicht zu unterdrücken vermocht. „Man kann eigentlich nicht sagen, daß Ihr Herr Sohn ein tüchtiger Jurist wäre — aber," so fügte er nach einer Pause hinzu, „er ist ein ausgezeichneter." Die auf ihren Joseph gar stolze Frau Majorin hatte natürlich erst nach diesem letzten Wort erleichtert aufgeathmet.

Zwischen die beiden Examen fallen die ersten Versuche Scheffel's, sich in die Sphäre der Amtsstube, in die regelmäßige Bureauarbeit eines richterlichen Beamten einzuarbeiten. Auch hierüber giebt uns Schwanitz' Briefschatz direkte Aus-

kunft. In einem Briefe vom 11. Januar 1849 heißt es: „In Frankfurt war ich nach meinem Examen bis Ende September; ich kam leider 2 Tage zu spät dort an, sonst hätte mich Welcker mit nach Schweden genommen. Erstes Pech. Sodann ging ich nur 3 Tage nach Hause, in dieser Zwischenzeit kam Welcker von Schweden zurück und wurde knall und fall nach Wien geschickt. Wäre ich bei der Hand gewesen, so hätte er mich auch dahin mitgenommen. Zweites Pech. Da ich nicht wußte, wie lange die Mission in Oesterreich dauern würde, so zog ich mich nach Heidelberg zurück, in die Wissenschaft, um den Dr. juris zu machen. Es gefiel mir aber hier, am Sitz alter Erinnerungen, alter Jugendträume so gut, daß ich einen Vorwand suchte, den Aufenthalt zu verlängern. Ich trat daher in die Praxis ein und habe November und Dezember auf dem Kriminalbureau des hiesigen Oberamts gearbeitet und sehr viel gelernt, da es in Bezug auf Verbrechen hier ganz großstädtisch zugeht und da ich einen sehr fidelen und freundlichen Amtsvorstand hatte." Schon im Eingang erwähnten wir, daß dieser „sehr fidele und freundliche" Amtsvorstand der Rechtspraktikant Herr Dr. Friedrich von Preen war, der damals gerade die Funktionen eines Untersuchungsrichters in Heidelberg erfüllte. Nach bestandenem Doktorexamen ging Scheffel wieder nach Karlsruhe, wo er bis zum Ausbruch des Maiaufstandes verweilte. Die badische Regierung und ihr liberales Ministerium waren in dieser ganzen Zeit in ihrer Weise bemüht, der Stimmung und den berechtigten Forderungen der Bevölkerung nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Sie hatten gegen die Oktroyirungsgelüste der größeren Höfe protestirt, die deutsche Nationalversammlung als höchste Autorität anerkannt und Anfang 1849 die von dieser festgesetzten Grundrechte offiziell verkündigt. Aber als durch die Ablehnung der Kaiserwürde von Seiten des Königs von Preußen (1. April 1849) die friedlich-organisatorische Thätigkeit der Nationalversamm-

lung ins Stocken gerieth, als die vorher von den Regierungen anerkannten Volksrechte von den mächtigeren derselben mit souveränem Hochmuth abgelehnt wurden, war die Enttäuschung eine allgemeine, und die radikalen Elemente der Volksbewegung waren nicht mehr in den Geleisen friedlicher Reform zu halten. Schon im Jahre zuvor hatte die Mobilmachung des 8. Armeekorps und das Herbeiziehen der „fremden Truppen" zur Einschüchterung der badischen Demokratie, ein unheilvolles Mißtrauen zwischen der eigentlichen Masse des Volks und der Regierung gesät; das damals leicht aufflackernde und scheinbar leicht erstickte Feuer der Revolution war inzwischen in einer wachsenden Agitation weitergeglommen und brach zur hellen Flamme aus, als in Preußen die Reaktion unzweideutig und drohend ihr Haupt erhob. Die demokratischen Parteiführer, welche von vornherein das Paktiren mit den Sonderinteressen der einzelnen Fürsten und ihrer Kabinete verworfen hatten, überzeugt, daß auf diesem Wege das gemeinsame Ziel eines einheitlichen deutschen Verfassungsstaats nicht zu erreichen sei, glaubten in letzter Stunde noch mit Waffengewalt das Verlorene retten zu können.

Der Ausbruch der badischen Revolution, die Scheffel von vornherein als ein unheilvolles Unternehmen, dem kein Sieg erblühen könnte, ansah, traf den jungen Rechtspraktikanten, wie wir schon sagten, daheim. Er hatte sich kurze Zeit vorher von einigen ihm befreundeten Führern der konstitutionellen Partei, namentlich von Häusser, überreden lassen, die Redaktion ihres Organs, der „Vaterländischen Blätter" in Karlsruhe zu übernehmen, welche in der Buchdruckerei von Malsch gedruckt wurden. Das Blatt ging beim Ausbruch der Revolution ein. Mit Schmerzen sah er voraus, daß ein unvollkommen organisirter Volksaufstand gegen die geordneten Heere der außerhalb Badens nur wenig erschütterten deutschen Staatsgewalten, im Besonderen Preußens, sein engeres

wie das große Vaterland nur um die Früchte langen opfermuthigen Ringens bringen werde; er hatte in Frankfurt in das Verhältniß von Gewalt und Recht im Staatsleben genügenden Einblick gethan, um jetzt solche Ruhe des Urtheils zu wahren. Zudem war er der Sohn seiner Eltern und ein junger Beamter, der eben erst den Eid der Treue seinem Landesherrn geleistet. Der Freisinn des dreiundzwanzigjährigen Jünglings wurzelte in Ideen und Stimmungen, aber nicht in einer in sich abgeschlossenen ausgereiften Ueberzeugung. Die Leiden des eigentlichen Volks hatte er nicht zu theilen gehabt, und so waren ihm auch seine Leidenschaften fremd. Er wollte eine große allgemeine protestirende Volksbewegung, aber keine „Putsche". Als daher die große Volksversammlung in Offenburg vom 13. Mai, welche die Durchführung der Reichsverfassung in Baden, den deutschen Großmächten zum Trotz, beschlossen hatte, und welcher auch er beiwohnte, in der badischen Residenz im Ausbruch einer Militärrevolte ein kriegerisches Echo fand, welches die sofortige, übereilte Flucht des Großherzogs Leopold noch in derselben Nacht zur Folge hatte; als die zur Vertheidigung der Bürgerschaft und der Stadt aufgerufene Bürgerwehr in dieser Nacht das Zeughaus zu vertheidigen hatte, welches Aufständige tumultuarisch zu stürmen suchten; als er das Haus seiner geliebten Eltern bedroht sah: fanden ihn die Ereignisse in den Reihen dieser Bürgerwehr, und an jenem siegreichen Kampf derselben zur Vertheidigung des Zeughauses war der junge Scheffel mit der Waffe unter Bethätigung hervorragenden Muths betheiligt. Aber es war kein froher Kampf und kein froher Sieg. Seine Sympathien für die Sache des Volks wie seine Antipathie gegen einen gewaltsamen Ausbruch der Volksleidenschaft, welcher der ersteren nur Einbuße bereiten mußte, standen sich in seinem Innern kämpfend gegenüber und erfüllten seine Seele mit schmerzlichem Weh.

Ein langer Brief an Schwanitz (vom 28. Juli 1849)

giebt uns ein deutliches Bild der Seelenkämpfe, welche der tragische Verlauf jener Ereignisse in Scheffel hervorgerufen. Er bildet ein Aktenstück, das überhaupt für die Beurtheilung der badischen Revolution von bleibendem Werth ist. „Das war ein böses halbes Jahr, seit ich Dir nicht mehr geschrieben habe. Und jetzt?! ‚Sie hängten ihre Harpfen an die Weidenbäume bei Babylon und trauerten und weineten um Zion.‘ Jetzt sind wir soweit gekommen, daß wir Badenser unser kleines Vaterland verloren und kein großes dafür gewonnen haben. Alldeutschland, wo bist du zu finden? — Eben begraben sie's oben in Schleswig und unsere Ehre dazu. — Lieber, alter Freund! Ich bin noch zu deprimirt von alle dem, was in den letzten drei Monaten an mir vorüberzog, als daß ich Dir ausführlich auf Deine theilnahmvollen Zeilen vom 20. Juni antworten könnte. Ich kann Dir nur soviel sagen: es geht mir gut, insofern ich nicht todtgeschossen oder europaflüchtig bin —, schlecht, insofern ich mit Hoffnungen, Träumen, Aussichten vollständig an die Luft gesetzt bin und leider noch ein Herz für den Jammer bei uns und in Deutschland habe, so daß ich gegenwärtig im Sinne unserer badischen Restaurationskünstler zu Nichts oder zu sehr wenig tauge . . . An der Revolution in Baden habe ich keinen Theil genommen, nicht weil ich keine Revolution wünschte, sondern weil ich eine ganz andere Organisation des deutschen Reichsverfassungskampfes anstrebte . . . Nach meiner Ansicht mußte eine irgend über den Horizont unserer kleinen Lumpenblätter hinausreichende Politik dahin zielen, die 28 verfassungstreuen Regierungen waffen- und kampfbereit zu machen, den innern Parteihader ruhen zu lassen, als Ersatz dagegen von der Regierung die Rüstung der ungeheuren und frischen Volkskräfte zum Kampf gegen den Absolutismus zu verlangen. Und das war ziemlich im Zuge . . . . Statt dessen kommen unsere . . . Volksvereine, die sich allmählich in einen versimpelten Haß gegen das Ministerium

Bekk hineingesteigert hatten, und beuten die zum Feuer nach außen angefachte wilde Stimmung für ihre innern Zwecke aus, machen die Soldaten besoffen, lösen unser tüchtiges Heer auf, ruiniren Alles um den miserablen Preis einer sechswöchentlichen Republik Baden. Daß sie später noch die Reichsverfassung als Panier aufsteckten, war nur ein zufällig aufgelesenes Feigenblatt für ihre Blöße. — Am Sonntag, den 13. Mai, haben in Karlsruhe Soldaten und Bürgerwehr zusammen die Reichsverfassung beschworen und in der Nacht haben die besoffenen Soldaten fünf Stunden lang auf diese Bürgerwehrleute, die natürlich nicht zum „Volke" gehörten, gefeuert! Alles wohl für die Reichsverfassung! — Daß eine mit allgemeiner Be(rauschtheit) (Sch. gebraucht ein derberes Wort) angefangene Bewegung nur mit allgemeinem Katzenjammer enden mußte, ist ein Naturgesetz, das wohl manchem unserer Volksmänner allmählich in der Schweiz klar wird. Einige brave, noble Charaktere sind natürlich auch darunter gewesen, die leider zu viel badische Lokalpolitiker und zu wenig Deutsche waren. — — — Auch der eine Minister Gögg war ein begeisterter Kerl. Andererseits aber war der soziale Lump von ganz Europa in kurzer Frist wie ein Mistkäferschwarm auf den Leichnam Baden zugeflogen und kneipte auf Staatsrechnung höchst fidel, und kniff, als es zum Dreinschlagen kam, wieder aus. Was unsere Revolution einzig und allein dramatisch macht und ihr das Prädikat einer Komödie nimmt, was aber zugleich auch die Betrübniß mehren muß, daß diese Kräfte nicht in einem anders geleiteten Kampfe zu Deutschlands Ehre verwendet wurden, das ist die Bravour, mit der unsere Soldaten und zum Theil auch Volkswehren später auf dem Schlachtfelde ihre Sache ausgefochten haben. Von der badischen Artillerie wird noch mancher preußische Soldat daheim an warmen Winterabenden erzählen." Dieses ungeschminkt, mit rückhaltloser Offenheit dem Freunde geschriebene politische Glaubensbekenntniß beseitigt ein für alle

Mal alle und jede Unklarheit über Scheffel's Stellung zur badischen Revolution. Mag man sein Urtheil über die Thätigkeit der Volksvereine auch zu hart, seine Meinung über das Verhalten der badischen Soldaten auch zu einseitig-subjektiv finden, Hand und Fuß hat seine Kritik und sie erscheint als lauterer Ausdruck einer festgewurzelten Anschauungsweise, frei von jeder Opportunitätsdüftelei.

„Was meine Person betrifft," so fährt die interessante Beichte weiter fort, „so ist's eigentlich nicht mehr der Mühe werth, Etwas davon zu erzählen. Wo die Menschenleben so wohlfeil werden, kommt's auf den Einzelnen nicht mehr an. Ich habe die ganze Entwickelung der Ereignisse in unmittelbarer Nähe mit angesehen, ich war am 12. und 13. Mai in Offenburg, habe vergeblich da und dort versucht, den deutschen Gesichtspunkt für Baden hervorzuheben und habe dabei einige Schimpfwörter und keinen Dank geerntet; in der Nacht vom 13. Mai war ich als Bürgerwehrmann im Zeughaus und habe etwas Pulver und Blei gegen die Mitbegründer der neuen Zustände verschossen. Wie aber der Landesausschuß einrückte und die neue Wirthschaft anfing, fühlte ich mich zu souverän, um mich von B . . . ., S . . . . ., S . . . (der sich auch schon längst meiner persönlichen Verachtung erfreute) beherrschen zu lassen oder für sie Soldat zu werden, packte daher meine Reisetasche und nahm meine Mappe (die Zeichenmappe) und ging fort, anfangs fest entschlossen, bei Dir an der Wartburg meine Malice etwas verkühlen zu lassen. Der Zufall wollte es anders, ich blieb im Odenwald am Melibokus, viel zeichnend, und mit der Flüchtlingskolonie zu Auerbach, worunter auch Häusser u. s. w., viel trinkend, bis der fünfte Akt der Geschichte, nämlich die Reichstruppen und die Preußen in langen Heereszügen anrückten. Dann zog ich unmittelbar hinter der Armee in mein armes Vaterland ein, war in Weinheim, Ladenburg, Heidelberg 2c. immer in der ersten Verwirrung, zuletzt ging ich,

mehr aus Interesse an der Situation als an dem Geschäft, als Aktuar mit dem Civilkommissar (Geh. Rath Orff) ins Hauptquartier Kuppenheim vor Rastatt; mit der Uebergabe der Festung steckte ich diesen Dienst auf, um nicht zu den politischen Untersuchungen verwendet zu werden, und jetzt sitze ich hier (in Karlsruhe), ungewissen Blickes in die Zukunft und trübselig in meiner grünen Stube. Wenn meine Alten einverstanden wären, so ginge ich am liebsten nach Schleswig-Holstein — Sonne, du klagende Flamme!! — — —."

Dies „Sonne, Du klagende Flamme!" aus Heines politisch-satirischer Dichtung „Deutschland: ein Wintermärchen", das in jenen Tagen die Bedeutung eines geflügelten Wortes hatte, dies Citat spricht beredter als lange theoretische Auseinandersetzungen es könnten! Bildet es doch die klingende Seele jenes 14. Gesangs, in welchem Heine seiner Freiheits- und Vaterlandsliebe den begeistertsten und großartigsten Ausdruck in jener Dichtung gegeben. Da erzählt er, wie in einem alten Märchen dies Wort als letzter Klageruf eines Gemordeten vorkomme. — „Sonne, du klagende Flamme!": sie die Zeugin der Unthat werde auch Klägerin sein. Und so rufe auch das unterdrückte Volk; so laute der Schlachtruf seiner Befreier; so wiederholt es der Dichter, indem er zugleich der Barbarossasage eine kühne neue Deutung giebt:

„Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Ist roth wie Feuerflammen,
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Brauen zusammen.

Schläft er oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er gewaltig sich rütteln.

— — — — — — — — — —

Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: zu Pferd! zu Pferde!
Sein reisiges Volk erwacht und springt
Lautrasselnd empor von der Erde.

Sie reiten gut, sie schlagen gut,
Sie haben ausgeschlafen.
Der Kaiser hält ein strenges Gericht,
Er will die Mörder bestrafen. —

Die Mörder, die gemeuchelt einst
Die theure, wundersame,
Goldlockigte Jungfrau Germania —
Sonne, du klagende Flamme!"

Daß es Scheffel mit seinem Wunsche, sich an dem Kampfe in Schleswig-Holstein persönlich zu betheiligen, wirklich Ernst war, bestätigt nicht nur der bereits citirte, von Julius Wolff mitgetheilte Brief aus Säckingen vom 15. August 1850, dieser letztere führt auch weiter noch einen Brief der Mutter Scheffel vom 26. Oktober 1849 an, worin sie einer Freundin klagt, wie aufgeregt über diesen Kampf ihr Sohn sei und wie ihn die Seinigen kaum noch zurückhalten könnten, nach dem Norden aufzubrechen, um sich in die Reihen der Kämpfenden zu stellen. Es drängte den Jüngling zu thatkräftiger Bewähr seiner Vaterlandsliebe, zum Kampf für die nationale Sache nach seinem Sinn, wozu ihm die Zustände in der engeren Heimath keine Gelegenheit boten.

Wie sich diese für Scheffel gestalteten, hat der Schluß unseres Briefes bereits in Kürze skizzirt. Jene Volksversammlung in Offenburg vom 13. Mai, deren Beschlüsse uns heute als das Signal zum bewaffneten Aufstand erscheinen und an welcher auch Scheffel noch theilgenommen, hatte an sich durchaus keinen revolutionären, sondern vielmehr einen organisatorischen Charakter gehabt. Ihre Beschlüsse brachten zumeist nur Forderungen zum Ausdruck, welche einem gesunden poli-

tischen Fortschritt wie der gewordenen Situation entsprachen, und den Schutz wie die Durchführung der von der deutschen Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung zum Zweck hatten. So wurde verlangt: unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung von Seiten der Regierung, die mit ihrer ganzen bewaffneten Macht deren Durchführung in anderen deutschen Staaten, zunächst in der bayerischen Pfalz, unterstützen müsse; sofortige Einberufung einer verfassunggebenden Landesversammlung; Verschmelzung des Heeres mit der Volkswehr; Abschaffung der alten Verwaltungsbureaukratie und freie Verwaltung der Gemeinden; Errichtung einer Nationalbank für Gewerbe, Handel und Ackerbau zum Schutz gegen das Uebergewicht der großen Kapitalisten; Abschaffung des alten Steuerwesens, hierfür Einführung einer progressiven Einkommensteuer und Errichtung eines großen Landes-Pensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähig gewordene Bürger unterstützt werden könne. Was den Ausbruch der badischen Mairevolution, für welche den Zündstoff die gährende Zeit seit Langem in reichlicher Fülle aufgehäuft hatte, vor Allem direkt bewirkte, war die Machtlosigkeit der Reichs-Centralgewalt und der deutschen Nationalversammlung, welche eine freiheitliche Reichsverfassung dekretirt hatte, ohne vorher sich die Machtmittel verschafft zu haben, sie auch durchzuführen; war derselbe Fehler der badischen Regierung, welche die Landestruppen den Eid auf diese neue Reichsverfassung schwören ließ, ehe daß diese letztere in die Landesverfassung übergegangen war und ohne sich mächtig zu fühlen, diese Verfassungsänderung den deutschen Großstaaten zum Trotz zu behaupten. Hatte doch Preußen, fast gleichzeitig mit der Ablehnung der angebotenen Kaiserwürde durch den König, schon am 28. April die Reichsverfassung verworfen und mit der Nationalversammlung gebrochen. Gerade dies hatte in Baden der konstitutionellen Partei ihren Einfluß geraubt und die Radikalen ans Ruder gebracht. Ein so wohlmeinender und

liberaldenkender Rathgeber der Krone auch Minister Bekk gewesen sein mag, der daraus entstandenen, in der That außerordentlich schwierigen Situation zeigte er sich nicht gewachsen. Die schnelle Flucht des Großherzogs, gleich nach den ersten tumultuarischen Szenen, über die Landesgrenze trug viel dazu bei, die Schwierigkeit zu erhöhen. Die Militärexzesse waren nicht nur die Folge von Aufwiegelung, sondern auch der übereilten Beeidigung des Militärs auf die Reichsverfassung. Die Truppen fanden sich in der That zwischen zwei Eide gestellt und Tausende braver Soldaten und Offiziere haben in der badischen Revolution ihre Waffe geführt: nicht im Gefühle, Empörer zu sein, sondern Vertheidiger der eben erst beschworenen Verfassung. Als Zeuge der Kämpfe rühmt Scheffel ihre Bravour; ihr Unglück war der Mangel an guter, wohlorganisirter Führung, das Ausbleiben an der erwarteten Bundesgenossenschaft von Pfalz, Hessen, Württemberg. Die Führung der Bewegung war politisch wie militärisch eine zerfahrene, unvorbereitete, improvisirende. Wie es an einer Disziplinirung des gemeinsamen Kampfes nach außen fehlte, so gebrach es auch an Einigkeit und geschlossener Mannszucht im Innern. Schon als nach der Flucht des Regenten der badische Landesausschuß auf Ersuchen eines Theiles der Karlsruher Bürgerschaft die provisorische Regierung des Landes übernahm, trug dieser den Keim der Entzweiung in sich. Während Brentano den Frieden zu erhalten suchte, drängten Struve und dessen radikalere Gesinnungsgenossen zu energischer Ausnutzung der scheinbar günstigen Situation. Ebenso stand es um die Exekutivkommission, welche der Landesausschuß aus sich heraus wählte und die aus Brentano, Peter, Eichfeld und Goegg bestand. Die nun übereilt gemachten Versuche, in der Pfalz, in Hessen, in Württemberg ein gemeinsames Vorgehen ins Leben zu rufen, hatten nur in der Pfalz Erfolg. Auch die Rüstungen zur Kriegsbereitschaft im Innern blieben hinter den Erwartungen

zurück. So Mancher, der in den Volksversammlungen das große Wort geführt, verkroch sich jetzt hinter den Ofen. Inzwischen hatte der Großherzog, der von Baden nach Koblenz und von da nach Frankfurt gegangen war, wo die Minister Bekk, Dusch, Stengel und Hoffmann sich bei ihm eingefunden, mit Preußen verhandelt. Er hatte den reaktionären „Dreikönigsentwurf" der Reichsverfassung anerkannt und der mächtige Bundesgenosse ließ nun seine am Niederrhein und in Mitteldeutschland stehenden Truppen gegen Baden marschiren und sich mit den disponiblen Reichstruppen unter General Peucker verbinden; den Oberbefehl übernahm der Prinz Wilhelm von Preußen persönlich. Um diesen heranrückenden Streitkräften zuvorzukommen, ging man in Baden zur Offensive über. Badische Truppen überschritten die hessische Grenze und rückten gegen Heppenheim vor; aber gleich der erste Zusammenstoß endete für sie mit einer Niederlage. Dies war am 30. Mai. Am 5. Juni griffen die Reichstruppen Weinheim an, aber die Hauptthätigkeit derselben beschränkte sich auf eine Konzentration ihrer Körper entlang der badischen Grenze. Erst am 13. wurde der Feldzug gegen Baden förmlich eröffnet. Das Hauptquartier Peucker's befand sich in Zwingenberg an der Bergstraße. Die preußischen Divisionen breiteten sich im nördlichen und östlichen Theile der Pfalz und am Main aus. An der Neckarlinie entspann sich der Kampf zuerst. Am 15. und 16. Juni fanden die Gefechte bei Käferthal unweit Mannheim und bei Ladenburg an der Bergstraße statt. Die Badenser unter Mieroslawski's Führung hielten sich tapfer und behaupteten zum Theil ihre Positionen. Erfolgreicher aber waren die Preußen unter General Hirschfeld in der Pfalz, sie überschritten schon am 20. Juni den Rhein, während Peucker's Truppen am folgenden Tage über den Neckar marschirten und ihre Stellungen dem von der Gröbenschen Korps überließen. Von einer Einschließung bedroht, entschloß sich Mieroslawski zum Angriff

der Hirschfeldschen Truppen. Bei Waghäusel kam es zum Treffen, das für die Badenser wiederum unglücklich ausfiel. Nach verzweifeltem Kampf flohen sie in völliger Auflösung gegen Wiesloch und Heidelberg. Am 22. sammelten sich die badischen Truppen noch einmal. Bei Bruchsal und Durlach kam es zu lebhaften, aber wenig entscheidenden Gefechten. Denn schon hatten jene aufgehört, ein disziplinirtes Heer zu bilden: am 25. Juni zogen die Preußen in Karlsruhe ein. Und wenn die flüchtige Insurgentenarmee auch nochmals hinter der Murglinie sich zu sammeln vermochte, die Uneinigkeit der ebenfalls flüchtigen provisorischen Regierung that das Uebrige, um die Niederlage schon jetzt zu einer entschiedenen zu machen. Die badischen Truppen im Murgthal, die sich auf Rastadt stützten, wurden umgangen und bei Gernsbach nach verzweifelter Gegenwehr am 29. Juni geschlagen; mit Noth gelang es ihnen, die Rheinstraße für den Rückzug zu gewinnen. Die Festung Rastadt war nunmehr völlig eingeschlossen. Wie diese unter Tiedemann und Corvin's Führung noch drei Wochen gehalten wurde und dann doch am 23. Juli übergeben werden mußte, gehört zu den bekannteren Kapiteln dieses traurigen Abschnitts der deutschen Geschichte unseres Jahrhunderts.

Während diese Ereignisse sich abspielten, befand sich Scheffel in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes auf der badisch-hessischen Grenze, zu Auerbach in der Bergstraße. Heppenheim, Ladenburg, Zwingenberg, Weinheim sind alles Orte, welche zur nächsten Nachbarschaft dieses lieblichen Sommerfrischortes am Fuße des Melibokus gehören. Die Flüchtlinge konnten hier den Kanonendonner von den betreffenden Gefechten vernehmen. Ueber diese Emigrantenkolonie in Auerbach, der sich Scheffel nach dem nächtlichen Kampf um das Karlsruher Zeughaus anschloß, konnte ich Folgendes in Erfahrung bringen. Als alle Bande der Ordnung gelöst waren, verließen viele der zu den Ordnungsparteien zählen-

den Familien Karlsruhe und Baden. Namentlich auch solche kriegstüchtige junge Männer, die unter der provisorischen Regierung nicht dienen wollten. Viele gingen nach der Schweiz, dem Elsaß, nach Hessen. Scheffel's Mutter und Großmutter flüchteten sich auf württembergischen Boden, nach Cannstadt. In Auerbach nun siedelte sich vornehmlich eine Anzahl von Heidelberger Professoren und Beamten an, unter denen sich mehrere gute Bekannte des jungen Rechtsprakti-kanten befanden. Es waren meist Männer, die mehr oder weniger thätigen Antheil genommen hatten an der Bewegung für eine liberale und einheitliche Verfassung Deutschlands, der demagogischen Propaganda der Hecker und Struve aber als Gegner gegenübergestanden hatten. Unter ihnen be-fanden sich die Historiker Gervinus und Häusser und auch jener junge Dr. von Preen, der in Heidelberg Scheffel's erster Vorgesetzter gewesen. Diese letzteren waren beide schon im vergangenen Winter Mitglieder eines geselligen Vereins in Heidelberg gewesen, dessen Präsident Ludwig Häusser war, und die auf heiteren Daseinsgenuß gerichteten Prinzipien dieses „Engeren Ausschusses“ theilten sich bald mehr oder weniger dieser Flüchtlingskolonie mit. Die Gemeinsamkeit des Geschicks und der erwartungsvollen Theilnahme an den erschütternden Ereignissen jener Tage, dann aber auch die Ferienstimmung, welche bald über die Geister des Mißmuths die Oberhand gewann, das „procul negotiis“ machte sich geltend, und trotz der Verschiedenheit von Alter, Rang und Stellung der Einzelnen, trotz des sehr ver-schiedenartigen Verhältnisses eines Jeden derselben zu dem Mittelpunkt des Interesses, der Revolution, entspann sich zwischen den Mitgliedern der Heidelberger Emigranten-kolonie, die bis zum 20. Juni etwa zusammenblieb, eine an-genehme Geselligkeit. Wohl verfolgte man mit Spannung und getheiltem Gefühl das Vorrücken der Bundestruppen unter preußischer Führung, die Ausfälle der Badenser nach

Rheinpfalz und Hessen, ihre leichten Siege und schweren Niederlagen, aber man vermied es um der Eintracht willen, die eigenen Sympathien und Antipathien lebhaft zu äußern. Saß doch der Großdeutsche hier neben dem Kleindeutschen, der badische Partikularist, dessen Inneres sich über den Einmarsch der Preußen empörte, neben Anderen, die alles Heil von den preußischen Bajonetten erwarteten; manch Einer, der für das Schicksal seiner aufständischen Landsleute erbebte gegenüber dem loyalen Bureaukraten, der mit Haß und Verachtung des Volkes gedachte, daß sich ihm leichthin zugesicherte Rechte mit Waffengewalt erobern wollte, dagegen mit demuthvollem Bedauern an den hohen Landesherrn, der seine Residenz voll Zorn fliehend verlassen hatte. Und der leuchtende Mai und die lachende Natur der Bergstraße waren dem Frieden der Geister günstig. Oefters wurden gemeinsame Spaziergänge und Ausflüge unternommen, zu denen die herrlichen Punkte der wald- und burgenreichen Umgebung Auerbachs, die Thäler der Bergstraße und das Felsenmeer — schon dem Studenten Scheffel vertraute Bekannte — einluden. Herr Stadtdirektor von Preen in Karlsruhe, dem ich verschiedene sachliche Mittheilungen über diese Lebensperiode verdanke, weiß sich zu erinnern, daß Scheffel die Gesellschaft öfters durch die Mittheilung kleiner geselliger Lieder, welche von dem Einen oder Andern vorgetragen wurden, erheiterte. So gelangte das Lied „Als die Römer frech geworden" eines Abends von dem Riesenaltar des Felsenmeers herab, also in einer Umgebung, die sehr dazu angethan war, die drastische Komik des Liedes durch ihre stimmungsvolle Feierlichkeit zu erhöhen, zu wirkungsvollem Vortrage.

Und unter diesen Verhältnissen vollzog sich in dem Helden unserer Darstellung hier zum ersten Male recht auffällig der psychische Prozeß, der sich im Verlauf seines Lebens und Schaffens noch oft wiederholte und zu den für seine Persönlichkeit bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten gehört: aus einer

gedrückten, schweigsamen Stimmung, hinter der sich ein heftiger Kampf trüber Gedanken und zwiespältiger Empfindungen mit den ihr Recht begehrenden, auf heiteren, sorgenfreien Genuß des Daseins und aller Schönheit der Erde gerichteten Instinkten seines Wesens verbarg, brach siegreich und tröstend der Humor hervor, und dieser, gleich der aus dem Gewölk hervortretenden Sonne, vergoldete und umkoste mit seinem Licht sogar, ja am schönsten, die Gemüthswolken, die vorher die trübe lastende Stimmung erzeugten. Diese für seine sehr widerspruchs-, ja verhängnißvoll beanlagte Natur ebenso wohlthätige wie für seine poetische Fruchtbarkeit segensreiche Eigenart spiegelt sich wider in einem Ausspruch, den er nach einer anderen politischen Katastrophe, die ihn schmerzlich berührte, — der von 1866 — in einem Brief an seinen Freund Ludwig Eichrodt gethan. Damals schrieb er mit Bezug auf dessen „Lyrischen Kehraus": „Ich freue mich, daß die dubiösen Zeiten und unzweifelhaften Enttäuschungen auf Dein Gemüth humoristisch reagirt haben . . Es ist gerade, ehe wieder neue, logisch nothwendige Katastrophen hereinbrechen, ein lucidum intervallum, sich bei der allgemeinen Thorheit der Welt der eigenen Weisheit, die sich zwar „verthörlen" kann, aber nie selbst aufgiebt, zu erinnern." Wir können in Scheffel's Schaffen als Poet, von den Anfängen seiner jugendfrohen Anakreontik an, den Wechsel dieser Stimmungen verfolgen: die ernste Klage, in eine Welt hineingestellt zu sein, in der er nicht recht heimisch werden könne, die ihm zu philiströs und eng ist, um sich darin glücklich zu fühlen, wird abgelöst durch das helle frische Auflachen der zum Sieg gelangenden heiteren Lebensphilosophie, der schon Anakreon seine schönsten Lieder zu verdanken hatte, die Scheffel als Student schon an Hafis gepriesen, und die in dem heiteren Trost seines „Zwerg Perkeo" gipfelte, von dem er schon damals gesungen:

> Man schalt ihn einen Narren, er dachte: „Liebe Leut',
> Wär't Ihr wie ich doch Alle feuchtfröhlich und gescheut!"

Gerade in dieser Zeit innerer Aufregung und Verwirrung, da ihm die theuersten Ideale erschüttert wurden, da Enttäuschung auf Enttäuschung folgte und er sich zwischen die Rücksicht auf die Grundsätze und Lebensbeziehungen der Eltern und die Sympathie für die radicalen Anschauungen vieler seiner Jugendfreunde gestellt sah, schloß er sich mit entscheidender Vorliebe den ihm bereits befreundeten Matadoren jener geselligen Vereinigung an, für die er von nun an die humoristischen seiner Lieder fast sämmtlich gedichtet hat.

Wir alle, die wir auf lieddurchrauschtem Kommers Scheffel's humorvolle Kneiplieder gesungen haben, deren Verse, wenn sie plötzlich aufklingen, die ganze Poesie des sorglos-heiteren Studentenlebens uns in der Seele wachzurufen vermögen, haben uns wohl gleich wenig träumen lassen, daß der Humor, der in ihnen lebt und wirkt, in enger Beziehung zu so ernsten Erlebnissen wie die geschilderten steht. Und doch läßt das Ergebniß unserer Untersuchung dies außer jedem Zweifel. Alle Freunde der Poesien Scheffel's wissen, daß die Mehrzahl dieser Lieder dem geselligen Verkehr Scheffel's in einer Heidelberger Kneipgesellschaft von Professoren und dem Universitätsleben nahestehenden Bürgern Heidelbergs, dem „Engeren" entsprossen sind. Der Nebentitel und die Vorrede der Buchausgabe dieser Lieder, des erst 1867 erschienenen „Gaudeamus", sie haben ja darüber genaue Auskunft gegeben. Wird doch der eine: „Lieder aus dem Engeren und Weiteren" in der anderen durch die Strophen ergänzt, welche der ersten derselben, die den Ruhm Altheidelbergs verkündet, folgen:

„In diesem Thal der weißen Blüthenbäume
Kam mir des Ortes Genius oft genaht
Und fügte Scherz, Humor und heit're Träume
Zum Wissensernst der alten Musenstadt.
Er gieng nicht steif in klassischen Gewanden,
Gieng keck und flott und trank wie ein Student,
Und glich nicht viel den neun antiken Tanten,
Die man im Mythus mit Apollo nennt.

Was Er mich lehrte, bracht' ich in den Engern,
Wo eine treubewährte Freundesschaar
Den Mittwoch in den Donnerstag zu längern
Bei gold'nem Rheinwein oft beflissen war.
Da fiel's nicht schwer, die Saiten hell zu schlagen,
Selbst würdige Pfarrherrn wurden singend laut,
Wenn unser Meister, dessen Tod wir klagen,
Mit kundiger Hand den Maientrank gebraut."

Der „Meister", von dem die vorstehenden Schlußzeilen sprechen, war der — im Jahre 1867 — unerwartet früh verstorbene, bereits genannte Professor Ludwig Häusser, der als der Präsident des „Engeren" unser ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Derselbe hatte, wie wir sahen, schon vor Ausbruch des badischen Mai-Aufstandes einen solchen Einfluß auf den jungen zutraulichen Scheffel gewonnen, daß er ihn in jener kritischen Zeit zur Uebernahme der Redaktion eines Organs der gemäßigt-liberalen Partei in Baden überreden konnte, obgleich derselbe noch kurze Zeit vorher weit „stürmischer" gefühlt und gedacht hatte, als es dem relativ zahmen Ton der „Vaterländischen Blätter" entsprach. Es ist hier nicht der Ort, über Häusser's Laufbahn kritisch zu berichten. Da aber heute der Verfasser der „Deutschen Geschichte" in politischer Beziehung hauptsächlich als Vorkämpfer der preußischen Unionspolitik bekannt ist, sei besonders hervorgehoben, daß er damals, als Scheffel ihm näher trat — im Jahre 1848 —, Redakteur der „Deutschen Zeitung" war und auch im badischen Landtag dieselben konstitutionellen und bundesstaatlichen Ansichten verfocht, deren Organ jene Zeitung gewesen, sowie ferner, daß die sich entwickelnde Freundschaft zwischen Häusser und dem um 8 Jahre jüngeren Dichter sehr wohl bestehen konnte, ohne daß ihre abweichenden politischen Anschauungen sie entzweiten: während der Historiker von nun an ein leidenschaftlicher Parteigänger der preußischen Politik wurde, ist Scheffel bis zur Gründung des Deutschen Reiches ein entschiedener Gegner derselben geblieben. In

einem Hauptpunkt waren sie einig: der Abneigung gegen den Partikularismus. Dagegen hatte das rücksichtslose Auftreten der preußischen Truppen in Baden, nachdem sie die Mai-Revolution niedergeworfen hatten, und die Art, wie die preußische Regierung im Jahre darauf die sich für Deutschlands Ehre aufopfernden Herzogthümer Schleswig-Holstein im Stiche gelassen, den warmherzigen Scheffel mit zu tiefem Mißtrauen gegen die Politik derselben erfüllt. Vieles aber vereinigte sich in Häusser, was den Verkehr mit ihm unserem Freund äußerst werthvoll und anziehend machen mußte. Als Historiker hatte er gerade zwei derjenigen Stoffgebiete mit gründlichem Eifer erforscht, die den jungen Juristen mehr interessirten, als sein gesammtes Fachwissen, die ältere Geschichte Deutschlands und im Besonderen die der badischen und rheinpfälzischen Heimath. Häusser's erste Schriften „Ueber die deutschen Geschichtsschreiber von Anfang des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen“ und die „Geschichte der rheinischen Pfalz“ — letztere war 1845 erschienen — hatten in Scheffel einen eifrigen Leser gefunden. Häusser's erste politische Schrift: „Schleswig-Holstein, Dänemark und Deutschland“ hatte ferner derselben Angelegenheit gegolten, die auch in Scheffel die patriotische Leidenschaft am meisten entflammt hatte. Dazu kam Häusser's außerordentliche Begabung für die gesprächsweise Entfaltung der reichen Schätze seines gelehrten Wissens, die souveräne Herrschaft über sein Gedächtniß, das über seltene Schätze von historischen Anekdoten und Reminiszenzen, von Citaten und lustigen Schnurren verfügte, eine Kunst, für welche Scheffel auch seinerseits ein ganz besonderes Talent mitbrachte und in der er denn auch Häusser's gelehriger Schüler wurde. Schließlich aber war dieser gelehrte und vielbelesene Mann ein leidenschaftlicher Freund jener burschikos-übermüthigen Geselligkeit, wie sie in der ganzen Welt nur auf deutschen Hochschulen heimisch ist und die Scheffel im Auge hat, wenn er „die

Sorgen versingen mit Scherzen" eine Kunst nennt, deren Besitz den Menschen zu jeder Zeit jung erhält. So schildert Häussern der badische Historiker und Archivar Friedrich von Weech in seinem Buche „Aus alter und neuer Zeit": „Wenigen Menschen mag es wie ihm gegönnt gewesen sein, mit so klassischem Behagen die Freuden der Tafel, die Blume des Weinsegens zu genießen und doch die Spannkraft des Geistes, die Arbeitstüchtigkeit und Arbeitslust keinen Augenblick einzubüßen. Niemand verstand mit mehr Geschick das Gespräch eines belebten Kreises zu leiten, mit mehr Liebenswürdigkeit die Schwächen der Menschen zu geißeln, mit echterem Humor Erlebnisse zu schildern. Man muß ihn von seiner italienischen Reise haben erzählen hören, um einen Begriff von dem unwiderstehlichen Reiz zu bekommen, den seine Konversation besaß. Und dieses seltene Talent wurde ihm nie untreu. Ob er an seinem gastlichen Tische frohe Gesichter glücklicher Studenten vor sich sah oder ernsten Kollegen die Bowle kredenzte, in deren Mischung er ein anerkannter Meister war . . ." In jenen Auerbacher Exilstagen nun erstarkte die Freundschaft zwischen dem jungen Rechtspraktikanten und dem wohl älteren, doch in blühendem Mannesalter stehenden Heidelberger Historiker, welche schon in den Wintertagen des vorhergehenden Jahres im „Engeren" angebahnt war, zu einer besonderen Intimität. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Häusser es war, der Scheffel's angeborne Neigung zur Geschichtsforschung in dieser Zeit maßgebend beeinflußt hat. Während Beide auf dem Gebiete der Politik getrennte Bahnen gingen: Scheffel einen thätigen Antheil fortan völlig meidend, Häusser als eifriger Wortführer der kleindeutschen Partei in Baden: ward das reiche Feld der Geschichte zur Domäne eines lebhaften fruchtbringenden Verkehrs zwischen ihnen. Vor allem aber war es der beiden gemeinsame Sinn für Humor und speziell für den Humor der Geschichte, der ihre Gemüther innig aneinander knüpfte. Und gerade dieser wurde im „Engern" gepflegt.

Dieser Verein, der bis zu Häusser's im Jahre 1867 erfolgten Tode allwöchentlich seine Sitzungen in Heidelberg gehalten hat, bald danach aber sich auflöste, war auch Häusser's eigenste Schöpfung. Er entwickelte sich im Jahre 1841 aus der freien Genossenschaft eines Stammtisches, der sich ohne besonderen Vorsatz aus regelmäßigen Besuchern der Wirthschaft zum Waldhorn, auch „Pechkranz" geheißen, auf der Neuenhainer Seite des Neckars unterhalb der Brücke (jetzt Ziegelhauser Landstraße 21), gebildet hatte. Von diesem „Pechkranz" heißt es in einem von Häusser verfaßten „Buch der Chronika von dem Engeren Ausschusse", dessen Handschrift sich z. Z. in Verwahrung bei Herrn Rechtsanwalt A. Mays zu Heidelberg befindet, in dem von Häusser für derartige humoristisch-gesellige Zwecke gern angewandten alterthümlichen Chronikenstil: „Hauste daselbst ein alter Kauz, so in seinen jungen Jahren Handwerksbursch' und Jakobiner gewest und auf der Wanderschaft zum Citoyen geworden. Derselbe hat nachmals in Heidelberg Stiefel und Schuhe gemacht, auch geflickt und war ein biederer, einfacher Mann, der in zierlichen Reden wohl bewandert war und des Tages nur einmal einen Rausch besessen, welcher aber jedes Mal erst nach den Frühstück angefangen." Dieses Original Altheidelbergs, Steidel mit Namen, dessen Pariser Revolutionserinnerungen in seinen Reden eine bedeutende Rolle spielten, hatte sich in seinen alten Tagen zum Wirth aufgeschwungen, als welcher er mit einem billigen trinkbaren Landwein und erträglicher Küche für das Wohl seiner Gäste besorgt war. „Anno 1841 post Christum natum" — heißt es in der Chronik weiter — „war aber ein regnerisches Jahr und gedieh der Wein nicht recht und die Witterung war allzeit unbeständig. So es aber regnete, suchten die müden Wanderer, so von der Brücke bis an's rothe Läpel zu Fuß gewandert waren, im Pechkranz einen Unterschlupf und nahmen dort einen Imbiß und tranken einen Halben und noch einen Halben und dann wieder einen."

Unter den Männern, die sich solchermaßen hier um den Haupttisch zur Vesperzeit zu einer Tafelrunde vereinigten, befanden sich neben Professoren der Universität allerlei Bürger der Stadt, Aerzte, Lehrer, Postbeamte, Pfarrer; auch der Kaufmannsstand war vertreten.

Das pfälzische Element herrschte vor — und das durstige „Fröhlich Pfalz, Gott erhalts“ war Aller Wahlspruch. Die Chronik macht besonders namhaft: den Philologen Joh. Fr. Hautz, den Germanisten Dr. Karl Hahn, den Mathematiker Gymnasial-Professor Arneth, den Postmeister Stark, den Kaufmann Ph. Fr. Mays, bei Lebzeiten der akademischen Jugend Heidelbergs als „Papa Mays“ eine bekannte und sympathische Persönlichkeit und auch bemerkenswerth als Vater des später gleichfalls dem „Engeren“ beigetretenen Rechtsanwalts Albert Mays, ferner den Philologen Ludw. Süpfle, den sie den Ritter Zipfle nannten und von dem es in der Chronik heißt: „verstund auch alle Wissenschaften und Künste, wie er denn auch die Kunst des Spieles wissenschaftlich bearbeitet und mit scharfsinnigen neuen Erfindungen bereichert hat“. Ein Hauptsprecher war der sangeskundige Pfarrer Karl Roos, dessen weltliche Neigungen die Chronik rühmt. Von Häusser heißt es, nachdem seine „sehr trockene Gurgel“ und sein „böser Durst“ anerkannt worden, den er ohne üble Folgen zu stillen gewußt: „ist derselbige in freien Künsten nicht ganz unerfahren und fabriciret mancherlei Getränke, wovon allerlei Leut zn erzählen wissen. Hat derselbige hier mancherlei Verdienste, sintemalen er um die Befeuchtung der Gurgeln sich viel bemühet hat. Führet auch züchtige und ehrbare Reden — doch was er hierin weiß, hat er von den ehrenfesten Biedermännern so obengenannt . . . gelernt und ist nicht sein Eigenthum. Hat aber auch ein bös Maul und das ist sein Eigenthum.“ Nach Aufzählung dieser wackeren Zecher, die als Begründer des „Engeren Ausschusses“ anzusehen, giebt die Chronik von der Gründung selbst folgenden Bericht: „Und so trieben sie es im Jahre 1841 p. Ch. n.

und wiewohl es im folgenden Jahre sehr trocken war und der Wein sehr gut gerieth, trieben sie es im 1842. Jahre ebenso. War vorher die feuchte Witterung Schuld gewesen, daß sie einen warmen Unterschlupf suchten, so war jetzt die heiße, trockene Witterung Ursach, daß sie Kühle und Feuchtung suchten; hatten sie anno 41 den Wein weggetrunken weil der neue sauer war, so tranken sie ihn anno 42 um so lieber, weil der neue auch gut zu werden versprach. Nahete aber die Zeit, wo der E. A. unter dem Beistand des Himmels gegründet ward. Die Gesellschaft, so da zusammenkam im Pechkranz, suchte da meistentheils nichts als einen Unterschlupf und äzte sich mit halben Portionen, auf daß sie mit ruhigem Gemüthe den häuslichen Abendimbiß und Schlaftrunk ertragen könne. Also daß sie sich verlief um 9 Uhr, wannen der Urlaub verstrichen und die Hausthüre verschlossen war. Item es blieben aber einige Männer sitzen bis Mitternacht — denen am Herzen lag, der Sache bis auf den Grund zu kommen. Und nannte man die große Zusammenkunft das Casino; die kleinere hatte aber noch keine Benamsung. Aber die Männer saßen da, in tiefsinnigen Gesprächen, heiteren, ehrbaren und züchtigen Reden und tranken, so lange Stoff da war. Und sie waren in Gott vergnügt und deuchten sich, das ewige, geheimnißvolle Licht zu schauen. Es waren aber die Männer Roos, Süpfle, Arneth, Mays und Häusser, die so beisammen tagten und dem Herrn dieneten. Einmalen aber, so schon die finstere Nacht am Himmel stand, kam der heilige Geist über sie und sie redeten wunderlich in mancherlei Zungen. Da erhob sich einer unter ihnen und sprach: Das sei der engere Ausschuß, in dem wir hier vereinigt sind. Und ein anderer stand auf und sprach: Und so wollen wir allwöchentlich einmal zusammenkommen und dem Herrn dienen. Und alle sprachen Amen und waren voll andächtiger Gedanken. Also ward im Winter des 1842. Jahres der E. A. gestiftet und der Herr segnete und er war fruchtbar und mehrete sich."

So der Bericht in der von Häusser, muthmaßlich für das Stiftungsfest des Jahres 1850, jedenfalls nach den Maiereignissen des Jahres 49 geschriebenen Chronik. Nach einer anderen beachtenswerthen Quelle soll Häusser die Gründung damit eingeleitet haben, daß er die Historie vom Narren Claus erzählte. Der antwortete, als sie ihm riethen, er möge doch bei Tage schlemmen und die Nacht fein zu Hause gehen: „Lieben Brüder, es ist wahr, wie ihr mir sagt, aber die Nacht ist finster, wie kann ich den Weg treffen? Auch daß ich nach Hause ginge, was wäre mir damit gedient? Ich müßte doch auf den Morgen wieder her zum Wein gehen." Da lachten die anderen ohne Maßen, rückten zusammen und tranken bis zum Morgen. Als sie aber im Frühlicht von einander schieden, da machten sie auf Meister Ludovicus Häusser's Vorschlagen einen Pakt und Bund, sie wollten von da ab regelmäßig an einem jeden Mittwoch zusammenkommen zu einer ehrbaren, trunkfreudigen Vereinigung." Jedenfalls ist diese Anekdote charakteristisch für die Neigung Häusser's, in seinen humoristischen Reden auf „altdeutschen Scherz und Humor" zurückzugreifen, wichtig auch für das Verständniß der Anregung, die Scheffel im Engeren empfing.

Und wie es dieser später im Liede geschildert, so wurde es von da an schon damals gehalten; allwöchentlich hielt der „Engere Ausschuß" am Mittwoch seine Sitzung, von dem Streben beseelt, sie „in den Donnerstag zu längern". In den nächsten Jahren blieb für die Sommerzeit das Waldhorn, vulgo „Pechkranz" das Stammlokal; des Winters kam man im „güldnen Herz" zusammen, wo der Gesellschaft „ein zierlich Gemach" eingeräumt wurde. Von neuen Mitgliedern nennt unsere leider nur Fragment gebliebene Quelle noch den vielerfahrenen Orientalisten Professor Gustav Weil, den jovialen Pfarrherrn der Gemeinde Ziegelhausen: Chr. Schmezer, den Dr. med. Ludw. Frey und Dr. Ludwig Posselt, der im Frühjahr 1849 nach Mexiko auswanderte. Letzterer war es, der

durch seine Kunst, den Maitrank naturgemäß zu bereiten, den mit Waldmeister gewürzten Wein zum Leibgetränk des „Engeren" erhob, so daß das herkömmlich am Aschermittwoch begangene Stiftungsfest zugleich ein Frühlings- und Maiweinfest wurde. Der von Scheffel später als Maitrankbereiter gefeierte Häusser war in dieser Kunst erst ein Schüler Posselt's. Pfarrer Schmezer aber, „der flotteste Pfarrherr des Jahrhunderts", wie ihn einer seiner Freunde zutreffend genannt hat, das Urbild des „Pfarrs von Aßmannshausen" und des „Augurs von Tegulinum" (Ziegelhausen), als welcher er in Scheffel's Liedern ein unsterbliches Leben führt, war ein willkommener Zuwachs des Engeren auf dem Gebiete künstlerischer und geistiger Genüsse. Mit einer herrlichen Stimme und einem elementaren schauspielerischen Talente begabt, wußte er den Vortrag humoristischer Lieder zu hinreißender Wirkung zu bringen, wie andererseits seiner anregenden und fesselnden Persönlichkeit es gelang, die ausgelassene Tafelrunde seiner „Engeren" in eine andächtige Zuhörerschaft zu verwandeln, als er es unternahm, in Heidelberg einen Cyklus von Vorträgen über Fragen der Naturwissenschaft zu eröffnen. Scheffel's naturwissenschaftliche und viele andere der feuchtfröhlichen Lieder des Gaudeamus sind, wie in einem späteren Kapitel näher gezeigt werden soll, theils direkt im Hinblick auf die humoristische Vortragskunst Schmezer's, zum Theil auch unter direkter Anregung jener wissenschaftlichen Vorträge entstanden. Bis zu Schmezer's im Jahre 1882 erfolgtem Tode waren Scheffel und er innig mit einander befreundet.

Mit Scheffel's ersten Versuchen als junger Rechtspraktikant, auf dem Wirkungsgebiete des Richters vertraut zu werden, fiel, wie wir sahen, sein Eintritt in den „Engeren" zeitlich zusammen. In jenen Tagen des Winters 1848/49, von denen er an Schwanitz schrieb, daß es ihm damals so gut in Heidelberg gefiel, „um einen Vorwand zu suchen, den Aufenthalt

zu verlängern", lernte er das Unterhaltungstalent eines Häusser, das melodramatische Vortragstalent Schmezers, den humoristisch ungezwungenen Ton, der im „Engeren" hergebracht war, zuerst näher kennen. Kein Wunder, daß ihm das Herz dabei aufging und daß er sich zum „Mitthun" mächtig hingezogen fühlte. In der bisher einzigen größeren Veröffentlichung über den „Engern", dem Aufsatz „Die Gesellschaft des Heidelberger ‚Engeren'. Nach Mittheilungen von Victor von Scheffel und seinen Freunden, von R. Falck", der im 1. Bd. von Schorer's „Deutschen Familienblatt", 1878, S. 541 u. f. erschien und Herrn Stadtgerichtsrath C. Forck in Berlin zum Verfasser hatte, finden sich neben manchem Irrthum allerlei Mittheilungen über dies gesellige Treiben, die sich als authentisch erweisen. Da heißt es: „Oft ging es hart her unter den Männern und manches gröbliche Wort wurde gesprochen, aber keiner durfte sich durch ein solches an seiner Ehre gekränkt erachten oder es gar nachtragen. Das war Meister Ludovicus Häusser's friedseligem Gemüthe zu verdanken und dem großen Ansehen, welches er unter seinen Freunden zu aller Zeit genoß. Unter seinen Auspiicis beging der „Engere" in einem jeden Jahre am Aschermittwoch sein Stiftungsfest. Da tranken sie sich in fröhlichem Muthe Freude und Trost in dem kühlen, rheinischen Weine, waren lustig und guter Dinge und befestigten auf's neue die alte Freundschaft und Kundschaft. Sie hielten scherzliche Reden und Diskurse und trieben possenhafte Kurzweil aller Art. Meister Ludovicus aber erstattete einen schalkhaften Bericht über die Ereignisse im „Engeren" vom letzten Jahre, worinnen die Schwächen der einzelnen Genossen mit fein ironischer Deutung gestriegelt und durchgehechelt wurden. Dann ging es an die Vertheilung der Orden und Ehrenzeichen; deren waren mannigfalt. Am zahlreichsten aber wurde der Meidingerorden an alle diejenigen ausgetheilt, so sich im abgelaufenen Jahre durch Erzählung allbekannter Historien und Schwänke hervorgethan hatten. Trug einer

eine Geschichte vor, die durch ehrwürdiges Alter schier etwas abgängig geworden war, dann ertönte des Präsidenten Häusser gebieterische Stimme: „Schublade Nr. 2." Alsdann erhob der Sekretär sich schweigend und entnahm der bezeichneten Lade ein braungebundenes Exemplar von Valentin Meidinger's Grammatik in älterer Auflage und legte dasselbe ohne ein Wort zu sagen neben das Couvert des Frevlers . ."
Zu jener Zeit, als die Rechtspraktikanten von Preen und Scheffel dem Vereine beitraten, dürfte übrigens auch des letzteren alter Jugendfreund und Schulkamerad Julius Braun, der sich damals für seine Dozentenlaufbahn in Heidelberg noch vorbereitete, bereits Mitglied des „Engeren" gewesen sein, wie er es dann wenige Jahre später in jener Zeit war, in welche Scheffel's regster Verkehr in dem Vereine fällt.

Hier haben wir nur noch einen Punkt zur Erörterung zu bringen: des Engeren Verhältniß zur Politik, zur badischen Revolution. In dem Forck'schen Berichte heißt es darüber: „Der Engere kümmerte sich wenig um Kaiser und Reich und um die Weltläufte in Deutschland und im Auslande. Als aber das Jahr 1848 gekommen war und ein gewaltsamer Freiheitssturm durch die Welt brauste, da drang er auch in die Trinkstube des Engeren und wehte unter die Männer Hader und Zwist." Diese Angaben beruhen auf Mißverständniß oder Irrthum. In dem Engeren herrschte vor 1848 durchaus der Geist des politischen Freiheitsdranges, der auch Scheffel beseelte, wenn auch der Zweck des Vereins ein rein geselliger und keineswegs ein politischer war. Eine Reihe von Festliedern, welche nach dem Urtheil noch lebender Engerer wohl alle Häusser zum Autor haben und jener früheren Zeit ihre Entstehung verdanken und die kennen zu lernen mir gleichfalls von den überlebenden Mitgliedern des „Engeren" gewährt wurde, sind reich an politischen Anspielungen und Aussprüchen im freiheitlichen Sinne, ja einige wie die mit den Ueberschriften „Michel schläft" und „Michel wacht auf" sind

rein politischer Natur. Von welcher Richtung diese war, mögen zwei Proben erläutern. Im ersten, einem Spottlied auf den schlafenden deutschen Michel — unter Parodirung des alten Studentenlieds „Stoßt an“ — mit dem Kehrreim „Frei ist der Bursch“ — heißt es z. B.:

„Stoßt an, freies Wort lebe! o weh!
Wer die Wahrheit kennet und sagt sie frei,
Der hüte sich vor der Polizei!
Michel, schlaf ein!

Stoßt an! Kühne That lebe! o weh!
Wenn auf Kühnheit ist Michels Glück gestellt,
Erjagt er's nie auf dieser Welt.
Michel, schlaf ein!

Stoßt an, Freiheit soll leben! o weh!
Bis die Welt vergehet am jüngsten Tag —
Der Michel schläft und wird nicht wach.
Michel, schlaf ein!“

Und dieser beißenden Ironie tritt dann als Gegensatz in „Michel wacht auf“ die jubelnde Freude an der inzwischen zur Entfaltung gelangten Freiheitsbewegung gegenüber. Nun heißt es:

„Stoßt an, deutscher Bund lebe, hurrah hoch!
Der in Frankfurt ist damit nicht gemeint,
Nein, Völker in Freiheit und Recht vereint.
Michel, wach' auf!

Stoßt an, freies Wort lebe, hurrah hoch!
Denn der Censorn lange allmächtige Scheer',
Verbot' und Edikte, sie helfen nicht mehr,
Michel wacht auf.

Stoßt an, kühne That lebe, hurrah hoch!
Zwar in kühnen Thaten ist Michel noch schwach,
Doch holt er wohl Alles auf einmal nach, —
Denn er wacht auf.

Stoßt an, Männerkraft lebe, hurrah hoch!
Denn man trieb es mit ihm zwar gar zu bunt,
Der Michel blieb aber doch gesund,
Und er wacht auf. —

Stoßt an, Michel selbst lebe, hurrah hoch!
Zwar geschlafen hat er manch lange Nacht,
Doch jetzt — jetzt ist er auf immer erwacht,
Michel wacht auf!"

Was aber das Sturmjahr 1848 betrifft und die Wirkung der badischen Revolution sowie der ihr folgenden Reaktion auf den „E. A.", so giebt die mir ebenfalls im Original vorliegende Präsidenten-Botschaft Häusser's vom 25. Februar 1852 darüber die beste entscheidende Auskunft. „Es sind nun 4 Jahre verflossen, seit der Präsident des E. A. diese erlauchte Versammlung zum letzten Male durch eine Botschaft begrüßt hat. Damals unter dem Eindrucke gewaltiger Welterschütterungen schloß die Botschaft mit den Worten: ‚Wir stehen am Rande einer drohenden Krisis und der Boden ringsum beginnt zu wanken. Wie und wo wir über zwölf Monaten unsere Berathungen wieder eröffnen, darüber vermag selbst unsre tiefblickende Einsicht keine erschöpfende Ansicht zu geben. Aber deß sind wir gewiß, mögen Formen und Gebäude rings um uns wanken, mag der gährende Most der jungen Zeit allenthalben die alten Schläuche zersprengen — der E. A. wird unvergänglich bleiben und auch in Jahresfrist werden wir uns sagen können: wir sind heute noch wie wir gestern waren.' — Die ernsten Sorgen wie die frohen Ahnungen sind in Erfüllung gegangen. Der E. besteht trotz mancher Anfechtungen und Gefahren, er besteht inmitten einer Umgebung, wo theils kein Stein mehr auf dem alten geblieben, theils man mit übermenschlicher Geduld die zertrümmerten Reste aus dem Schutte hervorzuholen und wiederzusammenzusetzen bemüht ist. Konnten wir am 3. März 1848 uns rühmen, die Reihe der alten Republiken

Europas durch eine neue vermehrt zu sehen, so müssen wir es heute beklagen, daß sich die Reihe gelichtet hat. Konnten wir aber damals mit Beruhigung darauf hinweisen, wie eine weise Staatskunst, die zur rechten Zeit das Unvermeidliche zu thun verstand, den E. vor Revolutionen gewaltsamer Art bewahrt hat, so dürfen wir uns heute darüber freuen, daß auch in der Strömung der Reaktion der E. Haltung und Würde hat zu bewahren wissen. — Unvermeidlich war es freilich, daß die zunehmende Menge der rettenden Thaten und deren letzte, der Staatsstreich vom 2. Dezember, auch auf unsre Zustände Einfluß geübt hat. Wie die Schweiz, wie Sardinien, Belgien — so hat auch der E. das Mißfallen der europäischen Großmächte auf sich gezogen; man hat durch unsre Existenz die Gesellschaft bedroht gefunden, man hat conservative Garantien verlangt. Wir waren nicht in der Lage, diesen Forderungen ganz auszuweichen." Es folgt eine Aufzählung der gewährten Garantien, deren humoristischer Charakter uns heute nicht mehr recht verständlich ist. Die Darlegung bespöttelt ironisch die Reaktion und schließt: „So sind unsre Beziehungen zum Auslande wieder geregelt; noch ein honetter Diebstahl von Seiten des E. und der Solidarität der conservativen Interessen wird auch der letzte Vorwand eines Mißvergnügens gegen uns benommen sein. Das ruchlose Attentat des Polizeistaats, uns eine Polizeistunde anzusinnen, ist an unserem passiven Widerstand gescheitert." Und damit ist der Uebergang zu dem anakreontisch-geselligen Zweck der Gesellschaft gegeben. Die politischen Ereignisse werden nun zu ihnen in Zusammenhang gebracht. „Den Zollverein haben auch wir gekündigt, sind dagegen dem mitteleuropäischen Handelsbunde beigetreten; die Realisirung dieser großen Idee, die ihre Wurzeln im E. hat, wird unserm Volke ein ungeahntes Wohlleben bereiten und unsre Beziehungen zu Cypern, zu Burgund und Bordeaux noch enger knüpfen." Im Uebrigen hat der Bericht namentlich von der über viele Mitglieder

gekommenen Heiratslust zu melden: der „Wißmeister" des E., Dr. Jolly (der spätere Minister), der Buchhändler Groos, das auswärtige Mitglied von Preen, der Stadtdirektor Dr. Kießelbach aus Bremen, Correspondent der „Allg. Ztg.", und der Musikalienhändler Meder werden als von ihr befallen bezeichnet. Am Schluß konstatirt die Botschaft einen erneuten Aufschwung des Vereins. Angesichts der überall Mißtrauen und Verbitterung säenden Reaktion wuchs naturgemäß das Bedürfniß nach engerem Anschluß unter Denen, die auch in diesen stürmischen Zeiten dem Bunde und dem Geist gemüthlicher Geselligkeit treu geblieben waren. Je ernster die politische Lage, je schwerer Pessimismus und Resignation auf dem öffentlichen Leben lasteten, um so mehr drängte es die Genossen, hier im „engeren Ausschuß" dem Humor Thür und Herzen zu öffnen. Und so erging es auch Scheffel. Wir können nicht genau angeben, welche von Scheffel's Liedern für den „Engeren" gerade die ersten sind. Aber einen lebendigen Einblick in die in Heidelberg und Auerbach damals geknüpften und genährten Beziehungen gewährt uns das älteste Schriftstück, das sich im handschriftlichen Nachlaß des „Engeren" von Scheffel's Hand befindet. Auf grobem Aktenpapier in Folio geschrieben und in altem mittelalterlichem Kanzleistil verfaßt, schildert es eine vom 18. bis 20. Mai 1850 von Säkkingen aus nach Todtmoos und Schopfheim unternommene Pfingstfahrt, in Form einer

Bierliste;

d. i. getrewe Verzaichnuss alles dessentjenigen, so ich, Josephus Scheffel, ain Burger des weiland Teutschen Ryches und Schryber bym Ampt ze Sekkingen, by miner Bierraysen im Gethal der Werra und Wiesen uf Pfingsten 1850. mynen lieben Fründen zue Auerbach und sunst in frummer Gedachtnuss, strict, nervose und deutlich, wie es aynem Biedermann geziemt, vorgetrunken hab.

Die Komik, welche aus dem Kontrast zwischen dem un-

säglich gravitätischen und gespreizten Amtsstil und dem burschikosen Inhalt sich ergiebt, üben auf den verständnißvollen Leser die zündendste Wirkung aus, zumal das lustige Schriftstück bis zum Schlusse den angeschlagenen Ton in der glücklichsten Weise festhält, ja steigert. Diese „Bierliste", in welcher mit peinlichster Sorgfalt alle die Ganzen und Halben verzeichnet sind, welche der junge durstige Rechtspraktikant auf seiner Pfingstfahrt in die Thäler des Feldbergreviers in frummer Gedachtnuss seinen Freunden und Sodalen zu Heidelberg gekommen ist, bedeckt 7 Folioseiten und zerfällt in 8 Absätze und 26 Punkte. Sie hebt an:

I. Und die erst Station hab ich gemacht zwei Stund von Sekkingen zu Wehr im Bierkeller des Herrn von Gagg, und habs dort zue gebracht:

1. der ganzen ehrenwerthen Gesellschaft derer Flüchtling vom vorigen Jahr zue Auerbach
   Ain Gantzer, cum Salamandro.
2. Mynem lieben Fründ und Lehrmeister in der hochnothpeinlichen Hals und Malefizgericht Pfleg und Hegung, Herrn Friderico von Preen
   Ain Gantzer.
3. dem Fryherrn von Roggenbach und dem Frettern-den Mann, Jedwedem
   Zwo Halbe.

Der letzte Halbe (Nr. 26), den er zu Schopfheim am Pfingstmontag trank, ist schließlich der „ganzen Welt im Allgemeinen" gewidmet.

Aus diesem humoristischen Sendschreiben, das in der scheinbar trockenen Aufzählung von getrunkenen Ganzen und Halben ein höchst farbenreiches und frisches Bild dieser Fahrt giebt, ersehen wir denn auf's deutlichste, wer Alles zu dem Freundeskreis zählte, den er in Heidelberg beim Uebergang nach Säckingen zurückließ. Dem Doktor Jolly, dem Professori Haeusser, „mynem lieben Raysgefaehrten in welschen und

keltischen Landen", dem Dr. Minet, dem Courtin, dem von Cloßmann und dem Hinterfad; dem „Rectori Bender, benamset der Zündnadler und synem ganzen ehrenwerthen Hause, wo ich dereinstmalen mit Leutnantsrang im Quartier gelegen und mich wohl geletzet hab"; ferner dem Pfarr Schmezer zu Ziegelhausen, dem Bürger Frech, dem würtembergischen Hauptmann Schmidt und dem Leutnant Graf Zeil, dem Commissario civili Orff, „dem Schalksnarren und weiland Kegelkönig Groos zu Heidelberg", dem Carl Bender Sohn, dem „Erfinder des Natur Schachzabelspiels und Interpreten Horatii Flacci, Reichsburger Lamey, sowie den sämmtlichen Damen, „so das Exil zu Auerbach durch ihre Anwesenheit verschönert haben", im besonderen „uffs Wohlergehen der tugendsamen und minnigen Jungkfrawen von Fallenstayn" hat Scheffel auf jener Reise einen Hochachtungsschluck vorgetrunken. Adressirt war die Sendung an Herrn von Preen mit der Wendung: „Und schick ich diese Listen dem edlen Reichsburger von Preen und vermayn, es waer das Billichst, wann er mit denen Haydelbergern aynes schoenen Maitags ayn lützel Gesäufde veranstalten und diese Bierschulden abtragen wollte; stell aber Alles synem gueten Ermessen anhaym und hoff bald gueten Bericht.

Und dazue geb Gott und die haylig Mutter Gottes von Todtmoos ihren Segen.

Gegeben zue Sekkingen am Rhin, uff Dienstag den 21. Mayen, als man zalt syt Christi Geburt 1850 und syt den teutschen Merz-Errungenschaften zwo Jahr.

J. Scheffel."

Wir müssen hierbei beachten, daß Scheffel diese Neigung, sich zum Zweck humoristischer Wirkung im Kanzley- und Chronikenstil eines früheren Jahrhunderts auszudrücken, im „Engeren" vorfand und offenbar in dieser Beziehung von Häusser's Beispiel nicht unbeeinflußt geblieben war.

Doch so viel Lustiges Scheffel in jenen Jahren, welche dem Verlust der Märzerrungenschaften folgten, geschrieben und gedichtet hat, so sehr es ihm Bedürfniß war, „die Sorgen zu versingen mit Scherzen" im Kreise gleichgestimmter Genossen — als Quelle seines Humors bezeichnete er eine „innere Melancholie", und die Entwickelung dieser melancholischen Grundstimmung in seiner von Natur dem Frohsinn zugeneigten Seele des Näheren darzulegen, war die Hauptaufgabe dieses Kapitels. Und so reiche Anregung heiterer Art er im Kreise der „engeren" Freunde fand, viel reicher war dies Jahr 1849 an ernsten Eindrücken, bitteren Erfahrungen. Wir haben in Ergänzung der Angaben in dem Briefe vom 28. Juli an Schwanitz noch nachzuholen, was die zweite Hälfte dieses stürmischen Jahres ihm an äußeren Erlebnissen brachte. Als nach dem Gefechte bei Gernsbach die Reichstruppen Weinheim besetzten, wurde von dem Civilkommissär des Großherzogs Herr von Preen an Stelle des von dort vertriebenen zweiten Beamten als Amtsverwalter angestellt und mit der Wahrnehmung der richterlichen Funktionen sowie der sicherheitspolizeilichen Maßnahmen beauftragt. Auf von Preen's Bitte kam Scheffel als Volontär zu ihm, um ihm bei den Arbeiten zu helfen, blieb aber nicht lange, da er bald danach dem Civilkommissär von Schaaff, und darauf wieder dem Civilkommissär von Orff, welcher den preußischen Okkupationstruppen beigeordnet war und den er ins Lager vor Rastatt begleitete, als Sekretär zuertheilt wurde. Als aber die Zumuthung an ihn herantrat, in den Untersuchungskommissionen für die politischen Gefangenen verwendet zu werden, hielt er das mit seiner ganzen Stellung zur Revolution und mit seiner Ehre für unvereinbar. Er wurde damals „seiner Stelle plötzlich enthoben". Darauf bezieht sich, wenn er in seinem Briefe an Schwanitz vom 28. Juli sagt, er sei mit seinen Aussichten vollständig an die Luft gesetzt und da er noch ein Herz für den Jammer in Baden und Deutsch-

land habe, so sei er gegenwärtig im Sinne der „badischen Restaurationskünstler“ zu nichts oder zu sehr wenig tauglich. In dem ganzen folgenden Halbjahr erhielt er keine feste amtliche Beschäftigung und erst als er sich gegen Ende des Jahres um die Stelle eines Dienstrevisors beim Amte in Säckingen bewarb, kam er wieder in das Geleis einer geordneten Laufbahn. Er verbrachte diese Zeit theils in Karlsruhe, theils in Heidelberg und es dürften vornehmlich Geschichtsstudien gewesen sein, auf welche er seine Muße verwandte. Denn nicht nur der Umgang mit Häusser wirkte in dieser Richtung entscheidend, seine eigene Natur fühlte sich hingezogen, über'm Studium schönerer Zeiten, die ihm sympathisch erschienen, die unerquicklichen Zustände der Gegenwart zu vergessen. Im Spätsommer unternahm er dann eine größere Reise in die Alpenwelt bis zum Comersee und zwar mit Häusser; jene angezogene Bemerkung in der „Bierliste“ bezieht sich auf sie. In der Schönheitswelt der Natur Heilung für Mißstimmungen der Seele zu suchen, trieb es ihn auch jetzt wieder unter dem Eindruck all der Katastrophen. Und diese Sehnsucht war es auch, welche ihn offenbar bestimmte, sich gegen Ende des Jahres um die Stelle in der weltabgelegenen schönen Waldstadt Säckingen im Süden des Schwarzwaldes zu bewerben.

Von den ernsten Nachwirkungen dieser Erlebnisse finden wir nicht wenig Spuren in der ein Jahr später zuerst zum Keimen gelangten Dichtung „Der Trompeter von Säckingen“. Wenn da der Genius des Rheins von den „deutschen Träumern“ und dem „Sturm und Drang und bitteren Ende ihrer Geschichte“ spricht und sagt, daß diese sich in seinem Laufe wiederspiegeln: —

„Aber dann geht's schnell zu Ende
Und ich klag' ob dem Verlor'nen
Und ergebe mich dem Trunke,
Bete auch zu Köln im Dome,
— — — — — — —

Und im Sand, den ich so tödtlich
Hasse, schlepp' ich müd' mein Dasein . . .
Hüt' Dich, hüt' Dich vor Versandung" —

wenn Hiddigeigei's letztes Lied warnend ausklingt:

„Rettet Euch, unsel'ge Thoren
Vor der Nüchternheit Umgarnung!" —

so richtet der Dichter unseren Blick auf die politischen Zustände, denen seine Dichtung indirekt entwachsen, auf die Reaktion, welche der Revolution in Baden folgte und von der ein maßvoller Historiker (Dr. Heinrich Peter) sagt: „So unerfreulich und trostlos auch die Zustände sein mochten, deren Schauplatz Baden während der Revolution war, das Bild, welches das Land während der Restauration bot, war nicht weniger trostlos und widerwärtig. Nach dem Grundsatze, daß die lebende Generation Badens unverbesserlich sei, wurde die Bestrafung des Aufstandes und die Reorganisation des Landes betrieben." Vor Allem sind es die „Lieder des stillen Mannes", welche zwar dem naiven Leser gerade als fremdartiger Ballast dieser epischen Dichtung erscheinen, die für die biographische Erläuterung seines Dichtens von höchster Wichtigkeit in dieser Beziehung sind. Die ganze, den unbefangenen Leser phantastisch und unmotivirt berührende Gestalt des der Welt entflohenen Dichters, der in der Schwarzwälder Erdmännleinshöhle bei Hasel seinen Frieden gesucht und gefunden hat, und als der „stille Mann" Jung Wernern vom Erdgeist vorgestellt wird, ist eine allegorische Personifikation des Autors selbst, der nach den trüben Erlebnissen des Jahres 49 in der Waldstadt Säckingen eine Zuflucht gesucht und in der Einsamkeit der Schwarzwaldthäler, fern von aller Welt, die befreiende Wirkung des Alleinseins empfunden hatte:

„Einsam wandle Deine Bahnen,
Stilles Herz, sei unverzagt!
Viel erkennen, Vieles ahnen
Wirst Du, was Dir Keiner sagt."

Der Dichter stellt hier seine eigene ahnungsfrohe Jugend der Resignation, die ihn nach den herben Erfahrungen beschlichen, in schärfster Kontrastirung gegenüber. Die meisten Lieder des „stillen Mannes“ sind Zeitgedichte, wie irgend eins, das Freiligrath oder Herwegh gedichtet, nur gedämpfter, minder subjektiv im Ausdruck: sie sind unter dem Eindruck der geschilderten Zeitbegebenheiten entstanden und spiegeln deren Wirkung auf seine Seele ebenso direkt wieder, wie Werners Liebeslieder, wie wir sehen werden, eine erfolglose Liebe. Namentlich die vier letzten jener Lieder stellen ein Bekenntniß der Enttäuschung des Dichters nach dem Fehlschlagen der hochstrebenden Kämpfe um Menschenglück und Staatenglück im Vaterland dar, an denen er Theil genommen. . . . Sehr charakteristisch ist z. B. in Nr. IV. der Hinweis, daß nur die Erkenntniß der Geschichte den Menschengeist zur schöpferischen That entflammen könne:

„Willst die Welt Du klar erschauen,
Schaue erst, was vor Dir liegt,
Wie aus Stoffen und aus Kräften
Sich ein Bau zusammenfügt.

Aus dem Dünkel eig'nen Meinens
Nie entkeimt die frische That,
Im Nachdenken nur erschwingt sich
Menschengeist zur Schöpferthat.“

Und unmittelbar aus dem Gefühl der Niederlage im Kampf der Geister herausgesungen ist das Trutzlied:

„Die Blicke scharf wie der junge Aar,
Das Herz von Hoffnung umflogen,
So bin ich dereinst mit reisiger Schaar
In den Kampf der Geister gezogen.

Die Fahne hoch, gradaus den Speer —
Da wichen der Feinde Reihen,
O Reiterspaß, dem fliehenden Heer
Die breiten Rücken zu bläuen!

Doch kamen auch wir an jenes End',
Zu wissen, daß Nichts wir wissen!
— Da hab' ich langsam das Roß gewendt
Und mich des Schweigens beflissen

Zu stolz zum Glauben — bin ich gemach
In die Felskluft niedergestiegen;
Die Welt da draußen ist oberflach,
Der Kern muß tiefer liegen.

Nun freut mich mein alt Gewaffen nicht mehr,
Verspinnwebt liegt's in der Ecken;
Doch soll d'rum kein hochweiser Herr
Als wehrlosen Mann mich necken:

Noch reicht ein Blick, das Eulenpack
Und die Fledermaus zu verjagen,
Noch reicht ein alter Eselskinnback,
Den Philisterschwarm zu verjagen."

Mit dieser Stimmung im Herzen, in welcher stille Resignation mit trotzigem Lebensmuth um die Oberhand ringen, ging er Anfang 1850 nach Säckingen, Arbeit, Ruhe und Frieden suchend und findend. Ja, hier im Verkehr mit frischen naiven Menschennaturen und der ewig jungen Natur des Waldes fand der Vierundzwanzigjährige jenen Verjüngungsquell für sein erschüttertes Wesen, jenen Quell, von dem es in den Liedern des stillen Mannes heißt:

„Drauß' im Wald, im grünen heitern,
Wo die Menschenstimmen schweigen,
Wo auf duft'gen Farrenkräutern
Nächtlich schwebt der Elfenreigen.

Dort, versteckt von Stein und Moose,
Rauschet frisch und hell die Welle,
Dort entströmt der Erde Schooße
Ewig jung die Wunderquelle.

Dort, umrauscht von Waldesfrieden,
Mag der kranke Sinn gesunden,
Und des Lenzes junge Blüthen
Sprossen über alten Wunden."

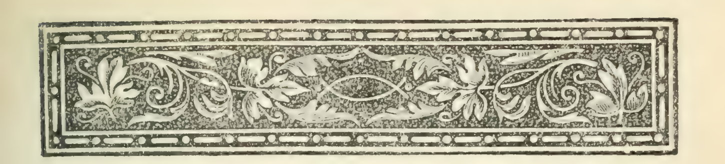


IV.

In Säckingen.

„Und es klang und sproßt' und wogte,
Wie die ersten Keime eines
Unvollendeten Gedichts."
Scheffel: „Der Trompeter von
Säkkingen." 3. Stück.



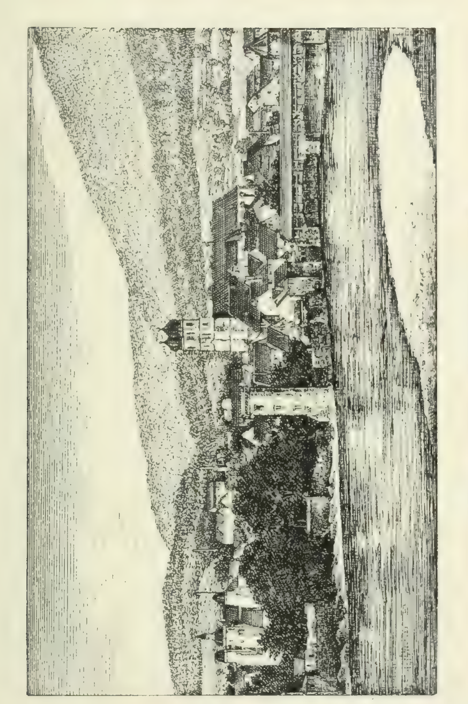


Die badische Amtsstadt Säckingen — oder, wie Scheffel, dessen Dichtung den Ort weltberühmt gemacht hat, nach älterer Weise schrieb, Säkkingen — steht auf der Grenzwacht zwischen dem deutschen Reichsland und der deutschen Schweiz und ist einer der vorgeschobensten Posten im Großherzogthum Baden. Zwischen Basel und Konstanz am jugendlich dahinströmenden Rhein, gleichweit etwa von dem gewaltigen Fall bei Schaffhausen und dem südlichen Schwarzwaldrevier des Feldbergs zu den Füßen des Eggbergs gelegen, theilt es mit den meisten Stiftungen welterfahrener Heidenapostel das angenehme Schicksal einer ebenso günstigen wie schönen Lage; der „Schwarzwaldführer" des Dr. Schnars kennzeichnet dieselbe mit dem bündigen Satz: die Gegend gleicht einem blühenden Garten. Wer heute nach der alterthümlichen, ungemein malerisch am rechten Ufer des Rheins sich aufbauenden „Waldstadt" kommt, findet sich allenthalben an Scheffel erinnert. Zwar in dem alten Eckhaus am Markt waltet kein „Knopfwirth" mehr, wohl aber bietet die Brauerei zum Knopf am Rhein nach wie vor den schattigen Sitz auf ihrer Terrasse. Die jetzt besuchteste Wirthschaft heißt „Zum schwarzen Walfisch zu Askalon", der nahegelegene Waldsee jetzt Scheffelsee und der auf ihm kreuzende Dampfer gar „Hiddigeigei". Dann aber — kennt man nicht den ganzen Ort? Den alterthümlichen Marktplatz,

das thurmgeschmückte Herrenschlößlein im Grün seines Terrassengartens am Rhein, welches freilich nicht mehr Denen von Schönau, sondern dem Fabrikanten Theodor Bally gehört; die altehrwürdige Stiftskirche, in der noch heute die Gebeine des heiligen Stifters Fridolin im kostbar silbernen Gehäuse ruhen; ist nicht alles das in Scheffel's Dichtung mit so bestimmten, treuen Farben geschildert, daß man beim Durchschreiten des Städtleins meint, man habe schon früher einmal hier schöne Rasttage verbracht? Es geht Einem dann fast ähnlich wie dem Dichter, der in der Vorrede zur vierten Auflage des „Trompeters von Säkkingen" uns erzählt, wie er zehn Jahre nach Erscheinen der ersten wieder einmal die „heit're Stadt des heiligen Fridolin" besucht habe und, vom Boezberg niedersteigend, das liebe Städtebild begrüßt habe:

„Vom Gallerthurm im römischen Inselwalle
Bis zu der Fürstäbtissin Frauenstift
Kannt' ich die Dächer, Firste, Giebel alle,
Wo oft mein leichter Kahn vorbeigeschifft;
Herwärts, wo Kiesel das Gestad umdämmen,
Winkt eines Gartens wohldurchblümte Au,
Und halb versteckt von Wildkastanienstämmen,
Des Herrenschlößleins schlankbethürmter Bau.
Hutschwenkend grüßt' ich durch der Bäume Lücke
Und überschritt die holzverschalte Brücke."

Als aber der junge Dr. juris und Rechtspraktikant Joseph Scheffel Anfang 1850 in Säckingen einzog, um als Dienstrevisor beim dortigen Bezirksamt in den Verwaltungszweig der juristischen Praxis eingeweiht zu werden, hatte das einst freiherrlich Schönau'sche Schlößchen für ihn noch keine Bedeutung, waren die Namen Hiddigeigei und Werner Kirchhof ihm völlig unbekannte Klänge. Und als er zum ersten Mal auf der überdachten alten Rheinbrücke stand und aus einer der Fensterluken hinab auf die Sandbank im Rhein und hinüber zu den Zinnen des Schlosses lugte, ahnte er nicht, daß er diese bald danach mit einem unternehmenden Spielmann



Säckingen und der Fridolinsacker im Rhein.



beleben werde, der sie benutzt, um, unbemerkt, vom Rhein aus einem im Giebelzimmer da oben lauschenden Freifräulein das Geständniß seiner Liebe in sehnsuchtsvollen Trompetenklängen zu verkünden. Auch war das Gebäude damals noch keineswegs wieder so stattlich hergestellt und herrschaftlich eingerichtet, wie heute als Besitzthum eines der reichsten Fabrikherren der Gegend; diente es doch den Zwecken einer Bierbrauerei. Nur die hohen Kastanienbäume auf der Terrasse am Rhein überschatteten auch damals schon den kleinen Pavillon, dessen flüchtig übertünchte Wände später des Dichters Phantasie dem al fresco wüthenden Pinsel des Fludribus preisgab. Und unter diesen Kastanien befanden sich noch nicht wohlgepflegte Beete, sondern die Tische und Bänke einer Gartenwirthschaft, statt des Echos von Trompetengrüßen, erscholl das lärmende Geräusch einer Kegelbahn. Dafür drängten sich aber auch noch nicht in das Weichbild die zahlreichen Fabrikschornsteine, die heute vom Wohlstand der hier blühenden Industrie zeugen. Der ganze Ort erschien noch inniger verwachsen mit seiner ländlichen Umgebung und den tannendunklen Waldbergen im Hintergrund. Das war Augenweide für unsern Freund und die Vereinigung von altreichsstädtischem Wesen und ländlichgemüthlicher Behaglichkeit in diesem waldumrahmten Städtebild mußte gleich den ersten Eindruck auf den Ankömmling zu einem tiefsympathischen machen.

Auch kam er nicht als Fremdling, sondern wohlvertraut mit den Vorzügen und Reizen der Ortschaft hierher. War doch sein Vater vor zwanzig und einigen Jahren als badischer Regierungs-Ingenieur lange Zeit in dieser Gegend thätig gewesen und hatte in Säckingen selbst mehrere Monate lang gewohnt. Und es waren frohe, glückliche Tage gewesen, an welche der Herr Major im Kreise der Seinen gerne gedachte. Unweit Säckingens aber, in einem anderen schön gelegenen Städtchen wohnten Verwandte der Mutter, mit denen schon immer ein reger Familienverkehr bestanden hatte: wenige

Stunden rheinaufwärts in Laufenburg der schweizerische Rechtsanwalt Kantonsfürsprech Heim und seine Familie. Und da der Schienenstrang der Eisenbahn sich damals noch nicht in diese idyllische Gegend des Oberrheins verloren hatte und wir ferner seine Vorliebe für Fußwanderungen kennen, so dürfen wir annehmen, daß ganz ähnlich, wie er es dann vom Spielmann Werner Kirchhof geschildert, sein Weg nach der Waldstadt durch die Tannenforsten des Schwarzwalds geführt hat, durch die Thäler von Wiese und Wehra, die er von Klein auf als die Heimath von Johann Peter Hebel's Poesie verehrte. Und die Stimmungswelt der eigenen Kinderzeit mußte da in seiner Seele wach werden, welche sich, Frieden und Beruhigung suchend, in diese Weltabgeschiedenheit flüchtete. Hier fand er noch den unverfälschten alemannischen Volksschlag, den Hebel so naturwahr geschildert hatte und dessen Eigenart er in seinem eigenen Wesen lebendig fühlte; hier redete die Natur jene trauliche Sprache, der er schon als Knabe so gern gelauscht. So mag denn nunmehr der „Jüngling-Mann" gar frohgemuth seinen Einzug gehalten haben in das heitere Städtlein, das ihn für die nächsten zwei Jahre die Heimath ersetzen sollte.

So ganz unberührt von den Ereignissen, deren disharmonischen Nachhall er hier endgültig verwinden wollte, war übrigens die badische Amtsstadt Säckingen während der stürmischen Jahre 48 und 49 keineswegs geblieben. Im Gegentheil hatte hier die Bevölkerung lebhaften Antheil genommen an der demokratisch-nationalen Bewegung der vierziger Jahre und ihr nunmehriger Bürgermeister, Herr Anton Leo, war in dieser Zeit ein warmherziger Anhänger derselben gewesen. Die Flucht vieler Aufständischen, Reste der versprengten Insurgenten-Armee, hatte gerade hier den Uebergang über den Rhein nach der gastlichen Schweiz gesucht und gefunden und gar mancher Säckinger Bürger war den Verfolgten dabei behülflich gewesen. Und den bedeutendsten der Flüchtigen, Struve, hatte hier das Schicksal ereilt, er war gefangen und in das Amts-

gefängniß abgeführt worden und dann hatte sich das Unerhörte ereignet, daß der damalige Oberamtmann Schey den so wichtigen Staatsgefangenen nach vierundzwanzigstündiger Haft wieder freiließ, eingeschüchtert durch eine anonyme Drohung, im Falle des Gegentheils würden die Republikaner ihre geretteten Kanonen auf Säckingen richten und es erbarmungslos einäschern. Jetzt herrschte freilich wie in Europa — auch im kleinen Säckingen Ruhe. In die aufrührerische Waldstadt war preußisches und badisches Militär gelegt worden, dessen Kommandirende streng darüber wachten, daß die verschärften Ordnungsgesetze von der Bevölkerung auch gehörig befolgt wurden. Der junge Bürgermeister Leo mußte seinen Freiheitsdrang zurückdämmen und sich begnügen, die Gemeindeinteressen und Rechte gegen drohende Uebergriffe der Staatsgewalt und des Militärs zu schützen. Dieser junge Bürgermeister wurde bald der besondere Intimus Scheffel's, dem es übrigens mit seiner offenen, von Grund aus gemüthlichen, sicheren Art schnell gelang, sich nicht nur das Wohlwollen seines Vorgesetzten und die Freundschaft seiner näheren Standesgenossen, sondern auch die allgemeine Sympathie der Säckinger Bürgerschaft zu erwerben. Sein Chef, der Bezirksamtmann Leiber, war zwar ein Mann der Reaktion, aber dem Sohn einer in Karlsruhe angesehenen Familie, der sich als umsichtiger fleißiger Arbeiter bewährte, war er ein wohlgesinnter Amtsvorstand; ungezwungenen kollegialen Verkehr fand er an dem Amtsassessor Losinger und dem Untersuchungsrichter Goering. Nach einem Anlaß, von dem später die Rede sein wird, berichtete der Herr Oberamtmann an den General-Kommissär, nachdem Scheffel etwa fünf Vierteljahre unter ihm thätig gewesen, daß derselbe „sich als einen ausgezeichneten jungen Geschäftsmann" bewährt habe, „welcher sich hierdurch und wegen seiner sonstigen Eigenschaften der allgemeinen Achtung erfreue."

Aber auch die Honoratiorenschaft der Stadt stellte dem lebenslustigen Dienstrevisor aus der Hauptstadt, der so viel erlebt hatte,

so köstlich zu erzählen wußte, einen ihm sympathischen Freundeskreis. Vereinigungspunkt derselben war die „Lesegesellschaft“, ein Casino, das im Gasthaus zum goldenen Knopf über bestimmte Lokalitäten verfügte. In der Nähe des „Knopfes“ befand sich auch das Amtshaus und gleich neben ihm lag der „Badische Hof“, der dem Vater des Bürgermeisters Leo gehörte und in welchem Scheffel Anfangs seine Wohnung hatte. Das Gasthaus des Knopfwirths, ein Eckhaus am Markt, das jetzt ein Kaufmann (Herr F. X. Leo) inne hat, war überhaupt damals der Mittelpunkt des geselligen Lebens im Orte. Hier wurde von den unverheiratheten Beamten, Offizieren, Aerzten u. s. w. zu Mittag gespeist, hier war das Lesezimmer, hier in „des güldnen Knopfes kühler Schenkstub’“ kamen Abends und wohl auch zum Frühtrunk die Honoratioren zusammen, um — wie es im „Trompeter“ heißt — „beim Becherlupf“ Erlebniß und Erinn’rung auszutauschen. Unter diesen standen nächst dem Bürgermeister die Brüder Bally, geborene Schweizer, welche damals die Seidenbandfabrik in Aufschwung gebracht hatten, welche heute eine der ersten in ihrer Art ist, ferner der Obereinnehmer Fecht, Verwalter Dell, der Notar Brombach neben den oben genannten Amtskollegen Goering und Losinger Scheffeln besonders nahe. Der Wirth Brogli selbst war ein gemüthlicher umgänglicher Mann, der auf freundschaftlichem Fuße mit seinen Gästen verkehrte, und seine fünf Töchter, die sämmtlich von anmuthender Schönheit waren, belebten das Haus mit ihrem jugendfrischen Wesen. Eine derselben, Jeanette, wurde in jener Zeit die Gattin des Fabrikanten Gustav Bally. Auch hier verfehlte Scheffel nicht, durch poetische Gelegenheitsgaben und die Mittheilung seiner älteren Lieder der Geselligkeit einen höheren Schwung zu geben, und in Bürgermeister Leo, der außerordentlich musikalisch war und den Taktstock zu führen wußte, fand seine Muse auch hier einen begeisterten Verehrer, und dadurch seine Lieder in der Gesellschaft kunstgeübte Sänger.

Mancherlei ist mir bei einem eigens zu diesem Zweck aus-

geführten Besuch in Säckingen von den daselbst noch lebenden Bekannten Scheffels erzählt worden, was die frohe Laune und burschikose Gemüthlichkeit des damaligen Dienstrevisors am Amtsgericht illustrirt. Ward schon am Stammtisch im Herrenstüblein beim Knopfwirth nie „Imbs und Umtrunk" gemieden, so fehlte es dem „Schwarzwaldwanderer" bei seinen Fahrten in die Waldberge oder zu Schiff den Rhein hinab auch nicht an fideler Kameradschaft und sein Loblied, das er später im „Trompeter" zu Ehren des Pfarrherrn auf dem Lande anstimmte, hat in Beziehungen, die er auf dem Walde mit gar gemüthlichen Vertretern dieses Standes anknüpfte, ebenso reale Basis, wie die gelegentliche Schilderung des Frühstücks des „getreuen Antons" im „Knopf" oder des festlichen Fischzugs auf dem Waldsee, der eine halbe Stunde von der Stadt in wundersam ergreifender Bergeinsamkeit liegt. Aehnlich gastliche Aufnahme wie sein Werner beim Schwarzwälder Pfarrherrn hat Scheffel damals oft beim Pfarrer Riesterer in Rickenbach genossen. Das war ein gar jovialer alter Herr, ebenso bewandert in der Geschichte der Landschaft wie in den alten Klassikern und trotz aller ländlichen Schlichtheit von edlen humanen Gesinnungen beseelt. Wie stark in ihm die Altheidelberger Studentenlaune noch nachklang, haben bereits die Andeutungen im vorigen Kapitel über die Pfingstfahrt und die auf derselben geführte Bierliste ahnen lassen. Jene humoristische Reisebeschreibung, die er am Pfingstdienstag 1850 an den Collegen von Preen für die Heidelberger Freunde sandte, giebt von der frischen Genußfreude, die damals in ihm wieder Oberhand gewann, ein unmittelbares Spiegelbild. Seine Begleiter bei der Ausfahrt durch's Wehrathal waren Bürgermeister Leo und Untersuchungsrichter Göring und der Bericht läßt keinen Zweifel darüber, daß dies Dreimänner-Collegium auf einem lauschigen Flecke im hochumwandeten wilden Wehrathal „wo der Fels gen Himmel schreit" eine gar humorvolle Naturkneiperei veranstaltet haben, bei

welcher das Wasser der Wehra eine sehr neutrale Rolle als Zuschauer zu spielen verdammt war. Nach dem Abschied von den Freunden ging Scheffel noch weiter bis Todtmoos, wo er im „Adler" übernachtete, um am andern Morgen in's Wiesenthal hinüber zu wandern, woselbst er den Manen des „alemannischen Sängers Hebel" in der „Krone" einen Ganzen kam, und des weiteren durch den Pfarrer von Rickenbach und den Kurat von Thumringen aufgehalten wurde, denen der Bericht die Aufspürung des vortrefflichen Lagerbiers zu Schopfheim nachrühmt, ob welcher die geistlichen Herren merklich in seiner Achtung gestiegen seien . . .: „Hab' auch", schreibt er, „unter lauter Versicherung derselben von ihnen Abschied genommen" . . . .

Auch die mächtigen Trümmer der Küssaburg im Klettgau, (Klekgau ist die ältere Form), auf welcher einst ein Vorfahr mütterlicherseits, der wohledle Balthasar Krederer, als Schloßhauptmann gewaltet hatte, wurde auf wanderfroher Tagfahrt besucht und auch die Erinnerung an den ritterlichen Ahnen gab seinen Gedanken eine feuchtfröhliche Richtung. War ihm doch wohlbekannt, was Archivrath Bader im ersten Bande seiner „Badenia" (1840) („Das klekgauische Hochschloß Küssachberg") von der Zeit seiner Schloßverwaltung geschrieben: „. . . Anstatt der Waffen erklangen die Pokale munterer Zecher auf der Veste. Mancher fremde Junker trank nach der Sitte der Zeit auf das Wohl des gastlichen Schloßhauptmanns einen frohen Willkomm." Und mit pietätvollem Blick hat gewiß sein Auge das von demselben geführte „Stamm- oder Gesellenbuch" betrachtet, in welches die Gäste der Burg nach Leerung des Willkommentrunks ihren Gedenkspruch hatten eintragen müssen und welches Bader in der Bibliothek der Kapuziner zu Waldshut aufgestöbert hatte. Athmen doch diese Verse und Sprüche den oft massiven, stets aber gutmüthigen Witz unserer Altvordern, der auf ihn einen so elementaren Zauber ausübte und in ihm selbst lebendig

war. Wie direkt dasselbe auf ihn eingewirkt hat, ergiebt ein Vergleich der folgenden Eintragung in dem Stammbuch des Ahnen von „Anno 1611, den 18. May auf dem Schloß Khüssenberg":

„Nicasius Beyer zum Edelpach
Hat ordtlich schön verricht sein Sach,
Den Willkhom getrunken auch,
Wie sich gebüert nach altem Brauch.
Dabei er sich also befund
Daß er das Pett nit finden khunt." —

mit dem letzten Vers im „Willekumm" des Rodensteiner-Cyklus:

„. . . Beim Abschied andern Morgens war
Ein Nebel weit und breite,
Da bracht' man ihm das Stammbuch dar
Zum Eintrag, eh' er scheide.
Und zittrig schrieb er: „Kund soll sein,
Daß ich hie eingeritten,
Und lob' das Haus von Frankenstein
Als Haus von guten Sitten:
Der Willkumm hat mir so gemundt,
Daß ich das Bett nicht finden kunnt',
Holliro, nicht nur der Stiefel,
'S gieng Alles um!"

Selbst die strengen Polizeimaßregeln trugen bisweilen zur Hebung der geselligen Stimmung bei. Eine Anekdote, die Scheffel selber später im Freundeskreis gern erzählte, knüpft an den Umstand an, daß Niemand ohne Paß auf größere Entfernungen die Stadt verlassen durfte. Als der junge Herr Dienstrevisor für eine Fahrt zu seinem Vetter Heim sich einen solchen ausstellen lassen mußte und nach dem Zweck der Reise befragt ward, gab er zur Ausfüllung dieser Rubrik an: „Theilnahme an einem Familienfest". In des Vetters Familie ging's denn auch recht festlich her und bei der Heimkehr um Mitternacht wurde der selige Passagier von dem Militärposten tiefschlafend und von einem sanften Rausche

befangen, angetroffen, so daß alles Fragen nach Woher und Wohin vergeblich war. Schließlich ging die Wache selber daran, den Paß aus Scheffel's Tasche hervorzusuchen und als sie beim Laternenlicht den Zweck der Reise festgestellt hatte, ließ sie allen Verdacht gegen den Schlummernden schwinden und brummte nur: „Reisezweck vollkommen erreicht." — Seinen Barbier pflegte Scheffel Herr Medizinalrath anzureden. Als er eines Morgens, in Folge einer schweren Nachtsitzung mit blassem Gesicht im Bett lag und der Barbier nicht rechtzeitig erschien, gab er dem Kammermädchen im Badischen Hof die Weisung: „Holen Sie mir doch schnell den Medicinalrath!" Nun aber besaß die Stadt Säckingen einen wirklichen Medicinalrath, der nach einiger Zeit zum größten Erstaunen desselben an dem Bett des unfreiwilligen Patienten erschien. — Das frische, herrlich entlang der Stadtmauer dahinrauschende Wasser des jungen Rheinstroms verlockte Scheffel und seinen älteren Amtgenossen Assessor Losinger, das Schwimmen zu lernen. Unterricht darin ertheilte ihnen der Bureaudiener Kempf, eine „urchige" Persönlichkeit. Als es einmal recht heiß war, beschlossen die beiden lustigen Schwimmschüler, den Kursus auf dem Trockenen und bei nur innerer Befeuchtung fortzusetzen. Sie gingen mit Kempf in den „Knopf" und beredeten ihn, sich der Länge nach über einen der Wirthstische zu legen und ihnen die Bewegungen vorzumachen, damit sie sich dieselben recht einprägten — eins, zwei, drei; eins, zwei, drei; und wenn er aufhören wollte, so spornten sie ihn zu immer eifrigerem Schenkel- und Armrudern an — eins, zwei, drei; — bis das Zimmer voll von kichernden Zuschauern war und das ausbrechende Gelächter den berufseifrigen Schwimmmeister belehrte, daß er „ge-uzt" war. ... Auch die freundschaftlich-geselligen Beziehungen zu den Offizieren der im ersten Jahre seines Aufenthalts in Säckingen garnisonirenden (4.) preußischen Jäger, gaben Scheffel Anlaß zu charakteristischer Entfaltung seines Humors. Auch sie gehörten zu dem täglichen Verkehr

im „Güldenen Knopf". Scheffel benutzte den ungern gesehenen Abzug der aus der Provinz Sachsen stammenden Jäger, die sich sehr beliebt zu machen verstanden hatten, um beim Abschiedsfeste Namens der Stadt eine launige Feier zu improvisiren. Bürgermeister und Rath der Stadt hatten auf seine Veranlassung eine Schenkungsurkunde, deren Verfasser er war, in aller Form fertigen lassen, durch welche die Stadt auf alle Zeiten die mitten im Rhein liegende Insel, Fridolinsacker benannt, den preußischen Jägern vermachte. In Frack und Cylinder entledigte sich der junge Scheffel des ihm von Bürgermeister und Rath gewordenen Auftrags, bestieg einen Tisch und verlas mit sonorer Stimme die nach seiner uns bekannten Weise in altdeutschem Stil abgefaßte Urkunde, an der auch die großen Siegel nicht fehlten und übergab feierlichst den doppelt ausgefertigten Brief dem Kommandanten. Andern Tags zogen die Jäger ab und zwar mit Trauerflören um den Tschakos, so hatten es die Offiziere befohlen. Zum Gedächtniß ließ der Rath die eine der Urkunden im Stadt-Archive aufbewahren; die andere nahm der Scheffel besonders befreundete Stabsarzt des Bataillons mit, welcher auch bei der Feier in entsprechend launiger Weise die Schenkung übernommen hatte. — Auch mit Untersuchungsrichter Göring hatte Scheffel manchen heiteren Schwank! Manche Kernsprüche, welche zum Theil in seine Poesie später übergingen, wie der: „Den Mann hats!" — „O Schmerz laß nach! Remplem!" — „Holliro der krumme Stiefel!" haben den Neckereien mit Göring ihre Entstehung zu verdanken. Auf Göring machte Scheffel auch mehrere Gelegenheits-Gedichte. So beim Abschiede Görings im Herbst 1850. Derselbe wurde auf Scheffels Veranlassung im Schönauer Hof, und zwar in der damals in den Parterre-Räumen bestehenden Bierwirthschaft gefeiert und zwar solenn, wie Scheffel es haben wollte, in zwei Abtheilungen. Nachdem im Schlößchen der erste Umtrunk genommen war, ging's Abends bei Fackelschein durch den Garten in den Pavillon. Scheffel

hielt eine feierliche, flotte Abschiedsrede. Das eine Fenster war durch ein großes Transparent ausgefüllt. In den vier Ecken desselben standen die von Göring oft gebrauchten und zu geflügelten Worten gemachten Kernsprüche: Remplem! in der Mitte nur: O! Schmerz laß nach! Der Alt-Junggeselle Göring sei darüber zu Thränen gerührt worden. Von der Decke des Gartenhauses blickten die nackten Schönen des von Scheffel als Fludribus verherrlichten Meisters, die ein Feind griechischer Nacktheit mit einem leichten Anstrich aus Prüderie hatte überziehen lassen, auf die fidele Gesellschaft herab.

Doch statt weiterer Anekdoten möge ein Brief Scheffel's das Bild ergänzen. Im Juli benutzte er einen Urlaub zu einer Schweizerreise. Von der Höhe des Rigi schrieb er an den Freund in Eisenach folgende humoristische Epistel. „Rigistaffel, den 23. August 1850, beim Frühschoppen. Viellieber Jeremias!" (Der Spitzname von Schwanitz auf der Heidelberger Universität.) „5500 Fuß über der Meeresfläche gedenk' ich Dein. Die Schweiz ist zwar eine schöne Gegend, aber wenn rings um den Menschen blos nebelgraue Unermeßlichkeit sich ausbreitet und der Sturm durch das Wolkengewimmel pfeift, so hört die Natur auf und der Frühschoppen fängt an. Wohl dem, der die Wissenschaft des Frühschoppens besitzt, dem thut auch Sturm und Wetter nichts an. Ich sitze mit der innern Freudigkeit eines germanischen Gemüthes beim Glase — nachdem ich zuvörderst pflichtschuldigst den Honoratioren der Umgegend, dem Bürger Pilatus und Glärnisch, sowie dem Schreck-, Wetter- und Aarhörnersystem und der eisigen Jungfrau etwas Erkleckliches vorgetrunken, wende ich mich an Dich und gedenke, daß auch Du weiland mit Alpstock und Feldflasche hier herumgestiegen bist, und steige Dir krampfhaft einen Schluck Markgräfler vor. O diese Schweiz! Wer vom Standpunkt des Frühschoppens hier reist, hat einen schweren Standpunkt. Diese whistspielenden, theetrinkenden Engländer — diese sentimen-

talen deutschen Frauenzimmer — überhaupt das ganze Publikum stoßen ein fahrendes Schülergemüth gewaltig ab. Und in Welschland erst! Durch was für fabelhaften Wein muß sich der Mensch durcharbeiten! Piemonteser Landwein, Valtelliner, vino d'Asti, der moussirt wie eine alte Melone — 's ist hart. Und beim ersten italienischen Wein hätt's fast deutsche Hiebe gesetzt. Sitz ich da auf dem Gotthard-Hospiz, verregnet und zerfroren, und wärme mich mit rothem Tessiner. Bricht der lumpige alte Stuhl unter mir zusammen. Wollen die verfluchten Kelten schließlich außer der Zeche auch noch eine Unzahl Mailänder Lire für diese sedia rotta. Wie ich's im gerechten Unwillen negire und abscheiden will, wollen mich die versammelten welschen Hausknechte, Fuhrleute &c. festhalten. Da pfiff aber mein deutscher Hakenstock so scharf durch die Luft und eine Unzahl italienischer Flüche wechselten harmonisch mit einem „Heiliges Dunnerwetter" und „Chrüztusigdunnerwetter, Gott verdamm mich", wie meine Schwarzwälder sagen, und es regnete und schneite darein, so daß ich würdig und groß einen ungefährdeten Rückzug nach Airolo antreten konnte. Nur in Bellinzona hab' ich einen wohlthuenden Eindruck erlebt. Mitten unter diesen süßen Faulenzern lebt germanisches Element. Ich entdeckte eine fabrica di birra von einem sicheren „Maier". Der Mann war aus Erfurt und sein Bier gut. Daß ich's nach jenaischem Maßstab vertilgte, versteht sich. Mit Hochachtung schied ich von ihm. Aber der lago maggiore, der Simplon &c., Alles, wohin mein Herz strebte, war verregnet. Jetzt hab' ich mich auf den Rigi zurückgezogen, wo der Sonnenaufgang handwerksmäßig betrieben wird. Mitten unter diesen Beefs und in Bettdecken eingehüllten Naturbewunderern schaue auch ich zu — ein Proletariergemüth, aber gehoben durch die Wissenschaft des Frühschoppens. Und die Luft ist frisch hier oben und die Gedanken fliegen höher als zum Criminal- und Polizei-Respiciat in Säkkingen. Aus dem Fremdenbuch ersehe ich,

daß auch Biedermänner vor mir hier waren. Neben allem Gesäusel von Naturpracht und Gemunkel von mystischen Muckern: „Kommet hierher und schmecket, wie süß der Herr ist", hat mir Folgendes, wiewohl Flüchtlingsliteratur, wohlgethan:

Fünf Deutsche kamen gehunken
Vom Rhein auf des Rigi Höh'n;
Sie haben da wacker getrunken
Und nichts als Nebel geseh'n.

Einige Jahre früher finde ich auch den Hans E., die Alemannen E. und K. eingezeichnet. Die haben's hoffentlich ebenso gemacht. Der Bursche H. — ein Jenenser — hätt's auch so machen können; der hat aber ganz antiburschenschaftlich geschrieben:

Im Thal, nicht auf den Höhen
Such' ich mein stilles Glück.
Hier oben — nichts als Nebel,
Tief unten — Liebchens Blick.

Ich überlasse Dir, diesen Text mit einer Note zu versehen. — Da es jetzt zum Essen läutet, schließe ich. Vielleicht setz' ich heut Nachmittag den Frühschoppen fort; es kommt darauf an, ob der Nebel nachläßt oder nicht. Inzwischen leb' wohl, alter Jeremias. Den Jammer in Altdeutschland behandle mit Resignation. Dios lo vult haben die Kreuzfahrer gesagt. Aber das weiß ich, daß diese Alpen hier noch stehen und im Abendroth glühen werden, wenn längst kein Erdbewohner mehr weiß, was für ein Geschöpf ein europäischer Diplomat ist. Das „Chrüzdunnerwetter" schlag' drein! Bhüet Di Gott und schreib mir bald nach Säkkingen. Gruß an die Deinigen.

Joseph."

Daß trotz dieses „Dios lo vult" der „Jammer in Altdeutschland", dessen er selbst auf der freien Höhe des Rigi gedenken mußte, auch in das idyllische Phäakenleben zu Säckingen seine Schlagschatten warf, daß ihn die innere Erregung über den Wandel in den öffentlichen Angelegenheiten auch hier nicht dauernd verließ, dafür zeugt nicht nur mit großer

Eindringlichkeit der im vorigen Capitel bereits angeführte Brief nach Schleswig über „die Tapfern von Idstedt", sondern auch ein Zwischenfall, der im März 1851 sich zutrug, in welchem Scheffel die Hauptrolle zufiel und über welchen ein Fascikel amtlicher Aktenstücke uns Auskunft giebt. Zu denen, welche den finstern Geist der Reaktion damals in Säckingen in sich verkörperten, gehörte der badische Stations-Commandant Herr Hauptmann Schwarz, der nach Abmarsch der preußischen Besatzung hierher versetzt worden war. Nicht nur daß er seines Amtes, eine Art Belagerungszustand in der fröhlichen Rheinstadt aufrechtzuerhalten, mit Strenge waltete; der unerfreuliche Beruf spiegelte sich in seinem unfreundlichen Wesen. So hielt er sich auch von der Lesegesellschaft fern und das fröhliche Treiben in derselben, dessen Ton der Bürgermeister Leo und der Amtsrevisor Scheffel angaben, war ihm ein Aergerniß. Umsomehr, als seine Wohnung neben den Gesellschaftszimmern im Gasthof zum Knopf gelegen war und ihn das heitere Gelärm am Abend störte. Daß er mit Eifer darüber wachte, daß die neu eingeführte Polizeistunde bis auf die Minute beachtet wurde, läßt sich denken. In seinem grimmen Mißmuth ging er eines Tages noch weiter. Ein amtlicher Bericht des Bezirksamtmanns Leiber an den General-Kommissär von Schaaff (die Akten sind jetzt im Besitze des Herrn Otto Bally) schildert die Situation recht anschaulich. „Am Sonntag, den 1. März Abends halb 9 Uhr, sammelte sich eine kleine Gesellschaft im Zimmer neben dem Leselokal im Gasthause zum Knopf dahier. In der Gesellschaft befanden sich der dahier angestellte Rechtspraktikant Dr. Scheffel, einer der dahier stationirten Lieutenants der 4. Compagnie des 8. Infanterie-Bataillons, Amtsassessor Losinger, Obereinnehmer Fecht, einige der dahier ansässigen Fabrikanten Bally und viele durchweg achtbare hiesige Einwohner. Die Gesellschaft — heiter und fröhlich — unterhielt sich unter anderem mit Gesang, der Lieutenant spielte auf der Guitarre. Die Lieder waren mun-

ter, allein durchaus nicht unanständig oder anstößig. Weil der Gesang ziemlich lange — bis zehn Uhr — andauerte, wurde der im Hause wohnende Hauptmann Schwarz von der 4. Comp. genannten Bataillons aufmerksam. Er eilte um jene Tageszeit aus dem Wohnzimmer in das Leselokal, sprach hier mit einigen Anwesenden wenige Worte und begab sich dann auf die in der Nähe gelegene Hauptwache. Während seines kurzen Aufenthalts im Leselokal unterhielt sich die Gesellschaft in der beschriebenen Weise fort. Der Hauptmann mußte durch ihr Zimmer hindurchgehen, um in das Leselokal und von diesem zurück auf die Hauptwache zu gelangen. Es dauerte nur wenige Minuten, da erschien ein vom Hauptmann Schwarz kommandirter Unteroffizier im Zimmer der Gesellschaft und gebot dieser Ruhe unter Androhung der Arrestation. Rechtspraktikant Dr. Scheffel, der — beineben gesagt — nicht mitgesungen hatte und gar nicht singen kann, in der strengen Androhung gegen eine ehrenhafte, in den Schranken der Schicklichkeit zu einer erlaubten Zeit sich bewegende Gesellschaft wahrscheinlich einen Gewaltsübergriff erblickend, gebrauchte gegen den Soldaten den Ausdruck: „Nun so arretiren Sie mich", worauf eine Arrestation vom Unteroffizier und einigen von der Thür hervortretenden Soldaten vollzogen wurde. Dr. Scheffel wurde sofort in das Amtsgefängniß abgeführt. Einige Personen aus seiner Gesellschaft — worunter auch der hiesige Bürgermeister Leo — kamen augenblicklich zu dem Unterzeichneten in seine Privatwohnung und machten Mittheilung über den Hergang mit der Bitte um augenblickliche Freigebung des Dr. Scheffel. Der Unterzeichnete ersuchte in Form eines Privatschreibens den Hauptmann Schwarz um sofortige Freilassung des Dr. Scheffel, der als Mann wisse was er zu thun habe und der jederzeit Rede stehen werde. Hauptmann Schwarz erschien nun auch selbst in der Privatwohnung beim Unterzeichneten. Der letztere, nach einigen mündlichen Erörterungen, sprach — als Vorstand

des Bezirksamts — die unverzügliche Freilassung aus und ließ seinen Ausspruch ohne Zögern in Vollzug setzen mit dem ausdrücklichen Beifügen, daß die weitere Verfolgung der Sache einer zu pflegenden Untersuchung überlassen bleiben müsse. Hauptmann Schwarz war mit einer solchen Anordnung einverstanden."

Solch ruhige Austragung des Conflikts durch eine geordnete Untersuchung durchkreuzte aber das leidenschaftliche Temperament des auf's äußerste empörten Scheffel. Ihm war das Vorgehen des Hauptmanns Schwarz nicht nur ein ganz unerhörter Uebergriff eines Militärs ihm dem Civilbeamten gegenüber; ihm war die durch nichts berechtigte Arrestation mitten aus einer vergnügten geselligen Tafelrunde heraus und vor allem Volk eine so ehrenkränkende persönliche Beleidigung, daß er sofort nach seiner Freilassung bei seinem Vorgesetzten den Austritt aus dem Amt meldete, mit der energischen Begründung, „daß so lange ihm nicht irgend eine passende Genugthuung geworden, seine Ehre ihm nicht zulasse, fernerhin Geschäfte im Gebiete der Polizei und Strafrechtspflege zu besorgen." Für die Zwischenzeit verfügte er sich sofort zu seinem Vetter, dem Cantonsfürsprech Heim zu Großlaufenburg auf der Schweizer Seite des Rheins. Diesen aber bat er, als sein Cartellträger mit dem Hauptmann Schwarz zu verhandeln, von ihm Ehrenerklärung und Abbitte zu verlangen, andernfalls ihm seine Herausforderung zum Zweikampf zu überbringen. Gerade dem anmaßlichen Uebergriff eines Offiziers gegenüber fand er im Fall nicht genügender Genugthuung den Appell an die Waffe geboten. Auch widerstrebte es ihm, wie es in einer Eingabe an seinen Amtsvorstand heißt, „auf dienstlichem Wege durch Darstellung des Vorfalls bei den vorgesetzten Behörden eine Rechtfertigung zu erlangen." Fürsprech Heim, ein energischer Mann und als Hauptmann im eidgenössischen Generalstab in den Waffen geübt, fand sich in diesem Falle bereit, seinem jüngeren Ver-

wandten in der gewünschten Weise zu Hülfe zu kommen. Und wer weiß, welchen Verlauf die Sache genommen hätte, wenn nicht Herr Amtmann Leiber in dieser kritischen Situation einen, den jungen Scheffel freilich zunächst arg verschnupfenden wirksamen Ausweg gefunden hätte: auf das Gerücht hin, sein heißblütiger Unterbeamter habe den Stationskommandanten gefordert — man kann sich denken was das im Städtchen für ein Gerede gab! — schrieb er an den Vater Scheffel's in Karlsruhe und dieser ging um weiteres Unheil zu verhüten direkt an die oberste Instanz, das badische Kriegsministerium. Von diesem wurde an das General-Kommissariat geschrieben, was der Zwischenfall zu bedeuten habe, dieses gab die Frage weiter an den Amtsvorstand Scheffel's, worauf Herr Bezirksamtmann Leiber jene Antwort ertheilte, deren erste Hälfte den Anfang unserer Darstellung bildet. Kurz, was Scheffel gerade hatte vermeiden wollen, geschah: der Fall kam an die große Glocke und er in die Lage, noch ehe es zu einer eigentlichen Forderung gekommen, sich wegen derselben verantworten zu müssen. Dies Zwischenspiel währte vier Tage. Scheffels Rechtfertigungsschreiben aus Laufenburg ist vom 13. März datirt. Es ist zu lang, um es hier vollständig wiederzugeben, Handschrift wie Vortrag zeigen die Erregung, in der es geschrieben. „Sofort mit einer Herausforderung zum Duell vorzufahren, heißt es darin, wo — wie im Vorliegenden — es noch zweifelhaft ist, ob eine Verletzung der persönlichen Ehre wirklich beabsichtigt war, ist ebenso wenig des Unterzeichneten Sache, als er davor zurückschreckt, diesem äußersten Mittel, was Tradition und gesellschaftliche Verhältnisse noch als letzte Instanz in ähnlichen Fällen betrachten, sich zu unterziehen.“ Durch den Vermittler des ersten Briefs von Heim an Schwarz, Herrn Verwalter Dell, hatten die Mitglieder der Säckinger Lesegesellschaft Nachricht von dem muthmaßlich bevorstehenden Duell erhalten und so war dieselbe auch zu den Ohren des Amtmanns Leiber gelangt.

Durch die Intervention seines Vaters kam Scheffel in große Verlegenheit, konnte es doch scheinen, als sei er selbst der Urheber seiner Vermittelung. Seine Erregung mußte dadurch nur wachsen und so schrieb er weiter: „Ich darf zugleich hoffen, daß Herr Hauptmann Schwarz die nöthige Aufklärung darüber erhalten wird, daß ich an der Intervention des Großh. Kriegsministeriums in dieser Differenz durchaus keinen Antheil habe, und daß ich für mich bei allen seitherigen Schritten von dem Wunsche ausging, die Sache ohne alles Aufsehen und ohne Benachrichtigung der höheren Behörden zu einem ehrenhaften Ende zu führen." In der Hauptsache bittet er den Amtsvorstand, derselbe möge darauf hinwirken, daß vom Herrn Stationskommandanten seinem Stellvertreter die nachgesuchte Zusammenkunft gewährt und sodann eine Erklärung veranlaßt werde, die es ihm möglich mache, seine frühere Stellung in Säckingen wieder so einzunehmen, daß Niemand den Vorwurf erheben könne, daß er durch sein Verhalten am Sonntag Abend und seither seiner dienstlichen und persönlichen Ehre ein Jota vergeben hätte. Diesen Zweck erreichte Scheffel vollkommen. Hauptmann Schwarz hatte inzwischen von Seiten des Kriegsministeriums einen Rüffel bekommen, da Scheffels Verhaftung unter allen Umständen ungesetzlich gewesen, und zugleich den „gemessenen Befehl", eine Ausforderung keineswegs anzunehmen. Am 14. fand dann vor dem Amtsvorstand ein persönlicher Erklärungsaustausch zwischen Dr. Heim, als Vertreter Scheffels, und dem Hauptmann Schwarz statt. Letzterer erklärte, keineswegs eine Ehrenkränkung des Herrn Rechtspraktikanten Dr. Scheffel mit jener Arrestation beabsichtigt zu haben; er hätte solche Absicht gar nicht haben können, weil er ihm vermöge seiner Bildung, seiner Kenntnisse, überhaupt aller seiner persönlichen Eigenschaften als eine höchst achtbare Persönlichkeit bekannt sei. Aber auch Scheffel erhielt auf Veranlassung des Kriegsministeriums noch seinen Wischer: er habe

sich gegen die Patrouille herausfordernd benommen. Wenn daher auch der besorgte Vater, den es zu seinem Sohn getrieben hatte, als er in Säckingen anlangte die Katastrophe friedlich gelöst fand, so hat der ganze Vorgang doch einen Stachel im Innern des letzteren zurückgelassen, und seine Abneigung gegen das „Gebiet der Polizei und der Strafrechtspflege" unter den herrschenden Verhältnissen nur vergrößert. Auf diese Aufregungen bezieht es sich, wenn Scheffel drei Jahre später das dem Fürsprech Heim gewidmete Exemplar seines „Trompeters" mit folgenden Versen begleitete:

„Flieg' aus mein Buch, in's Weite,
Zu Laufenburg am Rhein
Bei meinem Freund und Vetter,
Beim Fürsprech Heim kehr' ein.

Geh', sag dem biedern Alten,
Dem jugendlichen Mann,
Der mir in schlimmen Tagen
Viel Lieb's und Gut's gethan:

Gern wär' ich selber 'kommen,
Da nun zum ersten Mal
Des Bahnzug's Pfiff ergellet,
Im obern Rheinesthal . . ."

Aber in ihrer Ganzheit geschätzt hat später Scheffel die Tage seines Säckinger Aufenthalts nicht zu den schlimmen, sondern zu den schönsten seines Lebens bis an dessen Ende gerechnet. Hier fand er nicht nur seinen fernig-kecken Jugendhumor wieder, nicht nur einen angenehmen Verkehrskreis, wie er seinen Bedürfnissen entsprach, auch die ernstere Richtung seines Geistes, den das Arbeiten auf dem Amtsgericht nicht erschöpfte, erhielt hier eine Fülle von ihr sympathischer, mächtig nachwirkender Anregung. Im Verkehr mit Häusser und durch mannigfache Lektüre war, wie wir sahen, gerade vor der Uebersiedelung nach der Waldstadt sein Sinn für Heimathskunde und deutsche Alterthumsforschung zu leb-

hafterer und bewußter Entfaltung gelangt. Hier in der alten Stadt, deren früher Ursprung durch römische Mauerreste beglaubigt ist, deren ehrwürdiges Fridolinusstift seine Entstehung auf die Zeit des Franken Chlodwig zurückführt, dessen vortreffliches Mineralbad bereits im Mittelalter berühmt war, fühlte er sich auf Schritt und Tritt an Zeiten einer älteren Cultur erinnert. Nicht nur durch die alte Stadtmauer entlang dem Rhein mit dem Gallerthurm, nicht nur durch den alten Münster mit seiner Statue und den Gebeinen des heiligen Fridolin, nicht nur durch die Abbildungen der Stadt aus früheren Zeiten, welche sie noch auf einer richtigen gleichmäßig von Wasser umspülten Rheininsel gelegen zeigen, während der ehemalige rechte Arm des Flusses jetzt ganz abgedämmt ist, wurde er zum Forschen und „Sinniren" über die interessante Geschichte derselben und ihrer Umgebung angeregt, auch durch das Volksleben selbst, das noch mancherlei Brauch und Sitte aus alter Zeit erhalten zeigte. Vor allem aber gilt das von dem merkwürdigen alemannischen Volksschlag der Hotzenwälder oder Hauensteiner in der bergig-wilden Nachbarschaft der Stadt, die ihm schon ihrer Kleidung wegen als ein lebendig gebliebenes Stück deutschen Mittelalters erschienen. Aus diesen Eindrücken und Studien erwuchs ihm jene schon öfter erwähnte erste literarische Prosaarbeit, der Aufsatz „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald", der während dieser Säckinger Zeit entstand, aber erst im Jahrgang 1853 des Cotta'schen Morgenblattes (in den Nr. 14, 15, 17 und 18) an die Oeffentlichkeit trat. Derselbe beginnt mit einer Schilderung der Gegend des Oberrheines zwischen Basel und Konstanz, einem Loblied, das mit folgenden Sätzen schließt: „So wir aus der alten Stadt Basel, wo die reichen Kaufherren wohnen und wo, wie böse Nachbarn meinen, es den Leuten nicht wohl ist, wenn's nicht recht langweilig hergeht, aufbrechen und dem Rhein der dort um's Eck fließt, entgegen ziehen

auf der großen Heerstraße, auf der weiland der Römer nach der nahegelegenen Augusta Rauracorum geritten, so sind wir bald im Bereich der vier „Waldstädte“ und können füglich in der ersten derselben auf deutschem Gebiet, in Säckingen, der Stadt des irischen Apostels Fridolinus, deren Mauern und Thürme sich anmuthig im Rhein abspiegeln, Einkehr nehmen. Und so wir dorten, an einem schönen Sonn- und Feiertag, etwa am Fest des heiligen Fridolinus, der als Patron der Gegend weitum in hoher Verehrung steht, Umschau halten auf den Straßen, insonderheit auf dem Platz vor der Stiftskirche, wo das Gewimmel der ländlichen Festbesucher am dichtesten wogt, so werden uns allerlei Leute zu Gesicht kommen, in deren Kostüm und Gebahren nicht ganz die Art und das Gepräge des modernen Kulturmenschen zu erschauen ist.“

Die intime Berührung, welche der junge Rechtspraktikant Scheffel während seiner Amtsthätigkeit in Säckingen zu dieser alemannischen Bevölkerung der dortigen Landschaft gewann, ist für seine geistige und literarische Entwickelung von hoher Bedeutung geworden. Durch den Verkehr mit den kernfesten Bewohnern dieses Hauensteiner Ländlis kam ihm immer mehr jene ihm elementar zugehörige Vorliebe für jede Art naturwüchsigen Volks- und Menschenthums zum Bewußtsein, die für sein Dichten wie für sein Leben gleich charakteristisch wurde und die allen seinen poetischen Gestaltungen selbst wieder den Reiz der Naturwüchsigkeit gegeben hat. Hierzu gab ihm aber nicht blos das Studium dieser Leute und ihrer Umgebung an Ort und Stelle, sondern auch seine Thätigkeit als Schreiber beim Amtsgericht Gelegenheit. Während der zwei Jahre, die er in Säckingen verweilte, ist er nicht nur fleißig den Spuren seines Hebel nachgegangen, von dem er selbst sagt, daß er in Betreff „gesunder Nervenkraft“ seine Hauensteiner zu schätzen wußte; hat er nicht nur, wie es weiter in dem Aufsatz heißt, „manche gute Stunde im Hauensteiner Wald

dem Rauschen der Tannen und dem Balzen des Auerhahns, und auf der Hauensteiner Ofenbank dem „Diskurs" des „Aetti" gelauscht", sondern auch auf der Säckinger Amtsstube den Starrsinn und die Streitsucht, die Unbeugsamkeit und Charakterstärke dieser unverfälschten Söhne des heimathlichen Bodens in allen Spielarten kennen gelernt und Veranlassung gefunden, Wesen und Geschichte derselben auch wissenschaftlich zu studiren. Auch gezeichnet hat er hier viel: nicht nur Landschaften, sondern auch Kostümstudien; bei letzteren nahm er auch Wasserfarben zu Hülfe. Im Besitz der alten Schwertwirthin zu Säckingen befindet sich z. B. eine solche unter Glas und Rahmen, die dieselbe in ihrer Jugend von Scheffel geschenkt bekommen. Mit besonderer Liebe ist eine erhaltene Zeichnung des „Strohlbrusch" ausgeführt, einen malerisch-schönen Wasserfall darstellend, den ein bei Rickenbach entspringender und unfern des „Wielladinger Schlosses" in die Murg sich ergießender Bergbach bildet. Das Wasser stürzt in großen „Strahlen" in die Murg und ist das „Brausen" weithin hörbar. Daher der Name — Strohlbrusch. Auch seine Schwester Marie, wenn diese mit der Mutter ihn besuchte, hat mit ihm „auf dem Wald" gezeichnet. So prägte er sich die Eindrücke mit der Schärfe des Malers ein und wurde in einer Weise mit dem Wesen der Bevölkerung vertraut, wie seine Amtspraxis allein sie nie ermöglicht hätte. Der lebendigen Wirklichkeit dieser Hauensteiner entnahm er dann später viele der lebensvollen Züge, mit denen er die dem Volk entwachsenen Gestalten in seinen Darstellungen vergangenen deutschen Lebens ausstattete, Züge, die ihnen den Zauber unverfälschter Echtheit verleihen. Die Hauensteiner Waldbauern erschienen seinem forschenden Auge wie ein Stück durch eigenthümliche Verhältnisse konservirten alten Germanenthums. Der oben wiedergegebenen Schilderung der Vorzüge des Hauensteiner Ländli fügt Scheffel in dieser Beziehung bei: „Außerdem aber sitzt noch allerlei mannhaft und merkwürdig Volk an beiden Ufern des Oberrheins

und auf den Bergen, die als Ausläufer des Schwarzwalds sich ans Ufer vorschieben, und namentlich dort oben, wo durch ein paar tausend Fuß Höhe der Mensch vorerst vor dem Hinauflecken der modernen Kultur gesichert ist und in frischer Bergluft selber frisch bleibt, ragen noch eigenthümliche Gruppen in zäher Abgeschlossenheit und Besonderheit, als noch nicht untergegangene Geschichte deutschen Volksthums, in die Gegenwart hinüber."

Wer Scheffel's Poesie an ihre Quellen verfolgt, hat daher auch dem Völkchen dieser Hauensteiner näher zu treten und festzustellen, wie die Bekanntschaft mit demselben auf den jungen vierundzwanzigjährigen Gelehrten wirkte, der den Kopf voll von den Ergebnissen ernster Studien über Rechtsverhältnisse und Kultur der Deutschen der Vorzeit, damals hierher kam. Schon die Tracht, in welcher diese großen starkknochigen Leute ihm entgegentraten, namentlich das statt der Weste getragene rothe „Fürtuch", das wie ein Panzerhemd beim Anziehen über den Kopf geworfen werden muß, und die dichtgefältelten schwarzen Pluderhosen, nach denen die Hauensteiner auch „Hotzen" genannt werden, erinnerten ihn an alte Zeit. Knöpfe kennt dieselbe nicht; nur Lederneſtel. Abbildungen dieser Trachten finden sich im I. Band von Josef Bader's Zeitschrift „Badenia" (Jahrg. 1839, S. 26, 27 als Beigaben zu dem Aufsatz: „Die ehemalige Grafschaft Hauenstein und ihre Bewohner"), den also Scheffel benutzen konnte und sicher auch benutzt hat. Auch „Wälder" werden die Bauern genannt, weil die von etwa 30,000 Menschen bewohnten Dorfschaften fast alle in waldiger Gegend auf den Höhen des Eggbergs und bis hinter Waldshut an die Grenzen des Klettgaus hin gelegen sind. Das Land zwischen Werrach und Schwarzach bildete früher eine selbständige Grafschaft, deren Herr in der Berg-Veste Hauenstein am Rheine saß; später wurde es direkt dem Erzhause Oesterreich und ein Theil der Abtei St. Blasien zinspflichtig. Ihrer Abstammung nach

sind die Bewohner, wie Scheffel in seinem Aufsatz schreibt, „reine Alemannen, wie denn auch ihre Familiennamen keine Spur von rheinthalischem Keltismus an sich tragen, z. B. Hofmann, Baumgartner, Huber, Albiez, u. s. w.“ Und weiter heißt es: „Auf der Hochebene seiner Berge, die nur durch wenige und unzureichende Straßen in nothdürftiger Kommunikation mit dem Rheinthal gehalten sind, und in der scharfen Gebirgsluft ist der Hauensteiner wohl konservirt geblieben; er ist von allen Schwarzwäldern derjenige, der am meisten ehrwürdigen Rost der Vergangenheit — aerugo nobilis — angesetzt hat, und die Strömungen der letzten Jahrhunderte haben ihn, der ziemlich „außer, neben und hinter der Welt“ sein Dasein abspinnt, nicht angehaucht. Während unten im Rheinthal, wo seit Cäsar's Zeiten der levissimus quisque Gallorum seine Zuflucht gefunden und allerhand fremdartige Ansätze aus der Wanderung der Völker sitzen geblieben, bunte Vermischung der Stämme stattfand, blieb die hier oben seßhafte rein alemannische Volksgruppe in den geographisch streng abgeschlossenen Grenzen ihres Territoriums auch physisch in sich abgeschlossen. Heirathen mit Rheinthalerinnen oder Schweizerinnen fanden fast nie statt. Dazu kam dann die strenge Einungsverfassung im Mittelalter, die dem Hauenstein das Aussehen eines politisch abgerundeten Ganzen gab und schließlich machte der unglückliche Erfolg seiner Rebellionen gegen St. Blasien und Oesterreich den Wälder mißtrauisch, schweigsam und in sich verschlossen. Auch ist er der einzige Schwarzwälder, dem jener Trieb des Wanderns in die weite Welt, des Handelns und Geldverdienens fehlt. Der Neustadter und Furtwanger Uhrmacher, der Lenzkircher Strohhuthändler sind Gestalten, die, wie der Zillerthaler und Pusterthaler Handschuh-Tiroler, in der ganzen Welt bekannt sind. Dadurch kommt natürlich auch viel weltläufiger Schliff unter die Leute und jene Schwarzwälder „Engländer“, die in der Post zu Bonndorf oder sonst die „Times“ lesen und sich von ihren Handelsverbindungen

in der neuen und alten Welt unterhalten, haben weder Zeit noch Stimmung, in vergilbten Briefen und Pergamenten nach alten „Rechten und Privilegy“ zu forschen. Der Hauensteiner dagegen sitzt auf seinen Bergen fest; die Heimath mit ihrer Rauhheit und Oede, mit ihrer winterlichen Schneelast und ihrem schwermüthigem Tannendunkel ist ihm lieber als die ungewisse Fremde; höchstens fährt er einmal mit einem Wagen Holz nach Basel, oder geht, wenn er seinen unvermeidlichen Prozeß beim Amt verloren hat, über die Berge nach Freiburg zum Advokaten. Wenn er aber nichts zu thun hat und einen Ausflug nach seinem Behagen machen will, so wahlfahrtet er hinüber nach Maria Einsiedeln oder Maria Stein, läßt sich dort im Beichtstuhl gehörig vor dem Teufel verwarnen, der in Gestalt von geistlichen und weltlichen Neuerungen „drüben im Reich“ umgehe, nimmt dann als Lektüre für lange Winterabende ein paar Paradiesgärtlein, Himmelsschlüssel oder Berichte über verschiedene Wunder mit heim, und thut somit, bewußt oder unbewußt, alles Erforderliche, um sich in seiner Isolirung zu erhalten. So ist, wie die Hauensteiner Sprache und Kleidung um ein paar Jahrhunderte zurückreicht, auch in Sitte und Lebensgewohnheit manches beibehalten, was unmittelbar in das Gebiet der deutschen Rechtsalterthümer gehört, und zu dessen rechtlicher Beurtheilung etwa die lex Alamannorum aus weiland König Chlotarii Zeiten schon ebenso sichere Anhaltspunkte giebt als die Gesetzgebung des neunzehnten Jahrhunderts.“

Der sehr eingehende und umfangreiche Aufsatz Scheffel's, der in charakteristischer Weise die Ergebnisse gelehrter Studien und liebevoller Beobachtung des Lebens in einer geistvollen und lebendigen Weise zur Darstellung bringt, die den Poeten in dem Ethnographen mit Schärfe hervortreten läßt, schildert sehr anschaulich die noch bestehenden Sitten, Bräuche und Gewohnheiten, die als das Erbe alter Zeiten erscheinen. Er geleitet den Leser in die Hütten dieser urwüchsigen Bauern,

macht uns aufmerksam auf das fast bis zum Boden herunterreichende große historische Strohdach und drinnen auf den riesenmäßigen Kachelofen, die „Kunst“ genannt, mit den steingedeckten, übereinander geschichteten Ofenbänken, auf deren einer der „Hans Jörg“ „de lange Weg über em Ofen“ liegt und an sein „dunderschiessiges Maidle“ denkt, der „Aetti“ aber „seinen Tubak schnätzlet“ und dann bei mächtig dampfendem „Pfifli“ alte Geschichten und Erinnerungen an schlimme Tage, „Pestilenz und Kriegsläuften“ zum Besten giebt. Die Erinnerung an Hebel begleitet ihn bei diesen Wanderungen; auch für die Schilderung der Natur leiht ihm dieser für sein Empfinden öfter die treffenden Worte, ob es ihm auch leicht fällt, für dieselben ihm eigenthümliche Bilder zu wählen. Ein Beispiel möge Beides veranschaulichen. „Am schönsten ist's“, bemerkt Scheffel in seiner Charakteristik der Landschaft, „an einem duftigen Herbsttag die Berge hinanzuklimmen; da wallt und wogt ein dampfender Nebel über den Rhein auf und ab und verhüllt Dächer und Thurmspitzen der alten Waldstädte, geisterhafte Wolkengestalten werden vom Wind zu den schweigsamen Tannen des Bergwaldes heraufgetrieben, wie die wilde Jagd zieht's vorüber, und mit Hebel möchte man fragen: „Isch denn d'Sunne g'storbe, aß sie nit cho' will?“ . . . Der „Schwarzwaldwanderer“ hat die Augen ebenso klar offen für die wirthschaftlichen Verhältnisse, die geringen Spuren von Industrie bei diesen Waldbewohnern, als für die Anzeichen althergebrachter Rechtsbräuche und Verhältnisse, die ein Citat aus Tacitus' Germania oder Grimm's „Weisthümern“ in seiner Seele wachrufen. Er hebt nicht nur die Rauflust der gern dreinhauenden Hauensteiner hervor, ihre Lust am Trunk, ihre der Kirche und dem Staat gegenüber durchaus konservative Sinnesart, ihre Neigung zum Müssiggang und den stark ausgeprägten Familien- und Stammessinn; er greift auch nach echter Poetenart aus dem Vollen dieser besonderen Spezies Menschenthums klassische Typen heraus und veranschaulicht uns

seine Ausführungen durch scharf umrissene und humoristisch skizzirte Gestalten, die er in bunter Reihenfolge vor uns aufmarschiren läßt.

So nimmt er uns mit auf eine Wanderung in den ödesten Theil der Gegend, den „todten Bühl", und macht uns beim Dörflein Hogschür mit dem Wirth im Einödgasthaus, das den bezeichnenden Namen „zum dürren Ast" führt, bekannt. „Der füürige Alexander", so genannt, nach seiner feuerrothen Nase, hat zum Wahlspruch: „g'soffe muß doch sy", den er weidlich befolgt; er ist ein drastisches Beispiel des bäuerlichen Proletariats, das in Folge der Abgeschlossenheit der Gegend in diesem öden Landstrich vegetirt. Was das „g'soffe muß doch sy" diesem, das bedeutet für den größten Prozessirer der Gegend damaliger Zeit, den „Streitpeterle", der Wahlspruch: „'s muß usprobyrt sy". Für diesen Peter Gottstein in Hogschür hatte die Säckinger Amtsregistratur sogar ein besonderes, mit seinem Namen bezeichnetes Aktenfach einrichten müssen. „Wie ein Indianer die Kopfhäute seiner Feinde, so hing er alle Sportelzettel, und zwar guirlandenweise zusammengeheftet, in seiner Hütte auf." Als er mit seinem Prozessiren so weit gekommen war, daß sein Haus versteigert werden sollte, kam mit dem Gerichtsboten der Tod heran und machte mit dem widerhaarigen Rechthaber und Freunde langer Prozesse — kurzen Prozeß. „Seinen Nachkommen", berichtet Scheffel, „hinterließ er eine geordnete Registratur, ein paar Dutzend unvollendete Prozesse und die tröstliche Gewißheit, daß sein Nachlaß in Gant fallen werde" . . . Eine nicht minder bezeichnende Hotzenfigur war das „Haidewibli" — Heidenweiblein — eine weit in der Gegend bekannte Fischersfrau. Mit langen Stiefeln angethan, stellte sie sich in die Waldbäche, um Forellen zu fischen. Kam der Amtmann oder die Amtskutsche vorbei, so verweigerte sie den Gruß, dafür hatte sie einen kräftigen Fluch bereit. „Warum die „Ambtlüt" grüßen? Gott verdammsi!!" Das „Haidewibli" hatte seine Fischer-

hütte nicht nur mit Sportelzetteln, nein mit Zahl- und Pfändungsbefehlen „vom Boden bis zur Decke,“ vollständig „ustapezirt“! Uebrigens hatte sie eine hübsche wildwüchsige Tochter, welche Scheffel auch gezeichnet hat ... Als bezeichnendes Beispiel der Vorliebe des Hauensteiners für ein streng Regiment in Kirche und Staat dient Scheffel ein energievoller Wirth in einer der Waldstädte. Wenn bei dem die vom Markgräfler Wein oder Remmetschwyler Bier erhitzten Hochländer Gäste nach Stöcken und Stuhlbeinen zur landesüblichen Keilerei griffen, langte dieser seinerseits ein der neunschwänzigen Katze sehr ähnliches Instrument hervor, stieg auf den Tisch und „ertheilte von olympischer Höhe fühlbare Winke zum Frieden“. „Das findet aber der Wälder so in der Ordnung, daß er, weit entfernt, die Schwelle eines Hauses, wo ihm ein solches Frühstück servirt wird, nicht mehr zu überschreiten, vielmehr sagt: „Respekt vor dem Wirth, der ist ein fester Ma, der zeigt's Einem“ — und er kehrt das nächste Mal wieder dort ein“.

Als einen solch' „festen Ma, der's Einem zeigt“, denkt sich der Hauensteiner auch seinen Gott und seinen Heiligen. Auch der Pfarrer soll wettern und, wenn nicht mit Knütteln, so doch mit feurigen Worten dreinschlagen. In unmittelbarer Nähe der Gegend hat sich der Protestantismus festgesetzt. Lörrach, Schopfheim, das Wiesenthal, alles was früher zur Markgrafschaft Baden gehörte, ist meist protestantisch. Der Hauensteiner ist vom Protestantismus ebenso unberührt geblieben, wie von der modern-humanen Richtung Wessenbergs im deutschen Katholizismus. Die Pfarrer der letzteren Art, die in den dreißiger Jahren etwas Licht in die Finsterniß des Aberglaubens hier zu bringen suchten, kamen übel an; sie stießen auf hartnäckige Renitenz, wenn sie etwa versuchten, ohne Wallfahrten nach Einsiedeln und ohne Glockenläuten zur Bannung heraufziehender Gewitter ihres Seelsorgeramts unter diesen Bauern zu walten. Dagegen hatten fanatische Buß-

prediger, die im ungeschminkten Ausmalen der Sünde und ihrer Folgen und in breiter Schilderung der höllischen Strafen Kräftiges leisteten, hier immer eine andächtige Gemeinde. Auch von solchem hieß es dann: „Respekt vor dem, der ist ein fester Ma."

Eine besonders aktuelle Bedeutung erhielt damals die Studie Scheffel's durch gelegentliche Seitenblicke auf die badische Revolution von 1849, von der die Hauensteiner in ihrer allen Neuerungen abholden Art durchaus nichts wissen gewollt hatten, so daß sie sogar die Abgesandten der neuen Regierung mit gröblicher Insulte empfangen hatten, während sie ein Jahrhundert zuvor um „alter Rechte und Privilegy" willen auf eigene Faust eine langwierige Privat-Revolution, freilich ohne Erfolg, in Scene gesetzt hatten. Die Leser kennen den „Hauensteiner Rummel" aus dem „Trompeter von Säckingen", in dem er den historischen Hintergrund für die Liebesgeschichte des Helden bildet. Im Kampfe mit den aufrührerischen Hauensteinern wird Jung Werner zum wunden Manne, den das Edelfräulein Margaretha pflegen und heilen darf. „Des Wälders Staatsbegriff", sagt Scheffel in dem Uebergang zu einer historischen Darstellung dieser „reaktionären Revolution", „die im 18. Jahrhundert ein kleines Bauernhäuflein gegen das mächtige Haus Oesterreich ausgeführt, datirt noch von den Zeiten seines bäuerlichen Selfgovernments, als die Einungen mit ihren Einungsmeistern in versammelter Landgemeinde tagten, und die Redmannen mit dem österreichischen Waldvogt und dem St. Blasischen Waldprobst die Angelegenheiten des Waldes austrugen." Auch der Anführer der Bauern in diesem anachronistischen Nachspiel zum deutschen Bauernkriege war „ein fester Ma", ganz nach dem Herzen seiner Landsleute. Scheffel nennt den Einungsmeister Johann Fridolin Albiez, der nach seiner Hantirung den Beinamen „Salpeterhannes" führte, wonach die Aufständigen die Salpeterer genannt wurden, ein Prachteremplar von einem bäuerlichen Demagogen und sagt von

ihm, daß er ein trotziger und frommer Mann gewesen sei, „der ebenso kräftig zu fluchen, als den Rosenkranz zu beten verstand."

Wie der Gebirgsbauer hier allen Segnungen der Neuzeit, insonderheit der modernen Rechtspflege und dem halb konstitutionellen, halb bureaukratischen Staatssystem derselben, bald apathisch, bald trotzig gegenübersteht, wie sich die alte Hauensteiner Art auch in dieser Beziehung bis in die Gegenwart erhalten, dafür bringt Scheffel sogar Wandglossen aus dem Wartezimmer seiner Säckinger Amtskanzlei herbei. „In den Vorhallen der Amtsstuben, wo dem Wälder in langem Warten allerlei Gedanken durch den Kopf fliegen, finden sich oft Inschriften, in denen sich eine sonderbare Kritik Luft macht, z. B. „wenn doch nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter das Amthaus in Erdboden hineinverschlüge!" —, auch der Ausdruck eines naiven Mißbehagens, das da fühlt, wie ihm die Weisheit der Schreibstube seinen eigentlichen Boden unter den Füßen hinwegnimmt. „Die Welt ist so voller Eitelkeiten", schrieb einst ein Wälder Kritiker, der wahrscheinlich in Konflikt mit irgend einer ihm unbekannten Verordnung gerathen war, „daß man zuletzt nicht mehr weiß, wie man auf die Füß muß stehen; der gut Euseb Völkli macht sich, wenn es möglich, zum Ländli hinaus" ... Nach den Modellen dieser rauhbeinigten, hartstirnigen Gesellen hat der Dichter drei Jahr später die derbsten seiner St. Galler Mönche, wie den Pförtner Romeias geformt, die auch zum Ländli hinaus — in's Kloster — gezogen waren, weil's ihnen in der Welt nicht mehr gefiel. Und selbst in den Gliedern des kunstsinnigen Ekkehard steckt etwas von der wortkargen, spröden, und im Zorn derb dreinschlagenden alemannischen Urart, die Scheffel's eigenstem Wesen nicht fremd war — die Lust zum Dreinschlagen wie die Neigung zur Abschließung lernten wir schon kennen — und die er hier in der Umgebung Säckingens nach der Natur studirt und zunächst nur in der Absicht geschildert hat, die deutsche Kulturgeschichte

um „ein Kapitel nach dem Vorbilde Riehl's" zu bereichern, wobei er einen Seitenblick auf das Schaffensgebiet der Poesie sich nicht versagen kann: rühmt er doch seinen Stoff als geeignet, zum Material für den „noch immer ungeschriebenen ächten Bauernroman" der deutschen Literatur zu zu dienen. Inzwischen erwuchs er ihm zum Stoff für lebensvolle Episoden, welche den historischen Hintergrund seiner lyrisch-epischen Dichtung bilden helfen.

Aber nicht nur den Hauensteiner Rummel, den wiederholten wilden Ansturm der empörten Hotzenwälder Bauern gegen ihre Frohnherren, auch die Geschichte Säckingens selbst, im besondern die Gründung des Stiftes durch den heiligen Fridolin finden wir mit liebevollem Eingehen in Scheffels Trompeterdichtung als Episode zur Ausfüllung des historischen Hintergrunds verwerthet. Das dritte Stück, „Der Fridolinustag", welches mit der Schilderung der Schwierigkeiten, die der irische Christenapostel zu überwinden hatte, ehe er auf der Rheininsel Seconium sein Kloster stiften konnte, anhebt und uns des weiteren die Prozession zum Münster an jenem sechsten Märzen vorführt, der den Spielmann Werner zum ersten Male der holden Margaretha entgegenführt, dieses Kapitel hat recht gründliche Studien über die Geschichte Säckingens zur Voraussetzung. Für die sagenhafte Gründung des Stiftes lag dem Forscher in der Vita S. Fridolini, welche zur Zeit Otto's I. ein säckingischer Höriger Namens Balther verfaßt und dem St. Gallischen Gelehrten Notker Physicus (genannt Pfefferkorn) gewidmet hat, als Quelle vor. (Vgl. Leo, Dompräbendar zu Freiburg, Der heil. Fridolin. Freiburg, Herder. 1886). Sie war damals schon nicht nur bei den Bollandisten, sondern auch in der kritischen Ausgabe abgedruckt, welche 1848 im ersten Bande der Mone'schen Quellensammlung zur badischen Geschichte erschienen war. Ueber die weitere Geschichte des Säckinger Frauenstifts dagegen gab die damals noch blos in der Handschrift und in

vereinzelten Abschriften existirende urkundliche „Geschichte des Fürstl. Frey-Adelichen Stiftes Säckingen“ des rheinau'schen Paters Van der Meer ausführliche Auskunft, welche um diese Zeit gerade von dem Dekan Schaubinger für den Verlag von Benziger in Einsiedeln neu bearbeitet wurde, wo diese Ausgabe dann 1852 erschien. In dem ersten Bande der neuen „Badenia“ (1859) findet der Leser neben einer Schilderung des modernen Säckingen einen Auszug dieser Van der Meer'schen Chronik und Urkundensammlung ... Hier aber haben wir uns nicht mit einem Eingehen in die, von Scheffel mit so vielem Humor behandelte Legende von der Gründung des Fridolinistifts zu befassen, die nach historischer Ueberlieferung um das Jahr 540 stattgefunden hat, dürfen uns vielmehr mit der Angabe begnügen, daß schon sehr frühe aus dem Doppelkloster ein Frauenstift sich entwickelte, welches sich im Anfang der besonderen Protektion der deutschen Könige zu erfreuen hatte, viele Güter und Zinsrechte in der Nachbarschaft auch jenseits des Rheines erwarb, wie auch die Aebtissinnen fürstlichen Rang erhielten. Der Flecken, der sich um das Stift und Gotteshaus bildete, erhielt etwa im 10. Jahrhundert städtische Befestigung und als Folge davon auch eine städtische Verfassung. Die neue Stadt aber verblieb als Eigenthum bei dem Stifte, das sie dann im 12. Jahrhundert den Grafen von Habsburg als Lehen überließ. Im Zeitalter der Reformation errang die Stadt eine größere Selbstständigkeit. Im übrigen hat Otto Bally, der Verfasser einer auf den Akten beruhenden Monographie „Das Damenstift Säckingen“ (Aarau 1884, H. R. Sauerländer) völlig Recht, wenn er seine Darstellung mit folgenden Worten beschließt: „Werfen wir einen Blick auf die Geschichte des Säckinger Frauenstifts, so erscheint uns dieselbe, ungeachtet seiner merkwürdigen Gründung und des mehr denn 1200jährigen Bestandes, im Ganzen nur wie ein bloßes Stillleben ohne tiefgehende Ereignisse. Es hatte den Ruhm des ältesten Gottes-

hauses am ganzen Oberrhein; aber seine Entwickelung entsprach dem Namen seines Gründers und der glänzenden Blüthe seiner Anfänge nur wenig, indem es seit dem 12. Jahrhundert nichts anderes mehr darstellte, als ein vornehmes Versorgungs- oder Pfründhaus für fürstliche und adelige Töchter und eine Sinekur für eine Anzahl geistlicher Herren." Seine Aufhebung erfolgte nach Begründung des Großherzogthums Baden 1805 gleichzeitig mit der Säkularisation der Stifte und Klöster des neuen Staats überhaupt. Was Scheffel nächst der Legende aus der Geschichte des Stifts hauptsächlich für seine Dichtung entnahm, brauchte er jedoch nicht aus alten Pergamenten zu erforschen, das brachte ihm noch die Rheinstadt, wie er sie vorfand, lebendig entgegen: die festliche Feier des Fridolinustags, welche, wie einst in den Blüthezeiten des Stifts auch noch heute, nicht nur durch eine Volksandacht, sondern ein Volksfest vom ganzen umliegenden Lande begangen wird.

Was die Quellen für die Geschichte der Stadt Säckingen betrifft, so hat Scheffel sie mit noch weniger Aengstlichkeit als jene des Stifts bei seiner Dichtung benutzt, als die letztere ihm aus der Erinnerung an seine in Säckingen empfangenen Eindrücke und dort gemachten Studien auf seiner ersten größeren italienischen Reise erblühte. Eine zusammenfassende Darstellung der „Schicksale Säckingens", wie sie dann Bader in dem Jahrgang 1864 seiner Zeitschrift geliefert, bot sich Anfangs der fünfziger Jahre nicht dar. Scheffels Interesse, soweit es in Van der Meer keine genügende Auskunft fand, war auf direkte Archivstudien oder aber auf mündliche Tradition und die lebendigen Eindrücke der Baudenkmale der Vorzeit angewiesen. Doch muß man die Gediegenheit seiner Studien nicht nach der freien Verwendung, die das historische Material später in seiner Dichtung gefunden hat, beurtheilen, sondern nach dem oben besprochenen Aufsatz. Gerade ein Vergleich beider Arbeiten mit einander zeigt, daß

Scheffel als Dichter mit vollem Bewußtsein das historisch Gegebene seinen poetischen Zwecken untergeordnet hat, wie es nicht nur Poeten-Recht, sondern auch Poeten-Pflicht ist. Jener Essay verräth deutlich, daß er auf der gewissenhaftesten Benutzung der Quellen- und Spezialgeschichtswerke von L. Meyer, H. Schreiber und Bader, der Gerbert'schen Historia silvae nigrae u. A. beruht, ja daß Scheffel selber, im Archiv der Pfarrei Rickenbach z. B., Quellenstudien gemacht hat. In der Dichtung dagegen finden wir Motive aus drei verschiedenen Hauensteiner Revolutionskriegen für Schilderung des „Hauensteiner Rummels" verwandt. So kennen die beiden Salpetererkriege, die um 1728 und 1744 stattfanden, keine Bestürmung Säckingens durch die Bauern, wohl aber ist der „Bergalinger Friedli" der Dichtung identisch mit dem Hauptführer des letzten Salpetererkriegs Hans Fridolin Gersbach von Bergalingen, der auch in dem Aufsatz als ein demagogischer Aufwiegler geschildert ist. Dagegen ist in dem sogenannten Rappenkrieg (1612—16), den die Auflage einer neuen Steuer hevorrief, Säckingen in der That von den aufrührerischen Bauern belagert worden, jedoch ohne daß es zur Bestürmung kam. Daß Scheffel auch aus dieser Bewegung Motive entnahm, macht die Schilderung Bader's im 3. Band der „Badenia" (1844) höchst wahrscheinlich Dieser Rappenkrieg fand etwa 40 Jahre vor der Zeit statt, in welche die Handlung des Trompeters verlegt ist . . . Auch war es offenbar nicht das Studium der Geschichte Säckingens, was ihn zum Plan seiner Dichtung geleitete. Hätte sich Scheffel direkt durch das Studium der Geschichte der Hauensteiner Bauernkriege wie derjenigen von Stift und Stadt Säckingen zu einer Dichtung angeregt gefühlt; wäre es ihm darauf angekommen, etwas von dem historischen Stoff, den diese und jene dem Dichter darbieten, in charakteristischer bedeutungsvoller Weise zu poetischem Leben zu erwecken: so wäre er sicher zu einem anderen Werke gelangt als seinem

idyllisch anhebenden und ausklingenden Sang vom Oberrhein. Die Geschichte Säckingens ist durchtönt von Krieg und Streit; mehr als einmal ist es der kriegerischen Eroberung völlig erlegen; im 4. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts schon allein zwei Mal. Ihren besonderen Charakter erhielt sie im besonderen durch den Kampf des erstarkenden rührigen Bürgerthums mit dem reich privilegirten, aber bald in Lethargie verfallenden Stift um die Oberherrschaft, welcher die eigenthümliche Erscheinung herbeiführte, daß im Zeitalter der Reformation der protestirende Geist der Neuerung gerade im Stift zum Siege gelangte, während die Stadt gut katholisch blieb, aber aus der Verwirrung im Stift weltliche Vortheile zog. Das Schicksal der Aebtistin Magdalena von Hausen (1545), welche von Luthers Lehre und heißer Liebe ergriffen, dem Banne des Stifts unter Preisgebung einer glänzenden Stellung und eines behaglichen Lebens entfloh, um mit einem geliebten Manne ein ehelich Leben, wenn auch im Elend zu theilen, würde sich im harmonischen Zusammenhang mit jener bedeutendsten Epoche der Säckinger Geschichte höchst wirksam gestalten lassen. Hätte Scheffel andererseits den in seinem Aufsatz über die Hauensteiner aufblitzenden Gedanken an einen Bauernroman auf Grund von deren Geschichte weiter verfolgt, so hätte er auch hier einen hochdramatischen Stoff gewinnen müssen, und in jenem eisenstirnigen Einungsmeister, der furchtlos nach Wien ging, um hier direkt vor dem Kaiser die Rechte seiner Landsleute zu verfechten, dem Johann Fridolin Albiez, genannt „Salpeterhannes", einen Helden, der das Epitheton eines Michael Kohlhaas des Schwarzwalds verdient haben würde. Er hätte einen „Kampf um's Recht" darstellen müssen, wie ihn ähnlich der Huzule Taras in Franzos' Roman, der letzteren Titel trägt, durchficht, einen trotzigen, tragisch ausgehenden Kampf der Unterdrückten für die idealen Güter des Rechts und der Freiheit, wie ihn siegreich und mit größe-

rem Aufwand und Geschick die Schweizer im Anfang des 14. Jahrhunderts ausgefochten.

Es ist andererseits charakteristisch für Scheffel's damalige Stimmung wie seine humoristische Künstlernatur überhaupt, daß er die zähe Eigenart und Widerhaarigkeit dieser Bergbauern in seinem Aufsatz bei aller Anerkennung ihrer Tugenden mehr von der komischen Seite auffaßt und schildert, und daß er dann in seiner Dichtung den Hauensteiner Rummel, all' seiner Tragik entkleidet, nur als Krawall unruhiger Bauern behandelt. Die Figur des Bergalinger Friedli ist nicht so sehr nach dem Muster des Vansen in Egmont, wie nach dem Leben gezeichnet; so mancher Hetzdemagoge hatte es während der badischen Revolution nicht viel anders gemacht, nach Scheffel's Auffassung und Kenntniß ihres Verlaufs. Jene heroischen Stoffe aber zogen ihn jetzt nicht an. Sie mahnten ihn zu sehr an die Enttäuschungen, welche ihm die eigene Betheiligung an den Freiheitskämpfen der deutschen Nation bereitet hatten, die er hier — ein „stiller Mann" — vergessen wollte, und deren schlimme Nachwehen er doch auch in der Idyllik der ihn hier umgebenden Zustände schmerzlich empfand. Dagegen verlor er sich gern in das Gedenken an jene Zeiten, da das Fridolinstift noch in vollem Glanze seines Ansehens genoß und behäbiges Bürgerthum in der Stadt in friedlichem Einvernehmen mit den kirchlichen Patronen sich in der Rheinstadt entfaltete: den Frieden, den er in den Zuständen der heimischen Welt vermißte, malte er sich aus in Bildern der Vergangenheit.

Zu eingehenderen Studien über die Geschichte Säckingens dürfte sich aber Scheffel erst veranlaßt gefunden haben, als seine Phantasie bereits den Spuren jenes historischen Werner Kirchhofer nachging, der hier im 17. Jahrhundert die Liebe eines Edelfräuleins gewann, und dessen Namen er auf einem Grabstein des Säckinger Friedhofs fand, welcher gelegentlich eines Besuches des letzteren sein Interesse erregte. Dieses Grabmal, das seiner besonderen Wich-

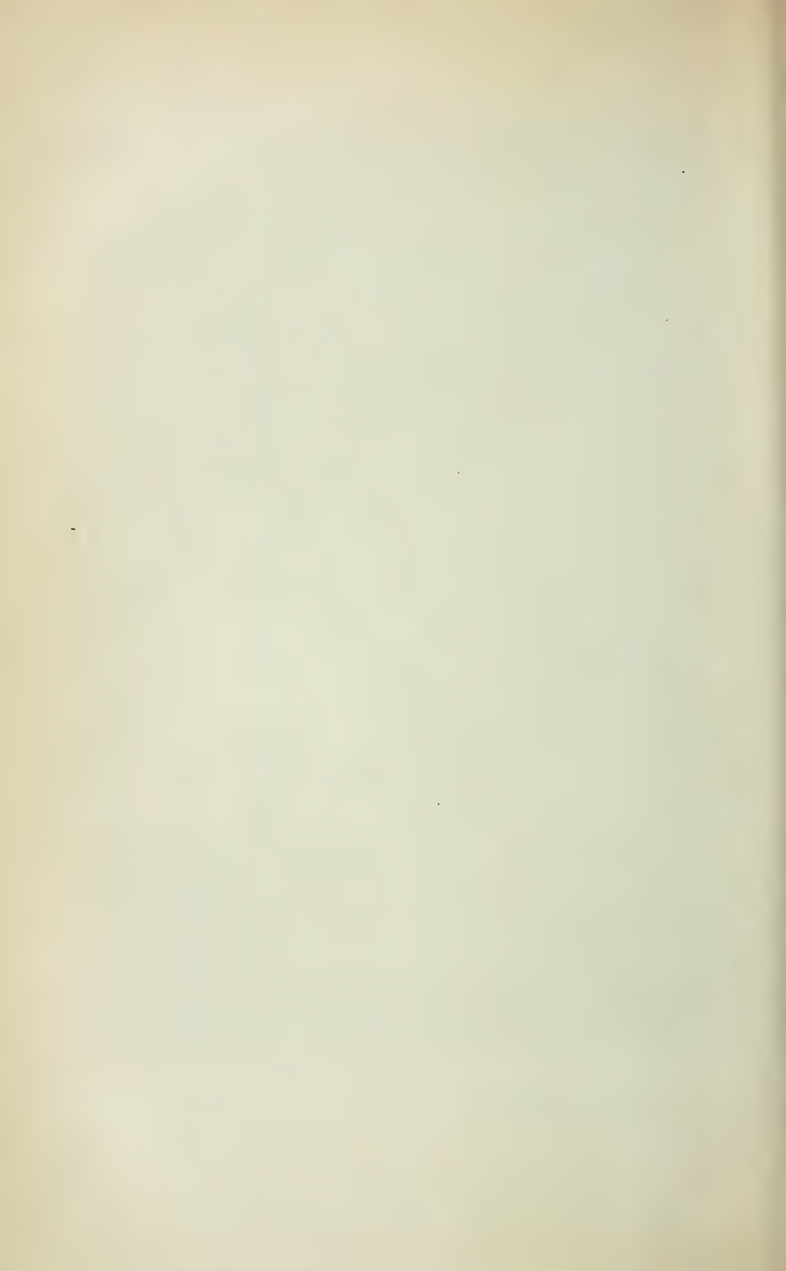
tigkeit wegen sammt einer Stiftungskapelle, in deren Außenwand die rothe Sandsteinplatte eingelassen ist, in den zwanziger Jahren bei der Verlegung des Friedhofs nach der neuen Begräbnißstätte mitversetzt wurde, ist eines der wenigen historisch interessanten Denkmäler der älteren Zeit auf dieser letzteren. Dem Auge eines sinnigen Beobachters, der den Kirchhof besucht, kann daher die Grabschrift kaum entgehen. Wie gut sie Scheffeln bekannt war, hat er in der Vorrede zur 1. und zur 4. Auflage des Trompeters, welche letztere einen späteren Besuch des Dichters in Säckingen schildert, selbst erzählt. Wir führen aus dieser den betreffenden Vers an:

> „Mein erster Gang, er galt den werthen Todten
> Im Friedhof, d'ran der Rhein vorübereilt,
> Denn mancher ward zur ew'gen Ruh' entboten,
> Seit er der Waldstadt Lust mit mir getheilt.
> Mit Rührung nah't ich auch dem Stein der Mauer,
> Der Werner Kirchhof's Nam' und Wappen trägt
> Und Kunde giebt von lang verklung'ner Trauer,
> Die man um ihn und sein Gemahl gehegt:
> Es schlug dem eng' in Lieb' verbund'nen Paare
> Das letzte Stündlein einst im gleichen Jahre."

Der Librettist der Neßlerschen Oper, welche den Stoff der Scheffel'schen Dichtung behandelt, Herr R. Bunge, hat nach des Dichters Tode die Behauptung veröffentlicht, diese Grabschrift habe folgenden Wortlaut: „Hier ruht Herr Werner Kirchhofer, der einstmals ein trumpetter war, und seine Eheliebste, Maria Ursule, geb. Freiin von Schoenau". Diese Angabe, welche dann in fast alle bedeutenderen Scheffel-Nekrologe unbeanstandet übergegangen ist, hat der Genannte unbegreiflicher Weise völlig aus der Luft gegriffen. Die Grabschrift auf dem Friedhof, vor der ich inzwischen selbst gestanden, ist keineswegs deutsch, sondern lateinisch verfaßt und enthält keine Andeutung von Werner's früherem Trompeterberuf. Hier folgt sie im Wortlaut:



Das Grabmal von Werner und Maria Ursule Kirchhofer in Säckingen.



Aeter(n)am Animae
Quam Et Corpori Vivens Aspiravit
Tranquillitatem
Per Felicissimam Et Securam Mortem
Assequitur Conjugum Amoris Mutui Incomparabile,
Par
Dom. Franciscus Werner-Kirchhofer
Et Domina Maria Ursula de Schönauw.
Jlle
Ultimo Maji Anno 1690.
Jsta
Vigesimo Primo Martii 1691.
Deo Vivant.

Zu deutsch: „Ewige Ruhe der Seele und des Leibes suchte hier bei Lebzeiten und fand durch einen ruhigen seligen Tod das in gegenseitiger Liebe unvergleichliche Ehepaar: Herr Franz Werner Kirchhofer und Frau Maria Ursula von Schönauw. Er am letzten Mai 1690. Sie am 21. März 1691. Sie leben in Gott."

An diese Grabschrift nun knüpft sich in der That eine lokale Sage, welche in allem Wesentlichen mit dem Stoff des „Trompeters" übereinstimmt, die aber als Scheffel nach Säckingen kam keineswegs noch ein Gegenstand lebhafter Erörterung oder auch nur allgemeiner Erinnerung war. Ihm jedoch war Gelegenheit geboten, dieselbe zu erfahren, nachdem einmal beim gelegentlichen Durchwandeln des schön im Freien gelegenen Friedhofs die Grabschrift sein Interesse erregt hatte. Gerade in der Familie seines intimen Freundes, des jungen Bürgermeisters Anton Leo, war die Ueberlieferung besonders lebendig geblieben. Aus einem sehr einleuchtenden Grunde: die Mutter von Bürgermeister Leo war Kammerdienerin der letzten Fürstäbtissin gewesen und im Frauenstift hatte sich begreiflicher Weise die Theilnahme für das romantische Liebespaar lebendiger erhalten als im Volke. Dieser Familie war Scheffel noch dadurch näher gerückt, daß er seine anfängliche Wohnung im Badischen Hof, wo auch sein Freund

der Bürgermeister bei seinen Eltern wohnte, mit einer solchen vertauschte, deren Vermiether ein Onkel des Bürgermeisters, der Färber Herm. Leo, war. Sie lag im ersten Stocke des alten Kommenderhofs der Deutschherren von Beuggen, die ja auch im „Trompeter" Erwähnung gefunden haben, und bot ihm einen freien Ausblick auf den Rhein, die Brücke und die Insel wie auf das Schweizer Ufer mit dem Boezberg in der Ferne. Mit seinem alten Treppenthurm, den Wappen über der Eingangsthür, war es ein lebendiges Wahrzeichen der alten Zeiten, da die Freiherren von Schönau im „Schönauer Hof" als die Großmeyer des Säckinger Stifts residirten. Die Sage aber, die Scheffel von Gliedern des Leo'schen Familienkreises und anderen alten Säckingern erfahren konnte, war die folgende. Schon früher hat sie F. Widmann im „Berner Bund" nacherzählt und bei einem Aufenthalt in Säckingen wurde mir durch den schon im ersten Artikel genannten P. A. Streicher, der sich um die Erforschung der Beziehungen Scheffels zu Säckingen sehr verdient gemacht hat, ein alter Bürger des Orts, der Färber Othmar Brogli, vorgestellt, der nach seinem Zeugniß einst dem jungen Scheffel nähere Auskunft über die Sage gegeben hat und zwar in derselben Wirthschaft zum Schwert, in der er sie mir nun mittheilte. Er selbst hatte sie von seinem Vorgänger im Geschäft, dem Färber Hermann Leo zuerst erfahren . . . Werner Kirchhofer, ein Bürgersohn aus Säckingen und in edler Musika bewandert, musizirte mit seinen Genossen öfter im Schlosse des Freiherrn, der als Musikliebhaber sich eine Art Hofkapelle errichtet hatte. (Eingeschaltet sei hier, daß die Pflege der Musik von Alters her in der Waldstadt am Oberrhein in hohem Ansehen stand, wie dies auch Archivrath Bader in seinem Aufsatz besonders hervorhebt und was noch jetzt der Fall ist, denn im Jahre 1886 siegte Säckingen auf dem Freiburger Sängerfeste im Wettkampf um den ersten Preis für Volksgesang.) Des Freiherrn einziges Töchterlein

fand Wohlgefallen an dem schmucken jungen Manne und bezeugte ein solches in mancher Weise; und da auch Werner für solche Huld nicht unempfindlich war, so entspann sich ein inniges Verhältniß zwischen beiden, bis eines Tags der gestrenge Freiherr solches inne ward, Wernern das fernere Betreten des Schlosses verbot und das Töchterchen in strenge Obhut nahm und sie als Hoffräulein nach Wien zu bringen beschloß. Werner, des Umganges mit der Geliebten beraubt, fühlte sich nicht mehr behaglich in der Waldstadt Mauern und beschloß, im Wandern Trost für der Liebe Leid zu suchen. Zuvor aber wollte er sie, die ihm über alles lieb, nochmals sehen und trotz der väterlichen Ueberwachung ward eine Zusammenkunft ermöglicht, auf Augenblicke zwar nur, aber doch lange genug, daß die Geliebte Wernern von dem Plane ihres Vaters, sie nach Wien zu bringen, Kenntniß geben konnte, und ihn dadurch bestimmte, sich ebenfalls dahin zu wenden. Aber wie sich wiederfinden in der fremden großen Stadt? Doch auch dafür wußte die Liebe Rath. Des Fräuleins Namenszug, von diesem an's Kirchenthor geschrieben, sollte das Zeichen und Mittel des Wiederfindens werden. Sie gelobten sich auf's neue Liebe und Treue und schieden mit dem Troste und der Hoffnung auf bessere Zukunft. Werner zog nun von hinnen und schloß sich, da er selbst nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet war, einer Musikbande an, mit welcher er des heiligen römischen Reiches Gauen durchzog bis er schließlich zur Kaiserstadt an der Donau gelangte. Hier schien ihm wieder ein besserer Stern aufzugehen. Seine musikalischen Talente erregten Aufmerksamkeit. Er hatte Gelegenheit, sich in dieser weiter auszubilden, und ward Hof- und Dom-Kapellmeister. Da erblickte er eines Tages am Portale des Domes der Geliebten Namenszug, der ihm Kunde gab, daß dieselbe in der Nähe weile und seiner noch in Liebe gedenke, wie auch er sie noch immer im Herzen trug. In seiner Aufregung vermochte er

nur mit Mühe seiner Pflicht als Domkapellmeister zu genügen, und kaum war der Gottesdienst beendet als er sich beim Portale aufstellte, um sie nach so langer Trennung wiederzusehen. Da öffneten sich des Domes hohe Pforten, der kaiserliche Hof trat heraus, und in der Hoffräulein Reihen auch die Tochter des Freiherrn von Schönau. Diese, Werner erblickend, sank vor freudigem Schrecken in Ohnmacht. Die plötzliche Ohnmacht erregte das Aufsehen des kaiserlichen Gefolges, auch der Hof wurde aufmerksam und der Kaiser selbst erkundigte sich auf das Angelegentlichste nach dem Vorfalle. Da bekannte das Fräulein die Ursache. Sie wie Werner gewann des Kaisers Gunst, so daß er den Letzteren in den Adelstand erhob und der Beiden Verbindung vermittelte. Auch der alte Freiherr, dem das einsame Leben in seinem Schlosse am Rhein längst zuwider, war deß' zufrieden und hieß Beide bei ihrer Ankunft willkommen.

Eine literarische Aufzeichnung dieser Sage, welche Scheffel wie man sieht nicht nur in Bezug auf den nach Rom verlegten Schluß, sondern in vielen Stücken mit freier Selbstständigkeit umgestaltet hat, fand derselbe nicht vor. Das „Badische Sagenbuch" von A. Schnezler (Karlsruhe 1846), das ihm sicher gar wohl bekannt war, verzeichnet zwar eine ganze Reihe von Sagen, welche die Säckinger Gegend zum Schauplatz haben, aber von einem Spielmann Werner hat es nichts zu vermelden. In dem Säckinger Pfarr-Archiv hätte Scheffel dagegen gar manchen Anhalt für die historische Grundlage der Sage finden können. Allem Anschein nach hat er diesen Weg der Forschung jedoch nicht betreten; wenigstens hat er die hier gegebenen Daten nicht benutzt. Nach den auf Werner Kirchhofer und seine Gattin bezüglichen Eintragungen im „Standesbuch" der Jahre 1592—1722 war dieser Kirchhofer nicht in Heidelberg etwa geboren, sondern das Kind einer Altsäckinger Familie. Dagegen war die poetische Gestalt, welche Scheffel zu diesem Namen (mit Streichung der letzten

Silbe) auf Grundlage von Grabschrift und Sage entworfen, allerdings in Heidelberg heimisch; es waren die eigenen Erinnerungen an das geliebte Alt-Heidelberg, welche er in der jugendfrischen Gestalt des fahrenden Spielmanns, der in Säckingen ein „Schreiber" wird, verkörperte. Für die Freunde historischer Forschung seien hier dennoch die Angaben des Standesbuchs zusammengestellt, nachdem sie früher schon Kaplan Müller, wie P. A. Streicher mir mittheilte, in dem Säckinger Lokalblatt „Der Trompeter von Säckingen" vom 2. Juli 1868 einem kleineren Leserkreis bekannt gegeben hat. Es heißt da:

„Franz Werner, Sohn des Johann Jakob Kirchhoffer und der Emma gebornen Bahnwarthin ist dahier geboren den 1. April 1633. — Maria Ursula, Tochter des Freiherrn Otto Rudolph von Schönaw und der Salome gebornen Zue Rhein ist geboren am 31. Mai 1632."

Daß Scheffel zur Gattin seines Freiherrn eine Französin machte, statt dieser Freiin zu Rhein, spricht sehr dafür, daß er die Akten überhaupt nicht gekannt hat. Ueber den Tod der beiden ist eingetragen:

31. Mai 1690: „Dominus Franciscus Wernerus Kürchhoffer, annorum 57, spasmaticus, demum apoplexia tactus, omnibus sacramentis rite munitus in Domino obiit." — 21. März 1691: „Praenobilis Domina Maria Ursula de Schoenaw, annorum 59, hydropica, omnibus sacramentis rite munita, lentissime in Domino abdormit."

Ferner hat Streicher in alten Rechnungen der Stifts-Schaffnei von St. Fridolins-Münster aus den Jahren 1686—90 konstatirt, daß jener historische Kirchhofer in dieser Zeit Chorgelder aus deren Kasse empfing. Läßt sich danach die Vermuthung genannten Gewährsmanns, der historische Kirchhofer sei damals Dirigent des Säckinger Domchors gewesen, fast bis zur Gewißheit erheben, für Scheffel's Verhältniß zu den von ihm notorisch benutzten Quellen, ist dies von keinem Belang. Die Benutzung von Sage und Geschichte ordnete er durchaus seinen poetischen Absichten unter als er an's Werk ging, den Stoff, fern von allem Aktenmaterial, frei aus der Phantasie zu gestalten.

Andererseits ist feststehend: als er Säckingen verließ,

war, wie er später zu einem Freund geäußert, die Dichtung „im Blei“ fertig; die 1852 unternommene Reise nach Rom brachte nun die Masse in Fluß. Woran er sich gewissenhaft hielt, war nächst den wesentlichen Momenten der Liebesgeschichte das auf der Grabschrift gegebene Datum, 1690 und 91, als die Zeit von Werners und seiner Wittwe schnell aufeinander gefolgtem Abscheiden. Daraus ergab sich die Mitte des 17. Jahrhunderts als Zeit der Handlung, also die friedlichen Jahrzehnte, welche dem dreißigjährigen Kriege folgten und in die er, um seinen Helden einen Zug von heroischer Ritterlichkeit zu verleihen, eine der verschiedenen Hauensteiner Revolten und eine Bestürmung des Schlosses durch empörte Bauern verlegte. Daß um diese Zeit die Freiherren von Schönau bereits schon seit drei Jahrhunderten mit wenigen Unterbrechungen das Großmeyeramt, also die weltliche Verweserschaft für das Säckinger Hochstift führten, daß sie bereits vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die „herrliche Wohnung gegen die Au am Rhein“ innehatten, hierfür konnte er leicht geschichtliche Belege finden. Dem Vertreter des Geschlechts in der Dichtung den Charakter eines alten Haudegens zu geben, der in jüngeren Jahren als Reiterobrist gegen die Schweden gefochten, lag nahe. Gewiß fiel dem Kaiserlichen Waldvogt und Großmeyer des Stiftes Säckingen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wiederholt die Aufgabe zu, seinen Verpflichtungen gegen das Stift auch mit der Waffe in der Hand und an der Spitze kriegsgeübter Leute nachzukommen.

So waren es der Quellen vielerlei, aus denen ihm der Stoff für seine erste größere Dichtung hier in Säckingen zuströmte. Die Stimmung zum Dichten, die Stunden der Muße, um sich diesen Stoff zurecht zu „träumen“, fand er aber mehr als irgendwo in der herrlichen Schwarzwaldnatur dieser Gegend: beim Durchwandern nicht bloß der düsteren Höhen des Eggbergs, wo man ihm die Sage vom bösen Waldgeist

Meisenhartus erzählte, und der vielgewundenen unterirdischen Gänge der Erdmännleinshöhle bei Hasel im Wehrathal, sondern auch der lieblicheren Waldthäler, die von Süden her zum Feldberg führen. Hier fand seine junge Seele, die nach den Aufregungen der politischen Sturm- und Drangzeit Befreiung von so mancherlei Beengendem suchte, jenen Waldesfrieden, dessen Lob gleich die ersten Strophen seiner Dichtung anstimmen, indem sie damit das eigentliche Quellgebiet dieser Poesie namhaft machen.

„Sei gegrüßt mir, Waldesfriede!
Seid gegrüßt mir, alte Tannen,
Die Ihr oft in Eurem Schatten
Mich, den Müden, aufgenommen.

— — — — — — — — — — —

Oft auch hört' ich Eurer Wipfel
Geisterhaft Zusammenflüstern,
Und es zog mir durch die Seel' ein
Süß geheimnißvolles Ahnen."

Wie sehr die Neigung zu träumerischem Sinnen sich seines Geistes in dieser Zeit dichterischer Empfängniß bemächtigte, ist uns auch durch eine heitere Anekdote bestätigt, die zugleich von Scheffel's Humor im Verkehr mit dem Volke einen lebendigen Begriff giebt. Scheffel zog sich meist erst ziemlich spät in seine Wohnung im Kommenderhof zurück. Die Nacht war dann schon recht vorgeschritten, der Storch auf dem nahestehenden Diebsthurm im Schönauer Hof am Rhein stand zur Abwechselung auf dem anderen Beine (auch er ist „historisch"). Wenn er dann heimkehrte und der Mond sich auf dem schäumenden Rheinstrom glitzernd spiegelte, konnte er noch vor Schlafengehen lange am Fenster stehen und träumen. Bisweilen setzte er sich auch auf seinen Koffer und blickte sitzend hinauf zum Mond, in seine Träumereien verloren. Dieses späte Heimkehren war seinem Wirth, dem Färber Leo, ein Aergerniß wegen des Lichts; er fürchtete Feuersgefahr. So lange das Licht im ersten Stock bei seinem Miether nicht ausgelöscht

war, ging der sorgliche Mann selbst nicht zu Bette. Einmal Nachts schien der Mond besonders schön. Scheffel war spät nach Hause gekommen, aber der Lichtschein aus seinem Zimmer wollte nicht weichen. Färber Leo, müde, harrte ungeduldig auf dies Signal, um endlich selbst den Schlaf des Gerechten suchen zu dürfen. Scheffel aber hatte sich oben auf seinen Koffer gesetzt und rührte sich nicht. Auf die Länge ward dies dem auf Ordnung haltenden Hausherrn doch zu bunt. Leise ging er die Treppe hinauf vor Scheffel's Zimmerthür. Er pochte leise, niemand antwortete; kein Laut. Er pochte stärker, da klang sofort zurück ein klares, lautes Herein. Der Hausherr öffnet nun zögernd und gewahrt erstaunt Scheffel auf seinem Reisekoffer sitzend, den Kopf leicht in die Hände gestützt. „Aber Herr Doktor", sagt der Alte, „ich glaubte, es wär' was passirt. Ich hörte Sie längst heraufgehen, dann nichts mehr; — aber den Schein Ihres Lichtes sah ich noch lange — ja, was sitzen Sie hier?" — Scheffel blickt lächelnd auf, der träumerische Ausdruck ist schnell einem wachen gewichen, der Träumer ist zum Schalk geworden und trocken sagt er mit verhaltenem Lachen: „Ja wissen Sie — die Alten haben immer erst ausgeruht — bevor sie in's Bett gelegen sind!" — Kopfschüttelnd entfernte sich der Hausherr; der junge Doktor hatte so seltsame Mucken. Und wenn Herr Hermann Leo später die Geschichte erzählte, fügte er stirnrunzelnd hinzu: „'S hät mi verdrossen, daß er so g'lacht hätt" .... Auch beim contemplativen Trinken — wie's sein Zwerg Perkeo bezeichnet — wollte sich oft „seine Seele schier verträumen". So trieb er's auch beim Befahren des Rheins im Weidling trotz der stürmischen Strömung, die auf dem Grund ein eigenthümliches Klingen der aneinanderschlagenden Kiesel erzeugt; gerade diese zunächst räthselhafte stille Musik übt auf ein träumerisch Gemüth eine seltsame Macht aus. Wie Jung Werner ist auch er nächtlich bei Mondschein auf des Rheines Fluthen und nach der kleinen

Insel, dem Fridolins-Acker, gefahren. So, einsam seinen Träumen hingegeben, konnte er auch Stunden am Ufer des schönen Säckinger Bergsees weilen, jenes Bergsees, der jetzt seinen Namen trägt und den er so poetisch im siebenten Stück seiner Dichtung geschildert und gepriesen hat:

„Oftmals saß ich auf dem Steinblock,
Den der Tanne wilde Wurzel
Fest umklammert, zu den Füßen
Wogt der See in leiser Strömung;
Waldesschatten deckt die Ufer,
Doch inmitten tanzen flimmernd
Auf und ab die Sonnenstrahlen.
Heil'ge, große Stille ringsum,
Nur der Waldspecht pickte einsam
Hämmernd an die Tannenrinden;
Durch das Moos und dürre Blätter
Raschelte die grüne Eidechs.
Und sie hob das kluge Aeuglein
Fragend nach dem fremden Träumer.
Ja, ich hab' auch dort geträumet
Oft noch, wenn die Nacht herabstieg,
Saß ich dort, es zog ein Rauschen
Durch den Schilf, die Wasserlilien
Hört' ich leis zusammenflüstern,
Und es tauchten aus dem Grund die
Seejungfrau'n, das blasse schöne
Antlitz glänzt' im Mondenschein."

Noch heute giebt es in Säckingen Leute, die sich erinnern, wie Scheffel einstmals an einem Fest auf dem Ufer des Sees, in den Aesten einer knorrigen Föhre sitzend und von hier aus dem Genius der Freude seine Libationen darbringend, theilgenommen hat.

Und somit haben wir das ganze reiche Quellgebiet, das im „Trompeter von Säckingen" ein Jahr darauf zur Entfaltung gelangte, umschrieben; denn hervorzuheben, daß eine junge träumerische Liebe im Herzen des Dichters einen starken An-

theil hat an dieser Poesie, ist für den verständnißvollen Freund derselben kaum nöthig. Daß nicht Besitzeswonne, sondern ahnungsvolles Sehnen ihr die Saiten stimmte, ist auf jeder Seite der Dichtung, wo jene aufklingen, gleichfalls wahrzunehmen. Noch im Erinnern gedenkt er „nur schüchtern ihrer" und ihres „stillen Zaubers, der der Jugend Nebel mit güldnem Schein durchglänzt." Wohnte doch die Geliebte nicht am Ort, hatte die Neigung, die er im Herzen nährte, doch keinen festen Halt an klaren bestimmten Aussichten in die Zukunft. Daher bilden Resignation oder zagendes Hoffen die Grundstimmung; darum erschien ihm die Sage von Jung Werner's Liebe so sympathisch; daher aber stammt auch der keusche Reiz, der die Aeußerung der Liebe in dieser Dichtung stets verklärt. Indem Scheffel den Reichthum an poetischen Eindrücken, die ihm aus der Natur, dem Volksleben, der ganzen Sphäre des Orts, ja selbst der Amtsstube entgegen wuchsen, mit dieser inneren Welt seiner Empfindungen verschmolz, gewann er den Stoff an realen Anschauungen und lebendigen Stimmungen, aus dem ihm im Frühjahr 1853 unter der Sonne Italiens die farbenfrischen und waldesduftigen Genre- und Stimmungsbilder emporsproßten, die seiner schönen Jugenddichtung ihre bezaubernde Lebensfülle verleihen und das etwas dürftige Gerüst der eigentlichen Handlung überranken wie blühender Rosenflor und mailich duftende Reben.



V.

Der fahrende Schüler.

„. . . und ich bin noch derselbe fahrende Schüler, ohne Ruhe, ohne Stellung, mit unbefriedigtem Drang in's Weite.“

Scheffel an Schwanitz, 7. Okt. 1851.





Scheffel's Aufenthalt in Säckingen währte bis Anfang September 1851. Trotz der vielen schönen Stunden, die er hier und in der nächsten Umgebung erlebt, trotz der mancherlei Anregungen, die sein Geist und Gemüth hier empfangen und für die er dem Ort bis an's Lebensende Dank und Liebe bewahrt hat, schied er damals nicht ungern. Mehr und mehr hatte sich in seiner Seele ein Widerwille gegen den büreaukratischen Geist seines Amtsdiensts entwickelt und die doch im Verhältniß zu seinen Lebensgewohnheiten engen Verhältnisse der kleinen Grenzstadt mußten ihm auf die Dauer wie Fesseln erscheinen, ihm, dem frühe der Verkehr mit bedeutenden Männern der Wissenschaft bereits Bedürfniß geworden und der während der Revolutionszeit sich an ein so buntbewegtes, an Aufregung reiches Leben gewöhnt hatte. Dann aber war, wie wir sahen, in der friedlichen Schwarzwaldeinsamkeit dem „jungen Amtmann“, wie ihn die Leute nannten, mehr und mehr klar geworden, daß nicht die äußeren Zustände allein, daß vielmehr völlig unabhängig davon Vorgänge in seinem Innern ihn unzufrieden mit seiner Lage stimmten. Sie äußerten sich in einer unbestimmten Sehnsucht nach großen Eindrücken, in der wachsenden Liebhaberei an Zeichnen und Malen, in kräftigeren Regungen seines poetischen und schriftstellerischen Talents. Der Künstler in ihm drängte, sich zu entpuppen und dieser Prozeß schuf seiner Seele Beunruhigungen und Schmerzen.

Denn bei der ganz eigenthümlichen Art dieser Künstlerschaft vollzog er sich nicht auf einmal, sondern gar allmählich, ruckweise und unter Kämpfen. Standen ihm, dem Sohne begüterter Eltern, Mangel und Noth nicht im Wege, so fühlte er sich dafür um so abhängiger vom Willen des Vaters und der Rücksicht auf diesen. Planlos den einmal ergriffenen Beruf aufzustecken, die bereits nur durch allerhand Opfer eingehaltene sichere Laufbahn zu verlassen, lag zudem seiner eigenen Natur gänzlich fern. Zu der Unabhängigkeit, die er ersehnte und deren sie zu freier Entwickelung bedurfte, gehörte ferner die von materieller Sorge. Entbehren, Darben hätte — wie er war — sein Talent nicht entwickelt, sondern erstickt. Bis er sich zu dem Willensakte aufraffte, seinem Vater bestimmt zu erklären, daß er sich zum Künstler berufen fühle und den Aktendienst nicht länger ertragen könne, mußte Vieles auf ihn zusammen einwirken, mußte ein neuer Lebensplan an die Stelle des alten getreten sein: nur so konnte er hoffen, seinen Vater umzustimmen, nur so entsprach solcher Schritt auch seiner eigenen Weise. Was dabei dann sein Irrthum war, daß er sich für berufen hielt, ein Maler zu werden, gereichte ihm in der Stunde der Entscheidung zum Vortheil: der Vater war sicher eher geneigt, auf die Pläne des unruhigen Kopfes von Sohn einzugehen, wenn sich dem Versuche, noch so spät in die künstlerische Laufbahn einzulenken, in der Ferne wenigstens als Ziel die respektable Anstellung als Akademieprofessor oder Hofmaler zeigte, als wenn dieselben sofort klar in dem Wunsch sich geäußert hätten: Vater, erlaub', daß ich den Staatsdienst verlasse, ich muß Dichter werden. Der Beruf des Dichters liegt außerhalb der korrektbürgerlichen Anschauungen, welche der Vater dem Sohn gegenüber vertrat.

Aber der Irrthum, welcher dem Ringenden dem ernsten Vater gegenüber von Nutzen war, schuf ihm selber nur neue — innere Kämpfe. Der Befreiungskampf, den

Scheffel's künstlerisches Ich jetzt auszukämpfen hatte, führte daher über zwei Hauptetappen: die erste war der positive Bruch mit der Beamtenlaufbahn; die zweite war die schließliche Erkenntniß, daß er nicht zum Maler, sondern zum Dichter berufen sei. Jenen ersten Schritt zur Freiheit bereitete eine ganze Reihe von Erlebnissen vor: eine größere Reise in die Alpenwelt, ein erster Erfolg als Schriftsteller und seine Fortschritte als Zeichner, die Versetzung in eine Amtssphäre und ein Städtewesen, deren geistige Oede ihm unerträglich schien, der auf's neue angesponnene Verkehr mit seinem Heidelberger „Engeren", die durch verlockende Briefe seines Freundes Julius Braun aus Rom erregte Sehnsucht nach Italien und schließlich die trübe Wendung, welche der Frühlingstraum seiner ersten Leidenschaft in seinem Herzen nahm. Ihre Darlegung ist der Gegenstand dieses Kapitels.

Wieder ist es ein Brief an den treuen Freund Schwanitz, der inzwischen Bürgermeister in seiner Vaterstadt Eisenach geworden war, was uns unmittelbaren Einblick in Scheffel's Gemüthsverfassung um die Zeit gewährt, welche direkt seinem Weggang von Säckingen folgte. Unterm 7. Oktober 1851 schrieb er aus seiner grünen Stube im Elternhaus zu Karlsruhe an den Freund: „Sind nun schon 6 Jahre, seit ich bei Dir in Jena eingezogen — und ich bin noch derselbe fahrende Schüler, ohne Ruhe, ohne Stellung, mit unbefriedigtem Drang in's Weite, — Du aber bist Bürgermeister zu Eisenach. 'S ist kaum erlaubt. Es bleibt mir nichts übrig, als Dir ein wehmüthiges „Leben Sie gefälligst hoch, Herr Bürgermeister!" zuzurufen und mir selbst einige moralische Vorstellungen aufdämmern zu lassen. . . Was mich betrifft, so habe ich am 1. September die Waldstadt verlassen und mich sofort in die Graubündner Alpen verzogen, wo ich an den Quellen des Rheins und auf den wilden Höhen des Bernina (gegen Valtelin zu), wo nur noch das Murmelthier in den Steinritzen pfeift und die Gemse flüchtig über die unermeßlichen Schneefelder und Gletscher

hinstreift, meine Gedanken von den kleinen Miseren badischer Kanzleithätigkeit habe ausruhen lassen und an größere Dimensionen gewöhnt. Schlug mich sodann über Tirol und Salzburg durch München durch zu den Meinigen zurück und werde nun ein stilles Winterleben führen." — Daß er nicht ohne ärgerlichen Verdruß von Säckingen hatte Abschied nehmen können, geht aus einem Briefe der Mutter Scheffel's vom 2. September hervor, der aus Heidelberg datirt ist. Darin heißt es: „Joseph hat mit Prof. Häusser und Geh. Rath Fallenstein von hier eine Reise nach Graubünden verabredet, die er am 30. August antreten wollte, — und den genannten Herren sagte er zu dieser Zeit zu, am Vierwaldstätter See mit Ihnen zusammenzustoßen. Nun hat aber bis vor wenig Tagen die Regierung seinen vom Oberamtmann gewählten (?) Nachfolger in Säckingen nicht bestätigt, so daß der arme reiselustige Joseph noch gebunden war wie ein gefangener Vogel und die Schwingen nicht lüften konnte. Ob es seinem Vater in Karlsruhe noch gelungen ist, die Sache durchzusetzen, wird mir der nächste Brief sagen."

Diese Reise in die Graubündner Alpenwelt ist für uns nicht nur um ihrer befreienden Wirkung willen von besonderem Interesse, sondern auch darum, weil ihre Eindrücke es waren, welche Scheffel's literarische Begabung nach einer Richtung hin in Fluß brachten, in welcher er sehr Hervorragendes geleistet hat, ohne sich doch veranlaßt zu sehen, diese Produkte in Buchform dem Publikum gesammelt darzureichen. Sie war es, die ihn unseres Wissens zuerst — denn der Hauensteiner Aufsatz hatte mehr historisch-volkspsychologischen Charakter — zur Abfassung von Reiseschilderungen jener halb poetischen, halb belehrenden Art anregte, für welche Heinrich Heine, das Vorbild unzähliger Nachfolger auf diesem Gebiete, die treffende Bezeichnung „Reisebilder" erfunden hat. Dieselben sind noch im Herbst desselben Jahres in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Nr. 283, 85,

87, 89, 93, 98, 10.—25. Oktober) erschienen und zwar ist diese Publikation zugleich ein Denkmal der Freundschaft zwischen ihm und Häusser, denn von den sechs Reisebriefen „Aus den rhätischen Alpen" sind nur drei von Scheffel, die anderen von dem genannten Reisekameraden. „Läßt Ihnen das Leben der Gegenwart", schreibt Frau Major Scheffel am 19. Oktober 1851 an den jungen Schwanitz, „Zeit zu einem Blick in die Allgemeine Zeitung, so können Sie Joseph's Graubündner Reise darin beschrieben finden in 6 Briefen „aus den rhätischen Alpen", wovon drei von Professor Häusser und drei von Joseph sind. Joseph's Feder werden Sie an seinem Humor erkennen". Obgleich dieses letztere Merkmal und die Subjektivität des Stils in der That genügen könnten, um danach zu bestimmen, welche der sechs Briefe die von Scheffel geschriebenen drei sind, so ist es doch gut, auch hierüber bestimmte Nachrichten ermittelt zu haben. In einem auch in anderer Beziehung wichtigen Briefe des Autors selber an den Eisenacher Freund findet sich unterm 20. Februar 1852 folgende Auskunft: „Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben, daß wir beide zusammen die rhätischen Briefe verfaßt haben, die Ende vorigen Jahres in der Allgemeinen Zeitung erschienen. Nr. 2, 3 und 5 sind Kinder meiner Feder, wir haben viel Freude damit gehabt, namentlich auch durch Zeichen der Anerkennung, die seither aus Graubünden selbst kundbar wurden; und zudem wurde ein anständiges Honorar herausgeschlagen." Nachdem also Häusser im ersten Brief nach einer allgemeinen Betrachtung den Ueberstieg von der Gotthardstraße auf die Oberalp nach Dissentis beschrieben und zum Ausgangspunkt touristisch-geographischer wie namentlich auch historischer Erörterungen gemacht, schildert Scheffel im zweiten die Fahrt von Dissentis bis Chur und im dritten die Fahrt über den Albula in's Engadin. Nr. 4 giebt den Charakter des Reisebriefs fast ganz auf; sie ist eine auf gründlichen Studien beruhende Abhandlung über

das Engadin und seine Bewohner, eine noch heute interessante ethnologische Monographie über die romanisch-rhätische Völker-insel inmitten der Graubündner Berge. Nachdem Häusser dieselbe mit einer Lobrede auf den echt demokratischen Geist der Engadiner und ihrer Verfassung geschlossen, nimmt ihm wiederum Scheffel die Feder aus der Hand, um unter dem Titel: „V. Von Samaden zum Roseggiogletscher“ seinen letzten und für seine Eigenart charakteristischsten Beitrag zur Artikelreihe zu liefern, indem seine Kunst farbenechter Land-schaftsschilderung sich hier harmonisch verbindet mit einer frischen, stimmungsvollen Wiedergabe des eigenen Erlebens, wobei es denn an humoristischen Bemerkungen und komischen Genrescenen nicht mangelt.

In mancherlei Beziehung ist das Häusser-Scheffel'sche Unternehmen dieser Briefe für den Literaturforscher bemerkens-werth. Diese Aufsätze waren nicht etwa bloß unterhaltend und belehrend geschriebene Skizzen von interessanten Reise-eindrücken, welche die gelehrte Bildung der Autoren wider-spiegeln, die im Grunde aber nur schon oft Geschildertes in ihrer Weise behandeln, sie hatten auch dem Stoffe nach den Reiz der Neuheit. Denn damals war das Engadin noch ein jungfräulicher Boden im touristischen Sinne und die Schilde-rung seiner landschaftlichen Reize in der Allgemeinen Zeitung war auf diesem Gebiete ebenso eine bahnbrechende Pionier-leistung wie etwa die literarischen Entdeckungsfahrten Ludwig Steub's und Heinrich Noë's in die abgelegenen Gegenden Tirols und Oberbayerns. Unsere drei, oder wenn wir uns auf unser eigentliches Thema beschränken wollen — unsere zwei Reisende folgten, wie Häusser in der Einleitung zum ersten Brief sagt, dem in jenen Tagen viel empfundenen Drange, „sich aus der Welt in die Berge zu flüchten, und dort die Zeit und ihre schlimmen Zeitungen ein paar glück-liche Momente lang zu verträumen.“ Aber schon aus diesem Grunde duldete sie es nicht lange auf der ausgetretenen

Heerstraße der „modernen Völkerwanderung festländischer und brittischer Touristen". Also weiter hinein in die Berge! war die Losung. „An Plätze, wo es nur wenig gebahnte Straßen, keine Postwägen und Dampfschiffe gibt, wo die Gebirgswelt dem großen Zug der Touristen noch möglichst wenig mundgerecht gemacht ist, wo statt komfortabler Reitpferde der Genuß des Erkletterns steiler Bergwände noch unvermischt gewährt wird, wo das Felsen-Echo und der Gletscher noch nicht seinen dienstfertigen Wächter und Interpreten hat, wo weder brittisches Gähnen noch deutsche Sentimentalität die stille Behaglichkeit stört, wo statt der prahlenden Hotels sich noch primitive Herbergen finden, wo statt der zahmen lions unserer großen Welt noch Füchse und Bären sich heimisch fühlen. Ein früherer Ausflug hatte uns davon überzeugt, daß die Bündner Alpen, das alte ehrwürdige hohe-rhätische Land, dem Wanderer, der nach solchen Genüssen dürstet, eine unerschöpfliche Fundgrube bieten, die man noch ungemischt zu kosten sich beeilen muß, denn die leidige Cultur könnte auch hier in nicht allzu langer Zeit den ächten, ursprünglichen Typus verwischen."

Wie hat doch innerhalb des Dritteljahrhunderts, das seitdem verflossen, das Engadin, jetzt eine der besuchtesten Alpengegenden, seinen Charakter in dieser Beziehung verändert. Sollte man es glauben, daß es erst einige dreißig Jahre her ist, daß Professor Häusser in seinem Schlußartikel über die oberengadiner Badeorte Folgendes schreiben konnte: „Heutzutage hat Tarasp seine frühere politische Bedeutung verloren, und wird meistens nur um seiner trefflichen Salzquelle willen besucht, die, eine gute Strecke unterhalb des Dorfes und Schlosses gelegen, ein nicht geringeres Renomée genießt als der Sauerbrunnen zu St. Moriz. Die Industrie deutscher Badeorte wird man hier freilich vergebens suchen, alles ist von ländlicher Einfachheit und hier wie in St. Moriz und Alvenen kann dem fashionablen Badepublikum kaum etwas anderes

geboten werden als das treffliche Wasser und die reizende Umgebung." Jetzt drängen sich in diesen Orten Prachthotels und vornehme Pensionsgebäude dutzendweise zusammen, von denen einzelne im Palaststil aufgeführt, mit allem modernen Luxus ausgestattet und für die Aufnahme von 300 Fremden eingerichtet sind.

Aber auch in wissenschaftlicher Beziehung beschritten die beiden Alterthumsfreunde jungfräulichen Boden. Von dem großen Strom germanistischer Forschung, der unter der Gunst der politisch-patriotischen Bewegung im deutschen Volk während des dritten und vierten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts sich so voll und breit entwickelt hatte, war auch die Völkerkunde mächtig befruchtet worden und die Frage nach der Urgeschichte der einzelnen germanischen Stämme und ihrer Nachbarn, nach der Urbevölkerung der einzelnen deutschen Landschaftsbezirke hatte zu eifrigster Nachforschung angeregt. Als eine Spezialwissenschaft auf diesem Gebiete hatte sich die Keltologie, die um den Nachweis der Ursitze und der Verbreitung der Kelten bemühte Forschung entwickelt, jenes indogermanischen Volkszweigs, der nach Sprache und Artung zwischen Italikern und Germanen gewissermaßen eine Mittelstellung einnimmt und einst die Urbevölkerung von einem großen Theile Westeuropa's bildete. Bei dem Einfluß, welchen die altgaelische und die bretonisch-wallisische Cultur und Poesie auf die Entwickelung der deutschen Literatur ausgeübt hat — ist doch der ganze Sagenkreis von König Artus und seiner Tafelrunde keltischen Ursprungs —, war das erwachende Interesse für die Erforschung altkeltischer Ueberlieferungen nur eine natürliche Folge des Emporblühens der germanistischen Wissenschaft. Bopp, Zeuß, Dieffenbach lieferten in den Jahren 1837, 39, 41 die grundlegenden Werke der Keltologie. Bald fehlte es auch nicht an Solchen, welche sich durch die schwankende Grundlage der jungen Wissenschaft verführen ließen, überall keltische Spuren zu wittern und alle

möglichen Namen auf keltischen Ursprung zurückzuführen; gegen diese Keltomanen richtet sich gleich in seinem ersten rhätischen Reisebrief Scheffel's Spott, wie er andererseits selbst nicht umhin kann, in seiner Freude an der eigenen Kenntniß des Keltischen in etymologischen Conjekturen kühnlich eigene Pfade zu wandeln. In der That war die Landschaft zwischen Oberinn und Oberrhein, das hohe Rhätien, gar wohl geeignet, einen jungen Gelehrten von den wissenschaftlichen Neigungen Scheffels zu dergleichen zu verleiten. So schreibt er über die Urbevölkerung der Graubündner Landschaft folgenden für seine, Naturgenuß mit antiquarischer Forschung verschmelzende Betrachtungsweise sehr charakteristischen Absatz, dessen keck-realistischer Schluß im besondern für den sich in ihm regenden Dichter bedeutungsvoll ist. „Manche Ansiedelung hier ging von den Mönchen zu Dissentis aus und die Colonen waren des Klosters untergebene Leute. So heißt heutigen Tages noch der Landammann dieser Dörfer im Oberländer Romansch: Mistral (ministerialis). Der Urbewohner aber, der schon vor der christlichen Einwanderung Bergen und Thälern hier den Namen gab, war sicherlich keltischen Stammes. Wer an dem Aufbau altkeltischer Geschichten, dessen Aktien neuerdings seit Mone, Keferstein, Brosi ꝛc. merklich in die Höhe gestiegen sind, mitarbeitet, der möge diese Namen einer nähern Prüfung unterziehen. Die zackigen Kuppen des Sixmadaun und Badüs, das Horn, in dem der Gletscher von Medels liegt, der Bernatsch, das von grünem Grasboden benamsete Thal Tavetsch, die Orte Sedrun und Rüäras ꝛc. haben weder germanische noch romanische Taufpathen gehabt. — Auch der heutige Graubündner Oberländer ist noch größtentheils mit keltischen Familiennamen behaftet. Der Kelte nannte seine Geschlechter nach dem Haus, das sie bewohnten, daher die vielen mit ca (Haus) anfangenden Eigennamen; so heißen die, welche zum Haus des Vornehmsten, des Herrn gehören, Caflisch (flisch, belgo-keltisch = Herr); die, deren Hütte im Moorboden (risch)

stand, die Carisch (daher auch der emsige Forscher Carisch zu Chur schon vermöge seiner Abstammung zu den Graubündner Sprachstudien berufen ist, deren Resultate er in seinen romanischen Wörterbüchern und Grammatik niedergelegt hat). Denjenigen, die in keltische Studien so innig verliebt sind, daß sie antike und moderne Welt vor den Verdiensten des keltischen Ursprungs „um Lebens- und Staatsweisheit" in vollständigen Hintergrund setzen, überlassen wir den Nachweis, daß auch die einfache Dorfschafts- und Gemeindeverfassung, die sich in den verschiedenen Graubündner Föderationen zu einem so eigenthümlich gelungenen politischen Ganzen zusammenbildete, in dem keltischen Blute der Ahnen der heutigen Cajakob und Caflisch ihren Ursprung hat, da ja das Streben nach „gesetzlicher Freiheit und Volksherrlichkeit, geordnetem Gemeindewesen und Eigenthumsrecht" — wie uns Brosi in seinen „Kelten und Althelvetiern" (Solothurn 1851) sattsam belehrt — der Grundzug keltischen Wesens sein soll." Unmittelbar nach dieser Abschweifung in's Gebiet der Keltologie lenkt er aber den Blick auf lebensfreudige Gegenwart. „Unten im Wirthszimmer", fährt er fort, „saß der junge Führer von Rüäras, ein junger schwarzgelockter Bursche, der Kelten und alte Mönchsgeschichten ruhig dem Todtenschlaf überließ und ganz andere Dinge ausheckte. Wenigstens sang er mit einem Gefährten ein feines Liedchen im Tavetscher Romansch von einer „zarten, schönen und rosenfarbigen" Maid (una zarta, bialla cotschna), bei der ein kecker Bursche zu „Kilt" gehen will, aber mit derselben schnöden Antwort abgewiesen wird, wie der deutsche Buhle in jenem Volkslied:

„Geh Du nur immer hin wo Du gewesen hast
Und binde Deinen Gaul an einen dürren Ast"

und der Wechselgesang tönte neckisch in die gelehrte Unterhaltung herüber, als wolle er allen sprachlichen und geschichtlichen Studien zum Rückzug blasen."

Daß Scheffel wie allem, was seinem Geiste tieferes

Interesse abgewann, auch diesen keltischen Forschungen die Treue gewahrt hat, macht dieses wissenschaftliche Element für den Biographen noch besonders interessant. Hat doch auch in verschiedenen seiner humoristischen Gedichte diese Geistesrichtung ihren Ausdruck gefunden, so in der Ballade „Am Grenzwall" und einem noch ungedruckten polemischen Streitgedicht, so namentlich auch in dem allerdings erst später entstandenen Gedicht vom „Pfahlmann", dessen ironisch-moralisirende Schlußstrophe hier passend eine Stelle findet:

„Wo einst man die Stätte errichtet
Zum keltischen Seehüttendorf,
Ruht jetzt eine Fundschicht geschichtet
Tief unter dem Seeschlamm und Torf.
Der diesen Gesang schuf zum Singen,
Hat selber den Moder durchwühlt,
Und bei den gefundenen Dingen
Einen Stolz als Culturmensch gefühlt."

Ein dritter Charakterzug, der den Briefen Häusser's wie Scheffel's gemeinsam ist, darf schließlich nicht übergangen werden, das sind die vielfachen Anspielungen auf das politische Interessengebiet. Andeutungsweise sei hier bemerkt, daß auch in Häusser's Briefen, angeregt durch die klaren einfachen Verhältnisse der althistorischen Graubündner Demokratie, sich durchgehends demophile und dem demokratischen Prinzip huldigende Gedanken ausgeführt finden. Der folgende Satz ist für die Stimmung beider Gebirgswanderer charakteristisch: „In jedem Fall herrscht hier mehr politische und soziale Glückseligkeit als draußen in den gesegneten Strichen, wo alle Krankheiten moderner Kultur, wo die politische und gesellschaftliche Zerrissenheit, Gewalt und Mißtrauen oben, verhaltener Widerwille unten die gesunde Lebensfreudigkeit untergraben. Wer sich flüchten wollte aus jenen dunstigen Kreisen, um bescheidenes Menschenglück zu finden, der würde hier von neuem den alten Satz bestätigt finden, daß in den Menschen selber das Arcanum ihres Glückes liegt, nicht in der

Steigerung der Genüsse oder in der überströmenden Freigebigkeit der Natur und des Himmels. Wer von dem modernen Demokratismus gesättigt ist, mag sich hier an alter gesunder Demokratie erfreuen." Von Scheffel's meist ironischen Bemerkungen dieser Art, in denen sich das lebhaftere Blut des Fünfundzwanzigjährigen offenbart, seien hier einige Proben zusammengestellt. Wir entnehmen sie einer Betrachtung, die er an den alten ehrwürdigen Ahorn beim Dorfe Trons knüpft, dessen Bereich er selbst als „das Grütli der Graubündner" bezeichnet. Er schildert, wie auch in diesen Gegenden in der Carolingischen Zeit deutsches Lehenswesen Wurzel gefaßt habe und seine Willkür in Conflikt gerathen sei mit den altheimischen, demokratischen Zuständen. „Seit gothischen oder fränkischen Tagen war hier ein einfaches Gemeinwesen aus Verbindungen einzelner Gemeinden hervorgewachsen. Jedes Dorf schuf sich seine Satzung selbst, die der Dorfmeister vollzog; einzelne Ortschaften, durch den kirchlichen Verband zur Pfarrgemeinde geeinigt, setzten sich einen Ammann, der mit Geschworenen die kleinen Händel schlichtete; zum Austrag größerer Streitigkeiten, Aburtheilung der Verbrechen, Beförderung allgemeinen Friedens einigten sich mehrere Gemeinden zu einem Hochgericht — eine Förderation, die kein Resultat künstlich abstrakten Denkens, sondern unmittelbar aus dem Wesen und den Bedürfnissen solchen Gebirgslebens herausgewachsen war. — Zur Zeit als jenseits der Bündner Alpen in Schwyz, Uri und Unterwalden die Landvögte grausam herrschten, lieferten auch die Herren in Rhätien Musterstücke von Plackung des Landmanns. Ob etwa germanische Melancholie gegenüber den Wildnissen der Bergschluchten und einem in anderer Zunge redenden Landvolk, genährt von fremd duftendem welschen Wein den deutschen Herren Spleen und abnorme Gelüste verursachte — das hat leider noch kein Romantiker zur Ehrenrettung derselben dargethan. Der Castellan der Bärenburg bei Andeer, der des Mittags seinen Bauern in die Suppe spuckte, der

Landvogt von Guardavall im Engadein, der die Tochter Adams von Camogask entehren wollte, Donat von Satz und andere Biedermänner aus den Bündner Alpen finden hoffentlich ebenso gut noch ihren Dichter, welcher ihr „ungeeignetes Benehmen“ in einem ungeheuren Seelenschmerz derselben mit gleichem Pathos tragisch begründet, wie weiland Herr Golo für seine Aufführung gegen Genovefa, die fromme Herzogin in Brabant, an Hebbel seinen Apologeten gefunden hat. — Der rhätische Landmann aber, der zwar im Schreck des Bergsturzes und im Wintersturm auf den Alpenhöhen seinen wahren Herrn und Meister verehren lernte, aber auch in seinem mühsamen, der Bergwildniß abgerungenen Leben sich zu rauhem und trotzigem Selbstgefühl zusammenfaßte, hatte weder Resignation noch Romantik genug, um an den Rohheiten seiner Castellane Geschmack zu finden. Wie Tell in der hohlen Gasse bei Küßnacht, also erschlugen auch im Engadein und Schamser Thal die Bauern ihre Zwingherren, Guardavall, Fardün und Realt wurden gebrochen und der Vogt der Bärenburg mußte die Suppe selbst aufzehren die er dem Jan Caldar gewürzt hatte. — Hier im Oberland aber verfuhr der Landmann loyaler. Als Streit zwischen den Herren ihn gefährdete, als der Bischof von Chur gegen die Stadt sich um österreichische Hülfe bewarb, da stiegen die Männer von den Gebirgen des Vorderrheins hernieder zum Wald von Trons, und unter dem alten Ahorn wurde der Bund zu Aufrechterhaltung gemeiner Freiheit beredet. Ihren Herren aber entschickten sie — schlicht und gemäßigt — Abgeordnete, die sie, wie die Chronik sagt, ‚freundlich erinnern sollten, Ungerechtigkeit, Gewalt und schändliche Ausgelassenheit aus den Gränzen ihrer Herrschaft zu verbannen mit dem Bedeuten, dafern sie nicht gutwillig Richter zu Handhabung und Beschützung der Gerechtigkeit setzen wollten, so werde das gemeine Volk die zügellose Bosheit nicht länger ertragen, welches doch sonst bereit wäre, ihnen in allen ehrbaren und billigen Dingen zu gehorchen‘. Leider war eine

Graubündner Kreuzzeitung nicht vorhanden, welche zu energischem Einschreiten gegen sothane Anmaßung rathen konnte, die Herren willigten zum Bund ein; ob in wirklich girondistischem Anflug oder mit einem Seitenblick auf den Hintergrund der Sturmpetition, das verschweigen die Chronisten. — Also kamen im März 1424 der Abt von Dissentis, die Grafen von Werdenberg und Satz, die Freiherren Brun von Rhäzünz zum Ahorn von Trons angeritten und schwuren den Dorfmeistern und Ammännern der Hochgerichte Schutz, Schirm, Entsagung des Faustrechts, Abwehr der Gewalt, und getreue Eidsgenossenschaft „so lange Grund und Grath stehen", in die Hände Herrn Peters von Pultlingen, Abts von Dissentis, und was sie schwuren haben sie redlich gehalten . . . . Der Bund von Trons ist, wie die anderen Bünde, seither zu Ende gegangen, aber noch steht „wie Grund und Grath" der Alpen, der alte Ahorn, vom Landvolk ringsum in abergläubiger Verehrung gehalten. Und wenn die Oberländer Schützen thalab nach Chur oder in's eidgenössische Lager von Thun ziehen, unterläßt keiner, sich einen grünen Zweig davon auf's Käppi zu stecken. — Wenn der alte Strunk seinen neuen Sproß als Symbol für das neue bündnerische und helvetische Staatswesen frisch hat aufgrünen lassen, so wird er, der seit den Tagen der Freiherren von Rhäzünz und Sax sich im Stillen manche Erfahrung gesammelt haben mag, wohl wissen, warum er's gethan hat, und es soll nichts dagegen eingewendet werden, wiewohl es im Allgemeinen für durchaus unpassend erklärt werden müßte, wenn sich auch die Bäume Demonstrationen erlaubten!" — – —

Das eigentlich poetische Element in diesen drei rhätischen Reisebriefen Scheffel's, welches sie vor denen Häussers voraus haben, äußert sich überhaupt in dem Hervorkehren subjektiven Empfindens und Erlebens. Fast jeder Streifzug in's Gebiet der Gelehrsamkeit geht aus von und mündet in direkt empfangenen und direkt geschilderten Reiseerlebnissen. Daneben

offenbart sich in bezeichnender Weise der Landschaftsmaler, den auch in diese Alpenregionen das Skizzenbuch treulich begleitet hatte, wie überhaupt die malerische Auffassung der Dinge. Figuren aus dem Volksleben läßt er mit realistischer Deutlichkeit und mit humoristischer Linienführung vor uns auftreten, während er dem Contrast zwischen alterthümlichen Zuständen und dem modernen Culturfortschritt die Tinten für humorvolle Stimmungsmalerei entnimmt. Hier ein Genrebild: der Kutscher Joseph Antony, der die Reisenden auf gar ursprünglichem Gefährt von Trons nach Jlanz führte. „Eine schützende wollene Zipfelkappe umschloß sein Haupt, darüber saß der alterthümliche spitzgegipfelte Filzhut; kurze Lederhosen bis an's Knie, grobe blaue Strümpfe, Schuhe mit Holzsohle bildeten Elemente seiner Kleidung, die sich etwa noch auf germanischen Ursprung zurückführen ließen. Entschieden archaistisch geformt war aber Joseph Antonys Frack, spitzausgeschnitten und mit langen ausgebuchteten Flügeln versehen, die eine Wendung nach vorn nahmen. Das Institut der Peitsche war bis hierher nicht vorgedrungen. Joseph Antony war mit einem Regenschirm bewaffnet, den er auf Hieb und Stich gleich gewandt gegen sein Rößlein gebrauchte. So war Joseph Antony der ehrwürdige Typus des keltischen Hausknechts und Fuhrmanns; sicher und entschieden betrat er den Vordersitz des Wagens. „Alto, alto! hé bougre!" rief er seinem Klepper lieblich schimpfend zu und in beruhigendem Gefühl, daß auch König Rhätus mit seinen Etruskern weiland nicht stolzer über den Maloja in's Engadein eingefahren, begannen wir die Fahrt". . . Auch der Freuden des Mahls und — nicht zu vergessen — eines gesegneten Trunks gedenkt Scheffel nach mühsamer Wanderung oder holperiger Bergfahrt gern. So auch hier. „Warmer Valteliner und eine riesige Lachsforelle im Gasthof (zu Jlanz) versöhnten mit den Mühen der Fahrt, und mit geschichtlicher Hochachtung wurde auf das Wohl unsres Fuhrmanns ein Glas gelehrt. Wenn die Welt

draußen schon mit Eisenbahnen vollständig umsponnen ist, dann kommt vielleicht die Zeit, wo von Ilanz nach Trons und der Oberalp hin eine Poststraße angelegt wird, und Wanderer nach uns schauen dort den letzten Postillon mit denselben Gefühlen an, wie wir den alten Antony." Wem von Scheffel's Verehrern fällt bei dieser Gedankenwendung nicht das Gedicht „Der letzte Postillon" im „Gaudeamus" ein, in welchem der Dichter mit Seherauge den Geist desselben Umgang halten sieht und sein Klagelied vernimmt, das den Untergang der alten Zeit betrauert:

„O Zeit des Paßgangs und des Trabs,
Des Trinkgelds und des Trunks,
Des Poststalls und des Wanderstabs,
Des idealen Schwungs."

Echte „Gaudeamus"-Stimmung weht uns gar aus folgender Schilderung an, die eine Episode in der Besteigung des Roseggiogletschers (Brief V) bildet. „Ein guter Deutscher aber darf, auch wenn er 8000 Fuß über dem Meere seinen Wein trinkt, den Charakter tiefer Innerlichkeit nicht verleugnen; hat ja selbst der Verfasser der Wanderblätter aus dem Orient auf König Schufus Pyramide oben Hieroglyphen und Göttersagen vergessen, dagegen mit innerer Weihe seine Flasche Marsala geleert und ein helles Lied in die Wüste hinaus gesungen. Wir sahen uns deshalb veranlaßt, mit den ehrwürdigen Berghäuptern ringsum nähere Beziehungen anzuknüpfen und tranken dem Bernina und Agaglocks sowie dem Piz Mortèl, in Anerkennung ihrer hohen Verdienste jeweils einen guten Schluck Valteliner vor, und tief unten in den Gletscherspalten krachte und dröhnte es, als wenn die Eiswelt wohl damit zufrieden wäre, daß zwei deutsche Wanderer vom Rhein in engadeinischer Pietät ihrer gedachten. Es mag auch wohl eine Zeitlang dauern bis ihnen da oben wieder eins vorgetrunken wird . . . ."

Musse zum Ausarbeiten dieser „Reisebilder" fand Scheffel

nach der Heimkehr nicht nur im stillen Karlsruhe, sondern auch in seinem geliebten Heidelberg. Natürlich zog's ihn zu den Genossen fröhlicher Reisetage und das gemeinsame Vorhaben, die empfangenen Eindrücke in der „Allgemeinen Zeitung" zu schildern, war ein triftiger, auch den Eltern gegenüber entscheidender Grund, einen Theil der freien Zeit bis zum Antritt einer neuen Amtsstellung besuchsweise in Heidelberg zu verbringen. Nicht nur die Mutter, auch der Vater war stolz darauf, seinen Joseph unter so angesehener Kameradschaft seine literarischen Sporen verdienen zu sehen. Erst am 2. Dezember reichte dieser bei dem Hofgericht Bruchsal das Bittgesuch zur Sekretariatspraxis an demselben ein, welches, da es von dem Hofgerichts-Präsidenten, dem ihm und seiner Familie wohlgesinnten früheren Minister Bekk, empfohlen wurde, schnell genehmigt ward, so daß schon am 9. Dezember sein Eintritt in die neue Stelle erfolgen konnte. Zuvor aber hatte er zu Heidelberg im „Engeren" wiederum gar übermüthig-lustige Stunden verlebt. Angefüllt mit den Eindrücken der Reise und neuen interessanten Gesprächsstoffen, entfalteten die beiden Engadiner im Kreise der verständnißvollen Freunde ihre Unterhaltungsgabe in der anregendsten, fröhlichsten Weise. Und die Schlußstrophe aus Scheffel's Wanderlied, das einen stürmischen Tag im Revier des Piz Bernina schildert, „Alpenstraße", mag schon damals frohen Wiederhall in diesem Kreise gefunden haben, das durstige:

„Wär' nicht ein Trost im Thal Valtlin, genannt der Valteliner,
Ich schimpfte auf das Engadin und auf die Engadiner!"

In diesen Tagen kam das innige Freundschaftsverhältniß zwischen Schmezer und Scheffel zu jener Blüthe, welcher der anakreontische Liederschatz der Deutschen so schöne Früchte zu danken hat. Scheffel war es auch, dessen Einfluß es gelang, eine damals eingetretene Spannung zwischen Schmezer und Häusser zu beseitigen. In jenem Winter 1851/52 hielt der freisinnige lebenslustige Pfarrherr der von Heidelberg eine Stunde neckaraufwärts ansässigen evangelischen Dorfgemeinde Ziegelhausen

den wie es scheint ersten Cyklus jener Vorträge über den Stand der Astronomie und anderer naturwissenschaftlichen Disciplinen, welche er von da ab mehrere Jahre hintereinander während der Winterzeit theils vor dem engeren Kreise im „Holländischen Hof", theils vor einem gewählten Publikum beiderlei Geschlechts im Heidelberger „Museum" gehalten hat und welche für uns besondere Bedeutung haben, weil in ihnen Scheffel, soweit er deren Zuhörer war, die Anregung zu seinen „naturwissenschaftlichen" Liedern vom „Granit", vom „Komet", vom „Ichthyosaurus", vom „Basalt" 2c. empfangen hat. Wer sich diesen Pfarrer von Ziegelhausen leeren Gerüchten nach nur als einen für seinen Stand übermäßig kneiplustigen Zechkumpanen vorstellt, welcher wie am Sonntage Responsorien, in der Woche übermüthige Kneiplieder mit gleicher Hingebung sang, macht sich einen sehr einseitig-falschen Begriff von dieser genialen Persönlichkeit. Daß er als simpler Landpfarrer vor einem erlesenen Publikum einer Universitätsstadt mit glänzendem Erfolge Vorträge über die Resultate moderner Naturforschung zu halten vermochte und zu halten sich gedrungen fühlte, ist gewiß ein größeres Phänomen als die Trink- und Singfertigkeit der Kehle dieses geistlichen Herrn. Auch um seiner selbst willen verdient er die eingehendere Würdigung, welche der Biograph Scheffel's ihm schuldet.

Pfarrer Christoph Schmezer stand damals noch in der Blüthe kräftigen Mannesalters, war aber doch um so viel älter als Scheffel, daß er hätte können dessen Vater sein. Er war fränkischen Stammes und am 29. April 1800 zu Wertheim am Main geboren. Studirt hatte er 1820—23 in Halle und Heidelberg; von besonderem Einfluß auf ihn waren namentlich Daub und Paulus gewesen, von denen letzterer sich bekanntlich durch seine natürliche Erklärung der Wunder Jesu einen Namen gemacht hat. Wie dieser gehörte er der rationalistischen Richtung an, der er bis an sein Ende treu blieb. Namentlich zu Halle war er ein eifriger Burschen-

schafter gewesen, als humorvoller Redner und Sänger unter seinen Commilitonen hervorragend. Sein Examen machte er als Badenser unter J. P. Hebel, der damals Prälat war. In den Jahren 1830—39 war er dann Pfarrer in Baden-Baden und von 1840—75 in Ziegelhausen. Dem reaktionären Kirchenregiment, welches schon vor dem Hereinbrechen der politischen Reaktion das liberale abgelöst, war er ein Dorn im Auge und so ließ man ihn — trotz seiner eminenten Begabung — auf seiner kleinen ländlichen Pfarre, wo es ihm jedoch, Dank der Nähe Heidelbergs, ganz vortrefflich behagte. Schon als Student hatte sich in ihm ein reges Interesse für die Naturwissenschaft, vor allem die Astronomie geregt; er hatte sich einen reichen Schatz exakter Kenntnisse auf diesem Gebiete erworben, welche er schon wiederholt als Redner und Schriftsteller verwerthet hatte, ehe er in Heidelberg mit dem Unternehmen hervortrat, einen Cyklus populärer Vorträge — zunächst über Astronomie — zu eröffnen. Unter dem Titel „Die Himmelsräume und ihre Welten" erschien dieser erste größere Cyklus von Vorträgen im Jahre darauf als Buch (Heidelberg, J. C. B. Mohr), geschmückt mit sieben Steindrucktafeln, welche nach Zeichnungen hergestellt waren, die vom Pfarrer selbst herrührten und ihm beim Vortrag zur Erläuterung gedient hatten. In der vom September 1852 datirten Vorrede giebt Schmezer ausdrücklich an, daß er in dem Buch eine Reihe von Vorträgen, die er im Laufe des vergangenen Winters in Heidelberg gehalten habe, dem größeren Publikum vorlege. Die Lektüre dieser noch heute schätzenswerthen populären Himmelskunde lehrt uns den Verfasser kennen als einen klarblickenden und redegewandten Forscher, der für den Wunderbau des Weltalls ebenso exaktes Verständniß wie begeisterungsvolle Bewunderung hatte, und lehrt uns begreifen, wie dieser Redner auch ein anspruchsvolles Publikum, wie die Freunde aus dem „Engern" es waren, zu befriedigen und zu fesseln gewußt hat. Daß Schmezer mit

diesem Ernst für die Wissenschaft eine unbeschränkte Empfänglichkeit für alle Art von Humor verband, machte ihn zu einem so geschätzten Kameraden in diesem Kreis. Seine Spezialität war der melodramatische Vortrag humoristischer Gedichte und Lieder. Wie sein Bruder, das langjährige Mitglied der Braunschweiger Oper, war er im Besitze einer Stimme von seltener Kraft und Fülle und nicht nur seine Kenntniß der humoristischen Musikliteratur, sondern auch eigene Begabung setzten ihn in den Stand, für neue Texte dieser Art charakteristische und wirksame Melodien zu erfinden oder wenigstens zu finden. Eines seiner Hauptstücke, ehe die Lieder Scheffel's ihm bekannt und seine Lieblinge wurden, war der Vortrag des Mühler'schen „Grad aus dem Wirthshaus komm' ich heraus", das er um mehrere äußerst drastische Verse bereichert hatte. „Das mußte man hören und sehen; ich glaub', selbst der gestrenge Minister von Mühler, der bekanntlich von seiner Jugendlyrik nichts mehr wissen wollte, hätte seine Freude an diesem Bruder in Christo gehabt", schreibt mir einer der wenigen noch am Leben befindlichen Mitglieder dieses Kreises (H. Schleuning). Damals, so scheint es, machte Scheffel diesem humorvollen Interpreten seiner bis dahin entstandenen Lieder das Album zum Geschenk, in welchem er eine Auswahl dieser letzteren und andere von Schmezers Lieblingsliedern eingetragen hatte, welches dessen Sohn, Herr Gymnasialprofessor Schmezer in Mannheim, heute als kostbares Vermächtniß hütet; das Ganze schmückt eine humoristische Zeichnung, zu welcher dem Dichter das genannte Mühler'sche Lied das Thema geboten hatte. Da Scheffel's Lied vom „armen Kometen" — welches nach dem alten Häsulein-Liede gebildet ist — lauter Motive verwerthet, die in Schmezer's Vorträgen über dieses Thema im ersten Cyklus vorgekommen waren, so ist es wahrscheinlich, daß dieses das erste der „naturwissenschaftlichen" seiner Lieder ist. — Schmezer war von mittlerer Statur, sein bartloses geistreiches Antlitz erhielt durch eine energische Nase und ein ebenso

energisches Kinn ein kräftiges Profil; über mimische Ausdrucksfähigkeit verfügte er besser als gar mancher Schauspieler. Scheffel hat in seinen späteren Liedern wiederholt diesen Freund verherrlicht; am treusten wohl in jenen Zeilen im „Pumpus von Perusia", wo er als „Augur von Tegulinum" (d. i. Ziegelhausen) vorgeführt wird:

„Weisheit entströmt bedachtsam zechender Männer Mund,
Zumal an jenem obern, linnenweißen Tisch,
Wo Tegulinums Augur, später Mitternacht
Trotz bietend, ausharrt, einer ehernen Säule gleich,
Und sternenkundig vorsingt in dem Rundgesang."

Als aber der geliebte Freund am 5. November 1873 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum bei rüstiger Gesundheit begehen konnte, da dichtete Scheffel auf ihn ein Festlied, das mit unverschleierter schlichter Herzlichkeit seine Bedeutung kennzeichnet, wie der 3. und 4. Vers hier beweisen mögen:

„Begann des langen Winters Nacht
Durch's Nekkarthal zu dunkeln,
Sah oft der Schiffer durch die Nacht
Des Pfarrhofs Lämplein funkeln:
Er war's, der einsam übersaß,
Den Kosmos zu erlernen,
Und was er nicht in Büchern las,
Das las er in den Sternen!

„Doch Frühlings, wenn das Maikraut blüht,
Da ging er zu den Sängern
Und sang manch' lustig pfälzisch Lied
Zu Heidelberg im Engern.
Zum Krittler, dem's zu lustig war,
Sprach er: „Was Kritisiren?
Ich werd' ja doch einst Jubilar,
Drum laßt mich jubiliren!"

In fast noch innigeren Verkehr trat Scheffel in jener Zeit, die er zwischen Karlsruhe, Heidelberg und Bruchsal theilte, zu einem dritten Mitgliede des Kreises, den Privatdozenten für

„Rechtsphilosophie" Dr. **Ludwig Knapp**. Beide standen sich im „Engern" nicht nur dem Alter nach am nächsten — Knapp war am 20. Februar 1821 zu Darmstadt geboren — sie hatten auch im Wesen und Erleben viel Gemeinsames. Auch Knapp hatte den Amtsgeschäften eines jungen Staatsbeamten und der hergebrachten Rechtsprechung damaliger Zeit keine Sympathie abgewinnen können, und was in Scheffel gährend zum Entschluß reifte, das lag bereits vollzogen hinter Knapp, er hatte im Jahre 1848 als hessischer Accessist in Darmstadt den Dienst quittirt. Er war darauf in Heidelberg Privatdozent in der juristischen Fakultät geworden mit der Absicht, die Wissenschaft vom Recht in ihrer philosophischen Reinheit darzustellen. Vorher, schon als Student in Gießen und Heidelberg, namentlich aber während der Accessistenzeit in Darmstadt, hatte er sich als Dichter versucht, worin er durch die anregende Theilnahme, die er im gastlichen Hause des Arztes Minnigerode fand, bestärkt wurde. Die Familie gehörte zu den Trägern der damals in Darmstadt herrschenden schöngeistigen Bildung, namentlich gab die junge Frau darin den Ton an, deren Wesen als ein „hochgespanntes" geschildert wird, und die bald nach dem Tode des Arztes die Gattin Knapp's wurde. „Neben vielen lyrischen Versuchen, heißt es in einem biographischen Aufsatz über ihn (von Bolin), von denen eine Auswahl nachmals unter dem Titel „Heidenlieder" im Druck erschien, beschäftigte ihn auch ein Drama, Joseph II., welches Fragment blieb und nicht veröffentlicht wurde. Beide Leistungen, namentlich die letztere, legen das Zeugniß ab, daß die Begabung keineswegs hinreichte, um mit durchschlagendem Erfolge eine Zukunft als Dichter zu begründen." Sein Talent war denn auch von Grund aus ein philosophisches und durch ein späteres Werk dieser Art hat er sich als Denker von ursprünglicher Kraft in seiner vollen Eigenart offenbart. Die Erkenntniß derselben hatte ihn zu der Habilitation als Privatdozent in Heidelberg veranlaßt. Als Student war er ein

flotter Corpsbursche gewesen und aus dieser Zeit hatte er in's reifere Leben einen Hang zu geselliger Gemeinschaft mit geistig regen Genossen und allerlei Cavaliersbedürfnisse mithinübergenommen; wie er beispielsweise ein passionirter Reiter blieb. Dazu paßte es freilich nur wenig, daß er ohne Stellung und Einkommen gerade in dieser Zeit des Berufswechsels zu jener Ehe sich entschlossen hatte. Das Vermögen seiner Frau war auch nicht bedeutend und die Vorlesungen über Rechtsphilosophie, gerichtliche Medizin und Nationalökonomie brachten so viel nicht ein. Von der Vollendung eines begonnenen wissenschaftlichen Werks wurde er durch die aus dieser Situation sich ergebenden Mißstimmungen immer auf's neue abgehalten. Häusliches Unheil trat hinzu. Bald zeigten sich bei seiner Frau die Vorboten einer unheilbaren Geisteskrankheit. Erholung und Zerstreuung wurden ihm unter diesen Sorgen immer mehr zum Bedürfniß und er fand sie, gerade entsprechend seinem genial-excentrischen Wesen, unter den Sodalen des „Engeren".

Auch auf diesen Originalmenschen hatte der Geist der Zeit tief eingewirkt und das bedeutende Werk, das er der Welt hinterlassen und welches während der Blüthezeit des „Engeren" in langsamem Wachsthum entstand, seine von Ludwig Feuerbach's Geist beeinflußte „Philosophie des Rechts" hat er selbst als einen Versuch bezeichnet, „die Grundsätze der Freiheit in einer Schrift zusammenzufügen", diesen Versuch aber als das innigste Streben seines Lebens. Dieses Werk, an welchem er damals schon arbeitete und dessen Gedankengang sich auch in seinen Gesprächen mit seinem Freunde Scheffel widerspiegelte, hat bei seinem Erscheinen wenig Anerkennung geerntet — Ludw. Feuerbach war der Einzige, der ein gewichtiges Wort zu seinen Gunsten sprach; dagegen ist es neuerdings der Gegenstand eingehender Würdigung geworden und erscheint danach berufen, noch größere Wirkungen in der Zukunft zu entfalten. Das Neue

an dem, einem keuschen edlen Denkergeist entborenen Werk war vor allem die darin auf das Recht angewandte naturwissenschaftliche Methode. „Frei, hoch und wunschlos erhebt sich die Naturwissenschaft über die Denkgläubigkeit und diese Wunschlosigkeit muß auch das Zeichen der geschichtlichen Wissenschaft werden.“ Wir müssen darauf verzichten, eine Analyse desselben zu geben, wie sie Albrecht Rau in dem Werk „Ludwig Feuerbachs Philosophie rc.“ (Leipzig 1882) geliefert hat. Hier reihen wir nur einige der Hauptsätze seiner Lehre an einander. Das Recht ordnet sein System der Sittlichkeit unter. Da das höchste Interesse der Gattung in der höchsten Summe der Einzelinteressen besteht, so folgt daraus als Prinzip für die Sittlichkeit, daß sie das Einzelinteresse, wenn es dem Gattungsinteresse widerspricht, zum Opfer verlangen muß. Die Affekte, durch welche der Einzelne zum Verstoß gegen das vorgestellte Gattungsinteresse getrieben wird bilden das Laster, die Handlungen, welche eines Andern Willen zu solchem Verstoß veranlassen, das Unrecht. Das bewußte Handeln im Gattungsinteresse unter Hintansetzung des eigenen Vortheils ist die Moral; der Zwang, den die Allgemeinheit ausübt, daß der Einzelne nicht gegen das gemeinsame Interesse handelt, ist das Recht. Die wachsende Moral der Individuen ist die Quelle, in welcher sich die Rechtssatzungen immer auf's neue reinigen und verjüngen. Das Wesen der Freiheit endlich erkennt Knapp in der Einheit des Denkens und des Rechtszwanges. Aus alledem folgt die Auffassung des Rechts im Zustand eines beständigen Entwickelungsprozesses, der mit der Entwickelung und Ausbreitung der Moral in organisch-engstem Zusammenhang steht. Daraus wieder die Thatsache, daß alle Rechtsinstitutionen geschichtlich geworden und den Gesetzen der Menschheitsentwickelung noch weiter unterworfen sind. Die höchste Blüthe seines Gedankenganges ist die Identifizirung der Liebe mit der Vernunft. Als Produkt des Glaubens erfüllt sich die Liebe in ihrer Reinheit nie: „die Liebe ist das universale Gesetz der Intelligenz und

Natur — sie ist nichts anderes als die Verwirklichung der Einheit der Gattung auf dem Wege der Gesinnung" .... Scheffel's Geist, dem Abstrakten kraft elementarer Veranlagung abgeneigt, war nicht immer bereit, dem Triebe Knapp's, die konkreten Verhältnisse des Lebens auf ihre Grundprinzipien zu prüfen, Folge zu leisten: einen vollen Zusammenklang aber fanden die Anschauungen Beider in der Verurtheilung eines Rechtssystems, dessen Grundsätze einst „auf römischem Forum" entstanden und nicht den heimischen Verhältnissen entsprossen waren. Dies ist sicher: Knapp's ätzend-scharfe Kritik bestärkte Scheffel nicht wenig in seiner Abwendung von dem eingeschlagenen Berufe. Unter dem Einfluß dieses Verkehrs schrieb er denn auch an Schwanitz, daß er im Begriff stehe, den Glauben an die Rechtswissenschaft überhaupt zu verlieren. Knapp's Werk erschien 1856, zwei Jahre vor seinem Tod, welcher ihn in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde bei so jungen Jahren ereilte; zum tiefstem Leidwesen seiner Freunde, ihm aber willkommen, denn die radikalen scharfen Aeußerungen, welche sein Buch enthielt, hatten ihn zum Gegenstand noch schärferer, ja höhnischer und hämischer Aburtheilungen werden lassen und der ohnehin durch die Krankheit seiner Frau und materielle Sorgen tief niedergedrückte Mann zeigte sich in seiner wissenschaftlichen Isolirtheit diesem Schlag nicht gewachsen. Der trotzige Lebensmuth, die genußfreudige Lebenslust, die ihm ursprünglich eigen gewesen, waren gebrochen. „Er war uns ein treuer ritterlicher Freund, eine Seele ohne Furcht und Tadel", schrieb Scheffel nach Knapp's Tod an Pfarrer Schmezer. Und in demselben Brief heißt es: „Der Engere wird auch wohl manchmal in trüber Stimmung die Gläser anklingen lassen, daß sein Prinz Carl die „nächtliche Heerschau" nicht mehr abnimmt."

Diese Anspielung bringt uns auf Knapp's gesellschaftliche Talente, die wie die von Häusser und Schmezer ganz ungewöhnliche waren. Nicht nur verfügte er ähnlich wie Scheffel

über eine fast universelle literarhistorische Bildung — Professor Dilthey am Darmstädter Gymnasium war in dieser Beziehung von förderndem Einfluß auf ihn gewesen —; auch besaß er nicht nur ein feingebildetes ästhetisches Urtheil und einen so hochentwickelten Sinn für Poesie, daß er ihn eine Zeit lang für ein schöpferisches Talent halten durfte: er wurde als Gesellschafter noch durch eine besondere Gabe unterstützt. Diese bestand in der virtuos ausgebildeten Fähigkeit, alle möglichen Personen täuschend nachzuahmen. Professor Friedrich Knapp in Braunschweig, ein älterer Bruder des verstorbenen Philosophen, schreibt mir darüber: „Seine ganz ungewöhnliche Gabe der geistreichen Wiedergabe der Eigenart und charakteristischen Manier bekannter Personen, in der That unübertrefflich, gab seinem gesellschaflichen Talente ein glänzendes Relief. Dies um so mehr, als dasselbe weniger dem bloßen spottenden Scherz diente, als vielmehr auch die Form war, in der er seiner Verehrung Ausdruck zu geben wußte. Er verstand das Wesen der Personen in prägnanter Darstellung gleichsam zu verdichten." Und Herr H. Schleuning in Heidelberg, auch ein Genosse dieses Kreises, dessen Hauptmitglieder übrigens nicht nur bloß Mittwochs zusammenkamen, bemerkt zu der obigen Briefstelle: „„Prinz Karl" sollte heißen „Prinz Emil". Derselbe war der geistvolle jüngste Bruder des Großherzogs Ludwig II. von Hessen. Er war mit Napoleon I. in Rußland und ward von diesem bei Leipzig mit dem Zuruf angefeuert: „en avant roi de Prusse". Sein knackender Gang und das Stockaufsetzen bei jedem Schritt, sein scharfer, gläserner Blick, den ganzen Mann wie vom Grabe erstanden, ahmte Knapp grausenerregend nach, indem er unsern Tisch langsam umschritt, während Schmezer die nächtliche Heerschau mit Kesselpaukenbegleitung vortrug."

Einen weiteren Beitrag zur Charakteristik Knapp's verdanke ich einem seiner ältesten Freunde, seinem Landsmann Otto Müller, dem Verfasser des Romans, „Der Professor von Heidelberg".

Derselbe schreibt über ihn: „Er war das Muster einer gradsinnigen noblen Natur, dabei zuweilen parador bis zum Erzeß und unglücklich wie Hiob. Es wetterleuchtete beständig in seinem Hirn von genialen Plänen und Ideen; er verstieg sich bis zu den höchsten Sprossen der Gedankenwelt, aber auf einmal saß er wieder ganz gemüthlich bei seinem Schoppen „Kutscher“ und konnte mit einem Eckensteher oder Karrenschieber tiefsinnig über seinen arabischen Hengst plaudern, den er auf dem Stuttgarter Pferdemarkt um 19 Gulden 40 Kr. gekauft habe. Unterwegs sei ihm das edle Thier plötzlich katholisch geworden und bei einem Muttergottesbild bei Mannheim in die Kniee gefallen. Wenn er auf solche Pferdegeschichten zu sprechen kam, standen oft zwanzig Gäste um unsern Tisch (1854 zu Heidelberg) und hörten staunend die Wundergeschichten an. Er war der würdige Neffe seines Onkels, des Forstmeisters Louis in Eulbach; ich habe beiden ein kleines Denkmal in dem „Helm von Cannä“ zu setzen versucht. Auf Scheffel wirkte Knapp's Umgang geradezu elektrisirend.“ Knapp war es wohl auch, dessen standhafter Kampf mit materiellen Sorgen und dessen humoristische Art, sie von sich abzuweisen, Scheffel gelegentlich veranlaßten, auch die Kunst des Helden Pumpus von Perusia und das Thema der Manichäerstücke in den Bereich seiner Zechlyrik zu ziehen. Die bei weitem günstigere Position, die ihm selber in dieser Hinsicht beschieden war, hatten ihm persönliche Erfahrungen auf dem Gebiete erspart.

In Gesellschaft dieser beiden Originalmenschen, Häusser's und noch einer bunten Schaar anderer geistig hochbegabter Vertreter der verschiedensten Wissenschaften schlug sich Scheffel die trüben Gedanken aus dem Sinn, welche in dem Gefühl, einem verfehlten Beruf zu leben, wurzelten. Den außerordentlichen Reiz eines ungezwungenen heiteren Verkehrs unter Männern, die so frei über reiche Schätze des Wissens verfügen, daß ihnen die ungezwungene Erörterung ernster geistiger

Fragen wieder zur Quelle der Lust und des Genusses wird, empfand Scheffel nach der Vereinsamung, die er in dieser Beziehung in Säckingen erfahren, in gesteigertem Maße. Ihm war ja der „Genius Loci Heidelbergs", der „Scherz, Humor und heitere Träume zum Wissensernst der alten Musenstadt fügt", zudem auch schon in der Studentenzeit zum Genius seiner eigenen selbstständigen Regungen als Poet geworden. Lieder eines „fahrenden Schülers" hatte er diese Versuche genannt und das Gefühl — wie die Sänger der „Vagantenlieder" im Mittelalter — ein „fahrender Schüler" zu sein, der unruhig in der Welt umhergewirbelt wird, allzeit bereit, in froher Menschen Mitte dem Frohsinn ein Loblied zu singen, hatte sich in seiner Seele seitdem immer tiefer festgesetzt. „Und ich bin immer noch derselbe fahrende Schüler, ohne Ruhe, ohne Stellung, mit unbefriedigtem Drang in's Weite", dies bereits citirte Wort ist dafür außerordentlich bezeichnend. Seine germanistischen Studien, sein Lesen in den alten Heldensagen, denen fahrende Spielleute ihre jetzige Gestalt gegeben, in den duftigen Liedersträußen, die Minnesang's Frühling der Welt hinterlassen, all das wirkte in aller Stille dahin, ein romantisch-verklärtes Ideal des fahrenden Künstlerthums, wie es der Cultur einer früheren Zeit unserer deutschen Geschichte eigen war, in dieser Stimmungswelt heranzubilden. War doch nach seinem eigenen Bekenntniß (Brief an Knapp im April 1857) sein Geist von jener Art, „welche jede Abstraktion in einen bildlichen Eindruck verwandelt". Wenn er jetzt die 1848 von Schmeller herausgegebenen lateinischen und deutschen Vagantenlieder, die nach dem Fundort der Handschrift (Benediktbeuern) Carmina burana benannt sind, mit wachsender Vorliebe studirte, so daß sie ihm weiterhin zum Lieblingsbuch wurden, so vernahm sein Ohr nicht bloß diese theils übermüthig-kecken, theils tiefempfundenen Gesänge mit dem Ausdruck des vollen Lebens, sondern sein geistig Auge sah auch die jugendlichen, wagehalsigen Gestalten, auf deren Lippen

solche Weisen zuerst erklangen. Wenn er dort einen so hochgemuthen Spruch las wie den von Jugendkraft erschwellenden:

> „Were diu werlt alle min
> von deme mere unze an den Rin,
> des wolt ih mih darben,
> daz diu chünegin von Engellant
> lege an minen armen“ —

so stellte sich ihm ein Bild dar ähnlich dem, wie er es bald danach in das 2. Stück seines Trompetersangs einfügte: das verwegene Ständchen des fahrenden Scholaren Werner Kirchhof, das dieser zu der Kurfürstin Eleonore auf dem Schloßbalkon emporschmettert. Was ihm im besonderen diese Goliardenpoesie so sympathisch machte, hat er selbst später in der Anmerkung 44 zu „Fahrender Leute Psalterium“ in „Frau Aventiure“ hervorgehoben: „die auf klassische Bildung ruhende üppige Lebensheiterkeit und eine die Gebrechen der Berufsstände, besonders ihres eigenen, . . . scharf geiselnde Satire“. Wenn er dort von den „Fahrenden“ sagt: „sie ahmten in drolligen Schriftstücken den erzbischöflichen Curialstil nach“, so bezeichnet er damit ein Symptom seiner eigenen Verwandtschaft mit ihnen, wie seine eigenen drolligen Schriftstücke, die den amtlichen Curialstil verspotteten, beweisen. Und in diese Stimmungswelt, die ein organischer Theil seines Seelenlebens ward und aus der ab und zu jene prächtigen Wanderlieder hervorkeimten, die im Tone eines fahrenden Schülers gesungen sind, mischten sich im Gespräch mit den Freunden auch die heiteren Erinnerungen, die der Aufenthalt in Säckingen in seiner Seele zurückgelassen. Da erzählte er in seiner dialektisch gefärbten, urfrischen Weise von den Freunden und Verhältnissen, die er in der entlegenen Waldstadt zurückgelassen, von den starkknochigen Hauensteinern im Hotzenwald, von dem „füürigen Alexander“ mit seinem

Wahlspruch „Gsoffe mueß doch sy" und der Name des Einöd-Wirthshauses auf dem todten Bühl „Zum dürren Ast" trug ihm den Ehrennamen des „fahrenden Schülers Josephus vom dürren Ast" ein, der im Jahre darauf in den „Meister" dieses Namens umgewandelt wurde. Der Schluß der Vorrede zum Trompeter spielt auf diesen Namen an und auch in den Engadiner Briefen klang die Beziehung auf in dem Citat aus dem alten Volkslied von dem abgewiesenen Buhlen: „Geh Du nur immer hin wo Du gewesen hast und binde Deinen Gaul an einen dürren Ast."

Wir haben allen Grund anzunehmen, daß er es selbst war, der sich jenen Namen gab und daß weit mehr als jenes Gasthaus im Hotzenwald dies Volkslied mit seinem höhnischen Schluß hierzu den Anlaß bot. Jenes Herzensverhältniß, dessen wir am Schlusse unseres die Studienzeit Scheffel's schildernden Kapitels Erwähnung gethan, hatte offenbar inzwischen eine Wendung zum Schlimmen genommen. Was die beiden jugendlichen Herzen entfremdete, entzieht sich der Oeffentlichkeit; es scheint, daß Scheffel, dessen Wesen keinen Blutstropfen vom schmachtenden Seladon hatte, mit Beweisen seiner dauernden Neigung zu zurückhaltend war, um im Herzen des willensstarken Mädchens das Vertrauen in seine Beständigkeit lebendig zu erhalten. Wie das so oft in ähnlichen Verhältnissen geht, wo ein heiratsreifes Mädchen sich zu einem noch mitten in seiner Entwickelung begriffenen Jüngling hingezogen fühlt, so vollzog es das Schicksal auch hier. Das Mädchen gab den säumigen Freier auf und der Jüngling fühlte erst im Verlust die volle Kraft seiner Neigung. Die Base heiratete am 10. August 1852 einen jungen Fabrikanten, Namens Mackenrodt, der damals die große Zeller Porzellanfabrik als Reisender vertrat und nach der Hochzeit dann selbst eine Fabrik in Emmendingen gründete. Scheffel seinerseits, ein Stimmungsmensch durch und durch, über welchen die Eindrücke des Augenblicks eine große Macht hatten, und der instinktiv fühlte, daß sein Lebensweg noch manche

Windung vorhabe, ehe der „fahrende Schüler“ im Hafen einer eigenen Häuslichkeit und ehelichen Glücks werde münden können, hatte offenbar seinerseits jene lyrische Zuneigung empfunden, welche mehr zum Träumen als zum entschiedenen Handeln als Freier drängt. Von der Tiefe und Schönheit dieser lyrischen Träume ist sein „Trompeter“ das unvergängliche Zeugniß. Wie tief aber dieses Erlebniß schmerzliches Gedenken in seiner Seele zurückließ, wird jeder Leser leicht ermessen, wenn er erfährt, daß das düstere Gedicht „Der Irregang“ in „Frau Aventiure“ von Scheffel später auf einer Wanderung von Zell am Fahrenbach, wo die Hochzeit der Cousine stattgefunden hatte, durchs beschneite Kinzigthal gedichtet worden ist. Bereits in jenen Herbsttagen des Jahres 1851 nun scheint Scheffel eine Ablehnung zu verwinden gehabt zu haben. Im Kreise fröhlicher Gesellen, denen er doch nicht nahe genug stand, um sie zu Vertrauten zu machen, wie er denn überhaupt in intimeren Empfindungssachen außerordentlich zurückhaltend und verschwiegen war, hatte er wohl den Muth gefunden, sich, ihnen unbewußt, in der angedeuteten Weise als Ritter vom dürren Ast selbst zu ironisiren; als er dann aber mitten im Winter nach Bruchsal zu neuer Amtsthätigkeit übersiedelte, als er sich hier auf einmal von allem fröhlichen Verkehr abgeschnitten sah und die schlimme Melancholie wieder Herrschaft über ihn gewann, da kam's mit Wehmuth und Sehnsucht über ihn, da schlich sich eine Anspielung auf sein Innenleben sogar in eine humoristische Klagepistel an die Freunde im „Engeren“. Und unter dem Einfluß dieser Stimmung dürfte die Sehnsucht nach der Stätte seiner lichtesten Jugendträume und heitersten Lebensstunden, nach Heidelberg, jene weichen vollen Gefühlstöne gefunden haben, die das wundersam innige Lied auf Altheidelberg durchschwellen, jenes Lied, in dem er den Musensitz am Neckar mit einer Braut vergleicht . . . „es klingt wie junges Lieben Dein Name mir so traut.“ Mir wenigstens will es unzweifelhaft erscheinen, daß die Strophe:

„Und stechen mich die Dornen,
Und wird mir's drauß zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' in's Neckarthal" . . .

damals entstanden ist, als er nach einem vierteljährigen Aufenthalt in Bruchsal an den Freund Schwanitz in Eisenach schrieb: „In mir hat sich allmählig ein Gefühl unendlichen Ekels angesetzt, das noch einmal zu irgend einer Explosion kommen wird und leider hab' ich sogar den Humor verloren, der sonst als grüne Pflanze („Mauerpfeffer, sedum acre") aus den Trümmern abgelebter Zeiten hervorsproßte . . . Bruchsal ist eine langweilige Seestadt — und Sekretär am Hofgericht ist eine langweilige sociale Position. Die ganze lebensfrische Anschauung der Dinge wird durch dieses ewige Aktenlesen, — durch diese Handtierung mit Tinte und Feder demoralisirt. Ich halt's nicht mehr lange aus und bin schier im Begriff, meinen Glauben an die Rechtswissenschaft selber zu verlieren. Ich stehe hier ganz allein, — Niemand kennt oder versteht mich, Erfahrung und Menschenverachtung hat mich selbst schweigsam, mißtrauisch, spürnasig gemacht. — Höchstens fahr' ich einmal nach Heidelberg zu meinem Graubündner Reisegefährten, Professor Häusser, und frische mich in guten Erinnerungen ans Engadin und rhätische Alpenpracht an."

„Ich stehe ganz allein" — dies Wort an Schwanitz ist aber doch nicht ganz wörtlich zu nehmen. Einer seiner Vorgesetzten, Hofgerichtsrath Preuschen, ein auch poetisch begabter Mann und Verfasser einer Geschichte des Großherzogthums Baden, den Kamm als eine geniale und humoristische Persönlichkeit schildert, nahm sich des Vereinsamten an. Er mochte über das Leben im damaligen Bruchsal, in dessen Zellengefängniß einer der Führer der badischen Revolution, Otto von Corvin, schmachtete, ziemlich gleich denken wie sein junger Freund. Wer beim Durchblättern der älteren Jahrgänge der „Fliegenden Blätter" aus den vierziger und fünf-

ziger Jahren auf ein kleines griechisches π als Unterschrift stößt — es sind namentlich Handwerksburschenlieder und dergleichen — hat Zeugnisse seines liebenswürdigen Humors vor sich und wird die Seelensympathie des jüngeren und älteren Mannes erst recht begreiflich finden. Preuschen führte seinen Schützling auch in ein literarisches Kränzchen ein, das damals abwechselnd bei den Familien des Dr. Fretter, des Hofgerichtsassessors Mais, der Hofgerichtsräthe Camerer und Preuschen seine Zusammenkünfte hatte. Man las hauptsächlich die damals neuen Abhandlungen von Gervinus über Shakespeare; ein paar Mal las auch Scheffel alemannische Gedichte von Hebel vor. Das war auch der Fall am Himmelfahrtstag 1852, wo Scheffel bei Camerers im Kreise der Kränzchenmitglieder seinen Abschied beging. Am anderen Morgen trat er seine italienische Himmelfahrt an, fügt Hauptmann Klose der Mittheilung dieser Thatsachen hinzu, die für uns von besonderer Wichtigkeit durch die nun folgende weitere Angabe werden. Dieser Hofgerichtsrath Preuschen hatte nämlich zum ständigen Hausgenossen einen Kater, der den originellen und doch so bezeichnenden Namen Hiddigeigei führte und da Scheffel bereits als Knabe im Vaterhaus sich an die Gesellschaft wohlerzogener Hauskatzen gewöhnt hatte, wie uns Alberta von Freydorf in der Einleitung zu den Märchen der Frau Majorin erzählt hat, wurde der höchst intelligente Kater seines väterlichen Freunds ihm ein theilnehmender Kamerad in so mancher Stunde kontemplativen Sinnens. So ist denn auch der philosophische Kater im „Trompeter" keine phantastische Erfindung, noch weniger eine ergrübelte Nachahmung anderer literarischer Kater, sondern sammt seinem Namen direkt dem Leben entnommen. Als die Dichtung um Weihnachten des nächsten Jahres erschien, schickte Joseph seinem väterlichen Bruchsaler Freund ein Dedikations-Exemplar mit folgender Widmung:

„Herrn Hofgerichtsrath Preuschen
in Bruchsal
dem Herrn und Meister des wahren geschichtlichen Hiddigeigei."

Wer nach Kenntnißnahme dieser Thatsache die „Lieder des Katers Hiddigeigei" durchliest, wird gleich uns finden, daß auch diese Gedichte biographische Bedeutung haben, daß auch sie — gleich den „Liedern des stillen Mannes" — herausgewachsen sind aus den ureigenen Stimmungen des Dichters; besonders charakteristisch ist hierfür das 9. der Lieder mit seiner Klage über die „gemäßigte Zone".

Und noch war Scheffel keine Woche in Bruchsal gewesen, als er in der von ihm für solche Fälle besonders beliebten Form der Verspottung juristischen Aktenstils eine Epistel an den „Engeren" richtete. Der Inhalt umschreibt in launiger Weise das Geständniß, daß ihm in dem neuen Aufenthaltsort nichts übrig bleibe, als sich dem stillen Trunk zu ergeben und beweist, daß damals der Humor, den er mitgebracht, noch keineswegs auf das Trockene gerathen war. Sie lautet:

„Bruchsal, den 15. Dezember 1851.

Nr. 17. Den stillen Trunk in Südwest-Deutschland betreffend.

In Erwägung, daß die Ansicht des Literarhistorikers Gervinus, „es sei Nichts Ekler, als ein einsames Saufen" durch die Culturgeschichte und constante deutsche Praxis (opinione juris) als durchaus unbegründet wiederlegt wird, — daß vielmehr der stille Trunk zur Zeit als die letzte Verlautbarung des Weltgeistes angesehen werden muß;

In Erwägung, daß die organische Verbindung zwischen Ocean und Festland auch zu der Consequenz führt, daß auf einen Schellfisch ein paar Flaschen Rheinwein gesetzt werden, daß es jedoch im Binnenlande Seeplätze giebt, wo diese Consequenz nur von einzelnen Denkern gezogen wird, — und daß diese schon darum zum stillen Trunk schreiten müssen, weil zur Zeit Niemand mit ihnen trinkt, und im Unterlassungsfall

der allen andern vorgehende Rechtsgrundsatz „g'soffe muess doch sy" gröblich verletzt werden würde; daß ferner Bruchsal entschieden als solchen Seeplatz sich qualificirt —

In Erwägung, daß die Liebe im Allgemeinen als Illusion erscheint, und auch König Harald von der Edith Schwanenhals, wiewohl ihm selbe 3 Narben in die Schulter gebissen, sich wieder dem Zechen zugewendet, aber bei Hastings von den Normännern erschlagen worden —

In Erwägung, daß übrigens alle Geschichtsstudien vergeblich sind, indem zwar schon Tacitus die Lehre vom modernen Staatsstreich bündig entwickelt hat — Ann. I. 2.

„ubi militem donis, populum annona, (sprich: octroâ)
cunctos dulcedini otii pellexit"

und der Bürger Thiers sich dennoch abfassen ließ,

„ha' — hamm, Hammer dich émol
an dei'm verrissenen Camisol
Du schlechter Kerl —

In Erwägung, daß inzwischen auch das Murmelthier ein biederes Geschöpf ist, wiewohl es des Winters einsam in seiner Höhle sitzt und einen eigenthümlich schrillen Ton von sich giebt,

In Erwägung, daß schon mancher Anfang wegen nach 9 Uhr eingetretener Begriffsverwirrung ein schiefes End genommen und selbst der Geheime Sekretär Thußmann, der doch bereits mit der Registratur des mittelrheinischen Hofgerichts von Rastatt nach Bruchsal übersiedelte, in Verlegenheit kommen kann,

Beschluß:

1) Sei der Bürger Groos in Heidelberg um gefällige Auskunft darüber zu ersuchen, was für ein End-Erkenntniß aus diesen Entscheidungsgründen zu folgern sei.

2) Wird fürsorglich vom Erkenntniß des Bürger Groos die Berufung an den Engeren als sachverständiges Collegium und II. Instanz angezeigt.

3) Sei zu Bette zu gehen.

Caffégasse bei Notar Steinle.

Herrn Buchhändler Groos (Academische Anstalt für Literatur und Kunst) Heidelberg."

Dieser Brief hat trotz seiner spaßhaften Fassung einen biographischen Werth. Die „innere Melancholie" verläugnet sich in keiner Zeile dieses Humors. Die Anspielungen auf Thiers, die Engadiner Reise, die Säckinger Reminiscenz deuten auf einen eben erst abgebrochenen Verkehr im „Engeren" hin und die „Erwägung", daß die Liebe im Allgemeinen eine Illusion sei, erscheint uns heute, in dem aufgewiesenen Zusammenhang ebenfalls als eine verschleierte Aeußerung subjektiven Empfindens. Wer aus dem burschikosen Kneipton dieser Epistel jedoch schließen wollte, Scheffel habe in diesem Bruchsaler Interim seine Berufsgeschäfte vernachlässigt, würde ihm Unrecht thun. Karl Bartsch hat in der „Allg. Ztg." (a. a. O.) auch über diese letzte Phase des Rechtspraktikanten Scheffel einen amtlichen Bericht beigebracht, in welchem es heißt: derselbe habe „sich fortwährend durch seine Leistungen im Sekretariate, sowie durch erstattete Vorträge sowohl hinsichtlich des Fleißes als hinsichtlich des Talents und der Kenntnisse in hohem Grade wahrhaft ausgezeichnet." Es macht den Eindruck, als habe er durch gewissenhafteste Pflichterfüllung dem Vater zeigen wollen, daß es nicht Leichtsinn und Trägheit sei, was ihn zur Aufgabe der Beamtenlaufbahn drängte.

Um ihn zu diesem Entschlusse zu drängen, hatte es jetzt nur eines Anstoßes von außen bedurft, der seiner unbestimmten Sehnsucht ein festes Ziel vor's Auge stellte. Dieser Anstoß kam ihm von Rom. Dorthin war sein alter Kamerad Julius Braun von einer größeren Reise durch den Orient eben zurückgekehrt, als er gerade seinen Sekretariatsposten in Bruchsal angetreten hatte. Er hatte eben seine humoristische Jeremiade an den „Engeren" abgesandt, als er von diesem Freund ein langes Schreiben erhielt mit der Aufforderung, so bald als möglich zum gemeinsamen Aufenthalt nach Rom zu kommen. Scheffel, tief ergriffen von dieser verlockenden Aussicht, setzte sich sofort hin, zu folgender inhaltsvollen Antwort, welche

nur um weniges gekürzt, Braun's Wittwe, Frau Rosalie Braun-Artaria in dem bereits angezogenen Aufsatz der „Gartenlaube“ zuerst mitgetheilt hat. „ . . . Während wir in Altdeutschland herumsitzen und uns immer noch die Augen reiben, als hätten wir einen bösen Traum geträumt, hast Du Dir auf klassischem Boden die Sohlen abgelaufen, manchen scharfen Ritt durch die Wüste und die ausgebrannten Steinberge Kleinasiens gemacht und vom Steuer Deines Schiffes hinaus in's blaue Meer des griechischen Archipels geschaut, und nun ruhst Du im alten Rom und rekapitulirst hinter dem Vater Herodot, der vor grauen Jahren desselbigen Weges gefahren, Deine Reisebilder.

„Lieber Langer, wem das zu Theil geworden, der darf wieder manchen schlechten Tabak in Deutschland rauchen, er hat immer was Erkleckliches voraus . . . Ich hab im rauhen Schwarzwald oben in Säkkingen und auch zu Herrischried, wo ich im Ochsen und sonst mir manchen guten Freund erworben, gar oft meine Gedanken zu Dir fliegen lassen und die schmutzigen Wände meiner Amtskanzlei kamen mir immer grün vor, und meine Hauensteiner wurden vom jungen Ambtmâ, immer viel glimpflicher behandelt, wenn ich ein Wanderblatt aus Italien oder aus dem Orient zu Gesicht bekommen hatte . . .

„ . . . Langer! Dein gestriger Brief hat mir in's Herz geschnitten. Hättest Du vier Wochen früher geschrieben, so wäre jetzt mein Bündel geschnürt, und ich käme zu Dir über die Alpen, bräche in Rom bei Dir ein und sagte: Mensch, hauche mich an mit Deinem Odem, auf daß ich des Tintenschreibens erlöst werde. Um Neujahr wollt' ich fort, da kam der Louis Napoleon mit seinem Staatsstreich, und wiewohl mich's herzlich gefreut hat, daß der kleine Thiers auch einmal mit jenem keltischen Gesang: „Ha' — ham' — hammer Dich emol 2c.“ abgefaßt und nach Ham in Schatten gesetzt wurde, so schien mir die Landstraße doch zu kritisch, um jetzt darauf zu wandern. Von Dir hatt' ich auch keine Nachricht, dachte, Du führst von Konstantinopel donauwärts heim.

„Um ein paar Monate nützlich zu arbeiten, laß ich mich von Bruchsal an's Hofgericht verschreiben und wie ich kaum ein paar Tage hier sitze, kommt Dein Brief; ‚Rathe, wo sind wir jetzt?‘ habe ich mich gefragt, den Brief in der Hand und die Gluth des Orients im Sinn. Auf meinem Sekretariat, wo die Gipfel des Zuchthauses zum Fenster hereinwinken und der alte Sekretär Sch . . . ., der bereits 50 Jahre im Amt ist und nur noch im Kanzleistil denkt und ein Gesicht hat wie ein Schellfisch und vor lauter Dekreten und Urtheilen die Liebe vergessen hat, so daß er sie jetzt — zu spät — nur seinem Hund Pfefferle zuwenden kann — und um mich herum seinen Tabak schnupft — da sind wir jetzt! Daß ich's nicht lange aushalten werde, begreifst Du. Leer, unbefriedigt fahre ich schon lange in der Welt herum. In Karlsruhe bin ich oft stundenlang vor den Gypsabgüssen gestanden, am Donnerstag hab ich der Frau Venus von Melos meinen Besuch gemacht, am Samstag der kleinen Büste der Sappho oder der schleierduftigen Berliner Muse — ich muß mich an der plastischen Schönheit antiker Welt und südlicher Natur erlaben, sonst verbeißt sich alle Sehnsucht nach innen und ich bin im Stande und schreib meinen Hofgerichtsräthen einmal wahnsinnige Entscheidungsgründe zu einem weisen Urtheil. Schreib mir deßhalb, ob Du den Sommer noch in Rom bleibst . . . Ich wollte oft, ich hätte nie ein corpus juris gesehen und w ä r e i n M ü n c h e n M a l e r g e w o r d e n . . .“

Wäre uns auch ein Einblick in Scheffels Briefe gestattet, die er in der diesem verhängnißvollen Dezembertag folgenden Zeit an seine Mutter und Schwester aus Bruchsal gerichtet hat, so würden sie bestätigen, was sich aus diesen Voraussetzungen und dem Thatsächlichen, was uns Zeugen jener Zeit berichtet, klar ergiebt. Als er Anfangs Oktober nach Karlsruhe kam, hatte er von seiner Reise durch's Engadin wie aus dem Schwarzwald viele Skizzenblätter heimgebracht, die nicht nur

den Beifall der Seinigen, sondern auch den der im Hause der Eltern verkehrenden Künstler gefunden hatten. Man war einig gewesen, daß hier sich ein kräftiges Talent, dem nur die Ausbildung fehle, geäußert habe. Schon die zähe Treue gegen die von Kindesbeinen an geliebte Kunst während der bisher so unruhig verlaufen Entwickelungszeit Josephs sprach für eine besondere Begabung. Nun stand die bildende Kunst, besonders aber die Landschaftsmalerei beim Vater in hohem Ansehen. Er hatte keine Kosten gescheut, um das Talent der Tochter, das sich früher als im Sohn mit Entschiedenheit geregt, regelrecht ausbilden zu lassen, und er hatte kein Vorurtheil dagegen gehabt, daß sie sich allen Ernstes als Künstlerin entwickelte. Unter Leitung des bekannten Galleriedirektors Karl Ludwig Frommel, dessen anmuthige, duftige Weise der Landschaftsschilderung dem Mädchen sehr sympathisch war, hatte es Marie Scheffel bereits zu erfreulichen selbständigen Leistungen gebracht. Im Verkehr mit ihr, der von klein auf ein innig-zärtlicher war, und der in den Ferientagen nach der Heimkehr aus dem Engadin ein äußerst lebhafter wurde, regte sich im Bruder wieder mit Macht die schon als Lyceat empfundene Neigung, die Malerei berufsmäßig zu betreiben, jetzt in der Form der Reue, die rechte Zeit versäumt zu haben. — War es denn jetzt überhaupt zu spät? Die tiefe leidenschaftliche Sehnsucht nach Bethätigung des in ihm schlummernden Künstlerberufs, über dessen eigentliche Natur er sich — unter diesen Verhältnissen begreiflicher Weise — täuschte, deutete er als eine ermunternde Antwort auf diese Schicksalsfrage. Schwester und Mutter, von der beredten Schilderung, wie unerträglich ihm sein jetziger Beruf sei, ergriffen, ließen sich gern zu der gleichen Ansicht bekehren. Aber der Vater?

Major Scheffel ist bei Besprechung dieser Entwickelungsphase in den Nekrologen auf den Sohn stets zu kurz gekommen. Man hat ihn als Tyrannen, als allen Kunstsinns baaren

Philister geschildert. Unsere bisherige Darstellung (vgl. das erste Kapitel) hat diesen Irrthum bereits beseitigt. Hatte Scheffel die Gestaltungskraft der Phantasie von der Mutter geerbt, den stark entwickelten Sinn für Farbe und schöne Form hatte er von dem Vater. Diese konnte ruhigen Herzens in einem ihrer Märchen ein Thier mit einen Schwanz begaben, das in Wirklichkeit keinen hatte; dem Sohne mit dem starken Wirklichkeitssinn konnte so etwas nicht widerfahren. Dieser Wirklichkeitssinn stammte vom Vater und ebenso der Sinn für die konkrete Naturschönheit. Wie er früher seine Kinder in den Ferien mit auf Reisen genommen, so hatte er dem Wandertrieb des erwachsenen Sohnes bisher niemals Schranken gestellt. Auch hatte das Wesen des etwas untersetzten, aber schlank gebliebenen Mannes nichts Rauhes, und dem entsprach auch sein Aussehen. Einer seiner näheren Bekannten, Oberst Freiherr von Schilling (jetzt in Bamberg), schreibt darüber: Sein Kopf zeigte ein schönes Oval, das Profil war ein edles. Die Spuren von Blattern im Gesicht machten es nicht unschön, denn ein heiterer menschenfreundlicher Ausdruck, erhöht durch die dunkel, aber freundlich blitzenden Augen verschönten dasselbe. Sein Haupthaar blieb dunkel und dicht bis zu seinem Tode. Im sogenannten „faulen Pelz" des Museums zu Karlsruhe, einem Casino der älteren Honoratioren, war Major Scheffel wegen seiner Unterhaltungsgabe geschätzt. — Scheffel's Vater, so schreibt mir der genaueste Kenner der Scheffelschen Familienverhältnisse, Hauptmann Klose in Karlsruhe, war von feinen und eleganten Umgangsformen; Die ihn als eckig und unbeholfen geschildert haben, sind völlig falsch berichtet. Das Ritterkreuz des russischen Wladimir-Ordens, das er besaß, hatte er für gewandte Dienstleistung als Dolmetsch in den Verhandlungen russischer und französischer Militärbehörden nach dem Kriege, der Napoleon niederwarf, erhalten. Ebenso bewies er seine weltmännische Bildung bei der Rheingrenz-Regulirung; für

seine Leistungen bei dieser Arbeit wurde er zum Ritter und später zum Offizier der Ehrenlegion ernannt. Mit den französischen Offizieren jener Commission stand Hauptmann Scheffel auf dem freundschaftlichsten Fuße, ja François Immelin, Hauptmann im französischen Generalstabe, wurde in Folge dieser Beziehungen Josephs Pathe, neben dem Hausgenossen und Intimus Wilhelm Friedrich Klose, der Hauptmann im badischen Generalstab war, und dessen Gattin sowie der Großmama Krederer. So schloß Jakob Scheffel's Patriotismus die Empfänglichkeit für die Vorzüge seiner französischen Berufsgenossen ebenso wenig aus wie sein militärisches Standesbewußtsein die Freude an Kunst und Poesie ihm verkümmert hatte . . . Verständnißlos für das höhere Streben seines Sohnes war der alte Herr also keineswegs. Aber zwei Grundelemente seines Wesens standen den Vorstellungen der Seinen entgegen. Seine Hartnäckigkeit im Festhalten der einmal gefaßten Meinungen und sein Ordnungssinn. Wenn diese gereizt wurden, konnte er zornig werden. Als der Sohn, der doch als Gymnasiast unzweideutige Proben einer hervorragenden geistigen Begabung, dagegen nur mittelmäßige einer künstlerischen gegeben, als primus omnium das Lyceum verließ, hatte er es durchgesetzt, daß derselbe nicht Maler, sondern Jurist werden sollte. Jetzt wollte er sich nicht in's Unrecht gesetzt sehen. Seinem Ordnungssinn widerstrebte ohnedem die Vorstellung, der Sohn solle, nachdem er an die acht Jahre sich für die höhere Beamtenlaufbahn vorbereitet, auf der ihm doch der Weg geebnet war, plötzlich noch „umsatteln". Josephs Abschwenken zu radikalen Ansichten im tollen Jahr, seine innere Unzufriedenheit, sein unstäter Sinn hatten sein Vertrauen zu ihm erschüttert. Nicht prinzipiell gegen eine Romfahrt des Sohnes war er, das geht aus dem Brief an Braun ja deutlich hervor, aber gegen das plötzliche Abbrechen der eben erst begonnenen, ihm so wichtig erscheinenden Thätigkeit am Bruchsaler Hofgericht.

Die Zärtlichkeit der Mutter theilte diese Bedenken nicht. Sie ließ nicht ab, ihrem Gatten klar zu machen, daß es ihr Joseph schwerlich wieder so gut in Rom treffen werde wie jetzt, wo der junge Professor Braun, der gefeierte Archäologe, ihn überall einführen könne. Er müsse dem Sohn, der ja stets nur das Lob seiner Vorgesetzten geerntet — und dabei konnte sie den Präsidenten des Bruchsaler Hofgerichts Staatsrath Bekk für sich sprechen lassen — jetzt Gelegenheit geben, sein Talent zu erproben, gerade weil er es früher zu gering angeschlagen. Dann sprach für eine Reise nach Rom aber auch die Thatsache, daß der damals in dem Scheffel'schen Kreise geschätzteste Meister auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei, Ernst Willers, daselbst seinen ständigen Wohnsitz hatte. Julius Braun schrieb wohl, daß dieser bereit sei, Joseph als Schüler bei sich aufzunehmen. An Geld zur Reise fehlte es nicht; es scheint sogar, daß ein Legat der im Jahre vorher (am 20. Juli 1851) gestorbenen Großmama, deren Verlust von Allen tief betrauert wurde, dazu benutzt worden ist. Und so gelang es denn den vereinigten Anstrengungen, den Widerwillen des Vaters zu beugen und Josephs Pläne durchzusetzen.

In dem schon einmal angezogenen Brief Scheffel's an Schwanitz vom 20. Februar 1852 heißt es bereits: „Im Mai ziehe ich wahrscheinlich wieder als fahrender Schüler in die weite Welt und zwar wenn's langt, direkt zum langen Braun, der gegenwärtig von seiner Odysseusfahrt im Orient und griechischen Archipel zurück nach Rom gekehrt ist und dort seine Studien verarbeitet. Er hält den Künstlern Vorlesungen im Palazzo Simonetti, — ich wollt', ich könnt' eher heut als morgen zu ihm und auf italischem Boden einen Schluck Lethe trinken, in dem alle Erinnerungen seit 1848 ausgetilgt würden . . ." Am 7. Mai hatte er beim Hofgericht die Anzeige eingereicht, daß er, „behufs Antritts einer größeren Reise nach Italien und Frankreich unter'm 9. ds. seine seitherige Stellung als Volontär beim hohen Gerichtshof aufzugeben gedenke." Diese

Form der Urlaubserbittung wurde beanstandet und so mußte er noch eine weitere, näher begründende Eingabe an das Justizministerium richten, was am 22. Mai geschah. Er trat demnach noch nicht völlig aus dem Dienst der Justiz — er wurde nur beurlaubt. Am 27. Mai 1852 sahen ihn dann bereits die Thäler zu Füßen des Monte Rosa; hier — in Visp — zeichnete er die erste größere Skizze auf dieser für sein Leben so entscheidenden Reise. In seiner Seele aber klang's fröhlich wider von Melodien wie sie die Worte seines „Ausfahrt"-Lieds beseelen:

„Berggipfel erglühen,
Waldwipfel erblühen
Vom Lenzhauch geschwellt;
Zugvögel mit Singen
Erhebt sein Schwingen,
Ich fahr in die Welt!"

So fuhr unser Freund in die Welt des Südens . . ., um ein Maler zu werden und dabei zu entdecken, daß er ein **Dichter sei.**





VI.

Nach Rom und Capri.

„Frisches Herz und frisches Wagen
Kennt kein Grübeln, kennt kein Zagen
Und dem Muth'gen hilft das Glück."
Scheffel: „Der Trompeter von Säkkingen."





Im Mai nach Rom, ein freier junger Künstler, zu ziehen, welche idealgestimmte Seele weitete sich nicht bei solcher Vorstellung! Und nun gar nach solch düsteren Wintertagen, wie Scheffel sie hinter sich ließ: wenige mögen — wie er — aus so voller Brust beim Anblick der Siebenhügelstadt am Tiberstrom aufgejauchzt haben: Eccola Roma! Und wiederum wenige von all den tausend Künstlern, die nach Rom um dort zu lernen fuhren, mögen gleich in den ersten Tagen mit so ernstem Fleiße an die Arbeit gegangen sein wie er. Von seiner Reise brachte er Skizzen mit, bei denen ihm das gesteigerte Lebensgefühl geholfen und die ihn bei Willers günstig einführten. Dieser nahm ihn freundlich auf und da für Rom die Jahreszeit bereits vorgerückt war, so mußte der in der Technik des Malens fast noch unerfahrene Schüler die Uebungen in dieser für den Winter vertagen und sich zunächst begnügen, nach der Weisung des Meisters im Freien nach der Natur zu zeichnen.

Ernst Willers, ein geborener Oldenburger, stand damals in seinem achtundvierzigsten Jahr und auf der Höhe seiner Laufbahn. Er hatte in Dresden und München studirt, seine Meisterschaft aber erst in Italien erworben. Wie Preller schloß er sich begeistert der Richtung J. A. Koch's an, welche auch der Landschaftsmalerei das Recht, ja die Pflicht zuerkennt,

idealisirend aufzufassen und stilisirend auszuführen. Wie Preller hatte auch er einen Zug auf das Großartige, der auch ihn antrieb die historische Landschaft zu pflegen. Allgemeines Aufsehen erregte er zuerst 1838 durch eine „Ansicht der Umgebung von Olevano", ein umfangreiches, groß gedachtes Gemälde, das er in Rom ausstellte. Nach einer längeren Reise durch Griechenland, von der er einen reichen Schatz von Studien nach Rom heimbrachte, in denen die an schönen Linien reiche Landschaft, die frischen Scenen aus dem Volksleben und die trümmerreiche Architektur mit gleicher Trefflichkeit behandelt war, errang er 1845 mit einem großen Bild von Athen einen Triumph, der seinen Ruhm weit über die Alpen in alle Welt trug. Nicht minder wirkte das folgende Bild: eine sizilianische Uferlandschaft. Im Jahr darauf widmete Hermann Hettner dem vornehm eigenartigen Künstler eine besondere Schrift. In dem Nekrolog, der nach seinem am 1. Mai 1880 erfolgten Tod in der Allgem. Zeitung (Nr. 137) erschien, heißt es zu seiner Charakteristik: „Sein eigenstes Gebiet war die historische Landschaft, die er im grandiosen Sinn eines Poussin und Claude Laurrain kultivirte. Ein imposanter Ernst spricht aus seinen Waldbildern; auch in der Idylle blieb er gemessen und feierlich." In der Farbe war er zurückhaltend. Mit Vorliebe arbeitete er mit dem Kohlenstift. Ueber seine Persönlichkeit heißt es: „Der erste Eindruck bot nichts Gewinnendes und Anziehendes. Seine ernste Erscheinung mit dem schönen feingeschnittenen langbärtigen und kurzhaarigen Haupte war fesselnd und achtunggebietend; die Rede wortkarg und knurrig beinahe. Erst bei weiterer Berührung und wenn das Gefühl des Verstandenseins aus dem sonst stechenden Auge blitzte und seelenvoll aufleuchtete, dann that sich allmählich der ganze Mann auf und gewährte den Einblick in ein warmes, unendlich klares und anziehendes Gemüth".

Vieles in dieser Künstlernatur war in hohem Maße ge-

eignet, dem neuen Schüler des Meisters sympatisch zu berühren. Die historische Landschaft war ja von je das Gebiet, auf dem auch seine Phantasie sich am liebsten erging. Und der heilige Künstlerernst, der ihm hier in entsprechender Verkörperung entgegentrat, erfüllte ihn mit Verehrung. Aber doch fehlten der Kunst wie dem Wesen des Lehrers gerade diejenigen Elemente, welche für Scheffel's Kunst- und Lebensweise die maßgebenden waren, die Freude am Genrehaften und der Humor. Und für das Malen in Oel war Willers gewiß nicht zum Lehrer berufen. Dazu kam der tiefwurzelnde Heimatssinn in Scheffel; die italienische Landschaft, so sehr ihre Reize auch ihn erfreuten, blieb ihm doch eine fremde Schöne, die sein Herz nicht erglühen machen, ihn zum Nachbilden nicht im Innersten begeistern konnte. So blieb der unter des Meisters Anleitung entfaltete Fleiß ohne eigentlichen Segen. Und die Zeichnungen, welche er namentlich im Albaner- und Sabiner-Gebirge damals ausführte, zeugten zwar von recht bedeutenden Fortschritten, aber es war die Weise seines Lehrers, nicht seine eigene, die sie offenbarten. Scheffel hat später 8 Blatt seiner besten damals entstandenen Zeichnungen nach der Natur photographiren lassen und in einer Mappe unter dem Titel „Landschafts-Studien von J. V. Scheffel. Erinnerungsblätter für Freunde" vereinigt. Sie geben ein deutliches Bild der feinstilisirenden Kunst, die ihm unter Willers' Leitung in jenen Tagen zu eigen ward. Aber sie sind eben auch nicht frei von einer ängstlichen Anlehnung an die Weise des Meisters, und ermangeln eines eigenthümlichen Zugs, der an Scheffel's eigene kernig-kraftvolle Kunstweise erinnerte.

Zunächst fühlte Scheffel nur die Fortschritte und gehoben von dem Gefühl des erstarkenden Talents, angeregt durch die sich ihm in Rom und seiner malerischen Umgebung erschließende Welt großer bedeutender und wieder heiterer und lustiger Eindrücke, fühlte er sich außerordentlich glücklich.

Er war zu einer Zeit nach Rom gekommen, da alles, was Künstlerblut in den Adern hat, die durchglutete Stadt verläßt oder vielmehr schon verlassen hat, um in den Thälern und Hainen der Umgebungen Schatten und Erfrischung zu suchen. So sah ihn denn noch der Juli in Albano zum Genossen einer fröhlichen Künstlerkolonie werden, deren leitendes Oberhaupt Willers ward und welchem auch der Archäolog Julius Braun sich beigesellt hatte. Sein Quartier hatte der geistig und gesellig stets heiter erregte Kreis im Hotel de Russie; er bestand zumeist aus deutschen Malern; auch an dem sänftigenden Element edler Weiblichkeit fehlte es der künstlerisch-lebhaften Geselligkeit nicht, welche sich bei den abendlichen Symposien oder bei gemeinschaftlichen Exkursionen in die herrlichen Thäler des Albanergebirges entwickelte. Da führten der Schlesier Eduard Engerth — jetzt geadelt und Direktor der Wiener Belvedere-Gallerie — und dessen junge Gemahlin anregend das Wort; da saßen beim feurigen Vino nero zwischen dem poesiebegabten Maler Hollpein, dem humorvollen Holsteiner Lorentzen, dem Berliner Schlegel und den Karlsruhern Scheffel und Braun eine Landsmännin der letzteren Frl. Bensinger, ein Fräulein von Schulte und Frau Malvine von Backhausen. Tagsüber wurde fleißig gelandschaftert. Scheffel selbst hat sich in einer Widmung, die er damals unter eine Porträtskizze schrieb, welche einer der neuen Freunde, der Maler Engerth, von ihm zeichnete, treffend geschildert:

„So im schlichten Leinwandröcklein,
Große Mappe unter'm Arm,
Schmuck und flott als Landschaftszeichner
Sahen mich Albano's Berge,
Sah mich das Sabinerland!“

Und ähnlich verlief Scheffel's äußeres Leben dann in Olevano. Dorthin, in's Sabinergebirge, ging er Anfang September, ohne Willers, in Begleitung der genannten Landsmännin,

die gleich ihm sich zur Ausbildung ihres Talents nach Rom gewandt hatte, Frl. Amalie Bensinger. Sie trafen in der damals hochberühmten Künstlerherberge des romantischen Felsennests, dem Casino Baldi, eine so schön zusammenstimmende fröhliche Gesellschaft, daß Scheffel mit den meisten der Genossen seinen Aufenthalt hier bis zum letzten Oktober ausdehnte. Es waren meist deutsche Landsleute, die er hier fand, darunter alte gute Bekannte: vor allem sein Jugendfreund Wilhelm Klose, welcher letztere gleich ihm sich der Landschaftsmalerei gewidmet hatte und die Frankfurter Maler Otto Donner und Cäsar Metz. Hier ging es noch lustiger und ungezwungener als in Albano zu. Wie schön und heiter sich dieser Kreis das Leben zu gestalten wußte — auch ein vortreffliches Männerquartett gehörte ihm an —, hat Scheffel in seinem „Abschied von Olevano" im „Gaudeamus", den er am Schluß dieses Aufenthalts in das Künstler-Album der Casa Baldi stiftete, auf's köstlichste geschildert.

„Wohl in manche gute Herberg'
Kam ich schon auf meinen Fahrten,
Hab' an manchem guten Tropfen
Da und dort schon mich geletzet,
Stahl mir auch von schönem Mund schon
Manchen Kuß als Gotteslohn,
Aber nirgend war's so wohl, so
Waldursprünglich grundbehaglich
Wie allhier in Casa Baldi
Ob der Stadt Olevano."

Wir sind in der Lage, dies poetische Stimmungsbild durch eine Reihe lebensechter Genrescenen zu ergänzen, deren Schilderung wir verschiedenen der noch am Leben befindlichen Genossen jener schönen Tage verdanken. Voran sei eine allgemeiner gehaltene Schilderung dieses Musters idyllischen Künstlerlebens gestellt, welche den federgewandten Maler und Kunstgelehrten Otto Donner in Frankfurt a. M. zum Autor hat und eigens zur Aufnahme in dies Kapitel niedergeschrieben wurde. „In

den Monaten August und September 1852 herrschte ein ungemein lebendiges Treiben in dem Casino Baldi, dessen entzückende Lage auf einem Hügel außerhalb des Städtchens Olevano mit Recht ein großer Anziehungspunkt für alle Künstler seit langen Jahren ist. Die treffliche Verpflegung, welche man damals bei der Wittwe Ronzio genoß, trug nicht wenig dazu bei, den Zuzug der Künstler zu verstärken. Den Tag über wurde eifrig im Freien gemalt und gezeichnet und Manche kamen bis zum Abend gar nicht mehr nach Hause zurück; aber beim Abendessen fand sich stets die ganze Gesellschaft wieder zusammen und dann herrschte ein fröhlicher und ungezwungener Ton; Regina, die corpulente Wirthschafterin leistete uns meist Gesellschaft, wir Neulinge im Italienischen bemühten uns, in der Unterhaltung mit ihr unseren Wortschatz mit nicht ganz klassischen Ausdrücken zu vermehren und ihr Bruder Vincenzo begleitete unsre Lieder mit seiner Mandoline."

Maler Donner, der wie Metz und Klose bereits im August hier eingekehrt war, hatte leider das Unglück, im September vom Rückfall eines Knieleidens, das er sich früher durch Sturz zugezogen, heimgesucht zu werden. Diesem Uebel verdankt unsere Darstellung aber den Vortheil, daß er für sie als Augenzeuge die Ankunft Scheffel's in Olevano schildern konnte. Er sah die Scene mit dem Auge des Malers, woher es kommt, daß seine Erzählung uns ein lebensvolles Bild darbeut. „Mit meinem gelähmten Bein saß ich eines Abends vor dem Hause, als eine kleine Karawane meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, welche sich den Hügel hinauf gegen das Casino bewegte. Sie bestand aus einem Herrn und einer Dame, beide auf Eseln reitend, den Eseltreibern und Packeseln, und als sie vor dem Casino anhielt, gab die arg bestäubte Erscheinung der beiden Reiter deutlich zu erkennen, daß ein langer beschwerlicher Weg hinter ihnen lag. Die junge Dame war eine frisch und rosig

aussehende Blondine mit Stumpfnäschen und munteren Augen; der sie begleitende junge Mann mit kleinem Schnurrbärtchen, sonst glattem Gesicht, feingebogener Nase, auf welcher eine Brille saß, schien mir auf die Beschreibung zu passen, welche mir durch Klose von seinem Karlsruher Freunde Dr. Joseph Scheffel gemacht worden war, dessen bevorstehende Ankunft jener uns mitgetheilt hatte. Da ich nun sah, daß bei den Verhandlungen mit den Wirthsleuten wegen der Zimmer Schwierigkeiten entstanden, denn es war kein einziges Zimmer für die junge Dame mehr frei, so trat ich hinzu, um den Neuangekommenen meine Ueberzeugung auszusprechen, daß sicher einer der Herren, welche ein Zimmer für sich allein inne hatten, gerne bereit sein würde, der Dame sein Zimmer abzutreten und einstweilen in dem großen Mittelsalon zu schlafen, welcher ganz mit Betten besetzt war. Ein Wort gab das andere, wir wurden bald bekannt und blieben vor dem Hause sitzen bis nach und nach die Gesellschaft zurückkehrte. Meist sammelte sich vor dem Hause eine zahlreiche Schaar von Mädchen und Knaben der Ortschaft, welche theils als Modelle dienen, theils Mappen oder Malkasten tragen oder durch irgend eine andere Hülfsleistung sich ein Trinkgeld verdienen wollten. Auch an jenem Abend trieben sich verschiedene derselben umher, von welchen einer durch sein ungewöhnliches Kostüm die besondere Heiterkeit Scheffel's erregte und ihn zu der Frage veranlaßte: „Wer ist denn der mit dem zerrüttetem Hosensystem?“ Nun kam auch Freund Klose zurück und war so gefällig, sein Zimmer der jungen Künstlerin abzutreten, welche von dem Tage an auch ganz muthig an dem recht lebhaften Abendtisch Theil nahm. Sie war eine geborene Badenserin, deshalb, auch weil sie gemeinschaftliche Bekannte und Beziehungen hatten, sah sich Scheffel veranlaßt, sich ihrer in ritterlich-liebenswürdiger Weise anzunehmen, als er mit ihr in Albano zusammengetroffen war, wo auch sie sich aufhielt um nach der Natur zu malen.“

In Scheffel waren überhaupt ritterliche Liebenswürdigkeit, feine gesellschaftliche Bildung und natürlicher Takt in frappirender Weise gemischt mit einer naiven Freude an urwüchsiger Kraft in Rede und Thun, einem innigen Behagen an volksthümlicher Gemüthlichkeit und den freien Sitten der deutschen Kneipe. Wie er es liebte, auch in gelehrten Gesprächen seiner Rede ihre heimatlich-dialektische Färbung zu lassen, so zeigte auch sein ganzes Wesen eine ähnliche Mischung von Rauhem und Zartem auf. Die damalige Mischung von beiden Elementen gab denn auch einen gar guten Klang und der ebenso lebensheitere wie gescheute Doktor juris der hier im italienischen Süden zum Maler sich umwandeln wollte, war bald der Liebling und geistig belebende Mittelpunkt der ganzen fröhlichen Künstlerkolonie. So war es in Albano gewesen, so in Olevano. Hatte er Tagsüber noch so fleißig gezeichnet, der Abend sah ihn nie ermüdet; und wenn die Herzen über dem Berichten des am Tage Erlebten warm geworden waren, da war's als ob sein Geist nun erst recht munter würde und er war unerschöpflich im Erzählen von ernsten und heiteren Erlebnissen und Anekdoten. Und wie erzählte er! Eduard von Engerth, der, wie wir sahen, in Albano ähnlichen Symposien mit seiner jungen Frau präsidirt hatte, hat in seinen durch Karl Emil Franzos in der „Neuen Illustrirten Zeitung" (Jahrg. 1886, Nr. 31) veröffentlichten Erinnerungen ein gar anziehendes Bild von Scheffels damaligem Wesen und vor allem seiner elementaren Begabung für die mündliche Erzählung gegeben. Wir kennen den Weg, auf welchem er sie geschult hatte, die Heidelberger Alemannia und Frankonia, der Karlsruher Falstaff-Club, der Heidelberger „Engere" hatten sie reifen sehen. „Wie er früher und später war, weiß ich nicht, mir lebt Scheffel als einer der liebenswürdigsten, anregendsten Menschen, die ich je kennen gelernt, in der Erinnerung fort. Er sprach nicht blos gern und viel, sondern auch ganz ausgezeichnet in Form und Inhalt. Was hatte er nicht

Alles gesehen und studirt! Er war so ziemlich in allen Sätteln gerecht; er wußte mit den Archäologen über Alterthümer, mit uns Malern über Kunst, mit den Historikern über Geschichte, mit den Poeten über Literatur zu sprechen, zu disputiren, als ob er jedes Einzelnen spezieller Berufsgenosse wäre; nie war er um ein Factum verlegen, und sein Standpunkt war stets ein geistreicher, ja nicht selten ein ganz origineller. Aber vielleicht das Beste daran war die Art, wie er sich gab — so durchaus natürlich und anspruchslos. Der Mann war nicht geistreich, weil er es sein wollte, er sprach nicht, um Andere zu überglänzen, sondern weil es ihm Bedürfniß war, sich mitzutheilen — ein Mensch voll der reichsten Gaben, voll überschäumender Kraft, eine reine, schöne, groß angelegte, glücklich entwickelte Natur: so ist Scheffel uns Allen erschienen. Und dabei als ein harmloser, munterer, bescheidener Mensch! Er war unter uns fröhlichem Künstlervolk vielleicht der Fröhlichste, jeden Tag wie ein Fest genießend, die Arbeit sowohl, wie die Erholung. Kein Wunder, wenn uns Allen etwas fehlte, so oft „Sir Juseppe", von seinem Arbeitseifer hingerissen, zu spät oder gar nicht beim Mittagsmahle erschien."

„Gleichwohl verließ uns ihm gegenüber eine zwiespältige Empfindung nicht; wir freuten uns des prächtigen, erquicklichen Genossen und dabei mußten wir doch immer denken: „Jammerschade, wenn aus diesem ungewöhnlichen Menschen nichts weiter werden soll, als nach langen Jahren harter Arbeit ein Landschaftsmaler, wie viele Andere." Gegen die Vernünftigkeit seines Entschlusses, jetzt noch Maler zu werden, schien so ziemlich Alles zu sprechen: nicht blos, daß er Alles hatte aufgeben müssen, was er an Wissen und Arbeit für seine Zukunft angelegt; nicht blos der entschiedene Widerspruch der Eltern, von denen er materiell ganz und gar abhängig war, sondern hauptsächlich sein Alter und die geringe Stufe der künstlerischen Vorbildung, auf der er stand. Sechsundzwanzig Jahre alt, war er eben erst dazu gekommen, nach der Natur zu zeichnen,

an Pinsel und Palette durfte er noch lange nicht denken." (Ich gebe den Wortlaut des Engerth'schen Berichts; daß Scheffeln schon als Schüler und Studenten das Skizzenbuch und später auch der Farbenkasten auf seinen Wanderungen in's Freie begleitet hatte, ist früher ja hinreichend betont worden; ebenso die Unterstützung seiner Pläne durch die Mutter.) „Das war selbst bei außergewöhnlicher Begabung spät, vielleicht zu spät. Und lag hier eine solche Begabung vor? Wir konnten es nicht finden; unleugbares Talent war ja vorhanden, bei einem Dilettanten hätte man es sogar ein sehr hervorragendes Talent genannt, aber ungewöhnlich war an diesem Schüler der Kunst nicht die künstlerische Kraft, sondern nur die Begeisterung, der eherne Wille. „Ich will und muß ein Maler werden", sagte er und handelte darnach; an Fleiß und Energie übertraf ihn Niemand. Gegen welche Hindernisse er, dem seit der Knabenzeit das Landschaftszeichnen das höchste Vergnügen gewesen, es sich endlich erkämpft, seinem Drange folgen zu dürfen, erzählte er gerne, immer wieder und ohne Verbitterung; so spricht Einer, der nach harten Kämpfen einen Sieg errungen, ein Glücklicher, der auf die Zeiten des Unglücks zurückblickt. Schon der bloße Entschluß habe ihn zu einem anderen Menschen gemacht, versicherte er. Kurz — wenn je ein Künstler seiner inneren Stimme, seinem „Dämon" vertrauen durfte, so war Scheffel auf dem rechten Wege, als er unter Willers' Anleitung streng stilisirte Landschaftsstudien zeichnete." . . . „In diesen ersten Monaten hat ihn wohl kein Zweifel beirrt."

„Uns aber bedrückte derselbe. Ihm gegenüber sprachen wir dies freilich nicht aus; es hätte ihn gekränkt, und zu welchem anderen Berufe konnten wir ihm rathen?! Die praktische Juristerei widerte ihn an, zu einer Gelehrten-Laufbahn, etwa als Historiker oder Germanist, fehlte ihm wohl nicht die Vorbildung — er wußte auf beiden Gebieten so viel, wie mancher junge Dozent — aber die Neigung; auch

sahen wir ja klar, daß er eine Künstler-Natur war. Da deutete er uns selbst an, welcher Weg wohl der richtigste für ihn wäre. Nicht etwa, daß er uns von seinen dichterischen Versuchen oder Plänen gesprochen hätte. Im Gegentheil! — das war so ziemlich das Einzige in seinem Leben und Streben, worüber er niemals sprach, so daß wir monatelang keine Ahnung davon hatten, daß er schon manches Lied geschrieben und sogar hatte drucken lassen. Aber seine Erzählungsweise brachte uns darauf: das ist ja ein Dichter! Wenn wir so beim Mittag- und Abendessen beisammen saßen und er uns ein Erlebniß aus seiner Heimat, eine seltsame Gestalt oder Begebenheit aus seiner Studentenzeit oder Rechtspraxis erzählte, schon da mußten wir uns dies unwillkürlich sagen, denn wie rund kam dies Alles heraus, wie künstlerisch gefügt und abgewogen! — und noch mehr, wenn er Etwas berichtete, was Einige von uns selbst mitangesehen: eine Begegnung mit einem Betteljungen oder einem Hirten in der Campagna, eine Excursion in die Berge, das Gehaben unserer Wirthsleute u. s. w. Es war ja Alles wahr, und doch ganz anders, als wir's gesehen; wie wußte seine Phantasie abzurunden, sein Gemüth zu verklären, sein Geist zu vertiefen! Scheffel konnte mündlich erzählen, wie ich's kaum wieder von Jemand gehört habe; die einfachste, nüchternste Begebenheit wurde in seinem Munde spannend und reizvoll. Dabei sprach er unaffectirt, wie immer, und dennoch ganz anders, als sonst im Gespräch; nicht blos was den Ton der Stimme sondern auch was die Ausdrucksweise betrifft, welche durchaus eigenthümlich war und Wendungen aufwies, wie man sie sonst wohl nur schreibt, aber nie spricht." Und weiter berichtet Engerth, wie eines Abends, nachdem Scheffel wieder in seiner harmlos-lustigen Weise eine bezaubernde Probe seines Erzählertalents gegeben, seine junge Frau unwillkürlich ausgerufen habe: „Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter, warum schreiben Sie das Zeug nicht auf?" Die

Anderen stimmten lebhaft bei, ihn aber schienen diese Worte zu verstimmen, er schwieg und erwiderte dann mit gezwungenem Lachen, er sei nur ein Maler und wolle nichts Anderes sein. Gleichwohl war damit das Eis gebrochen; einige Tage später gestand er den Freunden, daß er schon seit langem Gedichte gemacht, auch wohl daran gedacht, sich ganz auf die Poesie zu werfen, doch damit sei es nichts. Engerth und die andern widersprachen lebhaft und ermunterten ihn, doch mindestens einen größeren Versuch zu machen, eine Erzählung, ein episches Gedicht zu schreiben — es sei doch ganz unmöglich, daß ihn aller Zauber seiner mündlichen Erzählungskunst verlassen werde, sofern er die Feder ansetze. „Vielleicht später einmal," erwiderte er, „wenn ich bereits ein Maler von Ruf bin. Dann schadet's nicht mehr, wenn ich ab und zu etwas schreibe. Jetzt würde es schaden, es könnte mich von dem Berufe ablenken, für den ich geboren bin."

Aber das blieb nicht sein letztes Wort schon in jenen Albaner Tagen. Die Freunde konnten bemerken, daß eine Veränderung in ihm vorging. Minder fleißig wurde er nicht, aber ernster und nachdenklicher. Nun kam es vor, daß er ganze Abende lang schwieg. Fragten sie ihn, was ihn bedrücke, so schüttelte er den Kopf; forderten sie ihn auf, doch wieder einmal etwas Hübsches zu erzählen, so lehnte er ab; ihm falle nichts mehr ein, sie hätten ihn nach dieser Richtung überschätzt u. s. w. Den wahren Grund verrieth er Engerth, als er diesem eines Tages — es war gegen Ende des Albaner Aufenthalts — bei einem Spaziergange, den sie selbander unternommen, voll Bitterkeit sagte: „Ich merke wohl, Euch Allen gefallen meine Geschichten mehr, als meine Zeichnungen. Und das thut mir sehr, sehr weh. Denn was soll Anderes aus mir werden, als ein Maler?!" — „Ein Dichter", erwiderte Engerth, „und", so erzählt er weiter, „weil ich fühlte, daß diese Stunde vielleicht von Bedeutung sein könnte für das Schicksal eines hochbegabten und meinem Herzen theuren Mannes, so hielt ich mich

in meinem Gewissen für verpflichtet, ihm nichts zu verhehlen, was ich dachte. Ich hielt ihm vor, wie spät er zum Malen kommen werde, daß er sich hier erst die Handwerksbehelfe aneignen müsse, ehe er an künstlerische Thätigkeit denken dürfe. Für die Dichtkunst bringe er sein Geschick des Ausdrucks, seine hohe Bildung, seinen feinen Geschmack mit. Er hörte mich blaß und stumm an, dann nickte er mir schweigend einen Gruß zu und verließ mich. Von da ab vermied er es einige Tage lang, mit mir allein zu sein; daß er mir nicht grollte, konnte ich aus der verdoppelten Freundlichkeit ersehen, mit der er mir begegnete, wenn wir uns in Gesellschaft Anderer trafen." So weit Engerth's höchst interessanter Bericht, den wir Karl Emil Franzos verdanken.

Am letzten Tage seines Aufenthalts in Casa Baldi schrieb er, wie Metz und Klose mir übereinstimmend bestätigten, jenes Gedicht in das im Wirthshaus aufliegende Künstleralbum, das unter dem Titel „Abschied von Olevano" seitdem eine Zierde des „Gaudeamus" wurde. Da es in Form und Inhalt, im Metrum wie im Stil sich innigst verwandt mit dem „Trompeter" zeigt, kann es uns als Fingerzeig dienen, daß bereits nach dem Verlassen des Albaner Kreises während des Aufenthalts im Sabinergebirge jene poetische Stimmung in Scheffel herrschte, die in der größeren Dichtung zum Ausdruck gelangt ist. In dem Original waren auch über jeden einzelnen der noch anwesenden Gesellschaft — es waren Klose, Metz, Varoni, der noch heute in Rom lebende Landschaftsmaler Zielche und zwei Karlsruher Theologen, die Söhne des Galleriedirektors Frommel, letztere ihren beiden Landsleuten von Jugend auf befreundet, — einige Strophen eingefügt, welche er bei der Feilung für's Buch wegzulassen für gut fand. Leider ist diese Einschrift inzwischen längst ein Raub moderner Autographen-Kleptomanie geworden und nur eine Porträtskizze Scheffel's, die Varoni damals in das Album zeichnete, zeugt in ihm heute, wie mir S. Münz

aus Rom schrieb, von den Tagen jenes Olevaner Aufenthalts, während dessen der vom Juristen zur Malerei Uebergegangene zur Erkenntniß kam, daß er zum Dichter berufen sei.

Zu Wagen ging es nun nach Rom zurück. Es war eine lustige Fahrt. Seine Gefährten waren bis auf Zielche die eben Genannten. Zielche mußte zurück bleiben, weil er noch nicht im Besitze seines Wechsels war und die Anderen mit überschüssigen Ersparnissen keineswegs aufwarten konnten. Sie waren eben alle so lange wie möglich geblieben. Cäsar Metz und Wilhelm Klose, schon immer Scheffel's Intimen beim Ueberkneipen, wenn es galt, den in Wasserflaschen zum Zulangen aufgetragenen Tischwein auf Wunsch der würdigen Schaffnerin Regina „alla tedesca", ungemischt bis auf den Rest, zu leeren, bewohnten in dem nun folgenden Winter mit Scheffel in Rom dasselbe Haus. Es war die Nr. 17 in der via quattro fontane, nahe der piazza Barberini, ein Haus, das nun schon seit längerer Zeit durch einen großen Neubau ersetzt worden ist. „Scheffel, schreibt Klose, bewohnte ein hübsches sonniges Zimmer nach der Straße, eine Treppe hoch. Mein Atelier befand sich ein Stockwerk höher, ebenso das von Cäsar Metz, mit dem wir täglich verkehrten. Die Osteria del facchino, in der wir zumeist Abends zusammenkamen, lag in der Straße, welche von fontana Trevi nach dem Corso führt (via delle muratte) in der Nähe des letzteren. Auch dies Haus existirt meines Wissens heute nicht mehr. Man brachte sich dort den Abendimbiß nach römischer Sitte selbst mit; der Wirth lieferte nur Teller, Besteck, Brot und unter Umständen eine Schüssel mit Salat." Den Mittagstisch fanden sie dagegen in der damals hoch berühmten und vielbesuchten trattoria del lepre, gegenüber dem Café greco, das sie nach dem Essen aufsuchten. Im Lokal der Künstlergesellschaft, einem glänzenden Saal im Palazzo Raspoli am Corso, verkehrten die Freunde ebenfalls oft, sowie im Ponte molle, dessen Orvieto ein Lied im „Trompeter" rühmt, auf

das wir noch zurückkommen werden. Auch hier war er überall ein gern gesehener Gesellschafter; und beim perlenden Weine im Facchino ging's oft gar lustig her, ebenso auf gelegentlichen Ausflügen an schönen Wintertagen in die Campagna, nach Albano: zu Neujahr wurde auch noch einmal eine Spritztour nach Olevano zur Regina unternommen, auf der, wie Metz schreibt, Scheffel die heiterste Laune entwickelte.

Dennoch war um diese Zeit die reine Heiterkeit, die ihn während des früheren Aufenthalts daselbst beseelt hatte, von ihm gewichen. Mit dem Malen in Oel, wie überhaupt mit dem Versuche, unter Willers zu studiren, hatte er sich auf die Dauer nicht befreunden können. Da Engerths diesen Winter auch in Rom verbrachten und in der via Isidoro über eine sehr geräumige Wohnung verfügten, fand sich die Mehrzahl der Genossen jener Herbsttage in Olevano auch am Tisch des gastlichen jungen Haushalts des öftern zusammen. Engerth erzählt, daß Scheffel nunmehr offen mit ihm und seiner Frau über seine Zweifel und inneren Kämpfe gesprochen habe. Gleichsam als graphische Darstellung dieser Gespräche, welche sich ebenso um seine persönliche Veranlagung, wie um das Wesen der beiden Künste drehten, entwarf ich eine Zeichnung, auf der ich ihn als „Herkules am Scheidewege" verbildlichte: Scheffel sitzt im schwarzen Frack da, ein Löwenfell um die Schultern, eine Keule in der Hand: zwei Frauengestalten die Malerei und die Dichtkunst, umschmeicheln ihn. Er lachte herzlich über den wohlgemeinten Scherz und wurde nicht müde, die Zeichnung zu betrachten. Dann aber ward er wieder schweigsam, ja finster, wie wir ihn bisher nicht gekannt." Wieder sah sich Scheffel vor die Wahl des rechten Berufes gestellt, wieder war er „der fahrende Schüler", „ohne Ruhe, ohne Stellung, mit der unbestimmten Sehnsucht in's Weite" und die quälenden Zweifel riefen die lastende Schwermuth wach, von der er sich in den vorhergehenden Monaten

für immer befreit wähnte, und allmählich gewann diese wieder die Herrschaft über sein Seelenleben. Mehr und mehr vernachlässigte er die Versuche, das Technische der Oelmalerei zu überwinden. Mehr und mehr wandte er sich wieder literarischen Beschäftigungen zu. Er studirte Gibbon, las viel im Dante und Platen. Und mit der Schwermuth erwachte die Sehnsucht nach „Heimath, Liebe, Jugendtraum" in seinem Innern und stimmte die Saiten zu neuen befreienden Liedern, während sein Auge nach einer Möglichkeit auslugte, das verfahrene Lebensschiff in die Bahnen des Berufsschriftstellers einzulenken. Die von den neuen Eindrücken und Erlebnissen zurückgedrängten literarischen Pläne und poetischen Stimmungen kamen wieder zur Geltung und heischten nunmehr dringend ihr Recht.

Es ist bezeichnend, daß der erste Brief, den er jetzt von Rom an Häusser nach Heidelberg richtete und der eine humoristische Epistel an den Engeren voll feuchtfröhlicher Osterienpoesie begleitete, nichts von seinen Versuchen und Aussichten als Maler, sondern von literarischen Absichten spricht und den in der Redaktion der Allgem. Zeitung zur Lagerung gelangten Aufsatz über die Hauensteiner reklamirt. Derselbe lautet: „Verehrter Freund. Obigem Fragment eines Berichts, das ich, um endlich ein Zeichen des Lebens zu geben, abgehen lasse, füge ich meinen herzlichen Gruß an Sie und die Ihrigen bei. Wie es mir seither erging, ersehen Sie aus der Anlage; daß neben dem Scherz und dem Osterienhumor auch der Ernst nicht vergessen wird, und daß ich, wie eine Biene, wenigstens ein Stücklein Honig aus den Reichthümern Italiens zu ziehen bemüht bin, trauen Sie mir wohl zu. . . . Welschland hat den großen Reiz, daß man leben lernt, — leben, abgestreift die leidigen Bande und gelehrt und ungelehrte Schranken, die der germanische Culturmensch an sich trägt — und daß man das Denken dabei nicht vergißt. Geschichte und Kunst legen sich unter

dem hellen Licht südlicher Sonne scharf, klar und erquickend dem Blicke dar; zu lesen in Büchern braucht man nicht viel; ein Gang in die Campagna, wo ich neulich wieder 3 Tage abenteuerlich herumstrich, ist mehr als eine Abhandlung und in den samnitischen Bergnestern, wo der Bauer jetzt noch, wie zur Zeit als noch kein Stein zu Roms Fundamenten gelegt war, ein einfaches und der ihn umgebenden Natur entsprechendes Dasein führt, ist mir die italische Urgeschichte und die mächtige Agglomoration der einzelnen Stämme, die mit Rom als Weltreich endigte, deutlicher geworden, als in Niebuhr's kraus verwirrten kritischen Forschungen. —

„Den heutigen Römer nimmt man als Staffage in der reichen Landschaft und Trümmerwelt so hin; der Bauer hat seine heidnischen Wald- und Feldgötter mit den Heiligen vertauscht, aber sich nicht viel geändert; der Gebildete, oder besser Verbildete in den Städten und namentlich in Rom ist flach und frivol und noch gänzlich in der Dogmatik Mazzinis befangen; das geistliche Regiment ist faul durch und durch; die äußere Ordnung halten hier die Franzosen, oben die Oestreicher — das Italien von heut ist ein trauriges Capitel. —

„Seit 6 Monaten habe ich erst gesehen, wieviel Stoff hier noch vor mir läge; — die Heimkehr wird aber, dem sich abzehrenden Wechsel und den Wünschen der Meinigen zu Folge früher stattfinden, als mir lieb ist. Briefe treffen mich sicher bis zum März oder April hier: adr. Café greco . . . Im Frühjahr gedenke ich nach Neapel und Sicilien zu streben; — ich hätte gern von seitheriger Fahrt und von dem, was dort vor mir liegen wird, hie und da ein Blättlein für die „Allgem.“ herausgegriffen, aber die haben mir eine Schwarzwaldsendung“ (offenbar die Hauensteiner Studie) „liegen gelassen und mir einen damaligen Begleitbrief nicht beantwortet, so daß ich nicht weiß wie ich dran bin. Sollten Sie vielleicht diesen Sommer in Augsburg gewesen sein und mir einigen Aufschluß ertheilen können? —

„Hier in Rom ist viel deutsches Leben — viel Maler, Bildhauer, Architekten — auch der fahrende Doctor von deutschen Hochschulen wird hie und da gesehen, sogar Studien in der Vatikana lassen sich hie und da ohne Schwierigkeit machen. Im Ganzen ist das sociale Leben der Deutschen noch mit allerlei Gebrechen behaftet — zerfahren und modern; wem's gefällt, mag sich daran ergötzen. Ich bitte, wer meiner in Heidelberg gedenkt, zu grüßen, — auch meinen wieder angelangten Freund Julius Braun, den Sie gewiß öfter sehen. Jede Nachricht aus der Heimath ist mir ein Labsal, gedenken Sie darum meiner ... Leben Sie wohl! Ihr ergebener J. Scheffel."

Dieser Brief ist sicherlich nicht von Einem geschrieben, der seine Zukunft noch auf dem Gebiete der Malerei erstrebt, sondern er enthält das klare Bekenntniß, seinen Aufenthalt in Rom, in Italien mit den Mitteln des Schriftstellers verwerthen zu wollen. Nicht die Prosa der malerischen Technik, die Poesie des Künstlerlebens war's, die ihn angezogen, und diese darzustellen in einem literarischen Werke trieb es ihn jetzt. Eine sehr feine Bemerkung über diesen Irrthum verdanke ich seinem damaligen Genossen Klose, der — wie Scheffel ein berufener Dichter — seinerseits ein berufener Landschaftsmaler war. „Bezeichnend für Scheffel — so lautet dieselbe — sei ihm immer erschienen, daß er, nachdem er die neuen und großartigen Natureindrücke in Albano und Olevano empfangen und theilweise in Zeichnungen festgehalten hatte, in dem darauf folgenden Winter niemals versuchte, irgend eines dieser Motive, wenn auch nur als Carton, zu einem Bild zu gestalten. Für ihn war mit der Zeichnung nach der Natur die Sache erledigt: er ging also soweit als der Dichter nöthig hat, der anschaulich schildern will; die eigentliche Arbeit des bildenden Künstlers, die erst von der Naturstudie ihren Ausgang nimmt, interessirte ihn nicht." Seine Freude an der bunten farbigen Erscheinungswelt und den Trieb, sie künstlerisch wiederzugeben, hatte er für Talent zur

Malerei genommen. So vollzog's sich, was er in der Einleitung zum „Trompeter" mit poetischer Verklärung des Sachverhalts geschildert hat:

„'s war in Rom. Schwer lag der Winter
Auf der Stadt der sieben Hügel . . .
Und des Regens war kein Ende.
Da stieg wie ein Traum der Schwarzwald
Vor mir auf und die Geschichte
Von dem jungen Spielmann Werner
Und der schönen Magaretha.
An der beiden Grab am Rheine
Stand ich oft in jungen Tagen;
Vieles doch vergißt man wieder,
Was am Rhein begraben liegt.
Jetzo, wie dem Mann, dem plötzlich
Laut das Ohr klingt, als ein Zeichen
Daß die Heimath sein gedenket,
Klang mir die Trompete Werners
Durch den römischen Winter, durch den
Blumenscherz des Carnevals.
Klang erst fern, dann nah' und näher,
Und gleich dem Crystalle, der aus
Dunstig feinen Luftgebilden
Niederschlägt und strahlend anschießt,
Wuchsen mir des Lieds Gestalten".

Mit Erkenntniß dieses Irrthums aber war ein Bann von seiner Seele genommen, welcher dem Dichter in ihm endlich die volle Freiheit gab. Was dieser im Stillen an Stoff angesammelt, drängte nun fast eruptiv zur Gestaltung. Und dieser Stoff war reif und ausgetragen, war älter als die Erlebnisse, die ihm die sonnigen heiteren Tage von Albano und Olevano gebracht.

Der in Säckingen ihm überkommene Stoff für eine Dichtung, in der er all' sein Lieben, Hoffen, Leiden und Schwärmen darleben konnte, nahm jetzt wieder ganz sein Sinnen und Denken

gefangen. Das „Blei“ kam in Fluß. Aber in neuer eigenthümlicher Weise. Was als kulturschildernder Roman geplant war, wurde ein Epos voll lyrischer Stimmung und lyrischer Einlagen. Ohne mit seinen Freunden davon zu sprechen, belauschte er nun, die Einsamkeit suchend, seine plötzlich mit Macht zur Schaffenskraft erstarkte Phantasie. Wer sich den Zustand unseres Freundes recht lebhaft vergegenwärtigen will, der rufe sich die Lieder „Werner's aus Welschland“ im lyrischen Intermezzo des Trompeters in's Gedächtniß zurück; die Gedichte V—XII sind damals in Rom entstanden. Die traulichen Eindrücke einer jungen glücklichen Künstlerehe, welche er bei Engerths empfing, der intime ungezwungene Verkehr mit den Genossinnen der Tage in Albano und Olevano, besonders mit Amalie Bensinger, das Gefühl des Alleinstehens in der Welt mit seinen inneren Sorgen und Kämpfen, schließlich auch die Verlobung seiner Schwester, die ihm aus Karlsruhe gemeldet wurde: all dies hatte dahin wirken müssen, die alten Träume von einem mit der Jugendgeliebten zu erobernden gemeinsamen Glück in ihm wach zu rufen. Auch diese Empfindungen vertraute er den Freunden nicht an; aber wenn er allein seinen Träumen nachhing, da überkam ihn die Sehnsucht mit leidenschaftlicher Allgewalt, bis sie ausgeklungen war im Lied. Und wie er das Schicksal des Spielmanns Werner in seiner Phantasie zu einer Verklärung des eigenen Geschicks umschuf, so legte er dieser Traumgestalt die Lieder von seiner eigenen Schwarzwaldlieb' auf die Lippen. Nicht nach Wien, wie es die Sage meldet, gleich sich selber ließ er seinen Helden nach Rom ziehen und auf der eigenen Romfahrt träumte er sich so die Vereinigung von Werner mit der Geliebten als Trost für eigenes Liebesleid — ein heiteres Zukunftsbild — zurecht. Diese Lieder, die er dann für die Einfügung in das Epos noch überfeilte und dem Lokalkolorit und Zeitkolorit des letzteren noch mehr anpaßte, sind daher keineswegs das Werk erkünstelter

Anempfindung, dem Helden des Abenteuers zu Lieb erdacht und ergrübelt, sondern die Zeugnisse des tiefinnerlichen Ursprungs dieser empfindungsfrischen Poesie, sie verdanken ihr Entstehen dem eigenen poetischen Erleben des Dichters. Dies gilt von den Liedern des ersten Cyklus, wie von denen „aus Welschland". Natürlich enthalten beide Gruppen auch Lückenbüßer. Gerade in den schönsten und darum auch einfachsten Liedern Werners tritt der ursprüngliche Gefühlsstrom offen zu Tage; nicht nur in dem inzwischen leider zum Gassenhauer entwürdigten Lied: „Es ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n", sondern auch namentlich in den schlichteren Weisen: „O wolle nicht den Rosenstrauch — huldvoll als Gruß mir reichen" und

„Einen festen Sitz hab' ich veracht't
Fuhr unstät durch's Revier,
Da fand ich sonder Vorbedacht,
Ein lobesam Quartier.
Doch wie ich in der Ruhe Schoß
Sänftlich zu sitzen wähn',
Da bricht ein Donnerwetter los,
Muß wieder wandern gehn."

Vor allem aber finden sich in den „Liedern aus Welschland" Perlen unmittelbar aus tiefbewegtem Dichtergemüth erquollene Lieder. Ohne innere Nöthigung, ohne gluthende Leidenschaft im Herzen hätte auch der geübteste Reimvirtuos nicht ein Liebeslied zu dichten vermocht wie die folgende kleine Liederperle, die im keuschen Glanz tiefinniger Liebe erstrahlt wie Morgenthautropfen im Frühlicht der Sonne . . .

„Sonne taucht in Meeresfluthen,
Himmel blitzt in letzten Gluthen,
Langsam will der Tag verscheiden,
Ferne Abendglocken läuten —
Dein gedenk' ich, Margaretha.

Haupt gelehnt auf Felsens Kante,
Fremder Mann in fremdem Lande,
Um den Fuß die Wellen schäumen,
Durch die Seele zieht ein Träumen —
Dein gedenk' ich, Margaretha."

Daß die „Trompeterlieder" zum großen Theil in dieser selbständigen Weise entstanden sind, hat Scheffel später selbst zugestanden. In wie hohem Grade aber gerade die in Rom entstandenen Lieder das eigene Erleben unverblümt wiedergeben, sei an einem Beispiel erläutert. Der Leser kennt das Gedicht, welches uns den Helden als „langsamen Trinker" in der Osteria der Ponte molle vorführt . . .

„O Ponte molle, 's ist seltsam heut,
Die süße verklungene Jugendzeit
Und die alte Liebe kam wieder,
Es zieht ein heißer Scirocco durch's Land,
Im Herzen lodert der alte Brand,
Es regt sich wie Sänge und Lieder.

O Tibrisstrom, o Sanct Peters Dom
O du ganz gewalt'ges allmächtiges Rom
— Mögt all'sammt gestohlen mir werden.
Wohin auch die unstäte Fahrt mich trieb:
Die stille holdselige Schwarzwaldlieb
Ist doch das schönste auf Erden."

Ich citirte schon aus den Mittheilungen des Malers Cäsar Metz die Stelle, welche die Kneipe am Ponte Molle als ein Lieblingsstelldichein Scheffel's und seiner näheren Freunde hervorhebt. Dieselbe lag außerhalb der Stadt und da damals über Rom der Belagerungszustand verhängt war, wurden die Thore schon um halb zehn Uhr geschlossen. Dies führte zu manchem tragikomischen Zwischenfall, denn die deutschen Zecher waren an so frühen Aufbruch nicht gewöhnt. So berichtet Metz, wie sie einmal zu spät heimkehrten und trotz allen Pochens das geschlossene Thor nicht geöffnet er=

hielten, bis die französische Wache endlich — aber in sehr übler Laune — nach dem Begehr fragte. Da war es Scheffel, der sehr gut Französisch sprach, dessen Liebenswürdigkeit und Humor den Zorn des Soldaten beschwichtigte. Ein ander Mal hatte ihnen, wie mir Klose erzählte, eine gewaltige Büffel- und Ochsenheerde den Weg gesperrt, und mit einer direkten Anspielung auf dies Begegniß schließt nun das obige Gedicht: „Jetzt sperrt mir ein Ochsen- und Büffelhauf' den Heimweg zu Roma's Thoren."

Daß er auch für die in Rom spielenden Schlußgesänge des Epos lebendige Eindrücke verwerthet hat und z. B. die Episodenfigur des Fludribus hier empfangenen Anregungen ihre Entstehung verdankt, ist nach allem selbstverständlich. Wie direkt der Dichter auch hier verfahren ist, dafür ist folgendes Beispiel charakteristisch. In einem Briefe an Frau Engerth, mit welchem Scheffel nach Erscheinen seines „Trompeters" ein Dedikationsexemplar desselben begleitete, schrieb er: „Für uns Albaner Gesellschaft, habe ich ausdrücklich eine Stelle im Büchlein stehen lassen, deren Sinn sonst Niemand recht klar sein kann; Sie finden sie auf Seite 292 und Fräulein Bensinger wird mir ein schön Gesicht machen, wenn ich's ihr zeige." Diese Stelle befindet sich im XV. „Stück" in die Schilderung des feierlichen Aufzugs in der Peterskirche eingewoben:

„Mit den Franziskanern aus dem
Kloster Ara coeli kam der
Prior auch von Palazzuola.
Am Albanersee, im schatt'gen
Waldabhang des Monte Cavo
Steht sein Klösterlein, es mag das
Herz dort stille Träume träumen;
In Gedanken schritt er selber,
Und, wer weiß warum, sein Murmeln
Klang nicht wie Gebet, es klang wie:
„Fahre wohl, Amalia."

K. E. Franzos, der in der genannten Nummer der Neuen Illustr. Zeitung den angezogenen Brief mittheilte, giebt dazu nach Engerth die erklärende Auskunft, daß es sich hier um eine liebenswürdige Neckerei des Dichters mit Fräulein Amalia Bensinger gehandelt habe. Auf einer der heiteren Excursionen — erzählte ihm Engerth — kamen sie auch nach dem Kloster bei Palazzuola. Männlein und Weiblein lechzten gleichermaßen nach einer Erquickung und der würdige Prior ließ ihnen vor dem Kloster Labung reichen. Unter den ungewohnten Gästen gefiel ihm Niemand besser als Fräulein Amalie, und er machte ihr — in allen Ehren natürlich und so weit es ihm Würde und Alter gestatteten — den Hof. Es war eine recht praktische Huldigung; der alte Mann ließ dem munteren Mädchen die besten Bissen vorsetzen. Viel wurde die Künstlerin dann mit der Eroberung geneckt, die sie an dem Prior gemacht, und nun leben diese harmlosen Scherze — recht wie die Eintagsfliege im Bernstein — so lange fort, wie der „Trompeter" lebt. Wie dieses Begebniß auch das Motiv zu einer der bekanntesten Scenen im Ekkehard geliefert, dies wird — nach einem Bericht Otto Donners — im nächsten Kapitel eine passende Stelle finden.

In jenem Briefe an Frau Engerth — der aus Heidelberg vom 17. Dezember datirt war — finden sich auch einige Stellen über den Antheil, welchen der Winter in Rom an der Entstehung seiner Dichtung hatte. Es giebt Viele, die in Folge einer zu wörtlichen Auffassung einzelner Angaben des Dichters meinen, die Idee, den Trompeter von Säkkingen zum Helden einer Dichtung zu machen, sei ihm in Italien ganz plötzlich gekommen und ebenso plötzlich habe er sie ausgeführt. Namentlich einzelne, nicht wörtlich zu verstehende Wendungen in diesem Briefe haben in dieser Beziehung verwirrend gewirkt. „Ich weiß selber kaum", schreibt hier Scheffel in Bezug auf sein Werk, „wie ich dazu kam es zu schreiben. In dem prächtigen Sommer im Albaner Ge-

birg, in dem frischen strebsamen Künstlerleben und in den heitergeselligen Stunden, die sich unsre Kolonie dort schuf, ist mir ganz unbewußt eine poetische Ader aufgegangen." (Dieser Ausdruck ist solch eine irreführende poetische Licenz). „Später in Rom ließ mich der Gedanke nicht mehr los und ich hatte keine Ruhe mehr, bis in der Einsamkeit von Capri der mitfolgende Sang ausgebrütet war. Hiernach wird sich auch mein damaliges schnelles Abreisen im Februar erklären. Sie haben mich oft freundlich lächelnd gefragt, was die Falten auf der Stirn bedeuten sollen, die mich unwillkürlich anflogen; ich hab's selber kaum gewußt, vielleicht waren's die Anfänge des „Trompeters", die mich damals plagten." Im übrigen giebt die „Zueignung" an die Eltern ganz getreuen Bericht, bis auf kleine Aeußerlichkeiten. Wie ihn des Lieds Gestalten bis Neapel verfolgt, wie er im Bourbonischen Museum aus einem Bilde seinen „alten Freiherrn", ihm mit dem Krückstock drohend, zu sehen und am Thore von Pompeji gar den Kater Hiddigeigei zu begegnen glaubte, diese Angaben zeigen uns deutlich, welchen Weg er nahm und wie diese Reise einer Flucht aus dem vom Carneval durchtobten lärmenden Rom glich: nach Ruhe, zur Arbeit, in die Einsamkeit einer Insel, die ihn vor jeder Störung schützte, nach Capri! Vor seiner Abreise von Rom hatte er noch einmal seinen recht beträchtlichen Freundeskreis um sich gesammelt und zwar im Facchino bei perlendem Monte Fiaskone. Auch diesem Weinhaus errichtete Scheffel im letzten Gesang seiner Dichtung ein Denkmal, indem er den „treuen Anton" gleichfalls hier Abschied nehmen läßt von der ewigen Roma.

Die „Zueignung" ist eine der wenigen öffentlichen Aeußerungen des Dichters, die ihn selbst unverblümt zum Gegenstand haben und vergegenwärtigt ihn uns mit unmittelbarer Lebendigkeit wie er in den Frühlingstagen auf Capri sein erstes größeres poetisches Werk zur Vollendung brachte. Wir er-

fahren den Namen des Wirths, Don Pagano, bei dem er in Stadt Capri Einkehr hält und auf dessen Hausdach auf- und niederwandelnd er dann die Güte seiner bisweilen holpernden Trochäen im Taktschritt prüft. Er stellt sein zerstreutes, ganz in Gedanken vertieftes Wesen in einen poetisch reizvollen Gegensatz zu der naiven Inselbevölkerung, die aus dem blonden Fremdling nicht klug wird, der zwischen den Klippen des Meeresufers einsam und träumerisch herumklettert und dann wieder in den Trümmern der Tiberiusvilla beim Eremiten sich als „scharfen" Zecher bewährt. Wir haben freilich andere Dinge als die wichtigsten Momente dieses Poetenstilllebens hervorzuheben: daß hier in der schönsten Umgebung des italischen Südens ein deutscher Dichter darauf verfiel, der Schönheit des Schwarzwalds und des jungen Rheins ein Loblied zu singen und deutsche Landschaft und heimisches Wesen zum Gegenstand seines Dichtens zu machen; und weiter, daß hier eine historische Dichtung aus einem Guß entstand, ohne daß der Autor Quellenwerke und Aktenmaterial bei der Hand gehabt hätte. Sie trat in's Leben als Produkt eines freien Schaltens und Waltens über Kenntnisse, Eindrücke, Empfindungen und Gedanken, die völlig ausgereift in's Bewußtsein, in's Seelen- und Geistesleben des Poeten übergegangen waren. Das Erforschte, das Geschaute war vorher zum inneren Erlebniß geworden; nun strömte es hervor, ohne daß Forschen und Suchen nachzuhelfen hatten.

Unsere Darstellung hat den Zusammenhang zwischen Scheffel's seitherigem Leben und dieser Dichtung bis in's Einzelne nachgewiesen. Sie hat gezeigt, wie die Liebe zur heimischen Vorzeit und heimischen Landschaft ihm anererbt und anerzogen war; wie andererseits die starken klammernden Organe seines kräftig-männlichen Wesens und sein idealer patriotischer Sinn ihn zur Theilnahme zwangen an der gewaltigen Zeitbewegung, welche in den Bestrebungen der

Frankfurter Nationalversammlung ihren Mittelpunkt hatte; wie weiter die große Enttäuschung, die ihm aus dem Zusammenbruch dieser Bestrebungen erwuchs, seine Seele antrieb Trost und Erquickung in dem Verkehr mit der stillen Natur des heimischen Schwarzwalds, in der geistigen Beschäftigung mit dessen Vorzeit zu suchen und die Unzufriedenheit mit seiner Stellung im Justizdienst ein romantisches Ideal des fahrenden Spielmanns früherer Zeiten in ihm ausbildete. Wir haben andererseits erfahren, wie diese Liebe zur Natur und die Freude an ihrer farbigen, sinnlich greifbaren Erscheinung in ihm den Trieb zu ihrer künstlerischen Gestaltung immer mächtiger werden ließen, wie er diesen Trieb aber irrthümlich für den sich meldenden Beruf zur Landschaftsmalerei nahm; bis er in der Ausübung dieses Berufs mit immer deutlicher werdender Klarheit erkannte, daß sein Beruf vielmehr sei, jenem Triebe als Dichter zu folgen. Und alle jene Enttäuschungen und Irrungen, wozu die des Herzens noch kamen, hatten beigetragen, in seinem Innern einen Stoff anzusammeln und auszureifen, der jetzt dem Bedürfniß nach einer energischen Bethätigung des völlig erstarkten poetischen Talents fertig zum Gestalten entgegen wuchs. Das ist der einzig geartete Charakter gerade dieses Gedichts; das erklärt auch seinen außerordentlichen Erfolg. Es giebt keine andere Dichtung modernen Ursprungs, welche dem Stoffe nach einen so romantischen Charakter hat, dem Wesen nach aber so unmittelbar aus den inneren Kämpfen einer eigenartigen Künstlernatur, aus deren eigenstem Erleben erwachsen ist, und die in ihrer Ausführung so realistisch wäre.

Die Besonderheit seines Gemüthes machte, daß ihm vergangene Zeiten sympathischer und der poetischen Darstellung werther erschienen als die Eindrücke der eigenen Zeit; das war ein romantischer Zug. Aber seine Phantasie erschaute andererseits das Vergangene so farbenecht und lebensfrisch, so frei von jeder nebelhaften Unklarheit und Verschwommen-

heit, daß er es derart deutlich darzustellen wußte, als schildere er Selbsterlebtes und mit sinnlichen Augen Erschautes. Darin war er Realist. Und wie das Vergangene, so war das Allegorische ihm, schon durch den Einfluß der Märchenpoesie seiner Mutter, sympathisch. Er verschmähte es nicht, elementare Naturkräfte wie ein Märchendichter der Vorzeit redend und handelnd nach Menschenart vorzuführen; der Rhein ist ihm ebenso denkendes, fühlendes Wesen wie sein Kater Hiddigeigei und das Erdmännlein; aber die Darstellungsweise dieser Romantik ist streng realistisch, verletzt nirgends die Natürlichkeit und innere Wahrheit, berührt uns fast nie als willkürliches Produkt einer launenhaft mit den Naturgesetzen spielenden Phantastik: sinnenfällig und charakterfest sind auch diese allegorischen Gestalten. Seine Dichtung ist somit das Produkt einer romantisch gerichteten Phantasie, deren gestaltende, bildende Thätigkeit jedoch im Dienste eines kraftvollen Wirklichkeitssinnes, einer malerischen und plastischen Anschauungskraft stand. Der Träumer floh die wirkliche Welt; aber der Welt, die er sich erträumte, lieh er die Farben der Wirklichkeit. Denn, wenn sein Talent auch das eines Poeten war, die Art, wie er die Welt anschaute und sah, war diejenige eines Malers.

Angesichts dieser Entstehungsgeschichte erscheint es ebenso scholastisch wie verfehlt, wenn Professor A. Sauer in der Cotta'schen Zeitschrift für Allgem. Geschichte zc. (1886 V.) den ganzen Apparat einer erfreulichen Kenntniß der Werke der deutschen Romantiker in's Treffen führt, um die Vorbebedingungen der Scheffel'schen Dichtung darzulegen. Wenn er auf Arnim's „Gräfin Dolores“ und „Halle und Jerusalem“ verweist, weil hier auch ein Hymnus auf die Studenten ertönt: „Hier ist Scheffel in die Schule gegangen in seiner köstlichen Schilderung Werner Kirchhofs“ —, so ist dies eine unhaltbare Behauptung. Die ganze Gestalt Werners hat entstehen können, ohne daß Scheffel die genannten Dichtungen Arnim's

gekannt zu haben braucht. Die Poesie des Studentenlebens und die Sehnsuchtsstimmung des dem Jus Valetsagenden Spielmanns hatte er persönlich erlebt und die charakteristischen Töne der echten Vagantenlyrik hatte er an der Quelle studirt. Wie wenig stichhaltig ist der Vergleich zwischen den an sich gewiß auch liebenswürdigen „Taugenichts“ Eichendorffs und Scheffel's Helden; denn wie bestimmt ist dieses letzteren Charakter, wie unklar jener gezeichnet; wie löst sich bei Eichendorff alles in lyrische, ja musikalische Stimmung auf, wie reiht sich bei Scheffel ein sinnenfälliges greifbares Bild an das andere! Mag Prof. Sauer sich den Hiddigeigei nicht denken können, ohne ihn als literarischen Abkömmling von Tieck's gestiefeltem Kater, den Hund Braganza und den Kater Murr aufzufassen, wozu er, doch nur in gewisser Begrenzung ein relatives Recht hat, wir wissen, daß auch dieser Kater sein Modell im realen Leben hatte und dies Urbild von Scheffel in den trüben Tagen zu Bruchsal mit eigener Hand gestreichelt worden war. Viel richtiger ist es, wenn Otto Brahm (Deutsche Rundschau 1886, August) auf die Beziehungen hinweist, welche zwischen Scheffel und Heine, zwischen „Atta Troll“ und dem „Trompeter“ bestehen. Die Einwirkung Heine's auf Scheffel's Stil ist unverkennbar. „Nicht nur das Maß des „Atta Troll“, den vierfüßigen Trochäus, hat Scheffel's „Trompeter“ noch in's Saloppe gesteigert; nicht nur der Ton Heine'scher Ironie klingt durch, in dem Stoßseufzer etwa: „Und ich kenn' den König Salom' — Und die schlechten deutschen Dichter“, oder in der zersetzenden Pointe des ernst begonnenen Liedes vom Nemi-See“ — Brahm weist mit Recht auch darauf hin, daß Scheffel's Hiddigeigei dem verzauberten Kater in „Atta Troll“ näher steht wie Tieck's gestiefeltem Kater. Doch selbst Scheffel's Ironie erinnert nur gelegentlich direkt an das Vorbild Heine's. Wie ablehnend sich Scheffel aber von der Romantik, wie sie die Schuldoktrin der Schlegel und der Geist der religiösen und politischen Reaktion im Zeitalter Metternichs in Deutschland zur Entwickelung gebracht hatte, verhielt,

das hat er des öftern noch in seinem Leben, am treffendsten aber gerade in der „Zueignung“ seiner Jugenddichtung an die Eltern zum Ausdruck gebracht, wenn er dem „amaranthnen Weihrauchduft der frommen Seele“ und der „anspruchsvollen Blässe“ seine Schöpfung als einen „rothwangigen ungeschliffnen Sohn der Berge“ gegenüberstellt, dessen schlichten Strohhut ein Tannenzweig schmücke. Seine Weltflucht war von ganz anderer Art als die, welche wir an Arnim, Brentano, Novalis und ihren Gesinnungsgenossen kennen. Die „Trösteinsamkeit“, welche er feierte, setzte sich nicht im Widerspruch mit den natürlichen Bedingungen und geselligen Freuden des Lebens. Seine „Romantik“ war keine Schleppenträgerin der geistigen und politischen Reaktion. Sie war im Gegentheil aus einer inbrünstigen Liebe zur Freiheit, aus einer naiven Freude am echten Volksthum und dem frohen Genießen der realen Reize des Lebens hervorgegangen. Die tiefe Abneigung gegen die Herrschaft der Reaktion hatte in ihm die vorher so lebhafte direkte Theilnahme an den Kämpfen für politische Freiheit und für freies Entfalten der geistigen Kräfte der Nation vergällt und seinen Geist veranlaßt, sich in Vorstellungen von schöneren Lebensverhältnissen zu ergehen; persönliche Kämpfe für die eigene Unabhängigkeit und Freiheit hatten ihn zum Dichter reifen lassen; und sein Gedicht feiert im Spielmann Werner die künstlerische Individualität, welche sich aus eigener Kraft die Freiheit des Handelns und Empfindens wahrt.

Und wie alle dem eigenen Erleben entkeimende Poesie wirkte auch bei Scheffel diese dichterische Gestaltung seines Sehnens, Ringens, Kämpfens befreiend. Hatte ihn in Rom noch, selbst im rauschendem Tumult des Carnevals, die Erinnerung an seine Schwarzwaldlieb' verfolgt, so wurde seine Seele während des Dichtens freier und freier von der ihn bedrückenden Schwermuth. Was er bei Erwähnung des römischen Carnevals seinem Werner in den Mund legt:

„Laßt alte Zeit und altes Leid
Von Blumen überschütten —“

ward an ihm durch die Blüthen seiner Poesie zum Ereigniß. Diese befreiende Wirkung kam mehr und mehr über ihn während des Dichtens und mehr und mehr kam im Widerspiel damit sein alter jugendfrischer Humor bei dem Werke zur Geltung. Der gute Geist seiner an Frohsinn so reichen Jugend kam beseligend über ihn und verlieh seiner Dichtung, die ja reichlich mit Wehmuth und resignirter Stimmung durchsetzt ist, jenen Grundton, den er selbst als „lerchenfröhlich“ bezeichnet. Er verlieh selbst seiner Ironie einen Zug treuherzigen Lächelns. Der bittere Hohn, der Heine's Ironie dagegen so oft „verpfeffert“, blieb der seinen fremd. Ein Schwermüthiger war er von Sorrent nach Capri hinübergefahren; als er des vollendeten Werkes froh Ende April wieder dahin zurückkehrte, klang es siegessicher in seiner Seele:

„Frisches Herz und frisches Wagen
Kennt kein Grübeln, kennt kein Zagen
Und dem Muth'gen hilft das Glück.“

Und das Glück sandte ihm zum Willkommen einen seiner Erkornen entgegen, einen Berufenen, dessen günstiges Urtheil über die eben vollendete Dichtung ihren Autor innig beglücken mußte: den jugendlichen Paul Heyse. Beide Dichter verlebten nunmehr eine zwar kurze, aber freudenreiche Idylle von Sorrent, wie sie poetisch verklärter auch Heyse's Phantasie nicht zu erfinden vermocht hat. . . .

Im fünften Abschnitt des „Gaudeamus“, welcher die Lieder „Aus dem Weiteren“ enthält, finden sich mehrere Gedichte, welche die Gegend des Golfs von Neapel zum Schauplatz haben, unter anderen „Der Hut im Meer“ und „Graziella“. In beiden — die offenbar zu verschiedenen Zeiten entstanden sind — wird ein Mädchen von Sorrent, mit Namen „Graziella“, als Begleiterin des Dichters genannt. „Der Hut im Meer“ zeigt uns den Dichter auf dem Sorrentiner Marktschiff, wie

er sich des Anblicks von Landschaft und lebendiger Staffage erfreut, bis ein starker Wind, der von Capri her über das Wasser weht, ihm seinen Hut entführt. „Fahr wohl, mein grauer Hut“ — dieser Ausruf wird zum Refrain der übrigen Strophen, in denen sich zunächst der Dichter ausmalt, welche Schicksale nun seinem grauen Calabreser, den er aus Heidelberg (Irion, der Lieferant, wird namentlich aufgeführt) mit hierher gebracht, wohl zustoßen könnten. Der letzte Vers aber lautet:

„Graziella fuhr im Schiff wie ich,
Mein Unglück nahm sie wahr,
Und bot als Schutz vor Sonnenstich
Ihr Busentüchlein dar.

Und als mein Haupt, derweil sie's knüpft'
In ihrem Schooß geruht,
Hat mir das Herz vor Freud' gehüpft —
. . . Fahr wohl, mein grauer Hut!“

Denselben italischen Mädchennamen nennt dann, sogar in der Ueberschrift, das zweite Gedicht, welches seiner Fassung nach vom Dichter viel später, erst nach der Rückkehr nach Deutschland und offenbar in seligem Gedenken an die einst in Sorrent verbrachten Zeiten verfaßt ist. Dies Erinnern überkommt ihn beim Anblick einer heimischen deutschen Sitte: Knaben lassen Drachen fliegen in der reinen Luft eines Frühlingstages . . . . .

„Wie ich hoch am Kirchenthurm
Jene Drachen schaue,
Fliegt mein Denken wie im Sturm
Fern nach andrem Gaue.

Gleiches Spiel gilt bei Sorrent,
Drach' heißt dort „Cometa“,
An Graziella's Arm gelehnt
Sah ich's oft in Meta.

— — — — — — — — — — — —

— O Graziella! gold'ne Zeit,
Da Geist und Herz noch sprühte:
Oft hat mir's auf das Haupt geschneit,
Seit jener Lenz verblühte.

Und darf ich einst vor deinem Dach
Spät wied'rum Anker legen:
Fliegst du wohl selbst als alter Drach'
Dem deutschen Freund entgegen."

Ob der Dichter diese ironische Conjektur in noch späterer Zeit wirklich einmal auf die Probe gestellt hat, diese Frage ist zu verneinen. Aber ein anderer hat's für ihn gethan, eben Heyse, und von diesem auch wissen wir Näheres von dieser „goldenen Zeit", von welcher er selber gesungen:

„Wie die Tage so golden verfliegen,
Wie die Nacht sich so selig verträumt,
Wo am Felsen mit Wogen und Wiegen
Die gelandete Welle verschäumt,
Wo sich Blumen und Früchte gesellen,
Daß das Herz dir in Staunen entbrennt —
O du schimmernde Blüthe der Wellen,
Sei gegrüßt, du mein schönes Sorrent.

Und die Nacht, wenn so süß Luisella
Ihre lachenden Lieder uns singt
Und der Wirbel der Lust, Tarantella,
Wie ein Flämmchen im Sturme sie schwingt,
An der Bucht sich die Gärten erhellen
Unter'm leuchtenden Nachtfirmament —
O du schimmernde Blüthe der Wellen,
Sei gegrüßt, du mein schönes Sorrent."

Und auch Heyse hat nicht nur die schöne Gegenwart direkt besungen, sondern diesen Sorrentiner Tagen auch später Lieder der Erinnerung geweiht. Am deutlichsten und in

direktester Wiederspiegelung lebten die „so golden verflogenen" Tage aber in einem größeren Gedicht auf, das Paul Heyse 25 Jahre später von Sorrent aus als poetische Epistel „an Joseph Victor v. Scheffel in Karlsruhe" gerichtet hat und das in der neuesten (3.) Ausgabe der „Gedichte" auf S. 277—86 zu lesen ist. Ein anziehenderes Bild wie das, welches uns dieser poetische Reisebrief indirekt enthüllt, läßt sich in der neueren (noch nicht codificirten) Literaturgeschichte kaum wiederfinden. Zwei deutsche Dichter im schönsten Jugendalter, beseelt von Lebensmuth und Begeisterung, grundverschieden in Wesen und Weise, nach Erscheinung und Art, sich zu geben, aber geeint in ehrlicher Freundschaft zu einander, einig in der Liebe zur Kunst und der Liebe zum Leben, einig vor Allem in dem Genuß der Schönheit dieser paradiesischen Gegend, von welcher Strabo behauptet, daß schon Homer ihr die schönsten der großartigen Landschaftsbilder seiner Odyssee entlehnt habe. Beide Dichter, gehoben von jener inneren Befriedigung, die nur der Künstler nach einem gelungenen Werk kennt; noch auf den unteren Sprossen der Staffel zum Ruhm, aber doch schon voll Ahnung, daß sie siegreich in sein Reich emporklimmen werden: Scheffel, damals ein Siebenundzwanzigjähriger, blond, starknackig, die Brille vor den gelassen lächelnden Augen, nicht nur älter an Jahren als Heyse, sondern auch ruhiger, gesetzter, seiner ganzen alemannischen Art nach, aber sein Hang zu deutschgründlicher Behandlung der Dinge durch Humor und genußfreudige Lebensfrische verklärt; Heyse um einiges jünger, aber schon auf frühe Erfolge als Dichter zurückblickend, als Mensch lebhafter, naiver, reizbareren Temperaments, wie dies schon die Erscheinung des dunkellockigen bildschönen Jünglings, trotz der blauen Augen, ausprägt. Scheffel hatte, nach den Mittheilungen dieser Epistel, eben das fertige Manuskript des Trompeters von Säkkingen von Capri herübergebracht, Heyse die Novelle L'Arrabiata vollendet, welche so charakteristisch ist für seinen Uebergang von

der Romantik zu jenem stilvollen Realismus, welchem er seit diesem ersten Aufenthalt in Italien mehr und mehr huldigte. An dies Begegnen knüpft Heyse an:

> „Lieber alter Freund, gedenkst Du
> Unsrer Sorrentiner Tage,
> Da wir in der Rosa magra,
> Jener billigen, bescheid'nen
> Künstlerherberg' alten Stiles,
> Traulich hausten Thür an Thür?
> Du, von Capri erst gelandet,
> Da wir kaum in rothem Landwein
> Uns den Willkomm zugetrunken,
> Gabst des Säkkinger Trompeters
> Erst Kapitel mir zum Besten,
> Frischgedichtet in Pagano's
> Palmenschatten; ich dagegen
> Ließ Dich seh'n die Arrabiata,
> Kaum noch von der Tinte trocken."
>
> „— — — Sacht inzwischen
> Hatte sich Laurella's Urbild,
> Jener braune, fünfzehnjährige
> Wildfang, bei uns eingeschlichen,
> Einen Rosenstrauß in Händen
> Ras'te sie um Tisch und Stühle,
> Keines heft'gen Zurufs achtend,
> Bis ich bei den schwarzen Flechten
> Sie ergriff; da fletschte wild sie
> Ihre blanken Katzenzähne,
> Mich mit scharfem Biß bedrohend,
> Wenn ich etwa hinter'm Gitter
> Des Balkons sie zähmen wollte;
> Aber plötzlich sich besinnend,
> Warf sie in's Gesicht den Strauß mir
> Und entsprang mit hellem Schrei . . ."

Welche Fülle schöner Erinnerungen für beide Dichter — vermehrt noch um das Andenken an harmlos-heitere Aben-

teuer: denn „Graziella“ ist nicht wie Margaretha ein Kind der Phantasie des Dichters, das die Sehnsucht in's Leben rief, ebensowenig wie die Arrabiata der Novelle Heyse's, die Laurella seiner damaligen Lieder. All' dies und weit mehr erfahren wir, wenn wir die Epistel Heyse's gleichzeitig mit seinen als „Reiseblätter“ zusammengefaßten Gedichten, mit der Vorrede Scheffel's zum Trompeter und den hervorgehobenen Gedichten aus dem „Gaudeamus“ offenen Blicks und vergleichend studiren. Bei Scheffel wie bei Heyse tauchen dieselben Namen, Beziehungen auf und ihre Erwähnung zu verschiedenen Zeiten bei dem einen wie dem andern geben uns die Gewähr, daß nicht poetische Verhüllung hier mit der Wirklichkeit Verstecken spielt. Erwähnt die Zueignung des „Trompeters“ den Apotheker von Sorrent als Bruder „der schönen Luisella“, so lehrt uns Heyse dieselbe Sorrentinerin als älteste Tochter der Wirthin jenes Albergo kennen, in welcher damals die beiden jungen deutschen Dichter Quartier bezogen hatten.

„Hart wohl in der Rosa magra
War das Lager, hart zuweilen
Das arrosto oder fritto,
Doch die Herzen weich geschaffen
(Sempr' allegra, ma onesta!
Klang Luisa's biedrer Wahlspruch).“

Und ebenfalls ein Apotheker von Sorrent figurirt in Heyse's Epistel, nämlich als Verlobter —

„jener stillen, schöngeäugten
Jungen Nachbarin, die damals
Schwesterlich das Herz mir rührte,
Ihres auch mir freundlich neigte,
Sehr unschuldig. Waren beide
Herzen doch in fremden Händen.
Beide, wie in Ferienlaune,
Wärmten sich an fremdem Feuer,
Bis die Scheidestunde schlug.“

Rührend ist es zu lesen, wie Heyse das Wiedersehen mit dieser Mariuccia feiert, welche ihn damals zu manchem Lied begeistert hat (vgl. „Feuerversicherung", „Bekenntniß" a. a. O.). Er findet sie wieder in dem alten finstren Häuschen, das sie einst mit ihrer lichten Jugend durchleuchtete, „täglich am Balkone sitzend, träum'risch, ihr Gestrick in Händen und beträchtlich stark geworden." Um sie her schwirrt und gurrt ein Volk von Hühnern und Tauben; auch ein Kätzchen kauert im gebräunten Lehnstuhl, die Wände sind ruß- und rauchgeschwärzt . . .

„— — — blind das Spieglein
An der Wand, vergilbt die bunten
Heil'genbilder überm Bette,
Daß beklommen, da ich eintrat,
Sich das Herz zusammenzog."

Und so findet Heyse nach fünfundzwanzig Jahren gar vieles verändert — nicht nur das alte Sorrent selbst, das von modernen Prachthotels in Schatten gestellt worden, auch die Menschen, mit denen er und Scheffel einst hier frohe Tage verbrachte. Auch die Arrabiata trifft er wieder, doch erkennt sie ihn nicht. Dagegen hat Luisella, die Wirthstochter, welche jetzt an einen Stubenmaler in Meta verheirathet ist und dort einem Farbenlädchen vorsteht, ihn sowohl wie Scheffel in gutem Angedenken —

„Und viel tausend Grüße soll ich
Dir bestellen, Don Pepino,
Und sie wußte noch den kleinsten
Umstand jener alten Zeit."

Graziella aber, die damals dem Gaudeamussänger zu Seiten lehnte, wenn er der untergehenden Sonne zuschaute . .

„Küste, Golf, Orangenhain —
Alles schwamm in Wonne . . ."

— die bei der Fahrt auf den blauen Fluthen, die Capri bespülen, den deutschen Träumer begleitete, bleibt uner-

wähnt und nach den Erkundigungen, welche ich eigens beim Verfasser dieses Erinnerungsgedichts einzog, ist der Name, ganz entsprechend der Neigung Scheffel's für poetisches Versteckspiel, eine frei erfundene Bezeichnung für eine der schönen naiv-übermüthigen Töchter des Südens, deren heitere Geselligkeit jene Dichter-Villegiatur in Sorrent besonders freundlich belebte . . . Obgleich Heyse seinen direkten Mittheilungen über jene Tage den Wunsch beifügte, den mythischen Duft doch nicht zu zerstreuen, der sich um diese schöne Zeit gelagert habe, glaube ich doch ohne Gefahr, diese Poesie der Erinnerung zu zerstören, einiges Thatsächliche zur Ergänzung meiner Erläuterungen und Muthmaßungen aus dem Briefe Heyse's hier wiedergeben zu sollen. So fürchte ich nicht der Wahrheitsliebe Scheffel's zunahe zu treten, wenn ich nach Heyse's Tagebüchern feststelle, daß das Datum unter Scheffel's Vorrede zum Trompeter „Capri, am 1. Mai" auf einem kleinen Irrthum beruht, weil Scheffel diesen Tag gerade in Sorrent verbracht hat. Es war sein freies Poetenrecht, die auf jeden Fall in der Zeit des Maianfangs entstandene Vorrede so zu datiren. „Ueber diesen ersten Mai, erzählt Heyse, den Scheffel in der Rosa magra mit mir zubrachte, ließe sich ein artiges Kapitel schreiben. Es war eine folle journée im besten romantischen Sinne, begann mit der Einsegnung der Maibäume in der Kirche und schloß mit einer cena unter Assistenz der Arrabiata, die an jenem Abend sehr still und gesittet war, da sie am Morgen gefirmelt worden war, worauf die Vorlesung des Conzerts im Gartenhause des Fludribus folgte. Im übrigen wimmelt's an diesem benedeiten 1. Mai von Isabellen, Luisellen, Angiolinen, Mariuccen, Rachelen, Laurellen — eine Graziella ist aber nicht darunter." Heyse hatte Scheffel zuerst am 20. April in Capri getroffen, sie fuhren zusammen in die blaue Grotte und verabredeten die Abhaltung einer „Akademie" in Sorrent. Am folgenden Tage langte Scheffel denn auch in

der Rosa magra an und es mag für ihn eine Wonne gewesen sein, nach langer Einsamkeit und nach Vollendung seiner mit frischem Herzblut geschriebenen Dichtung gleich einen so verständnißvollen Zuhörer für dasselbe wie den jungen Heyse zu finden. Er blieb bis zum 5. Mai. Die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Schwester, die er zärtlich liebte, — sie hatte ihre Verlobung kurz vor der Hochzeit aufgelöst — rief ihn nach Hause. Der Brief erreichte ihn, als sie beide von einem herrlichen Ausfluge nach Salern und Pästum (2. bis 4. Mai) „froh wie die jungen Götter" zurückkehrten. „Noch am Vorabend seiner Abreise las er mir die Werbung des Trompeters, so daß ich nun ziemlich das ganze Gedicht kannte. Ich gestehe, daß ich, so sehr es mich ergötzte, den Erfolg nicht ahnte, den es dereinst haben sollte. Auch er wohl kaum. Denn er war damals noch schwankend, ob ein Maler oder Poet in ihm stecke, und selbst diese schöne Südfrucht, die er von Capri heimbrachte, entschied den Streit der zwei Seelen in seiner Brust nicht zweifellos." Wie sich Heyse dann ohne ihn weiter behalf, ist in seinen Idyllen von Sorrent zu lesen, „die sich der größten historischen Treue befleißigten". Um aber uns Nachlebenden die Poesie des gemeinsamen Aufenthalts zu vergegenwärtigen, um uns das Bild jenes siebenundzwanzigjährigen Dichters des „Trompeters von Säkkingen" vor die Seele zu zaubern, genügt es die folgenden Zeilen der Jubiläumsepistel zu lesen, welche an eine jener Sorrentiner Vollmondnächte erinnern:

„Welche Nächte, welche Wonnen!
Ueber allen Zauber Jugend!
Weit hinaus im Glanz verduftend
Schwamm das Meer; die eigne Zukunft
Schien uns wie ein Wundereiland
Fern emporgetaucht zu grüßen,
Und wir standen, starrten, staunten,

Bis vom Wind gewiegt das letzte
Ritornell am Strand verstummte
Und der Schlaf, der Freund der Jugend,
Uns auf hartem Bett umfing."

Als Scheffel nach fast 25 Jahren den Gruß des Freundes aus Sorrent empfing, antwortete er ihn nach Rom noch am Abend des Empfangs mit folgenden wehmuthsvollen Versen:

„Alles nimmt ein End' hienieden,
Auch das Reiten durch die Wälder,
Auch das Schäkern auf den Dächern,
Und der Zauber und der Liebreiz
Junger Sorrentinerinnen.

O Laurella, Luisella,
Mariuccia und Rachela
Schwer nur denk' ich als Matronen
Ohne Ella, ohne Uccia
Eure classisch schöne Schaar;
Zählt ihr wirklich zu des Landes
Alterthümern, überdeckt schon
Mit aerugo nobilis?

Ach! unsterblich schwebt Erinnerung
Um Vesuvius Golf und Küste
Und mir war, als trüge Südwind
Einen Strom Orangenblüte
Mir in die umschneite Klause,
Als ich Pauli Brief nach Karlsruh
Vor dem Weihnachtschristbaum las." —

Leider war es Scheffel's Schicksal, gleich nach seiner Rückkehr in die Heimat, mit wehmuthvoller Sehnsucht an das im Land der Goldorangen verlebte Jahr zurückdenken zu müssen. Wohl hatte er die Freude, daß sein am Ende der Zueignung an die Eltern ausgesprochener Wunsch in Erfüllung ging; sie begrüßten den „Sang vom Oberrhein", den ihr Sohn auf

Capri zum Preise der ihnen selbst so theuren Schwarzwald-Heimat gesungen, mit freudigem Stolz. Die Mutter half getreulich beim Suchen nach einem Verleger, der in der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart gefunden wurde. Die Auflösung der Verlobung seiner innig geliebten Schwester mit einem geachteten Offizier, der von den Eltern hoch geschätzt worden war, in der Tochter eine geheime Abneigung aber nicht hatte überwinden können, hatte jedoch in ihm selbst sowohl als überhaupt im Vaterhause eine so trübe Stimmung hinterlassen, daß sie ihn um den vollen Genuß des freudigen Widerhalls, den er für sein Lied im letzteren sich hatte erhoffen dürfen, brachte. Wie wenig paßten die sonnigen Erinnerungen, die er frisch von Capri und Sorrent mitbrachte, in diese schwüle Atmosphäre. Und die Sorge der Eltern um seine Zukunft hatten die frischen Fanfaren seines Trompeters auch nicht verscheucht. Die Entfaltung des poetischen Talents war dem Vater ein Beweis mehr dafür, daß des Sohnes Versuche, eine Laufbahn als Maler zu begründen, gescheitert waren. Joseph dagegen hielt mit zäher Energie noch an dem Glauben fest, daß dies trotz allem sein eigentlicher Beruf sei. Das Jahr in Italien hatte den Conflikt noch nicht gehoben. Auch als er seinen getreuen poetischen Universitätsfreund Ludwig Eichrodt in Durlach besuchte, um dessen Urtheil über das „Trompeter"-Manuskript zu hören, welches sehr günstig und freudig zustimmend lautete, äußerte er sich sehr kleinlaut über die Möglichkeit eines Erfolgs mit der Dichtung und die Hoffnung, als Dichter sich eine Zukunft zu erobern. Aber eins stand in ihm fest, daß keine Macht ihn wieder zurück in die Amtsstubensphäre zurückbringen solle. „Im Dienst — im Dienst, o schlimmes Wort!" — dies Thema des letzten Liedes seines Werner, es war ein Seufzer aus seiner innersten Seele. Schließlich reifte zwischen ihm und den Eltern eine Verständigung dahin, sein Heil in einer akademischen Laufbahn als Jurist zu suchen. Eine

rechtshistorische Abhandlung sollte ihm den Weg auf den Lehrstuhl bahnen. Daß er in dieser neuen Krisis auch von einem schweren Leiden, einer langandauernden, mit quälenden Congestionen verbundenen Augenentzündung heimgesucht wurde, vermehrte das Unerquickliche der neuen Situation, ermöglichte aber die weitere Verlängerung seines Urlaubs. Wie schwer seine Lage ihn bedrückte, spiegelt jener Brief an Frau Engerth vom Ende des Jahres wieder: „Seit jener Zeit hab' ich wenig frohe Stunden mehr gehabt; in der Heimat erst häusliche Betrübniß, dann, wie Gottlob wieder Alles leidlich beruhigt war, überfällt mich eine Augenentzündung, die durch anfängliche Vernachlässigung so hartnäckig wurde, daß ich jetzt wieder seit acht Wochen meine Stube nicht verlassen habe. Das ist aber Alles nicht viel; dagegen bin ich, bei klarer Betrachtung der Verhältnisse und bei dem ernst und bestimmt ausgesprochenen Willen meiner Eltern, vorerst von meinem Lieblingsgedanken, mich ganz auf die Malerei zu werfen, wieder abgegangen — und den Schmerz hierüber werde ich so bald nicht los, da mein innerster Beruf mich dahin zog. Es wird mir immer deutlicher, daß das Schönste und Beste, was sich der Mensch im Leben wünscht, nicht in Erfüllung gehen darf — warum? Vielleicht gerade weil er sein größtes Glück nicht zu ertragen fähig ist, und weil einmal die Entsagung auch zu den menschlichen Dingen gehört, wie der Schatten zum Licht. Darum kommt immer eine unendliche Wehmuth über mich, wenn ich an Rom denke oder schreibe; es ist mir, als ob das Wasser von Fontana Trevi noch auf den Lippen brennte; und wenn mich freilich die Erinnerung oftmals wieder hinausträgt auf die Ariccianer-Straße oder zum Albanersee, oder mit lustiger Cavalcade und arri-he sommaro! hinauf auf den Monte Cavo; oder aber zum Kaminfeuer Ihres Saals in der Via Isidoro, wo wir so manche heitere Stunden verbrachten, so ist dann die Enttäuschung nur um so größer, wenn ich die Augen wieder aufmache und den Schnee des

Heidelberger Marktplatzes vor mir habe. Ich kann dann sagen wie Platen:

> Was hab' ich nun Gebliebenes
> Von all der Lust und Pracht,
> Als weniges Geschriebenes,
> In schlechten Vers gebracht?

denn außer den Zeichnungen in meinen Mappen, wird dieses Büchlein das einzig sichtbare Denkmal meiner Thätigkeit in Italien sein." . . . Noch unmittelbarer bricht die düstere Stimmung sich Bahn in einem Erguß an den alten Herzensfreund Schwanitz, der bereits vom 10. Juli aus Karlsruhe datirt: „Den Gruß eines aus Italien Zurückgekehrten, der müd', matt und unerquickt von der Heimat und ihren Zuständen in seiner alten Dachstube sitzt und sich ausruht, wirst Du hoffentlich noch in Gnaden annehmen, zumal wenn ich ein reuiges Gesuch um Generalpardon wegen langen Schweigens damit verbinde. Jenseits der Alpen hab' ich bald vergessen, welche Bestimmung die Tinte und der Streusand im Leben haben. Jetzt scheint mir's, muß die arme Seele wieder viel schreiben lernen . . . Ich lebe zur Zeit in der unerträglichen Stellung eines Mannes, der noch keinen Boden unter den Füßen hat. In Staatsdienst geh' ich nicht zurück — zum Maler bin ich zu alt, — bleibt wahrscheinlich nichts übrig als Privatdozent und Proletarier zu Heidelberg zu werden. Kommt Zeit, kommt Rath . . . Ich war ein Jahr glücklich und werde mich damit trösten müssen." Ein späterer Brief, vom 18. Oktober aus Heidelberg, klagt bitter über die quälende Augenentzündung und giebt seiner gedrückten Stimmung noch deutlicheren Ausdruck: „Und sonst? Ach du lieber Gott, außer den Augen wünscht' ich noch von Manchem, es wär' anders. Ich hab' noch Heimweh nach Italien, das ich freilich hierlands Niemand klagen darf und bin, wie mir fast scheint, in Begriff, mich zu einem dummen Streich vorzubereiten, nämlich zur hoffnungs-

losen Privatdozenten-Carriere. Indeß bleibt mir nichts Anderes übrig, nachdem ich mit dem Staat der Gegenwart in Frieden abgerechnet habe. Vielleicht soll ein Unkraut wie ich, doch nicht ganz verderben."

Und so sah ihn Alt-Heidelberg wieder einziehen in ähnlicher Stimmung wie er fort gezogen: ein fahrender Scholare ohne festes Ziel. Denn wohl hegte er die Absicht, hier nun allen Ernstes an die Vorbereitung einer gelehrten Habilitirungsschrift zu gehen, aber während der Ausführung derselben keimte und wogte es bereits in seiner Seele von neuen Gestalten, die seinen Geist zu neuer Dichterfahrt lockten: der „Ekkehard" war im Werden.



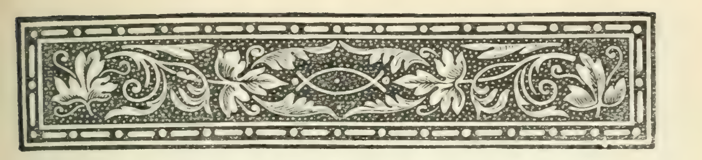
VII.

Ekkehard.

„Wer von der alten Mutter Natur seine Offenbarung schöpft, dessen Dichtung ist wahr und ächt.“

Scheffel, „Ekkehard“.





Im April 1853 hatte Scheffel auf Capri seinen „Schwarzwaldsang“ beendet; im April des folgenden Jahres finden wir ihn wiederum inmitten einer wundersam schönen Naturumgebung, der Welt entrückt, mit einer Dichtung beschäftigt: über der Arbeit am „Ekkehard“. Nur im vertrautesten Verkehr mit der Natur hat dieser Dichter die Stimmung zum Schaffen seiner größeren Werke gefunden. Und wahrlich schöne Plätze hat er sich beide Male ausgesucht: erst das Südeiland Capri im schimmernden Golf von Neapel; jetzt eine der schönsten Stätten der deutschen Landschaft: inmitten der steilaufgeschossenen Felsgipfel des Hegau, die über die grünenden reich bebauten Gelände und den blauen Spiegel des Bodensees hinweg Brüdergrüße tauschen mit den fernen hohen schneebedeckten Vorposten der Alpen — den Hohentwiel.

Wie und wo dieser einzige Roman, der nach Umfang wie Werth des Dichters bedeutendste Schöpfung ist, von diesem begonnen und ausgeführt worden, hat er in Kürze selber uns in der prächtigen Vorrede sowie im Schlußkapitel dieses poesiereichsten aller historischen Romane berichtet. Nachdem er in jener auf die sanktgallischen Klostergeschichten (die Casus Sancti Galli), welche der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard der Vierte bis an's Ende des zehnten Jahrhunderts fortgeführt hat, als seine Hauptquelle hingewiesen

und ihre Bedeutung treffend gekenntzeichnet hat, erzählt er dort weiter, daß er mit diesem interessanten Quellenwerk deutscher Geschichte bei Gelegenheit anderer Studien vertraut geworden sei. Da sei es ihm wie einem Manne ergangen, der nach langer Wanderung durch unwirthsames Land auf eine Herberge stößt, die, wohnsam und gut bestellt in Küche und Keller mit liebreizender Aussicht vor den Fenstern, Alles bietet, was sein Herz begehrt. Drum habe er begonnen, sich häuslich drin einzurichten und durch mannigfaltige Ausflüge in verwandtes Gebiet sich möglichst vollständig in Land und Leute einzuleben. „Den Poeten aber ereilt ein eigenes Schicksal, wenn er sich mit der Vergangenheit genauer bekannt macht. Wo Andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausätzen, wachsen ihm Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: Verdicht' uns! — So kam es auch hier. Aus den naiven lateinischen Zeilen jener Klostergeschichten hob und baute es sich empor, wie Thurm und Mauern des Gotteshauses Sankt Gallen, viel altersgraue ehrwürdige Häupter wandelten in den Kreuzgängen auf und ab, hinter den alten Handschriften saßen die, die sie einst geschrieben, die Klosterschüler tummelten sich im Hofe, Horasang ertönte aus dem Thor und des Wächters Hornruf vom Thurme. Vor allen Anderen aber trat leuchtend hervor jene hohe gestrenge Frau, die sich den jugendschönen Lehrer aus des heiligen Gallus Klosterfrieden entführte, um auf ihrem Basaltfelsen am Bodensee classischen Dichtern eine Stätte sinniger Pflege zu bereiten; die schlichte Erzählung der Klosterchronik ist selbst wieder ein Stück Poesie, so schön und echt, als sie irgend unter Menschen zu finden“. . . .

Und weiter erzählt er, wie er eines Morgens den

Folianten, den Quellen der Gestaltenseherei, Valet gesagt habe und hinausgezogen sei auf den Boden, den einst die Herzogin Hadwig und ihre Zeitgenossen beschritten; und in der ehrwürdigen Bücherei des heiligen Gallus gesessen und in schaukelndem Kahn über den Bodensee gefahren sei und sich eingenistet habe bei der alten Linde am Abhang des Hohentwiel, wo jetzt ein trefflicher schwäbischer Schultheiß die Trümmer der alten Veste behüte, und schließlich auch zu den luftigen Alpenhöhen des Säntis gestiegen sei, wo das Wildkirchlein keck wie ein Adlerhorst herunterschaut auf die grünen Appenzeller Thäler. „Dort in den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft, hab' ich diese Erzählung entworfen und zum größten Theil niedergeschrieben."

Da diese nach Beschließung des Werks entstandene Vorrede „Heidelberg, im Februar 1855" unterschrieben ist, der Schluß des Romans aber von „manch einem guten Frühlings-Abend" spricht, den er oben auf der Höhe des Twiel im geistigen Verkehr mit den Gestalten, die hier einst gehaust, verbracht habe, woraus sich die Anfänge des Werkes ergaben, so sind auch die Grenzen für die Datirung der eigentlichen Entstehungszeit des Ekkehard vom Dichter selber gegeben. Ein Brief Scheffel's vom 20. April 1854, der das Orts-Datum „Hof Hohentwiel (Großh. Bad. Post Singen)" trägt, giebt über den Frühlingsaufenthalt im Schulzenhof zu Füßen der ehrwürdigen Schwabenveste nähere Auskunft. Er ist an den Schriftsteller Otto Müller gerichtet, mit welchem Scheffel im vorhergehenden Winter zu Heidelberg befreundet worden war, und verschafft uns ein anschauliches Bild dieses ureigenthümlich Scheffel'schen Landaufenthalts direkt an der Stelle, welche in seinem Roman einen Hauptschauplatz abzugeben hatte. Der Brief knüpft an eine Kritik Otto Müller's über den „Trompeter" an und fährt fort: Was aber Ihren literarhistorischen Spruch

betrifft, daß von dieser Gattung Poesie der Uebergang zum Roman fast naturgemäß sei, so ist der bereits kurz vor Abfassung Ihrer Zeilen zur Wahrheit geworden. Der Mensch denkt, Gott lenkt. — Ich habe vergangenen Winter Studien gemacht aus den Anfängen deutscher Geschichte, 's hat eine rechtshistorische Abhandlung geben sollen — und jetzt sitze ich auf dem einsamen Bauernhof am Fuß der Trümmer von Hohentwiel, um die Eindrücke dieses Winters in Form eines Romans — einer Geschichte — oder einer beliebigen Erzählung los zu werden. Was draus hervorgeht — kann ich des Nähern selbst noch nicht bestimmen, der Bodenseeluft, den Alpen im Hintergrund, dem Wehen des Frühlings muß überlassen werden, was aus dem Ei herausschlüpft — wenn's ein genießbarer Vogel wird, so bin ich im Lauf des Sommers bei Ihnen, um ihn unter annehmbaren Bedingungen der Einschlachtung im Haus Meidinger zu überliefern. — Das 10. Jahrhundert liegt freilich etwas seitab von den Pfaden unserer Novellen, Romane rc., aber ich gedenke aus jener rohen werdenden starken Zeit ein paar Bursche herauszufischen, die sich ganz natürlich und wohlconservirt ausnehmen sollen. Romantik wird jedenfalls nicht getrieben, dafür ist mein gegenwärtiges Leben in der Atmosphäre des Kuhstalls Garantie. — Wenn Sie inzwischen einmal beim Frühschoppen sitzen, wie damals in Heidelberg, so gedenken Sie meiner mit dem frommen Wunsch, daß ich bald von den Gestalten erlöst werden möge, die mich zur Zeit geisterhaft heimsuchen. Auf baldiges Wiedersehen. Ihr freundschaftlich ergebener Joseph Scheffel."

Dieser Aufenthalt des einsiedlerischen Poeten in dem Maierhof, welcher ob Singen auf halber Höhe des Bergs unterhalb der Trümmer der alten Festung liegt, die das spätere Mittelalter über den Ruinen der einstigen Herzogsburg hatte entstehen und das Jahr 1800 zum Opfer von französischer Belagerung hatte werden sehen, ist also zeitlich ebenso der



Der Hohentwiel nebst Schulzenhof.



Mittelpunkt des geistigen Prozesses, aus welchem die einziggeartete Dichtung hervorging, wie der hohe Twiel räumlich in der Mitte liegt zwischen den beiden Orten, die dem Dichter die Quellen für die vorausgehende gelehrte Forschung boten: Heidelberg und Sankt Gallen. Die Heidelberger Universitätsbibliothek lieferte ihm im Winter 53/54 die Folianten, die Chroniken und Codices, welche ihm „zu Quellen der Gestaltenseherei" wurden; die „ehrwürdige Bücherei des heiligen Gallus" die er dann im Vorfrühling 54 aufsuchte, brachte ihm die Handschriften, deren Neudrucke in Heidelberg sein Interesse so mächtig erregt, zu lebendiger Anschauung und mit ihm die Oertlichkeit und die Umgebungen jener Männer, deren Hand sie in grauer Vorzeit geschaffen, jener Vorzeit, welche über all diesem Studium dem Auge des seltenen Forschers klar und deutlich wurde wie lichte sonnenbeschienene Gegenwart.

In Heidelberg wiederholte sich somit, wenn auch in anderer Weise wie beim „Trompeter von Säckingen", jene eigenartige Erscheinung, daß der Dichter zum Zwecke einer gelehrten Arbeit Forschungen anstellt, deren Resultate von seinem poetischen Genius aufgenommen und zu einem Werk der Dichtkunst verwendet werden. Beide Male folgt er dabei seiner elementaren Neigung zur Erforschung der Heimatsgeschichte und zugleich dem durch sein Studium der Rechtswissenschaft gewecften Interesse für die altheimischen Rechtsinstitutionen. In Säckingen war es die Geschichte der Hauensteiner, die er als Typus altalemannischen Volksthums auffaßte, was zum Gegenstand solchen Studiums wurde. Welcher Art jetzt die Forschungen waren, die eine „rechtshistorische Abhandlung" ergeben sollten, läßt sich im Allgemeinen mit Sicherheit aus den vielfachen Vergleichen zwischen altalemannischem Volksrecht und den von ihm abweichenden Gesetzen und Rechtsanschauungen schließen, die in den schwäbischen Klöstern des frühen Mittelalters aufkamen und Geltung hatten. Bei erneuter Lektüre

des Romans und seines Anhangs von Quellennachweisungen zum Zweck solcher Feststellung hat sich mir wenigstens unabweislich der Eindruck aufgedrängt, daß das Wenige, was sich im Roman an für dichterische Zwecke unnützem Ballast vorfindet, gerade dem hervorgehobenen Forschungsgebiet angehört. Ueberall offenbart überdies das reichbelebte Culturbild ein liebevolles Eingehen auf die damaligen Rechtszustände, auf den Unterschied zwischen dem im Volke geltenden Recht und den Privilegien der weltlichen und kirchlichen Machthaber, und die Haupthandlung, der Kampf, den Ekkehard zwischen Pflicht und Neigung führt, ist auf's Engste mit den Rechts- und Machtverhältnissen im damaligen Alemannien verknüpft. Aus dem Vorrath der Einzel-Beobachtungen seien einige wenige Beispiele zur Erläuterung herausgehoben. Im Kapitel vom „Alten in der Heidenhöhle" wird bekanntlich dem Ekkehard, beim Herantreten an die Eingangspforte zum seltsamen Felsgelaß durch einen großen schwarzen Hund der Weg versperrt, bis endlich das Erscheinen Rauchings den Mönch aus der peinlichen Lage befreit. „Man sollt' Euch den Hund erschlagen und neun Schuh hoch über Euer Thor hängen bis er verfaulte und stückweis auf Euch herunterfiele", ruft Ekkehard ungehalten aus. Warauf Rauching antwortet: „In den Heidenhöhlen gilt kein Landrecht." Aesthetisch beurtheilt wirkt diese rechtshistorische Reminiscenz, noch dazu hier wo die Spannung auf den „Alten in der Heidenhöhle" ihren höchsten Grad erreicht hat, nur störend. Die dazugehörige Anmerkung (141) aber hebt an: „Diese Worte Ekkehard's enthalten einen Anklang an das den sanktgaller Mönchen wohlbekannte alemannische Landrecht" und erklärt diese Bedeutung derselben mit feinunterscheidender Sachkenntniß. So heißt es bei der Freilassung des leibeigenen Audifax: „Audifax war fränkischer Abstammung, darum hatte sich Frau Hadwig nicht nach ihrem alemannischen Landrecht gerichtet." Charakteristisch ist die Anmerkung zu der Er-

wähnung der St. Galler Geiselkammer im Text: „Fehler wider die Ordensregel zogen die Strafe der Geißelung nach sich, der sich die Klostergeistlichen willig unterwarfen, wiewohl es eine knechtische Züchtigung war, und ein Freier mit dieser Strafe belegt, nach den alten Volksrechten seine Freiheit verlor.“ In dem Kapitel „Cappan wird verheirathet“, wimmelt es von derlei rechtshistorischen Reminiscenzen, ja es scheint geradezu eingelegt, um gleichzeitig das rechtliche Verhältniß des völlig Unfreien zum Freibauern, des Ritters zum Gutsverwalter, der weltlichen Oberhoheit zu den so vielfältig privilegirten Abteien an einem Beispiel, das aus den Elementen der Erzählung sich organisch ergiebt, in seiner Fülle von Beziehungen darzulegen. Kurz, wo nur immer die Rücksicht auf die künstlerische Oekonomie und den epischen Aufbau des Stoffs es gestattete, ist Bezug genommen auf die feineren Unterschiede zwischen dem alemannischen Landrecht und einerseits den anderen deutschen Volksrechten, andererseits den Vorrechten und Sondergesetzen, welche am Fürstenhof und in den Abteien damals bestanden. Scheffel's Geist wandelte also hier ganz dieselben Pfade der Forschung, welche er bereits in seiner Studie über die Hauensteiner und über ihr Rechtsverhältniß zu den geistlichen Herren in St. Blasien wie zum Erzhaus Oesterreich beschritten hatte, nur daß er vom speziellen Beispiel zu den allgemeinen Rechtszuständen in Alt-Alemannien überging, nun er sich nach der Rückkehr aus Italien auf's neue gezwungen sah, in die Laufbahn des Juristen einzulenken und darauf ausging, dies in einer Weise zu thun, die seiner Geschmacks- und Geistesrichtung entsprach.

Heimisch in dieser Anschauungswelt war Scheffel aber schon länger. In wie hohem Grade die eigenen Familientraditionen geeignet waren, schon in dem Knaben ein lebhaftes Interesse für die Vorzeit der alemannischen Heimat und im besonderen das Leben und Treiben in den alten Benediktinerabteien Altschwabens zu nähren, hat unser 1. Kapitel bis ins

Einzelne dargelegt. Weiter sahen wir, wie schon der Student sich mit den überlieferten Rechtsaufzeichnungen der alten Germanen befreundete und wir dürfen darum annehmen, daß er jene beiden ersten Bände des großen Sammelwerks älterer deutscher Geschichtsquellen, der von G. Pertz herausgegebenen Monumenta Germaniae historica, in denen er alle wichtigeren Urkunden dieses Wissensgebietes zusammengestellt fand, gewiß jetzt nicht zum ersten Male zur Hand nahm. Ebenso wenig konnte ihm bis dahin unbekannt geblieben sein, was die im 2. dieser Bände enthaltenen „Casus Sancti Galli" von den klassischen Studien der Herzogin Hadwig auf ihrem Wittwensitze Hohentwiel unter Leitung des von ihr dem St. Galler Klosterfrieden entführten Ekkehard berichten. Band ihn doch von Klein auf das innigste Verhältniß an den Hohentwiel, zu Füßen dessen das Dörflein Rielasingen liegt, in dem seine geliebte Großmutter, als Tochter des dortigen Löwenwirths Eggstein, das Licht der Welt erblickt hatte. Hatte doch gewiß schon der Knabe in traulichen Stunden durch den Mund dieser treuen Freundin seiner Kindheit vom Hohentwiel und seinen historischen Erinnerungen staunend vernommen, dessen imposanter Anblick ihm sicher längst vertraut war, ehe er sich beim Schultheiß Pfizer in jenen Frühlingstagen des Jahres 54 droben „einnistete". Ebenso dürfte er bei seinen wiederholten Reisen durch's schweizerische Rheinthal in's Engadin kaum jedesmal an St. Gallen vorbeigereist sein, von dessen alter Benediktinerabtei er schon so viel gehört und deren literarische Schätze in der Stiftsbibliothek jedem Freunde der Poesie des deutschen Mittelalters damals schon von höchstem Interesse waren; zählte zu ihnen doch eine der wichtigsten Handschriften des Nibelungenlieds. Der geistigen Pionierarbeit der Brüder des heiligen Benedikt in jenen Alpengegenden wird denn auch in einem seiner „rhätischen Briefe" rühmend gedacht und bei Erwähnung des Klosters und der Mönche zu Dissentis rühmt er den unvergleichlich sicheren

Blick der ersten Diener der Kirche, den sie bei der Auswahl ihrer Siedelstätten bewährten. Aber selbst wenn diese lebendigen Beziehungen zu den genannten Oertlichkeiten nicht bestanden hätten, Scheffel würde auch schon auf dem Wege seiner bisherigen, uns nachweisbaren Studien die Ueberlieferung vom Besuche Ekkehard's auf Hohentwiel vor dieser Zeit kennen gelernt haben. Denn die Andeutung derselben fand sich nicht nur vor in Schnezler's Schwäbischen Sagenbuch, das ihm sicher bekannt war, auch jener Band von Bader's „Badenia" (vom Jahre 1839), der den bereits citirten Aufsatz über die Küssachburg, der des Schloßhauptmanns Krederer und seines Stammbuchs Erwähnung thut, enthielt einen Aufsatz über „Hedwig, Herzogin von Schwaben zu Hohentwiel". Jener Band ist derselbe, der auch den Aufsatz über „die ehemalige Grafschaft Hauenstein" enthält. Daß er den ersteren Aufsatz gelesen hat, ist (vgl. S. 166) außer allem Zweifel; direkt an diesen schließt sich aber der andere und daß ihn Scheffel überschlagen haben sollte, wo ihm in der Ueberschrift der Name des Hohentwiel entgegenblinkte, ist ganz undenkbar.

Bis zu welchem Grade freilich sich Scheffel bis zum Winter des Jahres 1853 mit dem näheren Detail des Stoffes vertraut gemacht hatte, entzieht sich unserer Kenntniß. Doch das eben Geschilderte genügt, um ihn gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, den Einige an die Thatsache des schnellen Aufgebens der rechtshistorischen Arbeit zu Gunsten des neuersprießenden poetischen Planes geknüpft haben: den Vorwurf der Unbeständigkeit im Verfolgen einmal gefaßter Vorsätze. Der Scheffel dieser Lebensperiode ist vielmehr von bewundernswerther Energie erfüllt; allen Hindernissen zum Trotz folgt er den Forderungen seiner innersten Natur, die ihm zum Theil noch selber Geheimniß ist und wahrt ihr die Treue. Ob er im Stillen bereits seit langem den Gedanken in sich trug, Hadwig und Ekkehard zu Helden einer Dichtung zu machen, als er den Forderungen des Vaters nachgebend

zunächst daran ging, eine rechtshistorische Abhandlung vorzubereiten, die ihm die akademische Laufbahn öffnen sollte, wage ich nicht zu entscheiden. Daß ihn bei der Wahl des Themas für solche Dissertation die Sympathie für den Ekkehardstoff bewußt oder unbewußt beeinflußt hat, ist nach allem mindestens wahrscheinlich. Und daß als er nun zu einem geordneten Studium der Casus Sancti Galli und der übrigen Quellenschriften zur Geschichte der Ekkeharde kam, in ihm eine Fülle von poetischen Stimmungen und realen Eindrücken aus früherer Zeit durch diese Lektüre wachgerufen wurde, welche die Ueberlieferungen der Vorzeit ergänzte und belebte und sich mit ihnen zu poetischen Anschauungen verdichtete, erscheint in dem dargelegten Zusammenhang der Dinge als Naturnothwendigkeit. Wenn auch hier vollzog sich wie beim Trompeter das Ereigniß echt dichterischer Empfängniß: der von der Geschichte dargebotene Stoff und die Seele des Dichters wuchsen einander entgegen als habe die Natur sie bestimmt, sich zu durchdringen und zu verschmelzen zur Hervorbringung eines neuartigen Dichterwerks. Da war keine Wahl: der mit zwingender Gewalt heraufbeschworene Strom poetischen Waltens und Wirkens schob die Folianten, schleuderte die gelehrten juristischen Aufzeichnungen mit elementarer Gewalt bei Seite. Die Natur verlangte ihr Recht. So sprengt der Bergquell, wenn er von geheimnißvoller Kraft geschwellt zum Licht empordringt, die hemmenden Schranken, die ihn von der Oberwelt trennen, wuchtig auseinander und bahnt sich machtvoll sein Bett, wenn seine Stunde gekommen. Wo der eigentliche Ursprung der Quelle — wer weiß es genau zu sagen? Jedenfalls nicht an der Stelle des Hervortritts an die Welt des Lichts, — sondern verborgener, tiefer. Nur allmählich wuchs ihm die Kraft, welche da oben ihm Bahn brach. Auch der Ursprung echter Dichtung ist von dieser Art. Wir stehen da an der Grenze, welche die Natur zwischen dem Walten des Genies und der Erkenntniß errichtet.

Ein besonders interessantes Beispiel möge diese Grenze veranschaulichen, welche unserer Forschung in dieser Beziehung ein Halt gebeut. Es giebt uns zugleich einen Begriff von der freigestaltenden schöpferischen Kraft Scheffel's, mit welcher er über das von der St. Galler Klosterchronik ihm dargebotene Material als Dichter verfügt hat. Jedem Leser des „Ekkehard" bleibt die Scene des 2. Kapitels unvergeßlich, wie der jugendschöne schlanke Mönch die Herzogin über die Schwelle des Klosters trägt, zur Umgehung der Klosterregel, welche weiblichem Fuß das Betreten derselben verbietet. In den Casus Sancti Galli befindet sich nun weder diese Scene noch überhaupt eine Schilderung des Besuchs der Herzogin im Kloster, dessen Wirkungen Scheffel so mannigfaltig und lebensfrisch ausmalt. Es heißt dort nur: „Die Herzogin . . . war einmal als Wittwe, um zu beten, zum heiligen Gallus gekommen. Indem Abt Purchard (der Dichter setzte dessen Vorgänger Cralo an seine Stelle) sie festlich aufnahm und als seine Nichte durchaus mit Geschenken zu beehren sich vorbereitete, sagte sie, sie wolle keine anderen Gaben, außer Ekkehard als Lehrer für sich, wenn er ihr denselben nach dem Twiel auf eine Zeit gewähren wollte. Denn weil derselbe Portner war, hatte sie selbst am Tage vorher mit ihm über seinen Willen hierzu heimlich sich verabredet." Jene Scene ist also freie Erfindung des Dichters; aber die Anregung zu derselben bot ihm auch hier das Leben — ein eigen Erlebniß. Und zwar verdankte er dasselbe seinem Aufenthalt in der römischen Campagna und denselben Beziehungen zum Kapuzinerkloster Ara coeli bei Palazzuola, von denen er auch die Anregung zur Amalien-Episode im Schlußkapitel des „Trompeters von Säkkingen" empfangen. Scheffel hatte bald danach in Olevano dem Maler Otto Donner das kleine Abenteuer selbst erzählt. Ein firmer Lateiner und in klösterlicher Wissenschaft bewandert, wie er war, hatte er bei gelegentlichen Besuchen des gar malerisch gelegenen Klösterleins, die er von

Albano aus abstattete, sich die Freundschaft der Mönche zu erwerben verstanden. Die Kapuziner hatten außerhalb der Clausur in einer Vigne ein Casino, in welchem sie gelegentlich den Besuch von Freunden empfingen. Scheffel war von dort schon wiederholt mit in's Kloster genommen worden, als er eines Tages mit mehreren seiner Freunde, darunter auch Fräulein Bensinger, im Casino erschien. Alle wurden von den Mönchen auf's freundlichste bewirthet. Die Stimmung wurde bald eine sehr heitere und die junge Dame sprach den Wunsch aus: sie möchte so sehr gern einmal das Kloster auch in seinem Innern sehn, ob denn dies gar nicht möglich sei. Der lustige Prior, dem die heitere Schwäbin gefiel, drückte sein Bedauern aus, daß dies absolut nicht möglich sei, indem es die Ordensregel untersage; indessen, setzte er schalkhaft hinzu, gäbe es ein Mittel. Nun, welches, frug ganz eifrig und erfreut die junge Dame. Je nun, entgegnete der Prior, keine Dame darf die Schwelle des Klosters überschreiten, aber wenn Sie sich von mir hinübertragen lassen wollen, so kann das schon geschehen; das verbietet die Ordensregel nicht. Allgemeine Heiterkeit folgte diesem launigen Einfall, aber Frl. B. protestirte sehr lebhaft. Anders macht es im „Ekkehard" die Herzogin. Das aber — so schließt Otto Donner seinen Bericht — unterliegt kaum einem Zweifel, daß wir der poetischen Verarbeitung dieses Erlebnisses das interessante Motiv verdanken, auf welchem der Roman des Ekkehard sich aufbaut. Ob freilich Scheffel damals schon, während die andern lachten, an das Abenteuer der Herzogin Hadwig in der St. Galler Abtei denken mußte, ob er erst in Heidelberg bei der beginnenden Gestaltung des Romans an die Verwerthbarkeit jenes in Italien empfangenen Eindrucks dachte, vermögen wir nicht zu entscheiden. Wie im Einzelnen gilt dies vom Ganzen: die Fäden, die der Dichter in sein Culturbild einwob, reichen weit zurück in's eigene Leben; wann aber die bewußte Thätigkeit des Webers begann, diese Frage bleibt offen.

Klar jedoch läßt sich erkennen, was dazu beigetragen, daß der Quell gerade jetzt die Kraft gewann, um hervorzutreten, daß der aufquellende Strom der poetischen Produktion so schnell und sicher ein Bett fand, in welchem er kräftigen ununterbrochenen Laufs seinem Ziele zustrebte.

Ein wesentliches Moment war zunächst die Steigerung seines Selbstvertrauens als Dichter, welche das Erscheinen des „Trompeters“ zur natürlichen Folge hatte. Man hat nach dem Tode Scheffel's viel Aufhebens gemacht über die Nichtbeachtung, der die Erstlingsdichtung zunächst anheimgefallen sei. Es ist wahr, fünf Jahre hat's gedauert, bis eine neue Auflage nöthig ward und länger noch, bis die paar Exemplare, welche der Buchbinder und Papierhändler Säckingens von der ersten erhielt, abgesetzt waren. Aber seit wann findet ein erstes Buch eines bis dahin unbekannten Autors sofort ein großes Publikum, zumal wenn dasselbe in gebundener Form verfaßt und ohne jede aktuelle Tendenz ist. Dies geschah weder früher noch heute. Diese Art sensationeller spontaner Erfolge können nur Werke erringen, deren bloße Ankündigung sensationell wirkt. Wenn z. B. Childe Harold's Pilgerfahrt ihren Autor über Nacht berühmt machte, so hatte dies Byron zunächst nicht den künstlerischen Vorzügen seines Gedichtes zu danken, sondern dem Interesse, das man schon vorher für seine excentrische Persönlichkeit hegte. Einen solch sensationellen Erfolg konnte Scheffel's „Trompeter“ umsoweniger finden, als die politisch-kirchliche Reaktion gerade damals die geistigen Strömungen scharf von einander getrennt hatte, er aber weder dem Radikalismus mit „der Tendenz Verpfeffrung“ noch den Reaktionären mit dem „Weihrauchduft der frommen Seele“ aufzuwarten gewillt gewesen war. Die Anhänger der fortschrittlichen Ideen waren durch Heine, Lenau, Meißner an eine Epik gewöhnt worden, deren kühne Klänge direkt in die Kämpfe der Zeit mahnend und zürnend hineindröhnten; die Entwickelung des Dramas hatte in den

Werken Gutzkow's, Laube's, Freytag's dieselbe Richtung genommen; und der erstgenannte dieser Dichter hatte gerade in den ebenvergangenen Jahren die Form des großen Unterhaltungsromans in den „Rittern von Geist" derselben idealaktuellen Richtung unterworfen: 1850—53 erschienen die ersten drei Auflagen dieses bedeutenden Zeitromans. Andererseits hatte in den reaktionär gestimmten Kreisen Oskar von Redwitz's „Amaranth" sofort eine ganze Reihe von Auflagen erlebt. Scheffel's poetischer Realismus und blutwarme Stimmungsromantik thaten dem Parteigeschmack weder auf der linken noch auf der rechten Seite genug. Dort wurde der „Trompeter" meistens für romantischer, hier für polemischer gehalten als er beides im Grunde war. Doch überall wurde die anmuthige Frische der echt süddeutsch-heiteren Dichtung empfunden, wo immer sie Kritiker und Leser fand. Beides aber fand sie sogleich und zwar in einer Weise, die dem Schicksal der Dichtung durchaus günstig war. Der Autor, der ja, wie wir sahen, beim Hervortreten mit derselben sehr bescheiden von ihrem Werthe dachte und sehr durchdrungen von ihren jugendlichen formalen Schwächen war, konnte mit dem Erfolge schon damals zufrieden sein und war es auch. Todtgeschwiegen ist das Werk nicht worden und jenen verstimmenden, die Schaffensfreude tödtenden Schmerz, den das völlige Ausbleiben eines Echos dem Schaffenden bereitet, blieb ihm von Anbeginn erspart. Fand es zunächst wenig Käufer, so fand es dank der reichen Lebensbeziehungen des Dichters und seiner Familie doch Leser in allen möglichen Kreisen, denn Dedikationsexemplare standen in reicher Menge zu Gebot und fanden eine weithin ausgedehnte Vertheilung. Wenn in Säckingen die betreffenden Exemplare unverkauft blieben, so erklärt sich dies dadurch, daß die überhaupt kleine Zahl der literarisch Gebildeten daselbst entweder das Buch dedicirt erhielten oder von ihrem Buchhändler in einer der nächsten größeren Städte bezogen. Als Scheffel um Neujahr 1854 in

die Welt hinauslauschte, welche Aufnahme wohl seine Dichtung fände, häuften sich gar bald auf seinem Schreibtisch in der Wohnung beim Schlosser Kraus Briefe und Brieflein von alten Freunden und neuerdings gewonnenen Bekannten: aus Rom und Wien, aus München und Stuttgart, aus Thüringen und aus dem Schwarzwald kamen die Glückwünsche, welche einem jungen Poetenherzen so wohl thun. Von Uhland, dem Scheffel als seinem verehrten Meister ein Exemplar gesandt hatte, erhielt Scheffel nicht minder das Zeugniß, ein Dichter zu sein, als von den Freunden, die Zeugen seiner Versuche, ein Maler zu werden, gewesen waren. Dann aber vermittelte seine gesellschaftliche Stellung in Heidelberg, wo Häusser und Julius Braun und viele andere seiner persönlichen Freunde beträchtlichen Einfluß besaßen, seiner heiteren Dichtung den nicht zu unterschätzenden Vortheil, in der Professorengemeinde einer deutschen Universitätsstadt Aufsehen zu erregen. Die allgemein bestätigte persönliche Liebenswürdigkeit des jugendlichen Scheffel kam hierbei noch dem Dichter zu Gute.

Ein kleines Genrebild aus dem Aufsatze der Wittwe Julius Braun's, des Archäologen (Gartenlaube, a. a. O.), die damals noch unverheirathet, mit ihrer jüngeren Schwester Julie bei den Eltern in Weinheim lebte, wo ihr kränklicher Vater, der Kunsthändler Stephan Artaria, ein Landhaus bezogen hatte, veranschaulicht uns das Wesen des letzteren in jener Zeit, da der junge Dichterruhm desselben sich Bahn brach, in anziehender Weise. Ein älterer Freund Scheffel's führte den jungen Dichter in das heitere Landhaus zu Weinheim in der Bergstraße ein. „Der ältere, ein ernsthafter Gelehrter von damals schon bekanntem Namen, stellte seinen Freund Joseph Scheffel den Damen des Hauses vor, und diese, welche den kürzlich erschienenen „Trompeter von Säkkingen“ bereits gelesen hatten, begrüßten lebhaft den schmächtigen, blonden Mann, dessen Habitus allerdings die Erwartungen der Jüngsten über das Aussehen eines Dich-

ters stark enttäuschten. Keine wallenden Locken, keine weltschmerzlichen Blicke: nur schlichtes, kurz geschnittenes Haar, ein Gesicht, wie es etwa ein junger Assessor auch haben konnte, und eine goldene Brille! Aber die Augen unter dieser Brille gewannen beim Sprechen einen merkwürdigen Ausdruck und um den sehr fein geschnittenen Mund spielten allerlei humoristische Linien, wenn er sich zum Erzählen öffnete und mit einem Accent, der die Vaterstadt Karlsruhe nicht ganz verleugnen konnte, die schönsten Abenteuer und Erlebnisse aus welschen und deutschen Landen zum Besten gab. Nach einer Stunde schon waren Alt und Jung bezaubert; wie ein alter Freund saß der Gast im Familienkreise, und indem er von Pompeji und dem Sorrentinischen Gestade erzählte, fuhr seine Hand mit dem Bleistifte über ein Blatt, und in charakteristischen Strichen entstanden darauf Uferfelsen und Brandung und feingezogene, ferne Berglinien . . ."

Wie hier hätte man ihn damals gleich herzlich in so mancher Familie willkommen geheißen, der gegenüber er sich zurückhaltender verhielt. Der junge Aspirant eines akademischen Lehramts, der eben in so frischer, liebenswürdiger Weise des badische Heimatland besungen hatte und obendrein der Sohn einer angesehenen Karlsruher Familie war, hatte ja alles für sich, um ihn in der Heidelberger Gesellschaft zum Helden der Saison zu machen. Aber war ihm schon als Student das äußerliche, nichtige Conversationmachen im modernen Salon ein Greuel gewesen, hatte eine gewisse, spröde Zurückhaltung der weiblichen Koketterie gegenüber ihn auch in fröhlicheren Tagen voll glücklicher Liebesträume nicht verlassen, so war er gerade nach den Erlebnissen, die ihn seit seiner Rückkehr aus Italien betroffen, am allerwenigsten aufgelegt, in den Salons und auf Bällen sich als Goldschnittpoet aufzuthun oder als Schaustück zu prangen. Welche Stimmung ihn beseelte, als er gegen Ende 1853 dem geliebten Altheidelberg wieder genaht war und sich beim Schlosser Kraus einge-

miethet hatte, haben die am Ende des vorigen Kapitels mitgetheilten Briefstellen ergeben. Das Schicksal der Schwester, zu welchem der frohe Optimismus seines Trompeters so wenig paßte, hatte sein Herz tief ergriffen und den auf Capri ersungenen Frohsinn erstickt. Gleich nach der Zurückkunft aus Italien klangen seine Aeußerungen, wie die am Schluß des vorigen Kapitels mitgetheilten Proben erweisen, wiederum ernst und melancholisch. Die folgende Widmung, mit welcher er ein für die Schwester seiner Freunde, der Falstaff-Clubisten Max und Franz Wirth (jetzt Frau Dr. Behrends in Brüssel), bestimmtes Exemplar seiner Dichtung ausstattete, ist dafür sehr charakteristisch:

„Vorbei ist die Zeit
Sir Falstaffs und seiner Bande,
Der Sturm blies daher,
Zerstreut sie in aller Herrn Lande.
Auch Fändrich Pistol
Hat seitdem erfahren
Den Wandel in menschlichen Dingen,
Er konnte sich nicht zum Feldmarschall,
Kaum zum Trompeter erschwingen.
Doch was ihm mit lustigem Sang und Klang
Sein Herzeleid half versüßen,
Respektvoll legt er's des Prinzen Heinz
Anmuth'ger Frau Schwester zu Füßen."

(Karlsruhe, im Aug. 1854.)

Wie wenig aber wollte gar der heitere Sang vom endlichen Sichfinden zweier geprüfter junger Herzen zu seinem Schicksal passen, als statt einer Antwort auf die Zusendung des Trompeters an die Dame seiner Liebeslyrik das Gerücht zu ihm gelangte, dieselbe habe inzwischen den säumigen Vetter sich gänzlich aus dem Sinn geschlagen und sich mit einem Anderen verlobt. Mit solcher Stimmung im Herzen war Scheffel wenig geneigt, im verführerischen Schimmer weiblicher Huld und Gunst seinen jungen Ruhm zu sonnen. Sich

in ernste Studien zu vergraben, trieb es ihn, unter den Büchern suchte er Ruhe für sein Herz und die ihm sympathische Zerstreuung und Anregung fand er, wie früher schon in trüben Tagen, im „Engeren".

Und wie herzlich wurde er im „Engeren" willkommen geheißen, der jetzt seine Sitzungen in einem kleinen Saale des „Museums" abhielt, dessen Mitglieder zum Theil aber an den übrigen Abenden im „Holländer Hof" ihr Stammlokal hatten. Während seines Aufenthalts „in Welschland" waren seine anakreontischen Lieder nicht in Vergessenheit gerathen, sondern zu Lieblingen dieses Freundeskreises geworden, in welchem Schmezer sie mit liebevoller Hingabe und vollem Einsatz seines melodramatischen, komischen Talentes nicht oft genug vortragen konnte. Natürlich wirkte auch dieser Erfolg äußerst anregend und die Schmezer'schen Vorträge dieses Winters, welche Humboldt's Kosmos zum Gegenstand hatten und wegen der Erörterung geologischer Probleme und Thatsachen für Scheffel besonders interessant waren, — denn dieser hatte von der Schule her gerade für dieses Kapitel der Naturwissenschaft eine besondere Vorliebe —, sie regte diesmal mehrere neue humoristische Lieder an. Das Guanolied, das energische Lied vom „alten Granit", der da droben den wässrigen Jammer nicht mehr ertragen kann und, ein „feuriger Held", die ihn bedrückenden Lasten auseinander sprengt, das Lied vom „Ichthyosaurus", der ahnungsvoll den Untergang der ganzen Saurierei mit Thränen im Auge voraussieht; sie athmeten alle den alten jugendforschen Ton der Opposition gegen Philisterei und Sentimentalität, der für die besten Gedichte Scheffel's so charakteristisch ist. Eine Parallelstelle ernst poetischer Art zu den humoristischen Versen von der jubelnden Auffahrt des feurigen Granit zur Tageshelle findet sich übrigens gleich auf der 2. Seite des „Ekkehard", wo von der Basaltmasse des Hohen-Twiel zur Erklärung des Klinggesteins gesagt wird, daß dies Gestein klinge, als säße noch

ein „Gedächtniß an die fröhliche Jugendzeit darin, da sie zuerst der Pracht der Schöpfung entgegengejubelt“. Die beiden Winter, die jetzt Scheffel in Heidelberg zubrachte, waren überhaupt des „Engeren“ Blüthezeit. Noch jugendfrische Vertreter aller Wissenschaften verkehrten hier und am Schmezer'schen Stammtisch im Holländer Hof und, wie dieser durch naturwissenschaftliche Vorträge brachte ein feingebildeter Franzose, Leopold Filliard aus Chambery, der sich in Heidelberg zum Studium der deutschen Sprache und Literatur aufhielt, durch Vorträge, die er den Freunden über neuere französische Literatur hielt, dem wissenschaftlichen Geist dieser Geselligkeit besondere Nahrung. Noch heute zeugt im letztgenannten Gasthaus ein Exemplar des „Reinecke Fuchs“, das Filliard zum Dank von den Freunden erhielt, Schuldenhalber aber bei der Rückkehr nach Frankreich dem Wirthe Spitz überließ, von jenen Tagen; im besondern die humoristische Dedikation, welche Scheffel im Namen von C. Schmezer, C. Hoffmann, L. Knapp, Marquardsen, Schleuning, A. L. von Rochau, Küchler, Gerbel, C. Pfeiffer — „später Nachts, den 19. Mai 1855“ in dasselbe eintrug. Damals erklang auch zuerst das Lied von der wilden Jagd des Rodensteiners, dessen Klage: „Giebt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein des Nachts um halber Zwölf“ den Protest des Schmezer'schen Kreises gegen die frühe Polizeistunde des strengen Polizeiregiments während jener reaktionären Epoche zu drastischem Ausdruck brachte. Wie innig überhaupt die Wechselbeziehung zwischen dem Treiben im Engern und Scheffels Gaudeamuslyrik meistens war, davon ist die Entstehung des „Enderle von Ketsch“, wie sie mir Rath Mays berichtet, ein bezeichnendes Beispiel. Eines Abends war bei einer der wöchentlichen Zusammenkünfte im Museum das Gespräch auf Wagner's „Fliegenden Holländer“, der damals auf irgend einer Bühne seine Erstaufführung erlebt hatte, und weiter auf die der Oper zu Grunde liegende Sage gekommen. Bald regte sich der im

Engern heimische Witz; Scheffel meinte, sie selber, als Stammgäste des Holländer Hofs seien, wenn die Seele ihren Flügelschlag rege, fliegende Holländer, freilich flögen sie nicht von Meer zu Meer, sondern von Weinhaus zu Weinhaus. Dies regte in Rechtsanwalt Mays, dem „Kenner pfälzischer Geschichte", die Erinnerung an eine Stelle in Merian's Beschreibung der Pfalz an, die eines Schultheißen Enderlein des Dorfes Ketsch Erwähnung thut in Verbindung mit der Sage, Pfalzgraf Otto Heinrich habe im Jahre 1530 auf der Rückreise von Jerusalem ein gespenstisches Schiff begegnet, von welchem das Geschrei erklungen sei: „Weichet, weichet, der dick Enderlein von Ketsch kompt." Und als der Pfalzgraf heimkam, vernahm er auf seine Nachfrage, daß am nämlichen Tage der gottlose Schultheiß gestorben war. Scheffel horchte gespannt auf, erbat für den anderen Tag das Merian'sche Werk Topographia Palatinus Rheni und schon am Abend desselben konnte Schmezer darauf sinnen, für das neue Lied Scheffel's von dem pfälzischen Rivalen des fliegenden Holländers eine entsprechend wirksame Melodie zu suchen.

Daß auch der „Trompeter" im „Engeren" Widerhall weckte, ist selbstverständlich. Aber die neckisch-lustige Art, wie dieser sich dem Dichter gegenüber äußerte, ist zu bezeichnend, um derselben hier nicht ausführlicher zu gedenken. Die Dichtung war eben frisch erschienen, da erhielt ihr Autor eines Morgens beim Erwachen eine große Zahl Briefe. Jeder war (vgl. Forck [=Falck] in Schorer's Familienblatt) von einer anderen Hand, aber mehrentheils in gräulicher Schrift geschrieben. Diese Episteln rührten angeblich von Personen, die im „Trompeter" geschildert waren oder von deren Nachkommen und Anverwandten her. Sie waren aber alle im „Engeren" verfaßt und zwar größtenteils von Ludwig Häusser. Die zwei gelungensten dieser Briefe mögen hier folgen. Der eine kam fingirter Weise aus

Säckingen und hob, jede Art Anrede bei Seite lassend, an: „Was ischt awer des, Herr Assessor? Wie möge Sie mich so broschdiduiren in einem gedruckten Buch noch dazu? Und es ischt ja doch Alles verlooge, was Sie vom „goldne Knopf“ und der Knopfwirthin gesagt haben. Es ischt verlooge, daß im „Knopf“ ein Gascht ist abgewiese worde und noch gar ein Säkkinger. Des ischt doch nicht recht, von ehrbarne Menschen solche Sache zu sagen. Sie haben's doch gut bei mir gehabt, ich hab Ihnen niemals was zu Leids than, ugunträr habe Sie immer das Bescht von mir kriegt. Und mit der Zahlung habe ich Sie auch nicht unrecht behandelt. Aber über die Bedienung dürfe Sie auch nicht klage. Heiliger Friedl, wenn ich reden wollt! Mainen Sie nit, daß Unser Ains nit auch den Weg un Steg kennt, was unter die Leut zu bringe? Aber warten Sie nur, Herr Asséssor, wenn Sie wieder in unsere Gegend kommen. Der Kablan ist wild auf Sie, der Förster au, der Büttel will Ihnen den Kittel auskloppe von wegen dem Frühschobbe und der lang Fridli von Bergalingen ischt vor Amt gangen und hat sich ein Zeugniß ausstellen lassen, wegen dem, was Sie ihm nachgesagt haben. Herr Assessor; wer hat das von Ihne denkt und es ischt doch Alles verlooge. Die Knopfwirdin von Säkkingen.“ . . . . Ein anderer Brief lautete: „Verehrter Herr! Es ist mir zu Ohren gekommen, daß Sie die Zahl unserer Privatdocenten zu vermehren gedenken; zugleich aber wird auch von kundiger Seite versichert, daß Sie Verfasser eines Pamphlets, betitelt: „der Trompeter von Säkkingen“ sein sollen, worin auf Seite 33 ff. verschiedene anzügliche Redensarten über das Römische Recht fallen gelassen sind. Obwohl ich meinerseits dabei nichts Beleidigendes für meine Person finden kann, da sich das Persönliche jedenfalls nur auf meinen jüngeren Kollegen beziehen läßt, der bekanntlich neben mir Pandekten liest (im Winter, wenn ich sie nicht lese), so kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß diese Ihre öffentlich ausgesprochene

Geringschätzung gegen das wichtigste Gebiet der Jurisprudenz Ihrer Habilitation nur störend werden kann. Ich mache Sie als Freund vertraulicher Weise darauf aufmerksam; ohne Zweifel sehen Sie darin eine dringende Aufforderung, durch eine glänzende juristische That diesen poetischen Mißgriff gut zu machen. Wie wäre es, wenn Sie z. B. eine eigne Schrift, das Verhältniß meiner juristischen Leistungen zur Weltgeschichte, exponiren und dabei dem seichten Rezensenten des „Literarischen Centralblattes“ eine verdiente Züchtigung zu Theil werden ließen? Es ist dies nämlich nur meine unmaßgebliche Ansicht. Sie werden in jedem Falle das Vertrauen und Wohlwollen, das daraus spricht, gehörig zu schätzen wissen. Ich verbleibe mit großer Gewogenheit Ihr Geheimrath X. X.“

Wenn aber, während solchermaßen der schalkhafte Freund auf Scheffel's Absichten, die akademischen Würden eines Dozenten der Jurisprudenz zu gewinnen, anspielte, dieser bereits anderem Ziele zustrebte, so hatte nicht nur das gesteigerte Selbstgefühl als Dichter, sondern auch die Neigung für ein anderes Wissenschaftsgebiet dazu beigetragen, die Germanistik. Gerade in jener Zeit, da Scheffel als ein in seinen auf die Malerei zielenden Plänen Enttäuschter und von schwerer Krankheit Genesener in die ihm von früher her vertraute geistige Welt Heidelbergs zurückkehrte, fand er den Lehrstuhl dieser Universität für deutsche Sprache und Literatur durch einen Forscher neu besetzt, dessen Richtung ihm ungemein sympathisch war und dessen Einfluß seinen Geist mit Macht in die Zauberkreise der altdeutschen Sagen- und Epenforschung zog, dies war Adolf Holtzmann. Derselbe, etwa 16 Jahre älter als Scheffel, hatte im Jahre zuvor die Heidelberger Professur für deutsche und indische Sprachen übertragen erhalten, nachdem er von 1837 ab als Erzieher der badischen Prinzen gewirkt hatte. Auch er stammte aus Karlsruhe und die Freundschaft seiner Eltern mit den Eltern Scheffels hatte ihn schon frühe mit dem glänzend begabten

Sohn derselben bekannt werden lassen. Als dieser dann neben dem juristischen Studium sich der altdeutschen Literatur zuwandte, fand er in Holtzmann, mit dem er in den Ferien vielfach zusammenkam, auf diesem Gebiete einen fördernden Berather. Nicht nur in der Studirstube des Gelehrten, auch im Familienkreise desselben war der von seiner Romfahrt nach Heidelberg Wiederkehrende jetzt ein willkommen geheißener Gast. Hier wie dort tönte ihm aber der lebhafte Wiederhall entgegen, welchen gerade damals ein Werk Holtzmanns in der Welt germanistischer Forschung geweckt hatte und Scheffel gerieth auf solche Weise mitten in das eine der Lager, in welche die kühne Gelehrtenthat des älteren Freundes diese Welt geschieden hatte. Doch auch ohne diese persönlichen Beziehungen zu dem Urheber würde die durch Holtzmanns „Untersuchungen über das Nibelungenlied" entbrannte Diskussion Scheffel's Antheil auf's lebhafteste herausgefordert und ihn zum Parteigänger desselben gemacht haben. Holtzmann trat in ihnen der Lachmann'schen Theorie, welche in Analogie zu der F. A. Wolf'schen Doktrin von der Entstehung der homerischen Gesänge die Entstehung des Nibelungenlieds auf eine Anzahl verschiedener Dichter zurückführte, mit zum Theil schlagenden Gründen entgegen. Er suchte mit Glück nicht nur diese Ansicht zu widerlegen und das Lied als einheitliche Schöpfung eines Dichters nachzuweisen, sondern trat seinerseits auch für die Annahme eines älteren zusammenhängenden, aber verlorengegangenen Gedichts ein, dessen Verfasser sehr wahrscheinlich jener in der „Klage" genannte Schreiber Konrad des Bischofs Pilgrim von Passau gewesen wäre. Diese Vorstellung eines „Schreibers", der über ödem Aktendienst zum Dichter wird, fand in Scheffel's Geist eine gar fruchtbare Stätte. Sah er doch in dieser Gestalt eine Verklärung seines eigenen Schicksals, das ihn auch aus einem Amtsschreiber zum Dichter hatte werden lassen.

Aber noch ein weiterer Umstand trug dazu bei, sich in diese Vorstellung auf seine Weise, welche die des Dich-

ters war, einzuleben. Und dies war der Zusammenhang dieser literarhistorischen Streitfrage mit seinem Ekkehardstoff. Holtzmann war zu der Annahme gelangt, daß das von ihm angenommene Nibelungenlied des Schreibers Konrad, dem Gebrauche der Geistlichen des 10. Jahrhunderts gemäß in lateinischer Sprache gedichtet worden sei. Als ein Beispiel solcher Dichtung erwies sich aber auch das in lateinischer Sprache verfaßte Lied vom Waltharius manu fortis, als dessen Verfasser die Tradition einen Mönch Ekkehard von Sankt Gallen bezeichnete. Dieses Walthari-Lied, welches den Kampf Walthers von Aquitanien am Wasgenstein schildert, wo der mit Hiltegund vom Hofe Etzels Entflohene, von zwölf Recken unter Gunther's Führung überfallen wird, die er sämmtlich besiegt, dieses nach dem Hiltebrantlied älteste Denkmal deutscher Epik ist ein Muster jener mittelalterlichen lateinischen Poesie deutscher Herkunft, in der sich ein durchaus deutsches Fühlen und Denken in dem Gewand eines keineswegs immer klassisch-reinen Lateins, das den Stil Virgils unbeholfen nachahmt, verbirgt. Die geistlichen Dichter standen noch zu sehr im Banne kindlicher Verehrung ihrer lateinischen Muster, um sich der poetischen Vorzüge ihrer eigenen Sprache, die sie barbarisch nannten, zu freuen. Auch der lateinischen Vagantenpoesie, die wie wir wissen unserm Dichter gleichfalls aus inneren Gründen früher schon theuer geworden, hatte Jakob Grimm und nach ihm der Herausgeber der Carmina burana, J. A. Schmeller, solch deutschen Ursprung und solch deutsches Wesen zuerkannt. Und gerade damals in den Jahren 1853 und 54, entbrannte auch auf diesem Gebiete ein heftiger Meinungskampf. Gerade als Scheffel seinen Spielmannssang vollendet hatte, ließ W. Giesebrecht in der „Allgem. Monatsschrift für Literatur“ seinen Aufsatz über „die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder“ erscheinen, der im Gegensatz zu Grimm die Ansicht verfocht, daß die Heimat dieser lateinischen Anakreontik Frankreich sei. Und

um dieselbe Zeit hatte San Marte sein Buch „Walther von Aquitanien, Heldengedicht aus dem Lateinischen des zehnten Jahrhunderts, übersetzt und erläutert“ (Magdeburg 1853) erscheinen lassen, war zum Streitobjekt die Behauptung M. Fauriel's erhoben worden, das Waltharilied sei im Laufe des 7. Jahrh. in Aquitanien (Südfrankreich) entstanden; daß Walther auf Kosten der Franken gelobt werde, beweise die provenzalische Abkunft (Histoire de la poésie provençale, Paris 1848). In beiden Fällen fühlte sich Scheffel zum Widerspruche gereizt. Er war damals vom deutschen Ursprung der mittelalterlichen lateinischen Zechlyrik ebenso überzeugt, wie davon, daß das Waltharilied mit seinem rauhen, gewaltigen „bärenmäßigen“ Grundton einen Deutschen zum Autor gehabt habe. Und dichterisch gestimmt wie sein Geist jetzt war, verwandelte dieser die theoretische Ueberzeugung zu beweiskräftiger Anschauung. Er hielt sich jetzt nicht dabei auf, seinerseits kritisch zu untersuchen, welcher der vier Ekkeharde nach der Sankt Galler Tradition der Dichter des lateinischen Lieds und welcher Herkunft jener Geraltus gewesen, von welchem eine Ueberarbeitung stammen sollte und den Fauriel zu einem Provenzalen zu stempeln versucht hatte. Solche gelehrte „Scheidewasser“-Arbeit reizte ihn damals noch nicht; das war späterer Zeit vorbehalten. Das „Bild“, in das sich hier sein Meinen verwandelte, war vielmehr eine Uebersetzung des Waltharliedes: nicht eine sklavische, die das virgilianische Schnörkelwerk, dessen sich der geistliche Lateindichter beflissen, ängstlich nachbildete, sondern eine, die nur dem inneren Charakter, dem Gedankengang die Treue wahrte. Nicht in Hexametern, sondern in der Nibelungenstrophe, nicht unter virgilianischem Wortgepränge, sondern im Ton der uns erhaltenen deutschen Volksepen, formte er es nach; den römischen Mummenschanz riß er herab vom mächtigen Gliederbau des alten Gedichts und zeigte diesen in seiner urwüchsigen, rauhen, gewaltigen Natürlichkeit. Und

nun fragte er: ist dies provençalische Höfischkeit oder altdeutsche Urwaldspoesie? Als Scheffel zwanzig Jahre später mit Alfred Holder zusammen vom Waltharius eine kritische Ausgabe veranstaltete und dem lateinischen Text seine alte Uebersetzung gegenüberstellte, kennzeichnete er diese: „Die deutsche Uebersetzung — ähnlich wie ihr lateinisches Vorbild eine Jugendarbeit ihres Verfassers und eben darum von einem glücklichen Hauch jugendlicher Frische durchweht — macht keinen Anspruch auf Worttreue und sucht nach Abstreifung der virgilianischen Flitter, den Inhalt in moderner Kunstform knapp und sicher wiederzugeben. Sie ist, den 1456 Hexametern des Originals gegenüber, um 353 Verszeilen kürzer und soll wesentlich das leisten, was in Jakob Grimm's Ausgabe die ausführliche Inhaltsanzeige". Die gelehrte Forschung hat seitdem nur bestätigen können, was damals die Intuition des Dichters erkannte, daß der Mönch, der das Lied lateinisch dichtete, aus altgermanischer Quelle schöpfte. So lesen wir heute bei Wilhelm Hertz („Deutsche Sage im Elsaß, Stuttgart 1872) als Ergebniß der neueren Forschung über das Waltherlied: „Dieses Lieblingsbuch der Benediktiner von St. Gallen hatte ohne allen Zweifel ein nunmehr verschollenes, altdeutsches Heldenlied zur Vorlage. Aus den lateinischen Mönchsversen bricht die rauhe und schlichte Kraft der germanischen Heroenzeit. Trotz seiner fremden Form steht der Waltharius an alterthümlich deutschem Gepräge allen späteren Dichtungen, auch dem Nibelungenlied weit voran. Zwar hat der lateinische Dichter, wie er die Sprache Virgils nachahmte, auch das Kostüm seiner deutschen Helden zum Theil antikisirt: er spricht von Roßschweifen auf den Helmen, von vergifteten Pfeilen, von siebenfachen Schilden; er läßt wie Homer und Virgil die Besiegten um ihr Leben flehen, was der lachenden Todesverachtung der Germanen durchaus widerspricht. Allein die Nachahmung der klassischen Muster berührt das Gedicht doch meist nur

äußerlich; der Geist desselben ist echt germanisch geblieben, und der Waltharius in seinem virgilianischen Redeschmuck erscheint uns wie ein mit römischen Beutestücken behangener Germane der Völkerwanderung. Die späteren großen Dichtungen des deutschen Mittelalters stehen leider zu viel unter romanisch-ritterlichem Einfluß. Im Waltharius lebt noch die heroische Freude an Kampf und Wunden ohne die höfische Convenienz des Ritterthums, da lebt noch die alte deutsche Liebe in schlichter, deutscher Kraft ohne die lüsterne Gefühlständelei des Frauendienstes. Ja, neben den weicheren Regungen eines edlen Menschenthums überraschen uns befremdend wilde Züge der germanischen Urzeit." Aehnlich schrieb Scheffel, nachdem er seine Uebersetzung des Waltharilieds dem Ekkehard als 24. Kapitel eingefügt hatte, in dem darauf folgenden zum Lobe der Dichtung: „riesenhafter Kampf und riesenhafter Spaß, altes Reckenthum in seiner schlicht fürchterlichen Art, ehrliche, fromme, schweigende Liebe und echter, dreinschlagender Haß, das waren Ekkehard's Bausteine; aber darum ist sein Werk auch gesund und gewaltig geworden. ."

Und über der Arbeit, solche gesunde und gewaltige Poesie zu verdeutschen, regte sich die Frage: wie kam ein gelehrter Mönch des 10. Jahrhunderts dazu, für die Schilderung des rauhen, germanischen Heldenthums im Zeitalter der Völkerwanderung so echte, volle, kernige Töne zu finden? Die Antwort auf diese Frage war eine Dichtervision: der Ekkehard, der auf Geheiß der Herzogin von Schwaben auf deren ritterliche Burg kam, um ihr den Virgil zu lehren, der in solcher Umgebung die waffenklirrende Zeit des Ungarneinfalls erlebte, mußte in der eignen Brust etwas vom kräftigen Heldensinn der Vorfahren empfunden haben und da er selbst kein Ritter sein konnte, sang er wenigstens mit der lateinischen Verskunst, die ihm im Kloster eigen geworden, von Kampf und Sieg eines echten, furchtlosen Helden! Daß er bei eingehenderem Studium der Casus Sancti Galli fand, wie der zweite Ekkehard,

der der Herzogin Gast auf dem Twiel war, von dem ersten und vierten Ekkehard zu unterscheiden seien, die als Autor und Bearbeiter des Waltharius manu fortis zu gelten haben, vermochte diesen einen Ekkehard seiner Phantasie nicht wieder in's Schattenreich zu bannen. In dieser Gestalt hatten die juristischen und die germanistischen Studien, die geistige Beschäftigung mit den altalemannischen Rechtszuständen und die mit dem in der St. Galler Abtei entstandenen Waltharilied eine dichterische Vereinigung gefunden. Die Phantasie trat in ihre Rechte und mit ihr das Empfindungsleben des Dichters. Es fluthete hinüber in die Schöpfung seiner Einbildungskraft und die Gestalt wurde Fleisch von seinem Fleisch, füllte sich mit Blut von seinem Blut, fing an zu fühlen und zu denken wie er selber. Was er erlebt in den Jahren vorher: die Ueberwindung einer glücklosen Liebe durch eine befreiende Dichterthat wurde nun das Schicksal seines Helden. Und für die besondere Art dieses Schicksals, daß die Sehnsucht, ein Krieger statt ein Gelehrter zu sein, den Ekkehard zum Dichter alten Heldenthums machte, hatte er verwandte Empfindungen in der eigenen Brust. Hatte er doch, beim Ausbruch des Freiheitskampfs der schleswig-holsteinschen Herzogthümer die kleinlichen Bedenken und Hemmnisse verwünscht, die ihn, den „armen Schreiber", von der Theilnahme an demselben abhielten. Und so kam es, daß der angesammelte Stoff kulturhistorischen Wissens sich nunmehr zum Hintergrund eines Seelengemäldes gruppirte, das uns einen jungen, gelehrtem Studium in edlem Streben zugewandten Mann zeigt, der durch eine verschwiegene, lang verhaltene, zur Unzeit hervorbrechende Leidenschaft schier um Glück und Seelenheil gebracht wird, aber darüber zum Dichter wird und im Verkehr mit einer gewaltigen, reinen Natur und im Singen und Sagen von mannhaftem Heldenmuth selber zum Manne reift, der von sich sagen kann: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden" und, von

freiwilligem Exil in Alpeneinsamkeit niedersteigend, von sich singt:

„Fahr' wohl, du hoher Säntis, der treu um mich gewacht,
Fahr' wohl, du grüne Alpe, die mich gesund gemacht,
Hab' Dank für deine Spenden, du heil'ge Einsamkeit,
Vorbei der alte Kummer — vorbei das alte Leid.
Geläutert ward das Herze, und Blumen wuchsen drin:
Zu neuem Kampf gelustig steht nach der Welt mein Sinn.
Der Jüngling lag in Träumen, dann kam die dunkle Nacht;
In scharfer Luft der Berge ist jetzt der Mann erwacht!"

Daß die Dichtung Scheffel's in diesem dichterischen Befreiungskampf des Ekkehard ihren Schwerpunkt hat, geht aus der Struktur des Werks und den abschließenden Kapiteln so klar hervor, daß es schlechterdings unbegreiflich ist, wie selbst von neueren Kritikern des Werks dies übersehen und darum das Kapitel, welches vom Entstehen des Waltharilieds handelt und den Meister Konrad, der um dieselbe Zeit das Nibelungenlied zu Passau dichtet, als Freund Ekkehards in die Handlung verwebt, für eine abschwächende Episode erklärt werden konnte. Wer solches behauptet, hat die Dichtung blinden Geistes gelesen. Nicht in dem resignirendem Bruch mit Hadwig, sondern in der Entwickelung des Mönchs zu einem höheren freieren fruchtbareren Zustand, den er auf dem Weg innerer Kämpfe erreicht, gipfelt der Roman. Findet Mönch Ekkehard auch nicht das Glück der Liebe, so gewinnt er sich doch gerade weil ihm jenes Glück versagt bleibt, die Freiheit und die Erkenntniß seiner innersten Natur, die zu anderem bestimmt ist als zur schlichten Erfüllung der düsteren Regeln des heiligen Benedikt. Ekkehard geht nicht wieder in's Kloster. Er sagt sich in der Sprache des Ebenalpbauern: „Wenn einer lang Senn' war, wird er nimmer gern Handbub'." Das heißt: wenn einer das Waltharilied gedichtet und die Luft der Freiheit in schlichter Alpennatur geathmet hat, wird er nimmer gern wieder Mönch! So hatte sich

Scheffel nachdem er durch seinen Trompetersang sein Herz von bedrückenden Liebessorgen entlastet und in den Schweizer Alpenrevieren und in den Sabiner und Albaner Bergen die Luft der Freiheit geathmet, des Wiedereintritts in die Klausur eines Amtsschreibers geweigert: „wenn einer lang Senn' war, wird er nimmer gern Handbub!“. . . . Und auch das Wiedergenesen des Ekkehard von schwerer Krankheit und der belebende Einfluß schöner Naturumgebung auf den erstarkenden Geist bildete er nach dem eigenen Erleben. Auf die Gestaltung des Ekkehard selbst bezieht sich's, was im 23. Kapitel S. 372 zu lesen steht: „Und das ist das Vortreffliche gewaltiger Natur, daß sie nicht nur sich selber als ein mächtig wirkend Bild vor den Beschauenden stellt, sondern den Geist überhaupt ausweitend anregt und fernliegende verschwundene Zeit im Gedächtniß wieder heraufbeschwört. Ekkehard hatte lange nimmer auf die Tage seiner Jugend rückgeschaut, jetzt flüchtete sich sein Denken am liebsten dorthin, als wär' es ein Paradiesgarten, aus dem ihn der Sturm des Lebens hinausgeweht.“ So war es Scheffel selbst ergangen, wenn er von trüber Stimmung in stiller Wald- und Bergeinsamkeit Heilung gesucht und gefunden, und zuletzt noch in der dunkel verhangenen Krankenstube im Karlsruher Vaterhaus, in der er von quälendem Kopfweh und Augenweh im Gedenken an die letzten erhebenden Reiseeindrücke ein Labsal und die Anknüpfung fand an die einst hier verlebte Kinderzeit, in der ihm noch die Großmutter von ihrem stolzen Heimatberg, dem Hohentwiel, vom Bodensee und den Benediktinerstiften zu Oberndorf und Gengenbach erzählt hatte. Und wie er beschreibt, daß eines Tags dem Ekkehard im Anblick des Hohentwiel und des Bodensees das eigene Erleben und die Erinnerung an die alte Sage von Walthari und Hiltegund in Eins zusammenfloß, „mit Sang und Klang zog der Geist der Dichtung bei ihm ein“, so befruchtete in seiner Seele der Anblick derselben Landschaft,

das Erinnern an das eigene Geschick die Gestaltung seines Mönchs Ekkehard und der Herzogin Hadwig. Wie Ekkehard befreit er sich von Druck und Trübsal, die auf ihn lasten, durch eine befreiende dichterische That, zu welcher er die Kraft im Anschauen der großen Natur zwischen Hohentwiel und Säntis gefunden.

Die Kraft und den Stil. Natur und nichts als Natur wollte er diesmal zum Stoffe seiner Kunst machen. Mit Unwillen hatte er sich in einzelnen Kritiken seines „Trompeters" als Romantiker bezeichnet gesehen, während er in sich als Prinzip seiner Begabung den Trieb zu plastisch-farbigem Gestalten lebendiger Anschauung fühlte. In dem erfrischenden Bade, das seinem Geiste die Uebersetzung des Waltharilieds gewesen, hatte dieser Trieb noch an Kraft gewonnen. Er fühlte sich erfüllt von einem mächtigen Streben nach Naturwahrheit; auch der Dichter sei ein bildender Künstler und könne nicht schildern was seinen Augen und seiner Seele fremd geblieben. Und er fühlte sich mit dieser realistischen Forderung, deren Erfüllung ihm geradezu ein Bedürfniß der eigenen Natur war, getragen von einer weithinreichenden neuen Bewegung im Kunst- und Geistesleben: „In allen Gebieten schlägt die Erkenntniß durch", sagt er darüber im Vorwort, „wie unsäglich unser Denken und Empfinden unter der Herrschaft der Abstraktion und der Phrase geschädigt worden; da und dort Rüstung zur Umkehr aus dem Abgezogenen, Blassen, Begrifflichen zum Concreten, Farbigen, Sinnlichen, statt müßiger Selbstbeschauung des Geistes Beziehung auf Leben und Gegenwart, statt Formeln und Schablonen naturgeschichtliche Analyse, statt der Kritik schöpferische Produktion. . . . . Zur Herstellung fröhlicher, unbefangener, von Poesie verklärter Anschauung der Dinge möchte nun auch die vorliegende Arbeit einen Beitrag geben, und zwar aus dem Gebiete unserer deutschen Vergangenheit." Anschaulicher Vortrag, frei von Phrase und gleißendem Schmuck, schlicht, knapp, gedrun-

gen, in seiner herb-kräftigen Ausdrucksweise dem Charakter des Stoffs sich anschmiegend, dabei aber doch nie die Subjektivität eines modern-gebildeten, freidenkenden Erzählers verleugnend, das ist das Wesen des Stils, zu welchem Scheffel hier gelangt, indem er mit natürlicher Frische in Worte prägt, was er fühlt, denkt und mit malerisch veranlagter Phantasie im Geiste schaut. Es ist denn auch ein Irrthum, wenn man gemeint hat, er habe mit bewußter Absichtlichkeit diesem Stil durch Anwendung veralteter Ausdrücke und Redewendungen eine alterthümliche Färbung gegeben; was als Produkt solchen Strebens aufgefaßt wird, war seiner Rede auch im Leben eigen, welche viele Eigenthümlichkeiten des oberdeutschen alemannischen Dialekts dem überkommenen, abgeschliffenen Schriftdeutsch ganz unwillkürlich beimischte, und ebenso manch veraltete Wortbildung wieder aufnahm, welche um ihrer Anschaulichkeit willen ihm besser gefiel als die entsprechende Ausdrucksweise des Alltags. Bei ihm hatte dies Streben nichts gemachtes; und deshalb wirkt das Ergebniß auch so natürlich. Man vergleiche damit die Klage in Anmerkung 75: „Ob der Abt Recht gehabt, die deutsche Sprache, so wie sie damals gesprochen ward, also anzufechten, möge dahin gestellt sein. Sie hat sich seither von Grund aus umgestaltet, die Mehrzahl der kernigen, kräftigen, einem steten Verkehr mit der Natur entnommenen Worte, sowie die vollen tonreichen Formen sind verschwunden und haben einer kühleren, gefirnißten und abgeschliffenen Redeweise Platz gemacht. Uns aber, wenn wir des alten Notker ungefüg großartige deutsche Schriften lesen, weht es jedesmal daraus an wie ein Hauch würziger Bergluft und echter, ehrwürdiger Poesie, die von keinem Spatzengezwitscher und von keinem Rabengekrächze durchschnarrt ist.“ Und, um seine mündliche Art zu erzählen, zu charakterisiren, bemerkt Engerth in seiner Schilderung der Tage von Albano: „Ich erinnere, um von der individuellen Färbung seiner mündlichen Erzählungen eine Anschauung zu

geben, an den „Ekkehard"; das ist sein natürlichstes Werk; als ich es las, hörte ich immer seine Stimme; der Wechsel der Tonart, die Sprache, welche gern mundartliche und alterthümliche Ausdrücke braucht, der Zug von Selbstironie — das Alles erinnerte mich auf das Lebhafteste an unsere Abende in Albano."

Ja, die Natur war die Muse, deren Leitung er sich anvertraute, ganz ebenso wie er sie zur Muse des Ekkehard macht, als dieser auf der Ebenalp und im Wildkirchlein sein Waltharilied dichtet; eben die Schilderung davon entwickelt die Grundsätze seiner Anschauung vom echten Dichter. „Wer von der alten Mutter Natur seine Offenbarung schöpft, dessen Dichtung ist wahr und ächt, wenn auch die Leinweber und Steinklopfer und sachverständigen Strohspalter in den Tiefen drunten sie zehntausendmal für Hirngespinnst verschreien." Und der Natur, seiner Meisterin, verdankte er auch sein Ideal, das er in sozialer und religiöser Beziehung dem Liebesleben der Herzogin Hadwig und den Zwangsverhältnissen mittelalterlichen Mönchs- und Lehenswesens gegenüberstellte. Das I d e a l e i n e s f r e i e n n a t ü r l i c h e n L e b e n s in schöner Naturumgebung, „abgestreift die leidigen Bande und gelehrt und ungelehrte Schranken, die der germanische Culturmensch an sich trägt", über die sich sein Brief aus Rom an einen der „engeren" Freunde beklagte; eines Lebens, wir er es als „fahrender Schüler" auf dem Walde bei Säkkingen und in den Alpenrevieren der Schweiz und weiter als fahrender Maler in den Thälern des Albaner- und Sabinergebirgs kennen und derart lieben gelernt hatte, daß sein Gemüth hinfort Alles diesem Ideal Widerstrebende als lästige Fessel empfand. Nach diesem Ideal schuf er als Gegenbild zu dem durch die Satzungen einer unausgeglichenen Cultur auseinandergehaltenen Liebespaar von Mönch und Fürstin, deren Liebe gegenseitig nur Leid erweckt, weil sie in den Fesseln von Standesvorurtheilen schmachtet und der Natur ihr Recht

versagt, das lichte Idyll: Audifax und Hadumoth. Diese naiven Kinder der Natur, die, unbekümmert um die Welt, ihrer Liebe sich freuen und leben, harmlos und sorglos so lange das Glück ihnen lächelt, Noth und Leid theilend als Audifax zum Gefangenen der Hunnen wird, diese Liebe, die das Fürchten nicht gelernt hat und der kleinen Hadumoth durch fremde Wildniß den Weg zu dem entführten Gespielen weist: lehrt uns ihre unbefangene Schlichtheit nicht das Geheimniß, daß das höchste Liebesglück nur gedeiht, wenn Naivetät, schlichte Natürlichkeit die Herzen beseelen? Im Wesen der tapferen kleinen Hadumoth hat Scheffel das Wesen echter naiver Liebe gezeichnet. Und wie hat er die rechten Farben für das Bild zu finden gewußt! So lebenswahr, so frei von jeder romantischen Ausschmückung, von jeder schwächlichen Sentimentalität steht das Mädchen vor uns, keusch und schlicht wie kräftig-duftige Waldesnatur. Wer vergäße die Schilderung des Wiedersehens: der arme geschundene Audifax am Feuer der Waldfrau, die Suppe rührend, und das muthige Mädchen, die bis dahin Hunger und Müdigkeit im Gedenken an ihr Ziel für nichts geachtet, nun im Schutze der mächtigen Freundin des Hunnenfeldherrn, der wilden Erica, sich schüchtern ihm nähernd. „Der Hirtenknabe ließ seinen kunstlosen Löffel fallen, und reichte ihr die Hand stumm und still, aber aus den tiefdunkeln Augen blitzte es zu ihr hinüber wie eine große Geschichte von Gefangenschaft, Duldung und schweifendem Wunsch des Befreitseins. Hadumoth stand unbeweglich vor ihm; sie hatte sich viel Rührendes gedacht vom Augenblick des Wiedersehens; das Alles schwand — die größte Freude jubelt schweigend ihr Lied himmelan. ‚Gib mir eine Schüssel von deiner Suppe, Audifax, sprach sie, mich hungert!‘“ . . .

Und demselben Ideal freier natürlicher Lebens- und Glücksgestaltung gemäß stellte er den Zwangs- und Lehnsverhältnissen in den Abteien zu St. Gallen und Reichenau und am Hofe der Herzogin auf dem Twiel das Maß von

Glück gegenüber, das auf eigene Faust und in Verachtung der Satzungen der großen Welt nicht nur der Alpmeister auf der Ebenalp, sondern auf ihre Weise auch der jagdfreudige Leutpriester Möngal und der kopfwehgeplagte königliche Weltverächter in der Heidenhöhle finden, deren Beispiel bewirkt, daß ein Glied nach dem andern von der Kette sich löst, die Ekkehard an das Kloster fesselt. So verschieden diese vom Dichter frei erfundenen Gestalten sind: in ihrer unabhängigen Mannesart, ihrer Verachtung aller Convenienz und Lüge, ihrer Wahrheitsliebe und Naturtreue sind sie eines Wesens. Wie dies Ideal sich in Scheffel entwickelt hat, wie es sich bereits in den Betrachtungen über die demokratische Verfassung und feste Art der graubündener Bergbauern geäußert, ist uns bekannt. Dem Möngal, dem Alten in der Heidenhöhle, dem Alpmeister legt er das gleiche Bekenntniß auf die Lippen, daß alle Cultur nichts taugt, wenn sie den Mann der echten Mannesart, des freien Unabhängigkeitssinns, der lachenden Tapferkeit entfremdet. „Hoiho“, ruft Möngal, „Gelehrsamkeit. . . . Vor meiner großen Gesundkur hab' ich auch geglaubt, es sei gesungen statt gekrächzt, wenn Einer mit Grammatik und Dialektik die Backen aufblies, — aber jetzt: Gute Nacht, Marcianus Capella! heißt's bei uns in Radolfs Zelle!“ Und in gleicher Tonart flucht der Alte in der Heidenhöhle auf die schlangenkluge Hinterlist der Diplomatie, die verhandelt statt zu handeln, klingt der kernige Grundsatz Rauchings, seines Dieners: „Zwei Mannslängen vom Leib oder wir schlagen euch die Schädel entzwei.“ Und oben auf den Abhängen des Säntis, wo „eine kleine Schaar freiheitliebender alemannischer Männer, die dem Franken ihren Nacken zu beugen nimmer erlernen mochten, unangetastet vom Lärm der Welt ein einfach freies Leben genossen und den folgenden Geschlechtern vererbten“, tönt's dem Mönch aus dem Munde des Ebenalpbauern entgegen: „Das Schreiben! Das Schreiben! Mich geht's nichts an und der hohe Säntis wird so Gott will noch auf Enkel und Urenkel

herabschauen, ohne daß sie wissen wie man Griffel und Feder handhabt, aber das Schreiben kann unmöglich vom Guten sein. Der Mensch soll aufrecht einhergehen, wenn er ein Ebenbild Gottes sein will, wer aber schreibt, muß sitzen und den Rücken biegen, ist das nicht das Gegentheil von dem, was Gott angeordnet?" Zu ähnlichen Grundsätzen war Scheffel gelangt, als die Schreiber und Diplomaten das werdende deutsche Reich im Jahre 1849 zu Grunde richteten, und dieselben Klagen sind uns entgegengeklungen in seinen Briefen: gegen das Schreiben (das er freilich vom Schaffen mit der Feder unterscheidet) als er in Bruchsal noch ein „Schreiber" beim Hofgericht war, und gegen das Diplomatisiren als seine patriotischen Hoffnungen auf ein einiges starkes Vaterland zu Grunde gingen und ein schimpflicher Friede den Kampf für die schleswig-holsteinischen Herzogthümer um den Sieg brachte. Eine direkte Anspielung auf das letztere Ereigniß ist der schimpfliche Friede mit den Normännern, welchen Karl der Dicke in der Heidenhöhle als den Anfang seines Unglücks bezeichnet. Am Schlusse aber berichtet Scheffel vom Ekkehard, wie er nach der da oben erlebten Läuterung in's öffentliche Leben praktisch eingegriffen habe als Rathgeber des Kaisers und einer der Hauptursacher geworden sei, daß der übermüthige Dänenkönig Knut mit Heeresmacht überzogen ward. So zeigt er wie die politischen Rathschläge des Alten in der Heidenhöhle später durch Ekkehard zur That werden. Und gegen die Gelehrsamkeit, die nur um der Gelahrtheit willen Wissen anhäuft, hatte sich seine Künstlerseele schon immer aufgebäumt, und es bezieht sich auf sein eigenes Verhältniß zum gelehrten Wissen, wie es sich bei der Entstehung dieses Romans mit entscheidender Kraft offenbart hatte, wenn er von Ekkehard im 23. Kapitel sagt: „Täglich und stündlich, wenn er die allezeit schönen Gipfel seiner Berge anschaute und die reine Luft mit vollen Zügen einsog, kam es ihm mehr als ein Räthsel vor, daß er seines Lebens Glück erst im Er-

klären und Deuten vergilbter Schriften gesucht." So ging es ihm selbst auch, als er auf der Höhe des Wildkirchleins daran dachte, wie über dem „Erklären und Deuten vergilbter Schriften" der Stoff der Dichtung in ihm lebendig geworden.

Und wie er den durch die Leidenschaft zerrütteten Mönch im Anschauen einfacher Verhältnisse natürlichen Menschenthums genesen läßt, so läßt er ihn in diesem Verkehr und im Anblick der großen Alpennatur zu einem einfachen, natürlichen Gottglauben empordringen, der frei von jeder kirchlichen Ambition und dogmatischen Beschränktheit ist. Auch in religiöser Beziehung mündet die Entwickelung Ekkehards in einer befreienden Krisis. Als er seiner kleinen Berggemeinde seine erste Predigt hält, da wählt er das Evangelium von der Verklärung und sagt, daß ein jeder Mensch, der mit rechtem Sinn zu Bergeshöhen steige, ein verklärter werde. „Und wenn auch Moses und Elias nicht zu uns herabtreten", ruft er, „so haben wir den Säntis und den Kamor bei uns stehen, das sind auch Männer eines alten Bundes und es ist gut bei ihnen sein!" — „Seine Worte waren groß und keck", heißt es weiter, „und er wunderte sich, daß sie ihm so entströmten, denn es war schier ketzerisch und er hatte in keinem Kirchenvater solch Gleichniß gelesen. Aber den Sennen war's recht und den Bergen auch und Niemand that Einsprache." Es ist Scheffel's eigenes Religionsbekenntniß, das er „stolz und demüthig" als „Verklärung" seines Mönchs darstellt und wie es in aktueller Zuspitzung indirekt auch in einer Stelle zu Tage tritt, die sich in dem großen Bruchsaler Brief an Julius Braun nach Rom (vom 18. Dez. 1851) vorfindet: „Deutschland ist gegenwärtig ein Janusbild mit dem einen Kopf, der nach rückwärts schaut, der vordere hat den Schnupfen gehabt und ist von allzu starkem Niesen abgefallen . . . Die Professoren katzbalgen sich, wie früher, die deutsche Bewegung fluktuirt jetzt im Kleinlichen, die theologische Fakultät ist wieder lebendig geworden, denn die Jesuiten waren im Lande und haben den Herren Aller-

hand gesagt, was sie bereits der Archäologie für verfallen hielten, und jetzt streiten sie wieder über die Unterscheidungslehren und es wimmelt mit Flugschriften wie vor dreihundert Jahren.“ Von seiner in stiller Bewunderung der Natur und ihres Schöpfers aufgehenden Religiosität gilt dagegen, was an anderer Stelle des angezogenen Kapitels im Ekkehard zu lesen steht: „Wer das Geheimniß erlauscht hat, das auf luftiger Berghöhe waltet und des Menschen Herz weitet und dehnt und himmelanhebt in freiem Schwung der Gedanken, den faßt ein lächelnd Mitleid, wenn er derer gedenkt, die drunten in der Tiefe Ziegel und Sand zum Bau neuer babylonischer Thürme beischleppen, und er stimmt ein in jenes rechtschaffene Jauchzen, von dem die Hirten sagen, daß es vor Gott gelte wie ein Vaterunser.“

Und wie auf solche Weise sein Roman zu einer poetischen Verherrlichung der Natur und der Natürlichkeit im Lieben, Leben und Glauben wurde, so war er bestrebt, in Bezug auf Geschichte und Lokalschilderung nur Natur und Wahrheit zu bieten. Es war das natürliche Ergebniß seines realistischen Kunstprinzips, das er früher für Begabung zur Malerei genommen, daß es ihn, nachdem in seiner Phantasie die neue Dichtung in ihren Grundzügen feststand, hinaustrieb aus der engen Studirstube an die Orte, wo die Menschen, deren Leben er nachbilden wollte, gelebt und gewirkt, gelitten und gestritten hatten. Der Aufbruch von Heidelberg fand statt um Anfang April. Am 19. Mai schrieb die Mutter des Dichters an einen Freund (B. v. Arnswald): „Vor 6 Wochen reiste Joseph an den Bodensee — theils zur Stärkung seiner von der langen Augenentzündung noch verstörten Gesundheit — theils um dort und in der alten Klosterbibliothek von St. Gallen Notizen zu einer Arbeit zu sammeln, die einst ein Bild geben soll vom Leben auf Schloß Hohentwiel vor tausend Jahren — zur Zeit der Herzogin Hadwig und des Abtes Ekkehart. Dies Hohentwiel, wo damals ein reges

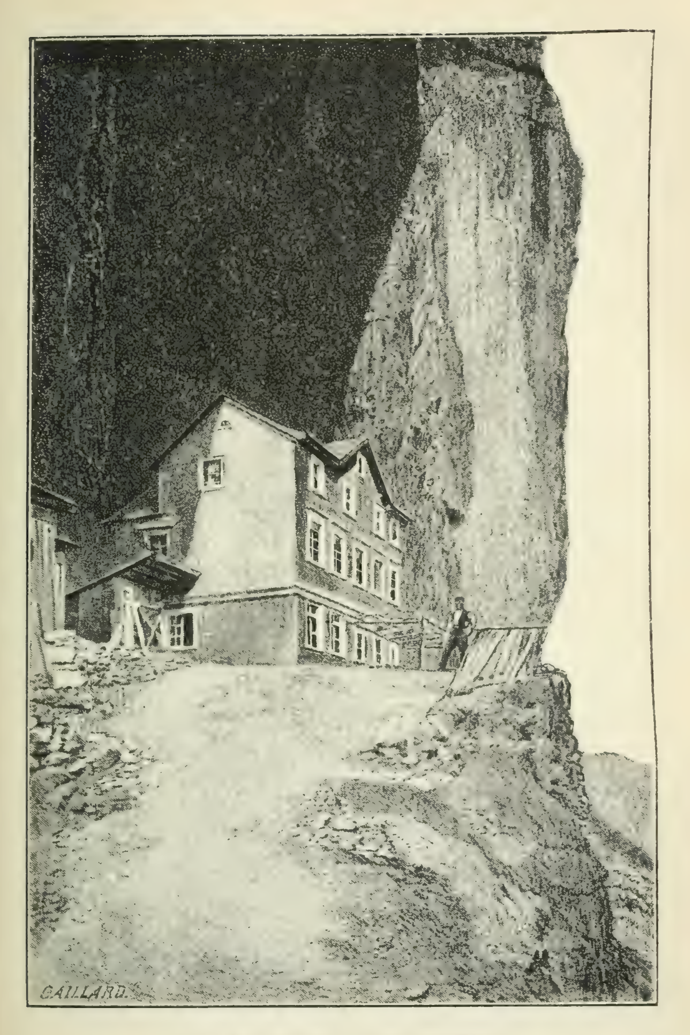
geistiges Leben blühte, ist jetzt ein Trümmerhaufen — auf einer hohen Bergspitze, die weit in's Hegau hinausragt — und eine reizende Fernsicht auf den Bodensee und auf die Schweizeralpen bietet. Neben den Ruinen steht ein Meyerhof mit ländlicher Wirthschaft — dort hat sich Joseph eine Arbeitsstube eingerichtet und ungestört von der Welt seine Arbeit begonnen. Leider ist er durch eine heftige Halsentzündung nun in seinen einsamen Studien unterbrochen worden und kehrt in diesen Tagen hierher zurück, um sich bei unsrer Pflege wieder ganz zu erholen." Hier, in Karlsruhe, und weiter in Heidelberg förderte er während des Sommers seine Arbeit bis zu der Katastrophe auf dem Twiel, welche Ekkehard der Alpeneinsamkeit zutreibt. Da stellte sich das Bedürfniß ein, an Ort und Stelle die geistige Wiedergenesung seines Helden in sich selber nachzuerleben. Auf's neue fuhr er — es war Mitte August — über den Bodensee nach St. Gallen. Aber diesmal ließ er die Bibliothek der säkularisirten Abtei links liegen, und wandte sich dem hohen Säntis zu, der ihm schon in den Säckinger Tagen zum Symbol erhabener Alpeneinsamkeit geworden war. Ist er es doch, dessen schneeiger Gipfel den dem Bodensee entfließenden Alpensohn, den Rhein, mit seinem Gruße am längsten begleitet. Das Wildkirchli, dessen Bruderhäuschen noch im Jahre vorher von einem Bergbruder bewohnt gewesen war, der sich aber zu Tode gefallen hatte, stand damals unter Pflege des Aescherwirth, in dessen Herbergshaus zu Füßen der oberen Felswand Scheffel eine willkommene Wohnstatt in großartiger Alpeneinsamkeit fand. Ueber diesen Zusammenhang giebt uns ein Brief Scheffel's an Schwanitz, aus Karlsruhe vom 8. Dezember genauen, wenn auch kurzen Bescheid: „Ich habe vieles erlebt, aber nur innerlich. Bin ganz in Bücher und Studien über's Mittelalter vertieft. Konnte es in Heidelberg wegen der durch das Augenleiden geschwächten Nerven nicht mehr aushalten, und da ich in solchen Fällen Ortsveränderung für das

einzige wirksame Mittel halte, ging ich an Bodensee und dann hierher. Hab mich leidlich erholt und ein Buch geschrieben, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert, die auf dem Hohentwiel, in Skt. Gallen und Reichenau spielt, mich viel Mühe gekostet hat, aber jedenfalls die Wirkung des Trompeter nicht haben wird. Im September habe ich eine prächtige Villeggiatur im Lande Appenzell gemacht, und zwar auf dem Wildkirchlein beim Säntis, 4000' über'm Meere. Nach Neujahr geh' ich wieder nach Heidelberg. Vor der Hand noch nicht auf's Katheder. Die Zustände sind mir zu unerquicklich und die Wissenschaft hat etwas Tödtendes für die freie Produktion." Und die Mutter hatte ebenfalls an Schwanitz, Anfang September geschrieben: „Joseph ist in der Schweiz und zwar datirt sein Schreiben — von der Einsiedelei des Wildkirchli auf dem hohen Säntis. Dort will er zum Schluß seines Buches Gebirgsnatur studiren." In das Fremdenbuch des gastlichen Aescherwirths schrieb er — am 10. Sept 1854 — zum Abschied ein längst ausgeschnittenes, aber in Osenbrüggen's „Kulturhistorischen Bildern aus der Schweiz" aufbewahrtes Gedicht, dessen wesentliche Verse hier folgen:

„B'hüt Gott, mein lieber Aescherwirth,
B'hüt Gott, du brave Frau!
Wie war bei Euch die Luft so lind,
Der Himmel prächtig blau.
Ist auch das Haus nicht riesengroß,
Es war mir eben recht;
Am wohlsten ist's im kleinen Nest
Dem biedern Mauerspecht.

— — — — — — — — —

Gegrüßt sei auch die Nachbarschaft,
Die Herrn im Wolkenflor,
Der Säntis und der Alte Mann,
Der „Kasten" und Kamor.
Die stehen unerschütterlich
Auf festem Grunde da,



Das Aescherwirthshaus beim Wildkirchli.



Und lachen ob dem Türkenkrieg
Und ob der Cholera.
Und käm' ich wieder auf die Welt,
Ich ließ den ganzen Qualm,
Und zög' als Appenzeller Senn
Zum Aescher auf die Alm.
Dies Liedlein sang als Abschiedsgruß
Ein fahrender Scholar,
Der sieben Tag und sieben Nächt'
Allhier zu Gaste war.
Er schleppte auf den Berg herauf
Viel alte Sorg' und Qual; —
Als wie ein Geisbub jodelnd fährt
Er fröhlich jetzt zu Thal."

Nachdem der Verfasser dieser Biographie, mit dem „Ekkehard" als Reiseführer, an klaren Sommertagen den Spuren des Dichters nachgezogen: von den Getrümmern des Hohentwiel und dem Schulzenhof, auf dessen Veranda Scheffel die eigentliche Ausarbeitung des Romans begonnen, nach Radolfszell, Reichenau und den Heidenhöhlen bei Ueberlingen und weiter die Bodenseestraße der Herzogin Hadwig nach Rorschach hinauf gen St. Gallen und Appenzell, empor über das Weißbad zum Seealpsee, zum Wildkirchlein und zur blumenbesäeten Ebenalp und wieder über die Möglisalp und die weißen Firnfelder auf die einsame Spitze des Säntis, nachdem er sich an all den Orten die Wirkung von Land- und Volkschaft auf den Dichter vergegenwärtigt, kann er doch nur bestätigen, was er als Knabe beim erstmaligen Lesen des Romans instinktiv empfunden: dies alles ist direkt nach der Natur aufgenommen und geschildert. Auch als der Dichter seine kleine Hadumoth in die weite Welt ziehen läßt, um im Lager der Hunnen ihren Audifax zu suchen, führt er sie auf ihm innigst vertrautes Gebiet: nach dem Oberrhein, in die Säckinger Gegend geht die Wanderung, an seinem Lieblingsplatz beim Willadinger Strahl läßt er sie der Hunnen Fährte und unweit des Boez-

bergs den Jugendgespielen finden. Er benutzt dabei geschichtliche Motive, welche die Hauensteiner Geschichte ihm an die Hand gab. Und ebenso hat mich das Studium der Quellen, die Scheffel benutzte, in Sonderheit der „Casus Sancti Galli“ und der J. von Arx'schen Geschichte des Cantons St. Gallen, ein Betrachten der alten handschriftlichen Kostbarkeiten der noch heute erhaltenen St. Galler Stiftsbibliothek, auf welche im „Ekkehard“ die Rede kommt, und ein Vergleichen der neueren Editionen und DarlegungenMeyer's von Knonau mit dem, was Scheffel an dem Quellenmaterial geändert, nicht nur belehrt, mit welchem Fleiß er diese Quellen benutzt hat, sondern auch mit welch reifer Künstlerschaft er all die den Akten entnommenen Motive und Thatsachen in sich verarbeitet, mit welcher intuitiven Nachempfindungskraft er als Dichter den Stoff ergänzt, zu dem Gefundenen das Erfundene gefügt hat, ohne daß das eine vom andern, das Neue vom Alten zu unterscheiden wäre. Das Alte ist wiedergeboren aus Scheffels Geist; das Neue wiedergeboren aus dem Geist der alten Zeit. Scheffel's Geist hatte eben seine Wurzeln bis in diese alte Zeit zurückreichen. Dieselbe Erscheinung bot der „Trompeter“. Inniger schloß sich Scheffel diesmal dem geschichtlich gegebenen Stoff an, aber nicht minder frei verfügte er über die Einzelheiten zu Gunsten der künstlerischen Zwecke. Viel realistisches Detail ist fast wörtlich aus der St. Galler Klosterchronik herüber genommen, aber vieles, was dort von anderen Personen und aus anderen Jahrzehnten erzählt ist, hat Scheffel zur Ausfüllung seines Zeitbildes, zur Charakteristik der Gestalten, die es beleben, benutzt. So ist z. B. das Abenteuer Ekkehards mit dem lüsternen Kellermeister auf Reichenau in den Casus ganz ähnlich, aber nicht von Ekkehard sondern von Tuotilo im Kloster St. Albans zu Mainz erzählt. Die Scene zwischen der historischen Wiborad und der freierfundenen Praxedis, speziell die Episode mit den Holzäpfeln wird von Wendilgart, der Gattin eines Grafen

Uodalrich berichtet und die Späße des „trinkbaren" Kämmerers Spazzo im Kloster werden vom Chronisten von einem Begleiter Ottos I. beim Besuch der St. Galler Abtei erzählt. Der Einfall der Ungarn, oder wie sie Scheffel in Anlehnung an der Irrthum der alten Chronisten nennt, der „Hunnen" in Alemanien fand unter Abt Engelbert, dem Vorgänger Cralo's statt, den Besuch der Herzogin Hadwig im Kloster empfing nicht Abt Cralo, sondern Abt Purkhard, und das Charakterbild „Cralohs", welches die Casus bieten, ist von Scheffel bedeutend modifizirt. Aber überraschender Weise steht Scheffels von Cralo entworfenes Bild der geschichtlichen Wahrheit näher als das, welches Ekkehard IV. in seiner Chronik entworfen. Es bezeugt dies Scheffel's kritisch-scharfen Blick gegenüber den alten Ueberlieferungen. Die Kritik Meyer's von Knonau hat nämlich neuerdings (vgl. die Einleitung zu seiner Uebersetzung der Casus S. G. nebst Proben aus den übrigen lat. geschriebenen Abtheilungen der St. Galler Klosterchronik, Leipzig, Franz Duncker, 1878, sowie seine Schrift „Die Ekkeharte von St. Gallen", Basel 1876), nachgewiesen, daß diese Chronik Ekkehards des IV. eine Tendenzschrift gewesen, die im Gegensatz zu allerhand Neuerungen im Kloster die alten Zeiten rühmt und zu diesem Zweck gar manche alte Ueberlieferung schönfärberisch darstellt. Scheffel, in seinem Streben das Wesentliche treffend zu zeichnen, ist nun in manchen Abweichungen von seiner Hauptquelle gerade dem sehr nahe gekommen, was diese spätere Kritik als historische Thatsächlichkeit nachgewiesen hat. . . . . . Auch die Gestalt des Alten in der Heidenhöhle gründet sich auf Ueberlieferungen (vgl. die badischen Sagenbücher von Schnezler und von Bernh. Baader) und keineswegs nur auf phantastische Erfindung des Dichters. Aber ausgeführt sind die sagenhaften Motive ganz selbstständig und, wie wir sahen, im Dienst sehr wesentlicher Zwecke der Dichtung. Wie er auch die Namen seiner freierfundenen Personen in glücklichster Weise dem Bereiche

seiner Quellen entnahm, sei hier nur an zwei Beispielen erläutert. Den Namen der Hadumoth fand er im 2. Band der Pertzschen Monumenta als den einer Gandersheimer Nonne; seinen jagdlustigen Hünen, der des Klosters zu St. Gallen Wächter ist, Romeias, benannte Scheffel nach einem alemannischen Riesen, der nach Baaders „Volkssagen" (1851) im 15. Jahrhundert durch die Beweise seiner Körperkraft die Bewunderung seiner Landsleute herausgefordert. So erstreckte sich bis in's Einzelne des Dichters Streben, die Geschöpfe seiner Phantasie in das historische Zeitbild organisch und der alten Zeit gemäß einzufügen.

Eine Arbeit, welche in so einziger Weise alle geistigen und seelischen Kräfte des Dichters in harmonischer Weise in Thätigkeit setzte, deren Stoff und deren Ausführungsweise so wunderbar seiner Stimmungswelt und seinen Neigungen entsprach, mußte zunächst eine beglückende Wirkung auf ihn ausüben. „Echte Dichtung macht den Menschen frisch und gesund", dieser in Bezug auf den Dichter des Waltharilieds gethane Ausspruch, bewährte seine Wahrheit auch an Scheffel. Auch ihm erblühte, trotz der Störungen durch Krankheit, aus dem Schaffensprozeß „eine ehrliche, große Freude", „denn in fröhlicher Arbeit der Dichtung erhebt sich der Mensch zur That des Schöpfers". Schon der Stoff an sich hatte es ihm angethan, die Zeit, in welcher ein Mönch gleich Ekkehard — ein Gedicht gleich dem Waltharilied zu Stande bringen konnte. Was sie ihm so anziehend machte, hat er im Vorwort des Romans mit beredten Worten geschildert. „Es war damals eine vergnügliche und einen Jeden, der ringende, unvollendete aber gesunde Kraft geleckter Fertigkeit vorzieht, anmuthende Zeit im südwestlichen Deutschland. Anfänge von Kirche und Staat bei namhafter aber gemüthreicher Rohheit der bürgerlichen Gesellschaft, — der aller späteren Entwickelung so gefährliche Geist des Feudalwesens noch harmlos im ersten Entfalten, kein geschraub-

tes übermüthiges und geistig schwächliches Ritterthum, keine üppige unwissende Geistlichkeit, wohl aber ehrliche grobe Gesellen, deren sozialer Verkehr zwar oftmals in einem sehr ausgedehnten System von Verbal- und Realinjurien bestand, die aber in rauher Hülle einen tüchtigen, für alles Edle empfänglichen Kern bargen, — Gelehrte, die Morgens den Aristoteles verdeutschen und Abends zur Erholung auf die Wolfsjagd ziehen, vornehme Frauen, die für das Studium der Klassiker begeistert sind, Bauern, in deren Erinnerung das Heidenthum ihrer Vorväter ungetilgt neben dem neuen Glauben fortlebt, — überall naive starke Zustände, denen man ohne rationalistischen Ingrimm selbst ihren Glauben an Teufel und Dämonenspuk zu Gute halten darf."

Und mit dieser inneren Freude gelangte wiederum der Humor zur Herrschaft in seinem Gemüthe, sein kräftiger, in der Poesie des unabhängigen Studententhums wurzelnder Humor, der in dem ihm sich erschließenden Stoffe so vielerlei Anregung finden mußte. Dieser Humor, der sich vom Beginn der eigentlichen Niederschrift an als subjektives Element seiner schlichten, klaren und gedrungenen Darstellungsweise beimischte und auf den Stil des „Ekkehard" so bedeutend einwirkte, äußert sich gleich auf der ersten Seite des Romans. Der dort citirte Vers, welcher das „Land des Alemannen" mit einem „deutschen Antlitz" vergleicht ist bekanntlich von Schwab, und wie ein Bekenntniß des realistischen Prinzips, dem der Dichter zu huldigen gedenkt, liest sich die daran gehängte parodistische Bemerkung, daß die Fortführung dieses Bildes Veranlassung werden könnte, die Hegauer Berge als die Nasen in diesem Antlitz zu preisen. Von demselben Humor, der sich polemisch gegen eine andre Richtung als die seine äußert, ist ferner die Bemerkung getränkt, daß trotz des trüben Himmels, der damals gerade über dem Hegau lag, „von der Finsterniß, die bekanntlich über dem ganzen Mittelalter lastete, nichts zu spüren gewesen" sei. Er äußert sich aber auch rein künstlerisch

in dem stets mit Erfolg gekrönten Bestreben des Dichters, die ernsten Motive und Conflikte, Personen und Begebenheiten mit ähnlichen oder wenigstens innerlich verwandten von humoristischer Färbung zu kontrastiren. Das bieder-täppische Liebespaar Friderun und Cappan, der Marginalhumor des alten Möngal, der „feuchte" Ritt Spazzo's zu den Reichenauern, das Verhältniß des ehrlichen rauhbeinichten Wächters am Thor Romeias sowohl zur düster-asketischen Siedlerin Wiborad als zur lieblich-weltheiteren Griechin Praxedis, die kleinlichen Intriguen der pfäffischen Gegner des Ekkehard gegenüber der reinen Tugend und des einen großen Leidenschaftsausbruchs desselben: wie sind diese Figuren und Beziehungen alle zu künstlerisch-humoristischer Wirkung gebracht!

Dieser Humor, der während der eigentlichen Schaffenszeit, nachdem Scheffel die Quellenstudien in St. Gallen zum Abschluß gebracht, auch in Heidelberg durch den Umgang mit Häusser, Knapp, Schmezer, Braun, Otto Müller und so manchem anderen der „engeren" Freunde wirksame Anregung fand und daher so oft wie möglich auch eine „feuchtfröhliche" Wendung nahm, ist denn auch in einer Eintragung zum Ausdruck gekommen, welche Scheffel dem Fremdenbuche des Schultheißen Pfizer auf Hohentwiel — am 16. Mai — kurz vor dem Abbruch des denkwürdigen Frühlingsaufenthalts, während dessen er das Zimmer Nr. 3 des Haupthauses bewohnte, zur Erinnerung an diese gesegneten Tage einfügte. Es war ein Lied im Ton seiner „Lieder aus dem Engern", wie die geologischen Gesänge dieses Jahres nach der Melodie: „Ich weiß nicht was soll es bedeuten" zu singen, welches denselben Gegenstand, den er in ernster Künstlerarbeit pathetisch behandelte, parodistisch in humoristische Beleuchtung rückte:

„Was tönet in nächtiger Stunde
Gespenstisch vom hohen Twiel?

— Es sitzen zwei auf dem Thurme
Im Mondschein und lesen Virgil.
„Den unsäglichen Schmerz zu erneuen,
Gebeutst Du, o Königin, mir," —
So flüstert's in klagenden Lauten,
Der Wind verweht's im Revier.
Herr Ekkehard ist's von Sankt Gallen,
Hell glänzt sein mönchisch Gewand,
Gegenüber Frau Hadwig, die stolze,
Die Herrin im Schwabenland.
Sie nahm einst vor tausend Jahren
Lateinischen Unterricht;
Da däucht' ihr des Lehrers roth Mündlein
Viel schöner als alles Gedicht.'
Sie lasen nicht weit in dem Buche,
Es hat sich so wonnig geträumt,
Jetzt müssen die Geister vollenden,
Was die Lebenden fröhlich versäumt.
Drum, wen der Herr im Grimme
Zum Mönch und Professor gemacht,
Der führe sich das zu Gemüthe
Und nehme sich besser in Acht!"

Eine Abschrift aber, welche Scheffel an seine Eltern sandte, versah er mit folgender noch viel gelungneren Nachschrift: „Wie der alte Schultheiß aber vorstehenden Eintrag gelesen, schüttelte er sein runzelgefurchtes Haupt, schlug auf die Buxbaumdose, trank einen Schluck Bergwein und sprach: „Ich weiß gar net, was der jez do will mit sein Geschreibs. Sitz ich doch schon dreißig Jahr auf dem Twieler Berg und hab zeitlebens noch keinen lateinischen Jammer von der Festong herunter tönen g'hört. Und von Sankt Gallen ist noch nie einer droben gesessen, als der Herr Apotheker Wagemann und von einer Frau Hadwig ist gar nichts auf dem Schultheißenamt bekannt. — 's muß also mit dem Herrn doch nicht ganz richtig sei, — mei Tochtermann

hat's schon lang gesagt." . . . Dieser scharfsichtige Tochtermann, später Pfizer's Nachfolger im Schultheißenamt, ist inzwischen wie dieser gestorben, aber noch waltet auf dem Hof dessen wackere Gattin, Frau Maier, die sich gern bereit zeigt, nachfragenden Fremden das Zimmer und den Sitz auf dem Altan zu zeigen, von welchem Scheffel den Blick über den Bodensee zum Säntis träumerisch schweifen ließ, als er hier oben die Schatten Ekkehards und der Herzogin Hadwig mit der Zauberkunst des Poeten zu bannen begann.

In den Kreis der Freunde des „Engeren", welche ähnliche Berichte, wie den eben mitgetheilten vom Schultheißen auf Hohentwiel und die anakreontischen Gaben dieser Zeit, unter denen sich auch die Parodie auf die Legende vom Jonas „Im schwarzen Walfisch zu Askalon" befand, gar beifällig aufnahmen, während sie zum Theil dem ernsten Bestreben des Dichters, aus einem Stoff des zehnten Jahrhunderts einen Roman zu gestalten, ein wenig skeptisch gegenüberstanden, war in jenem Jahre auch ein Schriftsteller getreten, der für das Schicksal des seiner Vollendung entgegenreifenden Werks von bestimmendem Einfluß wurde, der schon genannte Romanschriftsteller Otto Müller. Er war ein intimer Jugendfreund Ludwig Knapp's, hatte auf dem Gebiet des historischen Romans bereits Erfolge erzielt und im Anfang des Jahres den unternehmungslustigen Verleger Carl Meidinger (in Firma: Meidinger Sohn & Cie.) in Frankfurt a. M. für den Versuch begeistert, nach dem Muster der Franzosen eine Bibliothek gleich ausgestatteter Romane zu billigem Preis bei großer Auflage zu begründen. Sie erschien unter dem Titel „Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Originalromane". Die Redaktion dieser Bibliothek war ihm übertragen worden und sein Roman „Charlotte Ackermann", an dem er damals arbeitete, sollte dieselbe eröffnen. Otto Müller lebte im Sommer 1854 in Heidelberg, und zwar hatte er eine äußerst poetisch gelegene Wohnung droben auf dem Schloßberg im Brückenhäuschen

des Heidelberger Schlosses als Miether des Kastellans gefunden. Der Verkehr zwischen den beiden Autoren wurde nach Scheffel's Rückkehr ein sehr inniger. Dieser kam oft des Morgens zu Müller herauf und las ihm beim gemeinsamen Frühstück die neuesten Abschnitte des Ekkehard vor. Auch von Mondscheinnächten wußte O. Müller mir zu berichten, die von den Sodalen des Knapp'schen Kreises im zersprengten Thurm bei einem aufgelegten Faß schäumenden bayrischen Biers und noch weit schäumenderer Laune dort oben verbracht wurden. Zwischen Otto Müller und Scheffel war gleich im Anfang die Verabredung getroffen worden, daß der Ekkehard in der Meidinger'schen „Bibliothek" erscheinen solle.

Im November war das Werk so weit gediehen, daß Scheffel — von Karlsruhe aus — das Manuskript von 16 Kapiteln an den Freund senden konnte. Bald folgte der Schluß. Doch erbat er sich am 29. November das Manuskript des Waltharilieds zurück; er wolle es benutzen, um sich auf Grund desselben um die Lehrstelle der deutschen Literatur am Polytechnikum zu Zürich zu bewerben. Er hegte ohne Wissen der Eltern diesen Plan; ob zu seiner Ausführung Scheffel wirklich die einleitenden Schritte that, wissen wir nicht; wahrscheinlich hatten erneute Vorstellungen des Vaters, sich doch nicht ganz der Schriftstellerei, sondern wenigstens daneben einer geordneten Amtsthätigkeit zu widmen, den Entschluß bewirkt. Zunächst hatte er auch wichtigere Sorgen im Kopfe. Der namentlich von Häusser gern gepflegte, im „Engeren" heimische Ton gegenseitigen Schraubens und Neckens, vielleicht auch wirklich ernste Bedenken hatten bewirkt, in Scheffel die Befürchtung zu nähren, das Publikum werde ohne kritischen Nachweis den geschichtlichen Charakter seines Romans nicht ernst, sondern alles für Phantasie nehmen. Dies bestimmte ihn, im Einklang mit seinem Verleger, der Dichtung noch einen Anhang von 285 gelehrten Anmerkungen beizufügen zur Erhärtung des geschichtlichen Charakters unter Angabe der benutzten Quellen. Daß er

selbst damals solch kritisch-lehrhaften Appendix als Ballast seiner Dichtung empfand, hat er klar und bestimmt in der bezüglichen Erklärung des Vorworts bekannt: „Dem Wunsche sachverständiger Freunde entsprechend, sind in Anmerkungen einige Zeugnisse und Nachweise der Quellen angeführt, zur Beruhigung derer, die sonst nur Fabel und müßige Erfindung in dem Dargestellten zu wittern geneigt sein könnten. Wer aber auch ohne solche Nachweise Vertrauen auf eine gewisse Aechtheit des Inhalts setzt, der wird ersucht, sich in die Noten nicht weiter zu vertiefen, sie sind Nebensache und wären überflüssig, wenn das Ganze nicht als Roman in die Welt ginge, der die Vermuthung leichtsinnigen Spiels mit den Thatsachen wider sich zu haben pflegt."

Im Februar 1855 war auch diese lästige Arbeit vollendet und etwa um dieselbe Zeit, in welcher im Jahre vorher Scheffel auf den Hohentwiel gepilgert war, um das Werk dort zu beginnen, war es fertig gedruckt. Im Juni zog es hinaus in die Welt, begleitet von der Zuversicht des Dichters, sein Bestes geboten zu haben und einem Erfolge entgegen, auf den zu hoffen selbst dieser berechtigten Zuversicht fern lag. Wie ihm beim letzten Federzug zu Muthe war, wie er nach all der heißen Schaffensarbeit erleichtert aufathmete, hat er selbst vorausahnend im letzten Kapitel des „Ekkehard" an seinem Helden geschildert: „Wie aber sein Walthari durch Noth und Todeswunden glücklich zu Ende geführt war, da jubelte er, daß die Tropfsteine in seiner Höhle verwundert einander zublinzeln mochten, dem Handbuben aber übermachte er etliche Silberpfennige, daß er hinübersteige als Botenknabe nach Sennwald im Rheinthal und einen Schlauch röthlichen Weines beschaffe. Es war damals wie jetzt: ist das Buch zu End' gebracht, der Schreiber einen Freudsprung macht." Er aber fand im „Engern" und am Stammtisch Schmezer's im Holländer Hof eine größere lustigere Gesellschaft zur Theilnahme an seiner Freude als der einsame Siedler, der seinen

Festwein allein mit dem Alpmeister trinken mußte. Das Gefühl des Erlöstseins von schwerer Geistesbürde, welchem das Walten des Lenzes in der Natur so harmonisch entsprach, ließ ihn zunächst nicht zum Bewußtsein kommen, wie sehr seine Natur nunmehr einer gründlichen Ruhe bedurfte. Beim Frühlingsfest des „Engeren“ am 25. April konnte daher ein neues Lied vom Meister Josephus gesungen werden, in welchem das freudige Aufathmen seiner Seele unmittelbar zum Ausdruck gelangte. Er selbst nannte es „Des Engeren Maiwein- und Frühlingslied“:

„Du, der mir die Seele mit Sonne,
Die Kehle mit Maitrank durchglüh'st —
O Frühling, Du Herold der Wonne,
Viel tausendmal sei mir gegrüßt!
Allüberall sprießt es und sproßt es
Mit Frohsinn erzeugender Kraft —
Selbst Carové, wenn er noch lebte,
Stünd' wieder in Trieb und in Saft.
Verlassen sind jetzt die Folianten
Auf staubiger Bibliothek,
Es schwärmten wie dunkle Bacchanten
Bär, Thibaut und Sachße hinweg.
Nur Bachmann der Alte durchwandelt
Die Säle und murmelt bewegt:
„Was nutzt mich das Gold dieser Sonne
Das weder gemünzt noch geprägt!“
Und überall singt es und klingt es,
Die Kegelbahn selbst hör' ich schrei'n:
Das Orakel des römischen Rechtes
Schiebt ritterlich sämmtliche Neun.
Doch wie auch die Berge ergrünen,
So ist doch kein Buchwald zu dicht:
Waldmeister weiß drinnen zu pflücken
Der Lehrer der deutschen Geschicht.
Es brauet kein Mann in Europa
Den Maitrank so würzig und gut:

Die Anderen tappen im Finstern,
Der Historiker weiß, was er thut.
  Er braut ihn an heiliger Stätte,
Dort wehen die Lüfte so schön,
Die heißen die Menschen „Museum“,
Die Götter den „Engeren“.
  O Engerer, Tempel des Frühlings,
Wie reißest auch mich Du dahin!
Noch heut soll mein Mantel im Leihhaus
Die Sommerquartiere beziehn.
  Sein sündiger Leib mag verderben,
Ich lös' ihn wohl nimmermehr aus:
Das Faustpfand verjubl' ich im Weine
Und sing in die Mittnacht hinaus:
  Du, der mir die Seele mit Sonne,
Die Kehle mit Maitrank durchglüh'st,
O Frühling, Du Herold der Wonne,
Viel tausendmal sei mir gegrüßt!“

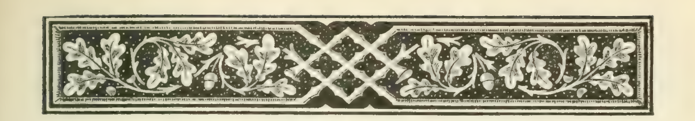
Es war der Wiederhall jener Zufriedenheit, die er am Schluß seines Vorworts mit den Worten der ehrlichen Nonne Hroswitha von Gandersheim zum Ausdruck gebracht hatte: „Wofern nun jemand an meiner bescheidenen Arbeit Wohlgefallen findet, so wird mir dies sehr angenehm sein; sollte sie aber wegen der Verleugnung meiner selbst oder der Rauhheit eines unvollkommenen Stils niemandem gefallen, so hab' ich doch selber meine Freude an dem, was ich geschaffen!“ Mit der „Verleugnung seiner selbst“ meinte er sein Aufgehen in fremde Menschennatur und vergangene Zeit. Denn dieses erschien ihm als das Wesentlichste an seiner Arbeit, es hatte ihm ja die meiste Anstrengung gekostet. Was sein Werk aber als Dichterschöpfung weit über alle anderen Arbeiten ähnlicher „Selbstverleugnung“ heraushob, das war gerade das Gegentheil derselben, war der innige Zusammenhang seines Dichtens mit seiner Eigenart und seinem Innenleben, der es zu einer Offenbarung der eigenen Natur macht.

VIII.

Katastrophen.

„O Jugendkraft, wie wirst Du älter!
Bald tritt auch mir die Stunde nah,
Da ich nicht mehr durch deutsche Wälder
Auszieh' in's Land Italia."
Scheffel: „Trifels" im „Gaudeamus".





Das Jahr 1854, welches den „Ekkehard" zeitigte, bildet den Höhepunkt von Scheffel's Laufbahn: danach hat er kein zweites Werk von ähnlicher Bedeutung und Größe vollendet. Bis zum Frühjahr 1855, das den Ekkehard hervortreten und beim Frühlingsfest des „Engeren" Scheffel's Humor in heiterster Entfaltung zeigte, führte trotz aller Hemmungen und niederdrückenden Erfahrungen sein Erdenwallen empor; die weitere Entwickelung, welche Scheffel von da an als Dichter nahm, stellt sich trotz mancher aufstrebenden Windung, trotz der unbestreitbaren Vervollkommnung seiner Künstlerschaft auf dem Gebiete der Lyrik, soweit sie öffentlich in die Erscheinung getreten, als eine absteigende Linie dar.

Mir fällt beim Ueberblicken dieser Laufbahn unwillkürlich der Frühling ein, in welchem Scheffel starb. Nachdem die ersten Veilchen fast vorzeitig von warmen Lüften hervorgelockt worden, hielten widrige Winde und feindliche Fröste die Blüthe der Bäume lange Zeit auf, bis dann mit einem Male in schon vorgerückter Zeit die zum Siege gelangende Frühlingssonne ein jähes gleichzeitiges Aufbrechen der Kelche auf Baum und Strauch bewirkte und eine prangende duftende Blüthenherrlichkeit heraufbeschwor, die fast zu reich und prächtig war, um lange dauern zu können. Die Ernte des Sommers und Herbstes entsprach dann den wie im Ueberschwang gegebenen Versprechungen dieses Blüthenflors, trotz

einzelner schöner Erntegaben, nur wenig. Es war, als ob die anfängliche Stockung der Säfte und das ihr folgende Uebermaß der Blüthe die spätere Tragkraft untergraben hätten.

Die beiden in sich abgeschlossenen Werke, welche die Jahre 1853 und 54 entstehen sahen, lassen namentlich in Folge des humoristischen Grundtons, der sie durchklingt, beim Lesen wenig ahnen, welche schweren Kämpfe des Geistes und des Gemüthes ihrem Schöpfungsprozeß vorausgegangen waren, welchen gewaltigen Aufwand geistiger Energie sie erfordert hatten, um so frisch und heiter, so klar und schön in die Welt zu treten. Welche Fülle von Arbeiten und Bestrebungen, von Hoffnungen und Enttäuschungen, von ernsten Studien und zerstreuenden Erlebnissen drängte sich doch zwischen jenen Mai des Jahres 1852, in welchem der Jurist seine Laufbahn aufgab und der Maler die Wallfahrt nach Rom antrat, und den jetzigen Mai des Jahres 1855, in welchem Scheffel, nachdem er über historischen Studien zum Dichter des Ekkehard geworden, die letzten Bogen dieses Romans dem Reindruck überließ und sich zu neuer Fahrt über die Alpen nach Italien rüstete! Ich kenne kein Dichterleben, in welchem die Zeit des fruchtbarsten Schaffens zugleich auch derart ausgefüllt gewesen wäre mit ernst und nachdrücklich betriebenen Vorbereitungen für zwei andere ganz heterogene Berufsarten, nachdem der in der Zeit der Studien eifrig zurückgelegte Pfad eine weitere dritte Richtung verfolgt hatte.

Eine große Ermattung der Energie des erschöpften Geistes war die begreifliche Folge dieser Ueberanstrengung. Und eine weitere verhängnißvolle Konsequenz war die von nun an hervortretende übergroße Reizbarkeit der Nerven und der Phantasie unsres Dichters. Lange Zeit in ihrem natürlichen Schaffensdrange gehemmt, hatte die letztere in Rom mit Gewalt ihre natürlichen Rechte erobert, hatte sich, trotz aller Bemühungen des Verstandes, nicht wieder unterdrücken lassen; hatte in rascher Folge Wunderthaten verrichtet wie im Sturme und

dabei doch gefügig dem Zügel des Künstlersinns folgend ... Nun, wo ihr eine wohlverdiente Ruhe nöthig gewesen wäre, haftete ihr ein krankhafter Zug an. Sie ist unstet und schweifend; jeder neuen Anregung fühlt sie sich gedrungen zu folgen, sie findet Genuß und Genüge, immer neue Pläne zu entwerfen, sie in der Phantasie heute so, morgen so auszugestalten, aber scheut sich vor der langanhaltenden, auf ein Ziel gerichteten steten Arbeit, wie sie die Ausführung des großen Kunstwerks fordert. Diese Wandlung hat allem späteren Schaffen des Dichters den Charakter des Fragmentarischen gegeben; seinem Leben aber bis zu dem Zeitpunkt, der dem ursprünglichen Schaffenstrieb der Phantasie ein Ziel setzte, einen Zug unsteter Rastlosigkeit. Der fahrende Schüler, zum Meister gereift, ward jetzt ein fahrender Dichter. Wer sich bisher dem Glauben hingab, die geringe Zahl der von Scheffel nach dem Ekkehard zur Vollendung gebrachten Werke sei die Folge einer dem materiellen Wohlbehagen einseitig hingegebenen Lebensführung gewesen, die Produktionslust sei in Scheffel so früh erloschen, weil es ihr an starken Anregungen, dem Leben an Schmerzen, Sorgen und Aufregungen gefehlt habe, der lösche dies Bild nur aus. Schon die Erscheinungszeit der Bücher führt irre: „Hugideo", 1857 entstanden, erschien 1883, „Juniperus", 1859 geschrieben, erschien 1866, die 1868 zur Veröffentlichung gebrachte Liedersammlung „Gaudeamus" war zur größeren Hälfte bereits um die Zeit, bei der wir jetzt weilen, druckreif und die andere Liedersammlung „Frau Aventiure" (1863) enthält Gedichte, deren Entstehung mehr als sechs Jahre auseinander liegt. Ja selbst die „Bergpsalmen", bisher für ein Werk des reiferen Alters gehalten, und 1870 dem Buchhandel übergeben, hat Scheffel bereits im Jahre 1860, wie aus Briefen von ihm und seiner Mutter hervorgeht, von einer Alpenreise heimgebracht. Und wie die Reihenfolge dieser Veröffentlichungen nicht der historischen Ordnung entspricht, so giebt die ganze Reihe ein falsches und

dürftiges Bild von der Thätigkeit Scheffel's in der Zeit, deren Schilderung uns nunmehr bevorsteht. Auch die Thatsache, daß die nächste Arbeit, die Scheffel nach dem Ekkehard dem Büchermarkt überließ, ein Werk philologisch-bibliographischer Forschung war („Die Handschriften altdeutscher Dichtungen der Fürstl. Fürstenbergischen Bibliothek zu Donau-Eschingen. Stuttg. 1859"), hat zu einer falschen Annahme geführt: als habe der Dichter während der Zwischenzeit nur gelehrten germanistischen Forschungen obgelegen. In Wahrheit hat er bis in die Mitte der sechziger Jahre sich beständig mit poetischen Plänen getragen und emsig und unermüdlich, ja oft mit fieberhaftem Fleiße den Vorarbeiten und Konzeptionen von verschiedenartigen groß entworfenen Dichtungen seinen Geist gewidmet . . und nicht eines dieser Werke hat er zur Vollendung gebracht! Alles was er von nun an dem Buchhandel anvertraute, dünkte ihm selbst jeweils nur eine Abschlagszahlung von Schätzen, die theils im Pult, theils im Kopf der endgültigen Ausführung harrten. „Juniperus", „Frau Aventiure" wie „Bergpsalmen" sind selbst nur Fragmente des größten dieser nie vollendeten Werke. So ist der Zeitpunkt, an welchem unsere Darstellung jetzt einsetzt, nicht nur der Höhepunkt seiner Dichterlaufbahn, sondern zugleich auch die Peripetie einer Dichtertragödie. Denn das Schicksal, dem Scheffels Schaffenskraft und Dichterglück in so einziger Weise erlag, ist im höchsten Sinne des Worts ein tragisches zu nennen; nicht eigene direkte Verschuldung, sondern die Verkettung ungünstiger Verhältnisse und die naturgemäßen Kehrseiten seiner großen Vorzüge als Mensch wie als Dichter haben es im Wesentlichen bestimmt.

Drei Jahre umfaßt zunächst die Periode, welche einer Reihe von tragischen Ereignissen den Charakter einer dramatisch ergreifenden Katastrophe giebt: wir sehen im ersten den Dichter nach einem arbeitsamen Aufenthalt in Venedig und Welschtirol einer schweren, Seele und Leib gleich mächtig erschütternden Krankheit verfallen, wir erleben im zweiten, wie er nach einer

übereilten Reise in das südliche Frankreich einem Rückfall derselben erliegt und erst allmählich wieder Frische und Thatkraft im grünen Schwarzwald-Bad Rippoldsau, dann im geistig und künstlerisch ihn gleich sehr anregenden Verkehr mit der Dichter- und Maler-Kolonie Münchens gewinnt, bis im dritten der Tod des ihm theuersten Wesens seiner Melancholie den Charakter verhängnißvoller Erstarrung verleiht.

Nachdem sich Scheffel im Frühling 1855 nach der peinlichen Arbeit des gelehrten Anhangs zum „Ekkehard" zunächst mit jugendlichem Ungestüm der Freude an der Vollendung seines Werkes ein paar Wochen lang überlassen hatte, trat die erschöpfte Natur in ihr Recht. Eine allgemeine Abgespanntheit machte sich geltend. Der von ihm mit so jauchzendem Jubel begrüßte Frühling bewahrte ihn nicht vor dem Rückfall in jene Melancholie, aus der ihn das große dichterische Wirken gerissen. Ernst und gedrückt, nicht mehr heiter und fröhlich war seine Stimmung, als der Ekkehard erschien. Jene tapfere Zuversicht, welche sich in der von berechtigtem Selbstgefühl durchdrungenen Vorrede noch äußerte, war dem drückenden Gefühl der Erschöpfung gewichen. Noch ahnte er freilich nicht, daß dasselbe nur der Vorbote einer schweren Gehirn- und Nervenerkrankung war, die ihn noch im Laufe des Jahres ereilen und für lange Zeit aller geistigen Arbeit entziehen sollte. „An dem Roman Ekkehard" — so schrieb er bereits am 12. Mai von Heidelberg aus an Schwanitz — „habe ich mich schier zu Schanden gearbeitet, — jetzt ist Alles im Reinen, die Korrekturen sind fertig, nächsten Monat erscheint er im Verlag von Meidinger in Frankfurt — und ich gehe mit dem erbeuteten Honorar (es waren 1200 Gulden) nach Italien, da mir die hiesige Luft etwas zu stubengelehrt und einseitig ist, um mich jetzt schon drin niederzulassen. Später werd' ich doch nicht anders können, als hier mein Zelt aufzuschlagen." Und am 22. dess. Mts. schrieb er an Otto Müller von Karlsruhe aus, daß er von Heidelberg „solennen Abschied"

genommen habe, direkt vor der Abreise nach Italien stehe und der nächste Brief aus Ferrara datirt sein solle. Was ihn bei so verhältnißmäßiger vorgeschrittener Sommerzeit nach Italien trieb, nachdem der erste längere Aufenthalt dort seiner Gesundheit so schlecht bekommen, könnte räthselhaft erscheinen. Doch war es nicht nur jener unbestimmte Trieb, über den er kurz vorher seinen Kaiser Karl den Dicken hatte raisonniren lassen: „aber nach Welschland muß gerannt werden, als säß' in den Bergen hinter Rom der große Magnetstein". Auch war es nicht nur die Sehnsucht nach ähnlichem Glück, wie er es in den Tagen von Albano, Olevano, Capri und Sorrent empfunden. Wohl hoffte er von dem hellen Licht der Sonne des Südens, daß es die ihn wieder befangen habende Schwermuth schnell vertreiben werde. In erster Linie aber war es ein neuer poetischer Plan, der sein Ziel bestimmte. Bereits gährte es in ihm von den Anfängen eines zweiten historischen Romanes.

Diesmal war es ein Bild, das ihm die Anregung dazu geboten: ein Bild desselben Künstlers, der sein Reisekamerad auf der Fahrt nach Venedig wurde: der „sterbende Aretino" des jugendlichen Anselm Feuerbach. Dieser, ein Sohn des nicht minder berühmten Archäologen gleichen Namens, war drei Jahre jünger als Scheffel, und um die Zeit der Entstehung des Trompeters aus der Schule Couture's in Paris als neuerungskühner Kolorist nach Karlsruhe gekommen, wo er ein eigenes Atelier begründet hatte. Während Scheffel am Ekkehard schrieb, hatte der junge Feuerbach in der badischen Residenz seinen „Aretino" und die „Versuchung des heil. Antonius" vollendet. Beim Aufenthalt in der Vaterstadt lernte Scheffel den jungen, trotz seiner Armuth streng die Pfade idealen Kunstschaffens wandelnden Maler näher kennen, dem es mit jenen Bildern gelungen war, allgemeineres Aufsehen zu erregen. In Heidelberg, wo Anselm's Mutter lebte, wurde die Freundschaft befestigt.

Was Scheffel mit Feuerbach verband, war nicht so sehr

die Gleichheit des künstlerischen Glaubensbekenntnisses, obgleich ihr Streben manches Gemeinsame hatte, als vielmehr die Gleichheit ihres reinen, keuschen Verhältnisses zu den sie beseelenden Idealen. Gemeinsam war ihnen z. B. die Freude an der Poesie des Hafis, der auf beide etwa in demselben Alter einwirkte; aber wie grundverschieden ist der Geist in Feuerbach's Bild „Hafis in der Schenke" und der Humor in Scheffel's Hafisischen Liedern. Letzterer war bei allem Idealismus, der ihn beseelte, in viel höherem Grade Realist als der Maler, dessen zwar der Farbe ihr Recht einräumende Kunst von den Fesseln einer konventionellen Stilisirung der Natur sich nie recht frei machen konnte. Wie Scheffel von Feuerbach dachte, geht aus einem seiner ersten Briefe an den Kommandanten der Wartburg, Freiherrn B. von Arnswald, hervor, mit welchem seine Mutter schon seit Anfang der fünfziger Jahre auf Grund einer Badebekanntschaft innig befreundet war und der, wie wir sehen werden, die späteren Beziehungen des Dichters zum Großherzog von Weimar vermittelt hat. Zur Empfehlung des kühn seine eigenen Pfade wandelnden Malers schrieb Scheffel drei Jahre später (28. Mai) über den nunmehr in Rom sich befindenden Freund: „Ich möchte mir erlauben, Ihn (den Großherzog) auf das Atelier des jungen Historienmalers Anselm Feuerbach aufmerksam zu machen, der, noch jung und nicht, wie er's verdient, anerkannt, einer der begabtesten und talentvollsten deutschen Historienmaler der Gegenwart ist. Seine früheren Bilder, Hafis in der Schenke und Pietro Aretino des Satyrikers Tod inmitten der Freuden eines Gastmahls, haben seiner Zeit Aufsehen gemacht. Die Karlsruher Mittelmäßigkeiten waren damals sehr froh, daß er nach Italien abging, daß sie nicht zu sehr im Schatten des jungen Meisters standen." Noch wärmer und mit bestem Erfolg sprach er sich vier Jahre später in einem direkten Brief an den Großherzog von Sachsen über den Künstler aus, der damals in Rom immer noch mit der Noth zu kämpfen

hatte. In diesem von edelsten Impulsen diktirten Brief führte er aus, daß er fast bedaure, den Maler, den er empfehle, persönlich zu kennen, denn er würde sonst vielleicht noch anerkennender und unbefangener die Freude schildern, die er empfand, als ihm „aus seinen Bildern der Funke des Genius rein und leuchtend entgegenblitzte", und erwähnte in Bezug auf den gemeinsamen Aufenthalt in Venedig, daß Feuerbach zum Staunen der ganzen Academia delle belle arti in einer Frist von 4 Monaten Titian's Assunta kopirt habe und mit welch anziehender Mischung von naiver Schülerlichkeit und selbstbewußtem Meistertrutz derselbe damals den Werken der großen Venetianer gegenüber gestanden habe. Wie andererseits Feuerbach über Scheffel nicht minder sympathisch urtheilte, darüber haben uns die Briefe und Tagebuchblätter in seinem 1882 nach seinem Tode von seiner Mutter veröffentlichten „Vermächtniß" (Wien, Gerold's Sohn) belehrt, soweit diese von der gemeinsamen Reise handeln. Feuerbach hatte damals vom Großherzog von Baden den Auftrag erhalten, die Assunta des Titian in Venedig für ihn zu kopiren und Scheffel entschloß sich schnell, ihn nach der Lagunenstadt zu begleiten. Am 4. Juni reisten beide von Heidelberg ab. Am 20. hatten sie das Ziel ihrer Fahrt auf dem Weg über Innsbruck, Bozen, Trient, Verona erreicht. Nach der Ankunft schrieb Feuerbach den Seinen von dieser gemeinsamen Fahrt. Vom Aufenthalt in Riva heißt's da: „Abends lagen wir im Fenster des Gasthofes zu Riva; da lag der Gardasee im Mondschein und wir fragten uns, ob wir wachten oder träumten. Scheffel ist ein feiner, liebenswürdiger Mensch, und wenn ich an all' die Gespräche im Wagen denke, so weiß ich nicht, was schöner war, die Mittheilung in stiller Begeisterung oder die Natur, durch die wir fuhren." Und später sagt er von dem gemeinschaftlichen Verkehr in Venedig: „Das Verhältniß zwischen Scheffel und mir war ein unserer beiderseitigen Natur entsprechendes, wohlthuendes, förderliches; keine himmelstürmende Gymnasiasten-

freundschaft oder läppische Vertrauensseligkeit, sondern eine auf gegenseitiges Verständniß, auf Achtung und Zuneigung gegründete Haltung, um nicht zu sagen, Zurückhaltung, welche der Zeit unseres Zusammenseins einen bleibenden Werth verlieh."

Beide Künstler, der Dichter und der Maler, gaben sich in Venedig sofort mit begeisterungsvollem Ungestüm dem Studium der herrlichen Kunstwerke hin, welche die alte Dogenstadt beherbergt. Die Zeit war freilich schlecht gewählt für diesen Aufenthalt; ein heißer Juli und dazu eine ausbrechende Choleraepidemie, wahrlich das eine ohne das andere hätte genügen können, um von Venedig jeden Fremden fern zu halten. Scheffel aber und Feuerbach blieben. Ueber den Anblick der Meisterwerke eines Titian und seiner Genossen, über der Welt von Empfindungen und Gedanken, welche das Studium dieser „Bruderschaft der echten Farbe" in ihnen wach rief, vermochte weder Cholerafurcht noch Ermüdung in ihnen aufzukommen. Während sich Feuerbach beim Betrachten der Bilder für das Kopiren der Assunta vorbereitete, wirkte der Eindruck derselben in Scheffel mit bestimmender Allgewalt auf seinen poetischen Plan ein. Feuerbach's Bild „Pietro Aretino", das den seltsamen Tod dieses geistreichen Cynikers, der bei einem festlichen Gelage über ein leichtsinniges Abenteuer sich thatsächlich todtlachte, darstellte und in Karlsruhe die Idee in ihm angeregt hatte, denselben Gegenstand in einer poetischen Darstellung des venetianischen Kulturlebens im 16. Jahrhundert zu behandeln, verblaßte neben den Meisterwerken Titians, die ihm hier im Glanz ihrer Farbenglut entgegentraten, und auch die Studien über Aretino's Leben ließen dessen Freundschaft mit Titian als erfreulichstes Moment in demselben erscheinen. Die Kunst des großen Venetianers ergriff ihn mit revolutionirender Gewalt. Hier erst empfand er, wie weit seine eigenen Bemühungen in Rom und in der Campagna als Willers' Schüler entfernt gewesen waren von der echten

Malerkunst, welche „in Farben denkt". „In der Akademie der schönen Künste", so schrieb er jetzt an seine Mutter, „strahlt der Farbenglanz der alten venetianischen Meister in unvergänglicher Gluth und in so gleichmäßig weicher Harmonie, daß es einem schier bedünken möchte, als wären die Pinsel all Jener, die im 16. Jahrhundert zu Venedig das Reich der Farbe beherrschten, mit einem besonderen Zauber gefeit gewesen, von dem ernst einfachen Giovan Bellini bis zu dem gluthsprühenden Titian, dem graziös sichern Paris Bordone und dem anmuthig kecken, lebenstreuen Paul Veronese, eine Grundstimmung, die mir jetzt erst klar gemacht hat, daß das Malen kein Koloriren von Kartons ist, sondern ein eigenes, volles, in Farben und nur in Farben sich bewegendes Denken, dem Linie und Komposition und alles Andere nur als ganz untergeordnete Nebensachen dienstbar sind." (Abgedruckt auf Veranlassung der Mutter im Frankf. Museum. 1. Jahrg. Nr. 2.) Mit fieberhaftem Eifer ging er daran, die Vorstudien zu dem Roman zu beginnen, in welchem jetzt, statt des Aretiners, Titian und seine Schülerin Irene di Spilimbergo in den Vordergrund der Handlung treten sollten. Sein eigenes Verhältniß zur Malerei, die Bestrebungen und die Gestalt seiner Schwester vermittelten ihm den subjektiven Antheil am Stoff.

Der eben genannte Name Irene von Spielberg dürfte den meisten Lesern fremd im Ohre klingen. Denn wenn auch bei dem Tod seiner Trägerin sich die ersten Geister Italiens verbanden, ihren Ruhm zu verkünden, so hat sich doch die lichte Spur ihres Lebens in die Tafeln der Geschichte nur flüchtig eingezeichnet. Was die gewissenhafte Titian-Biographie von Crowe und Cavalcaselle (Titian: His Life and Times, 2 Vols. Lond. 1877) Authentisches über sie zusammengestellt hat (Bd. II. S. 300—3), ist wenig und enthält nichts Abenteuerliches. Dennoch machen es die spärlichen Notizen, die sich hauptsächlich auf Atanagi's Rime di diversi in morte della Signora Irene (Ven. 1561 f.) und Maniago's Geschichte der Kunst

in Friaul ꝛc., sowie auch anderer Zeitgenossen Angaben stützen, sehr begreiflich, daß schon bei Lebzeiten ihr kurzes Dasein Gegenstand poetischer Verklärung geworden. Nach diesen Notizen war Irene von Spielberg wohl die anmuthreichste unter jenen Frauengestalten der italienischen Hochrenaissance, welche mit den großen Männern der Zeit in Bildung und hohem Streben wetteiferten, Griechisch und Latein lernten, die Künste betrieben und im geistigen Verkehr mit bedeutenden Dichtern und Künstlern ihr Glück fanden. Wenn wir lesen, daß Irene von Spilimberg, als sie im Alter von zwanzig Jahren (1559) in Venedig starb, weit und breit wegen ihrer Kenntniß der Klassiker, ihres poetischen Talents und ihrer künstlerischen Fertigkeiten in Musik und Malerei berühmt war, daß sie eine Zeitlang die Muse Tasso's gewesen, daß der mit ihrer Familie innig befreundete Titian sie zur Malerin ausbildete und daß bei ihrem Tode, der eine ganze Reihe poetische Verherrlichungen veranlaßte, Dolce ein Sonnett verfaßte, in welchem er Titian ermunterte, seine Kräfte aufzuraffen und der Welt ein Bild der Verlorenen zu schenken, was er auch that; wenn wir weiter hören, daß dieses geniale Mädchen ebenso anmuthig wie schön gewesen, so fließt uns dies Alles zu einem Bilde zusammen, auf welches Goethe's Schilderung seiner Leonore von Este zutrifft und das als Gegenstück der düsterherben, aber auch in den Wissenschaften geübten Herzogin Hadwig auf Hohentwiel für Scheffel noch einen besonderen Reiz haben mußte.

Noch hatte sich Feuerbach nicht vor die Assunta gewagt, da meldete er schon von seinem Freund: „Scheffel ist fleißig auf der Bibliothek". Hier studirte er die Schriften Pietro's von Arezzo und der anderen Schriftsteller, wie Dolce, Pino und Biondo, deren Werke geeignet waren, ihm genaue Kenntniß vom Leben und Streben der Venetianer des 16. Jahrhunderts zu geben. Um die Wette mit Feuerbach lebte er nun ganz seiner Arbeit, leider auf Kosten der Gesundheit; den

langen, heißen Juli hindurch saß jener hinter seiner Staffelei, wie er hinter seinen Büchern und Excerpten . . . während in ihrer nächsten Umgebung „die Menschen wegstarben wie Fliegen“. Da, eines Abends, brach Feuerbach, wie er erzählt, „buchstäblich vor Elend und Müdigkeit vor der Staffelei zusammen“. Diese Krisis war eine Mahnung in letzter Stunde. „Scheffel war zum Schatten geworden und konnte nicht mehr arbeiten. Ich hielt etwas länger Stand, endlich ging es aber auch nicht mehr.“ So beschlossen sie, Anfang August die Stadt zu verlassen und die Gestade des Gardasees zur Erholung aufzusuchen. Zwar machte der Bankier Feuerbach's, der ihm die Anweisungen von Karlsruhe auszuzahlen hatte, Schwierigkeiten, den nöthigen Vorschuß zu leisten, weil von dieser Reise nichts in seiner Instruktion stünde, aber, — so berichtet der darob tief erbitterte Maler „allen Bankiers nebst Bedienten zum Hohne fuhren wir, Scheffel und ich, als hohläugige Gespenster über den funkelnden Gardasee nach Castell Toblino, welches seinen Namen von dem kleinen öden Gebirgssee hat, in dem es, romantisch genug, auferbaut ist“.

Noch einmal raffte sich jetzt die Widerstandskraft der starken Natur Scheffels auf. Noch einmal lebte er hier mit aufflackernder Jugendfrische seinem Ideale gemäß „poetisches Leben“, in naiver Lust am Sein, schön in schöner Umgebung. Noch einmal brach die frohe Lust am Abenteuer, der heitere Humor seines Wesens in ungetrübter Reinheit hervor — wie in den Tagen von Säckingen oder von Albano und Olevano: während der folgenden vier Wochen, die unser Dichter mit Feuerbach im Reviere dieser originellen Seeveste, im wild zerklüfteten Sarcathal nun zubrachte. Und doch zogen sich währenddem die Schatten der nahenden schweren Erkrankung über seinem Haupte zusammen. „Wir genasen“, schreibt von diesem Aufenthalt Feuerbach, „von allen körperlichen und seelischen Leiden in der glücklichen Einsamkeit von Toblino. Gesegnet sei dieser stille, reine, heilige, von keiner Kultur

berührte Gebirgswinkel mit seiner herben, großen Natur, seiner frischen, kräftigen Luft und seinen einfachen, guten Menschen. Wer weltmüde und wessen Herz von dem wüsten Treiben der Großstädte verwundet ist, der möge hier Heilung suchen und er wird sie finden." Von dem geheimen Krankheitsprozeß, der inzwischen Scheffel's Gesundheit untergrub, hatte auch er nichts wahrgenommen. Diesem aber brachte die Tobliner Idylle keine Heilung, sondern nur einen Aufschub. Und in Einem zeigte es sich auch hier schon, daß der Dichter nicht mehr im Vollbesitz seiner gesunden Kraft war: sein Versuch, auf Grund der in Venedig gemachten Studien hier den geplanten Roman zu gestalten, scheiterte. Er scheiterte an der krankhaft gesteigerten Eindrucksfähigkeit, an der Unruhe seiner Phantasie, an einem Zwiespalt, der sich in seinem geistigen Wesen geltend machte, die einmal in der Phantasie vorhandenen poetischen Pläne und Bilder durch die realen Eindrücke des Lebens, sowie die exakten Ergebnisse seiner Studien immer auf's neue beeinflussen, umstürzen zu lassen. Was Feuerbach damals von sich sagen konnte: „Die künstlerischen Ideen strömten in Harmonie", dies gerade fehlte dem Glück, dessen auch Scheffel hier theilhaftig ward. Doch war er sich dieses Mangels damals kaum als eines solchen bewußt. Er gab, als sich die Versuche, sein Aretino-Titian-Werk hier zu fördern, vergeblich erwiesen, dieselben fröhlich auf; überließ sich sorglos den neuen, schönen Eindrücken, die der Tag brachte, und folgte dem Drange, diese Realitäten in lose aneinander gereihten Reiseskizzen zu schildern, im freien Gestalten dessen, was Stimmung und Laune ihm eingab. Er schrieb diese neuen „Reisebilder" auch keineswegs im Hinblick auf ihren Abdruck in einem Journal, wie man aus ihrem späteren Erscheinen in einem solchen schließen konnte, sondern mit Hintansetzung auf jede Rücksicht dieser Art, nur zu seinem Privatvergnügen und als „auswärtiger Korrespondent des Engeren" zur Unterhaltung seiner Heidelberger Freunde. Als ihn

ein paar Wochen danach die Bitte seines Freundes Otto Müller, der inzwischen eine literarisch-belletristische Wochenschrift, das „Frankfurter Museum", gegründet hatte, in Meran erreichte, dieses neue, bei Auffarth in Frankfurt a. M. vom 1. Oktober 1855 an erscheinende Unternehmen mit Beiträgen zu unterstützen, antwortet er daher: „Vor etlichen Wochen habe ich an Knapp in Heidelberg eine Sammlung loser Blätter, ein für meine Privaterinnerung und zur Kurzweil genauer Freunde niedergeschriebenes, welschtirolisches Tagebuch abgesandt. Sie haben sich vielleicht bereits Einsicht davon verschafft — einerlei: aus jenem Stoff läßt sich Manches zuschneiden ... es müssen 1) alle Persönlichkeiten und 2) alle Rohheiten sorgsam eliminirt werden, dann bleibt ein guter materieller Kern von Land und Leuten, der auch andere interessiren wird! Dies kann aber nur von meiner eigenen Hand geschehen, umsomehr, da ich" ... „an Stelle des Wegzuschneidenden eine Reihe nicht ausgeführter, allgemein interessanter Bilder einzufügen im Stande bin ..." Die so entstandene Editio pour le dauphin des Tobliner Tagebuches ist dann im Jahrgang 1856 des von Otto Müller und Theodor Creizenach redigirten „Frankfurter Museum" (Nr. 11—13) unter dem Titel „Aus den Tridentinischen Alpen" erschienen und ist trotz der Kürzungen und Abschwächungen, die das entweder in Scheffels Nachlaß befindliche oder für immer vernichtete Original erleiden mußte, das entschieden Beste, Eigenthümlichste und Stimmungsvollste, was Scheffel auf diesem Gebiete geleistet hat. Am 29. August war er mit der Arbeit, wie sie für den „Engeren" geschrieben war, fertig. Eine der humoristischen Episteln an den E. A. giebt uns darüber Auskunft. Sie lautet:

„Castell Toblino, den 29. August 1855.

Section für auswärtige Angelegenheiten
des Engeren,
derzeit auf Castell Toblino im Tridentinischen.

Rechtspraktikanten und Referendare, deren jeweiligen Aufenthaltsnachweis und geeignete Beschäftigung betr.

E. A. Nr. 27. Auf Vorlage des nunmehr beendigten und abgeschlossenen Gedenkbuchs pro Juli und August d. J.

Beschluß.

1) Herrn Dr. Ludovicus Knapp in Heidelberg theilen Wir die Anlage brevi et amica manu unter dem dienstfreundschaftlichen Ersuchen mit, nach genommener Einsicht dieselbe in einer der nächsten Plenarsitzungen quoad passus concernentes zur Kenntniß und eventuellen Genehmigung des Hochwürdigen Engeren bringen, demnächst aber das Gedenkbuch in geeigneten, dem Verkehr ästhetisch Feinerfühlender thunlichst wenig exponirten Verschluß nehmen u. dem diesseitigen Respizienten, vorbehaltlich erfolgender genauerer Angabe seines in nächster Zeit zu wählenden Stationsortes, s. Z. gefällige Nachricht vom Empfang ertheilen zu wollen.

2) Reproduc. nach 6 Wochen, p. p.

J. Scheffel.

rdt. Schachleiter.

Herrn Dr. Ludwig Knapp

in Heidelberg".

An anderer Stelle (Frankf. Zeitung, 1885, 22. und 23. August) habe ich eine literarisch-kritische Analyse dieser Tridentiner Reisebriefe zu geben versucht; hier muß ich mich beschränken, das biographische Element derselben hervorzuheben. Ich muß darauf verzichten, die im Ton „einer Novelle alten Stils" vorgetragene reizvolle Einleitung hier wiederzugeben, die uns mit malerisch-stimmungsvoller Anschaulichkeit schildert, wie die beiden Reisenden auf's Gerathewohl von Riva aus ihren Weg in's Sarcathal nahmen und beim Anblick des alten Kastells im See sofort beschlossen, hier und nirgends anders ihr Sommerquartier zu beziehen. Und versagen muß ich mir, von dem köstlichen Humor eine Stichprobe zu geben, welcher den Bericht von ihrer Aufnahme bei Somadossi, dem Alten, und der Vermittlerrolle, welche dabei der dunkeläugigen, sanften Maria zufiel, beseelt. Dagegen verdient hier vollen Umfangs

der nachfolgende Abschnitt wiedergegeben zu werden, der in der Darlegung gipfelt, wie es kam, daß diese schönen Tage für den Venetianer Roman nicht förderlich waren. „Und (um nun den Novellenstil abzubrechen und den viel verheißenden Eingang der Erzählung für immer ohne entsprechende Fortsetzung zu lassen) eine Reihe von Wochen sind wir beide Bewohner dieses stillen, seitab von allem Menschengewimmel gelegenen Seeasyls geblieben; es verdiente freilich eine nähere Schilderung, wie zwei löbliche Meister freier Künste, ein Maler und ein Poet, hier an welscher Grenzmark, unter Menschen fremder Zunge, ihr Sommeridyll nicht ersannen, sondern erlebten. Denn die allgütige Frau Poesia, die zur Zeit in der Welt draußen, wo die Kriegsvölker aufeinander schlagen und die Industrie der Maschinen mit goldenen Preisen gelohnt wird, böse Tage durchmachen muß, hat ihnen viel Schönes bescheert, zum Dank dafür, daß sie in fremdem Bergland getreulichen Sinnes ihren Spuren nachzogen . . . Wie viel wäre zu erzählen von diesem seltsamen Leben und Treiben: wie Meister Anselmus der Maler mit Staffelei und Farbenkasten und großen Leinwanden auszog, um der Natur ihre schönsten Geheimnisse zu entwenden, — wie er in der öden Felsenschlucht, die nach dem Thal Judicaria führt, sich einem Wasserfall gegenüber tief unten im ausgespülten Kessel des Sturzbachs sein Atelier improvisirte und, überschattet von Flieder und Feigenbusch, das stürzende Gewässer in Farben bannte; — wie er draußen im Sarcathal bei dem wilden Trümmersturz der Kalk- und Granitblöcke, die in zerstörender Diluvialzeit hier als steinige Saat auf die Schutthügel verstreut wurden, sein Zelt aufschlug und, umlagert und angestaunt vom ländlichen Publikum aus den Hütten, die zwischen die irrenden Blöcke eingeklebt sind, unter Gottes freiem Himmel ein mächtiges Landschaftsbild vollendete; — wie wir mit leichtem Nachen durch den schilfbewachsenen Abfluß fuhren, der den Toblinosee mit dem See von Cavadine verbindet,

um Bild und Malgeräthe zum Kastell zurückzurudern und von Gewitter und Hagelschlag auf offenem See überfallen wurden, also daß die Frauen im Kastell zur Kirche rannten und die Glocken läuteten um Schutz und Fürbitte der Madonna für die Sturmbedrängten . . . Und komisch würde es klingen, wenn ich aus der Schule schwätzen und mein eigenes Schicksal erzählen wollte: wie ich mir an unzugänglichem Seeufer einen schattigen Winkel ausgesucht, um in vormittägig einsamer Meditation eine große Venetianer Geschichte zu ersinnen; wie ich redlich und ausdauernd hinüberruderte in diesen Poetenwinkel, mich von den prachtvollen Gestalten titianischer Zeit umschwärmen zu lassen, derweil ringsum keines Menschen Fußtritt das Ufer berührte und nur blaue Libellen sich auf den Binsen am Gestade wiegten, oder die Fische vergnüglich aus der Fluth aufschnalzten . . . Leider haben die schützenden Götter des Ortes nicht gewollt, daß jener Winkel auf felsigem Vorsprung des Toblinosees dereinst mit der Schule Homers auf Kios in Wettkampf treten sollte, die Wildentenfänger von Calavin stahlen den Strohstuhl, den ich dort aufgepflanzt, indem sie ihn zweifelsohne zweckdienlicher für ihren Entenstand hielten als für den fremden Mann, von dem Niemand sagen konnte, mit welcher Gattung Fischfang oder Vogelstellen er dort beschäftigt sei: und wie ich dem zum Trotz mich im grünen Gras festsetzte, kam ein großer Schmetterling geflogen, genannt Schwalbenschwanz, der setzte sich auf meines leichten Tintenfäßchens Rand, schlürfte von der blauen Tinte und warf zum Dank mit grobem Flügelschlag das schiefstehende Geschirrlein um. —Da entschwebten die titianischen Gestalten mit boshaftem Lachen, Sansovino verschwand, Peter der Aretiner verschwand und er selber, der Malerheldengreis, mit der liebreizendsten aller Schülerinnen, die je Pinsel und Palette gehandhabt, mit dem Traum meiner Venetianischen Nächte, der vielbesungenen geistreichen Irene von Spielberg. — Alles verschwand wie neckender Spuk der Nacht, der deutsche Poet warf seine tinte-

übergossenen Blätter als Sühnopfer der unbekannten grollenden Götter in die Fluthen und fuhr mit leerer Mappe, wehmüthig seines Freundes zu Frankfurt gedenkend, heim über die blauen Gewässer . . ."

Aber nicht genug damit, daß die unmittelbaren poetischen Erlebnisse des Dichters Phantasie dem einen Romanstoffe entfremdeten, was am Ende begreiflich genug und selber ein Erlebniß von echt poetischer Art ist: während er noch dabei war, diese realen Eindrücke in seiner Weise zu schildern, keimte in seinem Geiste der Plan eines neuen historischen Romans empor. In einer späteren Nummer des „Frankfurter Museums" findet sich die redaktionelle Bemerkung, daß Scheffel mit einem Roman beschäftigt sei, der den ritterlichen Frundsberg zum Helden haben solle. Zweifellos hatte er sich mancherlei Literatur zur Geschichte Venetiens mit in die Villegiatur genommen und beim Studium derselben war er auf diesen neuen Stoff gestoßen, der in der That für den Dichter des Ekkehard viel Verlockendes haben mußte: den deutschen Landsknecht-Häuptling Georg Frundsberg in Welschland. Mitten in der Schilderung eines Ausflugs nach Molveno über Aransch, welche das zweite Kapitel seines Toblinobuchs bildet, kommt dieser neue poetische Gedankenstrom zum Durchbruch. In diesem zweiten Reisebild zeichnet er zunächst sich und den Freund: Anselmus auf einem Maulthier reitend, Josephus auf einem Esel, ausgerüstet mit grauem Schlapphut und Plaid, an der Spitze der Führer „Stephanus der Sklav", zu Fuß, so gings in die bergische Wildniß hinein, dem Gletscher von Molveno entgegen. „Alles war still und schweigend und nur der Schrei eines aufgescheuchten Raubvogels klang dann und wann durch die Wildniß; ich aber gedachte, wie diese oder die benachbarten Bergwände dereinst von kriegerisch verwirrtem Hall und Schall, vom Kommandoruf vorwärts drängender Hauptleute und Wehgeschrei herabstürzender Thiere und Männer sammt

manchem guten deutschen Kernfluch erklungen haben mögen, denn ähnlich dem abenteuerlichen Alpenmarsch, auf dem Suwarow im Jahre 1789 seine Russen von den Abhängen des St. Gotthard über den Panixer und Prägelpaß führte, suchte sich in diesen tridentinischen Gebirgen im Spätherbst 1526 Herr Georg Frundsberg mit dem fröhlichen Schwarm deutscher Landsknechte seinen Paß nach Welschland, nachdem ihm die Feldherren der päpstlichen Liga die gewöhnlichen Heerstraßen „mit Geschütz und Kriegsvolk wohl verleget". Und weiter zitirt er aus Reisners „Herrn Georgen von Frundsberg ritterlichen Kriegsthaten" die Stelle: „Am 16. Tag Novembris hat Herr Georg lassen umschlagen, es soll sich Jeder mit Proviant versehen auf drei Tag. Er verließ die Anfer Clausen und stieg mit dem ganzen Kriegshaufen das hoch Gebierg an, auf der linken Seite Piamont genannt, nicht weit vom Gardasee und Hidrosee. Anthony Graf zu Lodron führet den Haufen einen engen schmalen Steg drei deutsche Meil hinauf über alle Felsen, daß alle Menschen einer nach dem andern wie die Gembsen haben müssen steigen und Niemands mögen reiten. Es sind auch Menschen und Roß verfallen; das Gebierg war so hoch, daß einem mußt grausen, wenn er in das Thal sahe. „Es mußt auch der von Frundsberg hinauf zu Fuß steigen, doch haben etwan die Knecht lange Spieß wie Glender neben ihn gehalten; er hat einen starken Knecht in das Koller gegriffen, der ihn gezogen, und einer hinten hat ihn geschoben, denn er war stark und schwer von Leib." Diese Mischung von rüstiger Heldenkraft und beschwerlicher Körperfülle, welch' auserlesen günstiger Vorwurf war dies für den Sänger der Rodenstein-lieder. Aber die nahende Krankheit ließ auch diesen Stoff nicht zur Ausführung gelangen.

Ihm selbst wurde bald unheimlich bei dieser ruhelosen Regsamkeit seiner Phantasie. Zunächst gelang es ihm noch, ihr mit seinem Humor zu begegnen. Das dritte Kapitel

„Madruzz“ ist hierfür der Beweis. Hier meistert seine heitere Selbstpersiflage dies schwankende Verhältniß, welches Scheffel's Geist bald dem Einfluß der historischen Studien bald dem des „erlebten Sommeridylls“ preisgab. Auch beim Besuch des alten Schlosses Madruzz sehen wir den Erzähler zunächst vom Geist der vergangenen Zeiten umwittert. In diesem Schlosse hatte einst der Kardinal Christof Madruzz die Gäste des Tridentiner Konzils fürstlich bewirthet. Während seine Fußtritte dröhnend durch die öden Hallen klingen, malt er sich im Geiste aus, „wie es hier einst gehallt und geklungen haben mag, wenn die gestrengen Legaten und Prälaten vom Tridentiner Konzil herüberritten, um bei ihrem Kollegen von den Mühen des Dogmenaufstellens und Anathemasprechens sich zu erholen, und wie manch ein Pokal vino santo unter gröblicher und feiner Kritik der Reformgelüste germanischer Nation die orthodoxen Kehlen hinabrieselte. . . . Und ich sah sie dasitzen in langen Reihen, hagere, scheiterhaufenfrohe, verkniffene Gestalten schauten zwischen wohlgenährten, fettleibigen hervor, glatte Kanonisten und Sekretäre, Kriegsmänner und Kammerherren im spanischen Mantel und alle die damaligen Meister und Schüler der parlamentarischen Intriguen, wie sie Fra Paolo Sarpi, der für sein unbeugsames Beharren bei der historischen Wahrheit mit Dolchstichen belohnte Geschichtsschreiber, so schneidig geschildert hat. . . .“. So wächst ihm überall Stoff zu historischen Romanen entgegen. Aber der ihm eingeborne Trieb, sein Dichten von den real sich bietenden Eindrücken bestimmen zu lassen, behauptet sein Recht. Sich selbst, als Sohn einer modernen Zeit kontrastirt er mit den Bildern vergangenen Lebens. „Seltsamer Wechsel der Zeiten? Der letzte Madruzz ist längst zu seinen Vätern versammelt und in der Fensterbrüstung lehnt ein einsamer Mann mit einer Brille um die Augen und einem dubiösen Zug um die Lippen, und der Mann gedenkt mit Wehmuth, wie er dereinst drüben in seiner

geistesrebellischen Heimath auf demselben Büchergestell, das die Beschlüsse des tridentinischen Konzils trug, den Hegel, und den Strauß und den Ludwig Feuerbach stehen hatte, ohne daß die Erde sich jemals aufthat, ihn deswegen zu verschlingen, und wie sie wohl noch einträchtig dort beisammen stehen würden, wenn er nicht in einer kritischen Stunde das kanonische Recht ebensowohl als die deutsche Philosophie den Händen eines Trödlers überlassen hätte." Beide Strömungen seines Geistes aber fanden eine harmonische Vereinigung in dem Humor, mit dem dieses letzte der geschilderten Reiseerlebnisse in der Entdeckung und Besichtigung einer alten verschollenen Bibliothek, des bischöflichen Hausarchivs der Madruzzi, gipfeln ließ und dies Abenteuer zur Darstellung brachte. Noch zeigte sich der Dichter in Scheffel mächtiger als der Gelehrte. Eine Probe dieses Humors sei die Charakteristik der „Kommission", welche dem „signor forestiere mit der Brille" bei der Durchstöberung der Bücher- und Manuskriptenschätze das Geleit gab. Sie „bestand: 1) aus dem Schloßbauer von Madruzz, als derzeitigem Aufseher und einzigem Bewohner der mit dem Archiv zusammenhängenden Gebäude; 2) aus einem gnomenartigen, mit Säbelbeinen versehenen, vier Fuß rheinisch messenden, freundlich lachenden Individuum, welches die Schlüssel trug und von seinem Patron Albertini gemessenen Auftrag hatte, dem Akt anzuwohnen, die Schlüssel niemals außer Händen zu geben und dem Fremden scharf auf die Finger zu sehen; 3) aus Stefano Basotti, meinem getreuen Geleitsmann. . . . Von dieser Kommission waren die Mitglieder 1 und 3 des Lesens und Schreibens nicht erfahren und auch in früheren Zeiten niemals erfahren gewesen." Als das riesige Schloßwerk der Thür zum Gelaß, das die „libri antichi" enthält, den Oeffnungsversuchen der vereinigten Kommission widersteht, holen die Mitglieder 1 und 3 eine große Hühnerleiter herbei, die sich glücklicher Weise als tauglich erweist, und vom Schloß-

hofe aus sie anlegend, steigen alle „in gemessener Ordnung und dem der Feierlichkeit des Aktes entsprechenden erwartungsvollen Schweigen“ zu einer von keinem Fenster verschlossenen Wandöffnung hinein. Die Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum hält uns ab, ihnen in die „spinneweb- und staubüberzogene“ Kammer zu folgen und an der lustigen Sitzung Theil zu nehmen, zu welcher nach beendigter Musterung der Bände und Aktenfascikel Scheffel die Herren von der Kommission um den, von Stephanus dem Sklaven herbeigeholten steinernen Weinkrug versammelte, um ihnen kund und zu wissen zu thun, was er entdeckt habe. Citirt aber soll noch werden die hübsche Wendung des Dichters am Schluß gegen die allzueifrigen Aktenpublizirer, welche als Parallelstelle zu den bekannten Worten in der Einleitung zum „Ekkehard“ besonderes Interesse erweckt. Er erzählt, wie er *geschwankt* habe: „Sollst du dich nicht etliche Wochen ganz still hierher setzen und in Gegenwart dieser Ehrenmänner, oder auch ohne sie, excerpiren, bis die Finger ermüden, um sodann vor die „keines Ueberfalls gewärtige“ Welt zu treten und die Madruzzen urkundlich belegt und mit diplomatischer Genauigkeit vorzuführen?“ . . . „Aber ich gedachte der vielen Folianten im ersten Schrank und der Befriedigung, mit der ich sie wieder an ihren Platz gestellt, und gedachte an das, was im Gebiet des Geistes *bleibend*, und das, was *vorübergehend* und Schwindel ist, und gedachte, wie bereits mehr gedruckte alte Urkunden in der deutschen Welt sind, als Augen um sie zu lesen, und ich rief: Unentdecktes Archiv von Madruzz, ich will an Dir kein Columbus werden! und winkte dem Gnomen, daß er den Schrank schließe.“

Unter diesem letzten der Scheffel’schen Reisebriefe, die im Frühling 1856 im „Frankfurter Museum“ erschienen, steht die redaktionelle Bemerkung: „Werden fortgesetzt“. Aber das Versprechen konnte nicht gehalten werden. Die Fortsetzung

blieb aus, blieb unvollendet wie der geplante venetianische Roman, welcher Irene von Spielberg zur Heldin, wie der deutsche Landsknechtsroman, der Georg v. Frundsberg zum Helden haben sollte. Das Wanderbuch „Aus den Tridentinischen Alpen“ ist Fragment geblieben. Wie dies gekommen? Daß die Dichterkraft in Scheffel damals keineswegs erloschen, sondern vielmehr äußerst rege war, davon sind diese Tagebuchblätter der deutlichste Beweis. Nein, es war die zu große Reizbarkeit dieser so eigenthümlich entwickelten Dichterkraft, eine Reizbarkeit, welche wir heute als Folge der Ueberanstrengung beim „Ekkehard“ und als Vorläufer einer schweren Gehirnentzündung aufzufassen haben, wenn wir erfahren, daß Scheffel sowohl wie seine Mutter die jetzt hereinbrechende Krisis in dieser Weise stets sich erklärt haben. Nach Ablauf der vier Wochen des Tobliner Idylls trennte sich Scheffel von Feuerbach. Dieser ging nach Rom. Er wandte sich nach Meran. Auch von hier aus wollte er, wie aus einem Brief an Otto Müller hervorgeht, „heitere Briefe“ für das „Museum“ senden. Er hatte dort „einen stillen Winkel gefunden, wo ehedem ein Maler und Poet, Friedrich Lentner, gehaust hatte, das Schloß Lebenberg, wo ein guter Wein und gute Gedanken wachsen“. Auf diesem alten Rittersitz, dessen Geschichte dem genannten Lentner Gegenstand von poetischer wie bildlicher Darstellung geworden, spann er sich etwa vierzehn Tage ein, seinen eigenen Gedanken nachhängend, die sich nicht nur mit poetischen Plänen, sondern auch mit der Weltlage und dem alten Kummer über die elende Situation seines geliebten großen deutschen Vaterlandes innerhalb derselben beschäftigten und immer mehr einen trüben Charakter annahmen. Das verhängnißvolle Ideal einer weltabgeschiedenen Selbstgenüge in schöner Naturumgebung mußte neue Nahrung erhalten durch das Beispiel des genannten Münchener Malers und Dichters, der drei Jahre vorher in dem alten Gemäuer verstorben

war, das ihm, wie seine „Chronica von dem Geschlosse und der Vesten Lebenberg" gar anmuthig und heiter berichtet, ein poesieumwoben Tuskulum lange Jahre hindurch geboten hatte: fern von den Händeln und Kämpfen der Welt, freilich ohne ihn ganz vor Verfolgung und Aechtung seines literarischen Schaffens schützen zu können. (Vergl. Ludw. Steub's Einleitung zu Lentner's Plattebner und die von Zingerle und Defregger herausgegebene „Chronik".) Seinen ursprünglichen Plan, von hier aus weiter nach Neapel und Sizilien zu reisen, schob er in dieser Verfassung auf, bis eine schwere Erkrankung ihn zwang, denselben ganz aufzugeben.

In dem kompilatorischen Versuch, mit welchem Herr A. Ruhemann der biographischen Forschung vorausgeeilt ist, ohne einen nur annähernd ausreichenden Einblick in den Lebensgang des Dichters zu haben, findet sich als Ersatz über die ihm fehlende Auskunft, was die plötzliche Rückkehr Scheffel's aus Welschtirol nach Karlsruhe bewirkte, die Frage aufgeworfen: „Was war es denn, was ihn damals aus Italien plötzlich heimtrieb, ihm die Sonne seines Lebens trübte?" Worauf er die Antwort giebt: „Vielleicht die Vorahnung einer nahen, schweren Krankheit, wahrscheinlich aber nichts". Weil er selbst nichts darüber weiß, stellt er sich der ganzen tragischen Lebensentwickelung Scheffel's gegenüber auf den ebenso bequemen wie lieblosen Standpunkt: „Es ist anzunehmen, daß die Schuld mehr an ihm selbst, als an den auf ihn eindringenden Schicksalsschlägen gelegen hat". Dies „es ist anzunehmen" im Zusammenhang mit so schwer wiegendem Urtheil ist im Munde eines Biographen geradezu eine Frivolität: in solchen entscheidenden Fragen hat ein Biograph gar nichts „anzunehmen", sondern er hat zu beweisen, und mangeln ihm die Beweise, bleiben ihm die Verhältnisse und Schicksalsschläge verhüllt, so hat er ehrlich einzugestehen, hier hört meine Wissenschaft auf, dies entzieht sich meiner Beurtheilung. Beschönigen soll der Biograph die Fehler und Irrthümer seines Helden

gewiß nicht, aber auf Grund von unbegründet vagen Vermuthungen und wegen eigenen Mangels an den unentbehrlichen Kenntnissen ihm die Schuld seines Mißgeschicks zuweisen — dies fordert die schärfste Abwehr im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit heraus! Die Wahrheit aber ist, daß Scheffel mitten in der Alpeneinsamkeit, in die er sich von Meran aus gewandt hatte, von einem schweren Krankheitsanfall heimgesucht wurde, der ihn zu schleuniger Heimkehr zur Pflege im Vaterhaus zwang. Nach den Briefen der Mutter an ihren intimsten Freund war diese Krankheit eine Gehirnentzündung; nach dem Zeugniß des Geh. Raths Dr. Feyerlin in Rippoldsau, der im folgenden Sommer den nunmehr an tiefer Schwermuth leidenden Dichter behandelte, war es ein unter'm Einfluß des ungesunden Klimas langsam entstandenes Fieber, das in Folge der Disposition des Kranken von starken Gehirnaffektionen begleitet war. Nach Scheffel's eigenem Urtheil glich der erste Ausbruch der Krankheit jener starken Blutkongestion vom Frühjahr 53 nach dem Kopf, die ihn direkt nach seiner Rückkehr aus Italien, wo er mit kolossalem Aufwand geistiger Kraft in relativ so kurzer Zeit die Trompeterdichtung in Capri niedergeschrieben, auf's Lager geworfen hatte; auch diesmal führte sie zu einer langanhaltenden Augenentzündung.

Wie der Ausbruch der Krankheit ihn geradezu zur Heimkehr zwang und in einer hülflosen Situation ereilte, was gar leicht die schlimmsten Folgen hätte haben können, deutet er an, wenn er unter'm 17. November deſſ. Jhrs. aus Karlsruhe an Otto Müller berichtet, daß er sich bei der Besteigung des Hohen Ifinger im Etschland eine von früher her schon bekannte Blutkongestion nach dem Kopf zugezogen, die sich auf die Augen geworfen habe. „Und außerdem spukt's und flimmert's im ganzen Körper herum." An's Arbeiten dürfe er gar nicht denken, so gern er zur Ausführung seines Frundsberg-Romans schreiten möchte. „In Kurzem sollen Sie

mehr hören; Ihre Aufforderung ist mir erwünscht, denn Sie veranlassen mich nach vierteljähriger Eintrocknung meines Tintenfasses wieder zum Schreiben — ich war zuletzt in Tirol ein scheuer, einsamer, menschenflüchtiger Gebirgskletterer geworden, der geologischen Problemen nachschlich und die Taschen mit Steinen beladen aus den Schluchten und Klüften der Alpen heimkehrte. Freilich immer lieber mit Steinen verkehrt als mit versteinerten Menschen, wie es hierorts so viele giebt." Anfang Dezember glaubte er wohl gesund genug zu sein, um wieder an's Arbeiten gehen zu können. Die Krankheit hatte ihn sehr ernst gestimmt, und gegenüber den Vorhaltungen des Vaters, daß ihn beim Verbleiben im Staatsdienst dieser Zustand nie ereilt haben würde, und der Zumuthung, wieder in denselben zurückzukehren, keimte in ihm jetzt der Vorsatz, sich nunmehr nach einem festen Engagement mehr literarisch oder gelehrten Charakters energisch umzuthun. So schrieb er am 25. November an O. Müller: „Sagen Sie Meidinger, daß ich gern mit ihm einen Vertrag abschließen möchte, um zum Arbeiten gezwungen zu sein". Zunächst nahm er jetzt die Bearbeitung des Toblinobuchs für das Frankfurter Museum in Angriff. Er reiste zu diesem Zweck nach Heidelberg, um sich sein Manuskript von Knapp persönlich zurückzuholen, wohl auch, um sich im Verkehr mit den Freunden von der Wirkung der Arbeit zu überzeugen und danach seine Wahl zu treffen. Doch hatte er seine Kräfte überschätzt. Er war kaum im Holländer Hof abgestiegen, als er von einem neuen schwereren Anfall heimgesucht wurde. Mit Bleistift schrieb er am 11. Dezember von dort an Müller, daß er krank bei dem Samariter Filliard liege: „im Kopf fluthet Alles". „Sie werden einsehen, daß ich an „Pietro Aretino" nicht denken kann." Auf's neue schwer erkrankt, wurde er den Eltern zurückgebracht. Es sah damals gar trüb in dem einst so festlich-heitern Hause in der Stephanienstraße aus. Der Vater, schon durch öfter wiedergekehrte Ohnmachts- und Schwindel-

anfälle in seiner Gesundheit geschwächt und krittlich gestimmt; die Mutter durch eine Kette von Heimsuchungen längst um ihre ursprüngliche Heiterkeit gebracht, aufgeregt und viel von Gesichtsschmerzen gepeinigt; Joseph's jüngerer Bruder, der arme Krüppel und Cretin, ein Quell beständiger Beunruhigung; Marie, die von Allen angebetete Schwester, durch wiederholte Enttäuschungen des Herzens zur Schwermuth geneigt: in diesem Familienkreis war wenig Aussicht auf Heilung eines Gemüthskranken. Das war ein trübseliger Sylvesterabend vom Jahre 1855, da die in ihrer Hoffnung bis dahin schwer zu erschütternde Mutter des Dichters an den Freund Arnswald schrieb: „O wüßten Sie — was wir alles durchgekämpft, Sie hätten Mitleid mit uns. Ich kann's nicht schreiben, wenigstens jetzt nicht. Es geht meist Marie an — viel schwere Kämpfe und als Endresultat — abermals keine Freude. Jetzt aber ist wieder Friede und Zufriedenheit — diese stille Seele will durchaus ihre eigenen Wege gehn — und wir lenken sie nicht ab. Oft hätte ich Ihren Rath — Ihre Meinung hören mögen — wir waren ganz rathlos. Aber nun ist alles wieder gut und die Kunst wieder der Zielpunkt ihres Strebens. Kaum daß hier die innere Beruhigung wieder hergestellt war, erkrankt uns Joseph — und während hier sein Ekkehard auf vielen Weihnachtstischen liegt — krankt der arme Autor an Kopfschmerz und Nervenreiz, der uns seit Wochen in qualvoller Spannung hält. Marie ist vollständig seine barmherzige Schwester. Nicht nur, daß sie den armen Kranken leiblich pflegt, muß sie auch alle geistigen Krankenphantasien des geliebten Bruders befriedigen — bald ist sie seine Vorleserin, bald muß sie dies oder jenes landschaftliche Erinnerungsbild aus Italien nach seiner Andeutung mit Kohlenstrichen ihm vergegenwärtigen, bald seine dichterischen Gedanken niederschreiben — da er selbst keine Feder und kein Buch anfassen soll. Mitten in meinen schweren Sorgen rührt und beglückt mich diese treue, zarte Geschwisterliebe meines Kindes . . ." Die Kopfaffektion

Scheffel's suchte sich allmälig auf dem Wege schwerer Abscesse den Weg zur erlösenden Krisis. Ein Brief, den der Leidende am 27. Dezember an Ludwig Häusser schrieb, macht uns mit seiner damaligen Stimmung vertraut. „Verehrter Freund. Erlauben Sie, daß ich Ihnen noch besonders danke für die Freundlichkeit und die guten Wünsche, die Sie als Weihnachtsangebinde sammt der prächtigen Zeichnung zu mir herüber sandten. Ich bin diesmal zwar bös zugerichtet und heimgesucht, aber das Aergste scheint überwunden und die Natur wird ihre Wege finden. — An einem Absceß an der Nordseite des Körpers sehe ich übrigens, wie abscheulich die Reaktion in der Wahl ihrer Mittel zu Werke geht. Wenn's was hilft, soll mir's Recht sein. Alles geistige Arbeiten werd' ich wohl auf lange Zeit einstellen müssen — es wird mir schwer fallen, das seitherige otium cum dignitate in eines sine dignitate zu vertauschen; aber Dios lo vult! . . ."

Am 1. Februar 1856 ist er endlich wieder soweit, um die „Destillation" seines Toblinobuchs durchzuführen und schreibt bei Uebersendung des ersten Kapitels an Otto Müller, „daß er nun bald zwei Monate nicht an der Luft gewesen sei und eine ganze Reihe entzündlicher Krankheiten überwunden habe, die im Bunde mit trüber Melancholie ihn heimgesucht". „Das große Arbeiten hat bei mir auf eine lange Zeit ein End. Das Gott erbarm." Erst am Aschermittwoch dieses so leidensreich angebrochenen Jahres konnte die Mutter an den Vertrauten ihrer Sorgen berichten: „Joseph ist heute zum ersten Mal ausgegangen — das ist eine Freude, die ich mit großem innigen Dank gegen den Himmel erkenne — aber wir sind noch nicht über alle Klippen hinweg. Ob die Besserung hält, wenn er wieder geistig arbeitet — das ist eine noch unentschiedene Frage. Hoffen wir — und vertrauen wir der Vorsehung . . . Scheffel" (d. i. der Vater) „und Marie waren in Soiree — während ich diesen Abend

mit Joseph ganz allein bey der Abendsuppe saß — das sind so seine traulichen Plauderstunden — aber mir wird immer weh um's Herz, wenn er mich in die Tiefe seiner innersten Gedanken blicken läßt — er ist so jung und sollte freudig — und sollte glücklich sein — und ist es nicht — weil er so vieles erkennt und sieht, was viele Tausende nicht ahnen. Er meint, man sollte eifriger an den Schäden der Menschheit arbeiten. Den bösen Zeiten, die da hereinzubrechen drohen, ehrlicher entgegenarbeiten — daß dies überall nicht geschieht — das ist der Kummer seines guten Herzens." Daß die Klage des Kranken über die „versteinerten Menschen" und die sich jetzt in seinen Briefen vielfach wiederholenden Beschwerden über die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Vaterstadt nicht bloß auf seinen hypochondrischen Launen beruhten, wenn sie auch andererseits dazu beitrugen, seine krankhafte Menschenscheu und -Verachtung zu steigern, beweist folgende Stelle desselben Briefes der Mutter: „Morgen Abend kommt die Excellenz B. mit einigen Damen zu uns — da werden viel geistreiche Dinge besprochen — ob jene Dame 7 oder 5 Volants auf dem Kleide trug und jene 3 oder 4 -- ob die Spitzen echt — oder ob's Imitation war — ob das Souper warm oder kalt — oder sitzend oder stehend. 'S ist eine fürchterliche Leere, die um sie her gähnt oder vielmehr aus ihr hervorgeht — merkwürdig aber ist, daß sie noch immer Tonangeberin bleibt — wie der Ton aber ist — den ihre Stimmgabel anschlägt, das können Sie denken! Ach — überhaupt — ich könnte oft blutige Thränen weinen — wenn ich denke, auf welche Weise viele Lebensstunden verbracht werden — und wie es steht mit der hiesigen — sogenannten Gesellschaft."

Die Genesung vollzog sich nur langsam. „Sensibel, krittlich, schwermüthig" nennt sich der Rekonvaleszent. Am 2. März noch entströmt seinem Herzen, als er sich hinsetzt, um dem Freunde Schwanitz von seinem Zustand Bericht zu

geben, die Klage: „Mein ganzes Nervenleben ist durch die übertriebene Arbeit am Ekkehard zerrüttet und ich bedarf wohl noch Jahr und Tag, um mich zu erholen, wenn nicht ein zweiter Anfall mein armes Hirn für immer in Ruhestand versetzt. Jetzt führe ich ein rein vegetirendes Leben und muß jeden Tag 3—4 Stunden spazieren gehen, sonst ist Kopf und Körper krank. Wie das enden soll — bei meinen rein geistigen Arbeiten? Ich muß eben auf alle Schreiberei verzichten und habe auch zur Zeit einen solchen Ekel davor, daß mir der Verzicht nicht schwer wird." Am 6. März darf er zwar immer noch nicht arbeiten, dagegen ist er ein eifriger Spaziergänger in den schönen Umgebungen der Stadt, zu denen der besorgte Vater ihn anfangs nöthigen muß. Nachdem ihn Otto Müller, den er zu sich eingeladen hatte, Ende des Monats leidlich wohl gefunden, hat ihn nach dessen Weggang (13. April) die Melancholie wieder gepackt, „daß er wie König Saul in brütendem Grimme auf seiner Stube saß und mit dem Kopfweh kämpfte". Das Herumlaufen ist seine einzige Medizin. Doch als er wieder so weit hergestellt ist, kommt die Sehnsucht nach Luftveränderung zum Durchbruch. „So lang nicht alles was an Bücher, Tinte, Schreibzeug erinnert, auf ein paar Meilen weit hinter mir liegt, wird's nicht ruhig im Gemüth." Die Nachricht, die er gerade damals aus Heidelberg empfing, daß Knapp's Gattin in's Irrenhaus hatte gebracht werden müssen, hatte ihn auf's neue erregt. Zunächst nahm er seinen Aufenthalt in Lichtenthal bei Baden-Baden, wo er sich sichtlich schnell erholte.

Seine Schwester Marie, als sein guter Engel, begleitete ihn dorthin. Hier fand er endlich die Ruhe zu einem geordneten Rückblick auf die Wechselfälle seines Geistes- und Gemüthslebens, als deren Produkt er die schwere Heimsuchung ansah. Von Lichtenthal aus (5. Mai 1856) schrieb er an die Gattin jenes väterlichen Freundes in Holstein, dessen unser drittes Kapitel Erwähnung gethan, einen langen Brief, der den

Charakter einer Beichte trägt. Leider fühlte sich Julius Wolff, der denselben in der „National-Zeitung" veröffentlichte, nicht berechtigt, den Namen der Adressatin mir zu nennen. Eine kleine Stelle des Briefes hat bereits in jenem Kapitel passenden Platz gefunden, wird hier aber im Zusammenhang wiederholt. „Ich habe einen recht schlimmen Winter zu erleben gehabt, und bin wieder leidend gewesen, so daß ich mich in die Bergluft zurückgezogen habe, um allmälig wieder frisch und stark zu werden. Im Jahr 1850 und 1851 war ich im Schwarzwald, in Säkkingen, als angehender praktischer Jurist, dann ein halb Jahr beim Hofgericht in Bruchsal; aber wie mir die Frage nach und nach näher rückte, angestellt und für Zeitlebens der Maschine meines kleinen Heimathstaates einverleibt zu werden, da fand ich, daß ich recht unglücklich werden würde, wenn mich das Loos träfe, das so Viele für ein irdisches Glück halten. Es waren auch noch die Nachwehen des Jahres 1848; ich konnte es nicht über's Herz bringen, bei gänzlich verändertem Stand der Dinge und Politik in einer öffentlichen Stellung an der Zerstörung von alle dem mitzuhelfen, was ich früher, gleichviel ob mit oder ohne Grund, für vernünftig und recht gehalten. So kam's, daß ich Rechtsumkehrt machte — und ohne recht klar zu sein über das, was nun weiter kommen sollte, schnurstreichs nach Italien ging. Dort waren mir — 1852 und 1853 glückselige, bittersüße Tage beschieden, — ein neues Leben gieng mir auf — die Kunst alter und neuer Zeit, die Farbenpracht wundervoll harmonischer Natur, neue Sprache, neue Menschen — o Gott — es war schön und nicht eine Stunde von Bitterkeit getrübt. Was hätte ich Ihnen Alles zu erzählen von Rom und der Campagna, von abenteuerlichem Leben im albaner und sabiner Gebirge, von Neapel und dem orangendurchdufteten, sang- und klangreichen Sorrent, von meiner Meereseinsamkeit auf Capri . . . es wird mir heimwehschwer ums Herz, da ich die Namen schreibe, an denen

so viel von meiner besten Jugendzeit geknüpft ist. Und Eines, was ich der ganzen Welt verschwiegen, dürfte ich Ihnen anvertrauen, da Sie mich verstehen und nicht auslachen würden — daß ich nämlich in jenen italischen Jahren meine Kräfte ernstlich erprobt habe, ob sie noch ausreichen würden, Landschaftsmaler zu werden; daß ich eine schwere Mappe voll Studien heimgebracht, die wohl verschlossen und Niemand gezeigt in meiner Stube verborgen liegt, und daß ich einen schweren, fast zu schweren Kampf gekämpft habe, als ich sah, daß ich nicht mehr jung genug war, um all das Schwierige der Technik und der ersten verfehlten Versuche mit dem Erfolg zu überwinden, den ich nöthig gehabt hätte, um mich bei beschränkten Mitteln und bei meiner eigenen Ungeduld aufrecht zu erhalten. So nahm ich von Italien Abschied, mit Wonne und Weh zugleich im Herzen, aber ungebeugt, denn wer seine Kräfte an hohem Ziele gemessen, der hat immer innerlich Etwas erreicht, auch wenn er nicht ans vorgesetzte Ziel kam. Und die Natur hat mir nun, nach diesem verfehlten Versuch, ein anderes Gebiet erschlossen, das mir zwar kein voller Ersatz für das Verlorene, aber immer ein Ersatz ist, — eine stets auf's Schöne gerichtete Anschauung der Welt und einen rechten ächten Schmerz, das waren die Früchte, die ich mit heimbrachte, und die haben mich, ohne daß ich selber darauf gefaßt war, zum Poeten gemacht. In Deutschland habe ich seither wenig Erquickliches erlebt. Bei dem Drang eigenen Schaffens mußte ich just nach dem Gegentheil von dem streben, was die Leute für praktisch halten, nach Freiheit und Einsamkeit, statt nach einer Stellung in der Welt. Und ich habe manche schwere Stunde erlebt im Konflikt mit meinem Vater, der mich immer versorgt wissen wollte, ohne Freunde, die mich verstanden, lange Monate von schweren Augenleiden heimgesucht — jetzt da ich eine größere Arbeit vor die Welt stellen konnte, sind die Leute, die sich jedem fait accompli fügen, auch zufrieden und lassen mich in Ruhe. — Aber meine gute Jugend

ist in diesen Jahren der Prüfung stark auf die Neige gegangen; ich habe meinen Nerven zuviel zugemuthet und muß jetzt dafür büßen." . . .

„1855 ging ich wieder nach Italien . . . aber es war wie das Wiedersehen einer für immer verlorenen Geliebten, ich bin nur um so trauriger geworden, zumal da mich die heftige Cholera von Venedig und einer dort begonnenen großen neuen Arbeit verscheucht hat; kaum heimgekehrt, im vorigen November, wurde ich schwer krank und habe jetzt noch immer mit den Nachwehen zu kämpfen. Aber mein Herz hofft noch auf Sonnenschein, ich meine, es muß jetzt, wo ich die Schwelle des Mannesalters überschreite, wo die Illusionen verschwunden sind und der Ernst des Lebens beginnt, auch wieder eine Zeit klarer und ruhig arbeitender Thätigkeit für mich kommen, und so Gott will, wird der Körper auch wieder rüstig und frisch. Wie es dann weiter mit mir wird, mag das Schicksal bestimmen, das mich bis jetzt geleitet hat . . . ich habe einige Aussicht, in München eine Stellung zu bekommen; auch ein Aug' auf einen Katheder in Heidelberg geworfen. . . Gott wird Alles zum Guten fügen. ‚Schweig, leid und lach — Geduld überwindet alle Sach', hab ich in einem alten Tiroler Stammbuch gelesen."

Wenn etwas geeignet gewesen wäre, belebend und klärend auf Scheffel's Seele zu wirken, so war's der Erfolg seines Ekkehard. Auch in dieser Beziehung ist hier einem weitverbreiteten Irrthum entgegen zu treten; schreibt doch z. B. Ruhemann in seinem Scheffelbuch: „es war schlimm für den Anfänger, daß die Kritik mitleidlos über das Werk herfiel." Thatsächlich hatte sich das Buch von vornherein eines bedeutenden Erfolgs sowohl in der Presse wie beim Publikum zu erfreuen und wenn der Roman — wie es in Deutschland Brauch — in einer Auflage von 1000 statt von 10,000 Exemplaren erschienen wäre, so würden schon nach Jahresfrist mehrere Auflagen zu verzeichnen gewesen sein. Wenn es

auch nicht an polemischen Stimmen fehlte, eine Reihe deutscher Zeitungen brachte sehr lobende Kritiken. In einem Brief der Mutter an Otto Müller spricht diese ihre Freude über diesen Erfolg aus, weil sie dadurch „den wunderlichen Autor von der trüben, fixen Idee geheilt zu sehen hoffe, als lasse sich nicht mehr schreiben und dichterisch schaffen in unseren Tagen und in unserem lieben Deutschland". Und in ihrem schon einmal citirten Aschermittwochsbrief an Arnswald lautet mit Beziehung auf eine Einladung des Freundes, der genesende Sohn solle doch zu ihm auf die Wartburg kommen, am Schluß eine Stelle: „Ich hoffe, Sie sehen den wiederhergestellten Dichter im Frühjahr. Er ist auch dringend nach München geladen. Ich hoffe er entscheidet sich für die Wartburg — denn wie er leibt und lebt paßt er zu Ihnen, Sie würden sehen. Sein Ekkehard, den Sie so freundlich, so gut aufgenommen, ist auch hier Hausfreund in allen Familien geworden. Kein Tag vergeht, da der kranke Verfasser nicht Beweise von Theilnahme empfängt. Dennoch faßt er kein Herz für Karlsruhe und ist hier immer nur gern zu Hause, aber nicht in der Stadt, auch haben wir ihn noch durchaus nicht zur Umkehr in den juristischen Staatsdienst bewegen können." Und schon am 6. September des vergangenen Jahres hatte der Vater an denselben Freund der Familie geschrieben: „Sein Ekkehard scheint in der literarischen Welt Beifall zu finden, und zwar mehr, als mir eigentlich lieb ist; ich fürchte nämlich, Joseph werde dadurch ganz für die Schriftstellerei gewonnen, die ihm eben doch, bei allem Erfolg, keine so sichere Aussicht für seine künftige Existenz giebt, als ihm der juristische Staatsdienst mit der Zeit gewähren würde."

Die günstigste und tiefstgehende Kritik brachte damals wohl das Frankfurter Museum. Der als bester Uebersetzer von Cervantes' Don Quixote bekannte, im Beifall stets sehr zurückhaltende Ludwig Braunfels schrieb damals: „Scheffel gehört zu den Poeten, die Poesie haben, und zu den Männern, die

den Ruhm als Darlehen verschmähen.“ Er erzählt weiter, wie er den Band mit Mißtrauen zur Hand genommen: „Aber kaum war das erste Kapitel beendet, so schien bereits so viel gewiß, daß das Buch nicht so ohne weiteres weggelegt werden dürfe. Noch ein paar Kapitel: und ich gestand ihm schon das Recht zu, die aufmerksamste Durchlesung bis zu Ende zu verlangen. Und wieder zwanzig Seiten, so schrieb sich die Gewißheit in den Geist ein, daß der Ekkehard das Werk eines ächten Dichters, daß es ein schönes, ein fesselndes, ein reichgestaltiges, ein lebendiges und lebenerzeugendes Werk, daß es schier ein Meisterwerk sei. Ich kam mir vor, wie jener Spanier, der das Goldland entdeckte; und hatte ich es seit langen Tagen kaum verwinden können, irgend welchen deutschen Roman einmal durchzumustern, so habe ich jetzt dafür Buße gethan, da ich in meinen sparsamen Freistunden Scheffel's Ekkehard schon zweimal Zeile für Zeile durchgelesen; aber wahrlich, ich muß demnächst zum dritten Mal das Nämliche thun!“ — Und zum Schluße sagte er: „Geschichte und Sage und Dichtung sind selten schöner in einander verwoben worden. Seit vielen Jahren ist in deutscher Zunge schwerlich ein Roman geschrieben worden, der diesem Ekkehard an Werth gleich kommt; ich wage nochmals die Behauptung: der Ekkehard ist für ein Meisterwerk zu erachten. Und findet sich Einer, der mir das nicht zugiebt, so wird er wenigstens das bestätigen müssen, daß das Werk in jedem Zuge die Spur der schaffenden Meisterhand offenbart und daß der Ekkehard für das Publikum eine herrliche Verheißung, für den Dichter eine große Verpflichtung ist.“ Als dieser Aufsatz erschien (7. Juni 1856) befand sich Scheffel bereits auf der Jagd nach neuen Stoffen. Daß sein Talent ihn zu neuer Leistung verpflichte, empfand ja Niemand so lebhaft wie er selbst, aber noch schwerer empfand er den Fluch, der auf jedem aufstrebenden Dichtertalent in Deutschland lastet, daß selbst ein ausgesprochener Erfolg den Poeten keine Unterkunft, keine Stellung sichert, die ihm Muße des

Schaffens, ja nur die Anerkennung seines hohen, geistigen Wirkens als eines vom Staat zu schützenden Berufs gewährt. Noch immer ist ja der Dichter, und gerade der rein und edel den höchsten Idealen nachstrebende Dichter ein Fremdling, ein Geächteter im Organismus des Staats und der Gesellschaft, wenn ihm nicht besondere Glücksumstände und andere, praktischere Gaben zu Hülfe kommen. Auch der als Meister gepriesene Dichter des Ekkehard hätte ja — wenn seine Eltern nicht wohlhabend gewesen wären, hungern und darben müssen; noch sah er sich gezwungen dem eigenen Vater durch die That zu beweisen, daß das Schriftstellerthum ein selbstständiger Beruf sei. Der Frühlingsaufenthalt in Lichtenthal hatte ihn wenigstens mit neuer Zuversicht und Schaffenslust erfüllt, um den Kampf um's Poetendasein wieder aufzunehmen. Leider täuschte er sich und die Reise, die er Ende Mai nach Südfrankreich unternahm, erschien ihm später als ein Akt der „Desperation". An näherer Auskunft darüber, was ihn veranlaßte, jetzt die Provence zum Reiseziel zu wählen, fehlt es leider unserer Darstellung. Vielleicht bestimmte eine ältere Verabredung mit den beiden Freunden, die seine Reisebegleiter waren, das Ziel. Assessor von Eisenhart aus München und sein engerer Landsmann Dr. Hierl (jetzt Bez.-Gerichtsrath in Karlsruhe) waren die Genossen der Fahrt. Nahe liegt aber auch die Vermuthung, daß er das Bedürfniß empfand, die alten Pläne, die ihn in Venedig und Welschtirol beschäftigt, durch neue, mächtige Eindrücke zu verdrängen und daß er eine alte, neu erwachte Sehnsucht seines Herzens befriedigte, wenn er zu diesem Zweck die Landschaft aufsuchte, auf welche ihn seine Lieblingsstudien über den Ursprung der altdeutschen Poesie so oft verwiesen hatten. Daß er auf dieser neuen Reise die im Toblinoschloß gehegten Pläne nicht verfolgte, geht deutlich aus den drei literarischen Reisebildern hervor, welche uns als Frucht dieser Fahrt in die schöne Heimath des Minnesangs vorliegen. Im zweiten Bande von Westermanns Monatsheften (Sommer 1857) sind dieselben erschienen. Sie

führen die Titel: „Ein Gang zur großen Carthause in der Dauphiné", (Nr. 7, Aprilheft), „Avignon" (Nr. 11, August), und „Ein Tag am Quell von Vaucluse" (Nr. 12, September). Sie haben alle drei keine Beziehung sowohl zu dem Thema Titian-Aretino, als auch zu dem Leben Georg Frundsbergs. Daß andererseits bloße Reiselust die Dichter gerade jetzt in das mittägige Frankreich getrieben, wird dadurch unwahrscheinlich, daß in jenen Tagen furchtbare Ueberschwemmungen die sonst so blühenden Gestade in einen miasmenbildenden Sumpf verwandelt hatten, sie also einem Rekonvaleszenten wahrlich keinen günstigen Aufenthalt boten. Dagegen sehen wir Scheffel im folgenden Winter mit einem neuen Romanstoff ernstlich beschäftigt, dessen Hauptschauplatz die Provence war. Felix Dahn hat in seinen Scheffel-Erinnerungen (Ruperto-Carola, Illustr. Fest-Chronik der V. Säcular-Feier der Univ. Heidelberg, Nr. 3) erzählt, daß Scheffel um diese Zeit an einen Roman gearbeitet habe, der die Kämpfe der Albigenser in Südfrankreich gegen die Inquisition des Papstthums im XIII. Jahrhundert zum Gegenstand hatte. „Scheffel las mir die Eingangskapitel theils vor, theils gab er mir die Reinschrift zu lesen; sie zählten zu dem Allerschönsten, Ergreifendsten, was Scheffel gedichtet hat! Gleich das erste Kapitel, welches den Gottesdienst der frommen, armen Berghirten schildert, wie sie, aus den faulen, heuchlerischen und verweltlichten Zuständen der Staatskirche hinweg nach reinerer Gottesverehrung sich sehnend, aus dem Thale steigen auf die höchsten Gipfel der Berge und hier ohne Kirche und Altar beim Aufgang der Sonne ihre weihevolle Andacht verrichten, wobei sie dann von den Spähern der Inquisition überrascht werden, war von hinreißender Schönheit." . . . Ob ihn in der Lichtenthaler Villegiatur etwa die Beschäftigung mit Lenau's Poesie, in der seine Melancholie viel Sympathisches gefunden haben würde, auf den Albigenserstoff gebracht, ob ihn die Nach-

wirkung seiner Studien über die mittelalterliche Kultur Italiens zu einem intimen Befassen mit Petrarca's Leben und Dichten veranlaßt hatte, oder ob Nachklänge seiner Quellenstudien für den Ekkehard, welche sich ja auch auf die Geschichte der kirchlichen Synoden erstreckten, hierbei im Spiele waren, müssen wir unentschieden lassen. Sicher ist jedenfalls, daß er in der ersten der drei schildernden Prosaarbeiten, in denen er die Eindrücke dieser Reise nach der Rückkehr verarbeitete, ein der Stimmungswelt des Ekkehard verwandtes Thema behandelt hat, daß sich in dem folgenden Charakterbild der alten Papstresidenz Avignon Lenau citirt findet und daß der dritte Aufsatz von einem eingehenden Studium nicht nur der Gedichte, sondern auch der gelehrten Arbeiten und des Lebens von Petrarca Zeugniß giebt. Alle drei Reisebilder zeigen Scheffel's reife Meisterschaft in der Kunst charakteristisch-anschaulicher Schilderung fremdartiger Landschaft und ihrer Bevölkerung. Er bewahrt hier ungeschwächt seine eigenthümliche Gabe, die gegenständliche Darstellung des von Wirklichkeit und Gegenwart Gebotenen stimmungsvoll zu verknüpfen mit gedankenreichen Rückblicken auf alte Zeit und vergangene Kultur, wie sie die älteren ähnlichen Arbeiten auszeichnete. Nur der gemüthlich-heitere Humor früherer Reisetage fehlt; das Lachen des Dichters, wenn es gelegentlich doch aufklingt, hat einen scharfen Klang; seine Satire und Ironie eine pessimistische Färbung. Ueberhaupt sind alle drei Arbeiten getreue Spiegelbilder der ihn beherrschenden Stimmung. Und wieder und wieder gelangt der Konflikt zum Ausdruck, den er in seiner Seele zwischen den ihn beherrschenden poetischen Neigungen und Idealen und andererseits seinem eigenen Geschick und Zustand empfindet, aber auch der sittliche Ernst, der edle Geist, dem dieser Konflikt entspringt und von welchem die Mutter dem Freund schrieb: „Er erkennt so vieles, was Tausende nicht ahnen, und meint, man sollte eifriger an den Schäden der Menschheit arbeiten."

Auch den äußeren Verlauf der Fahrt machen uns die Aufsätze deutlich. Ende Mai war der Dichter in Lyon, und die gewaltige Ueberschwemmung der Landschaft in Folge des Uebertretens der Flüsse Saone und Rhone „hatte manches Reisenden Plan durch die Macht der Umstände durchkreuzt", denn jede Verbindung mit dem Süden war abgeschnitten. „Um den trüben Bildern dieser Tage, wo der Mensch vergeblich wider die Macht der Elemente rang, zu entgehen", entschloß er sich mit den getreuen Reisegefährten zu einem Ausflug „in die von Touristen und Bergfahrern sehr wenig besuchten und gekannten Alpen der Dauphiné." Das Kloster „Grande Chartreuse", das mitten in malerischer Gebirgswildniß gelegen ist, war das Reiseziel. Die Mönche des Klosters halten neben den üblichen Mönchsgelübden noch das des ewigen Schweigens; Scheffel schildert uns seine Stiftung durch Bruno Hartenfaust, einem Kölner Kleriker, ebenso anschaulich wie ergreifend. „Es war ein echter Sohn seiner Zeit, dieser Bruno Hartenfaust aus Köln, dessen Name, wie einer seiner modernen Lebensbeschreiber sagt, eine sehr wenig romantische Physiognomie zu tragen scheint . . . ein germanisches Gemüth, das in die Tiefen der Wissenschaft eintaucht, um seinen Gott darin zu finden und festzuhalten, das dann in den Wirren und Kämpfen des Lebens von Enttäuschung zu Enttäuschung vorwärts gejagt wird und sich schließlich, abgehetzt und verbittert, ganz auf sich selbst und die stärkende Kraft einsamer Natur und einsamen Denkens zurückzieht, um aus ihr wenigstens ein Stück des verlorenen Friedens wiederzugewinnen." Die Reisenden wurden mit der dort herkömmlichen Gastlichkeit empfangen und mußten als Gäste des Klosters um Mitternacht auch theilnehmen an dem nächtlichen Gottesdienst der weißkuttigen Büßer. „Es war ein gräßlicher gespenstiger Eindruck, die ewige Lampe warf ihre Schatten an die weiße Wand der Emporkirche und zeichnete oft in fratzenhafter Vergrößerung die Silhouette

einer Mönchskapuze oder die Gestalt eines Fortwandelnden, der das Kreuz schlug. — Wir blieben über eine Stunde, dann suchten wir, fast geängstigt und gequält von dieser Mitternachtsfeier mit leisem Schritt unsere Zellen; lange schallte das monotone Psalmodiren der weißen Kutten durch die stillen Klostergänge und scheuchte den Schlaf. In wachenden Traumbildern zogen die Eindrücke der letzten Tage an mir vorüber; vorgestern noch im Getümmel von Lyon, oben in der Bergstadt Croix rousse, wo das Sausen und Hämmern der Webstühle aus allen Fenstern schallt, wo eine Bevölkerung von 40,000 Arbeitern ihre Lohn- und Frohndienste thut und mit freudlosem Antlitz die prächtigen Seidenstoffe für Frankreichs elegante Damen schafft . . . und heute — in einer einsamen Klosterzelle unter büßenden, schweigenden Anachoreten, die nichts mehr wissen von dem, was draußen die Gemüther bewegt, nichts von der Organisation der Arbeit und der sozialen Frage, von deren Lösung vielleicht in dieser Stunde der Weber von Lyon träumt, — nichts vom Kampf um Sebastopol, davon der heimgekehrte Zuave beim petit verre in einem Café jetzt vielleicht Wunderdinge erzählt, — nichts vom rauschenden Faltenwurf der Krinolineröcke und nichts von der neuen Gottheit des Tages, genannt Credit mobilier. . . . — Aber ob sie so unrecht haben, die Männer der grande Chartreuse, über deren Zellen geschrieben steht: in silentio et spe erit fortitudo vestra? . . . — Ich gedachte der Kulturmenschen draußen in ihrem vielgeschäftigen Nichtsthun, in ihrem Abzappeln und Ringen um den Schaum von Seifenblasen und gedachte der Anstalten des unfreiwilligen Schweigens, welche die Gesellschaft von heute baut und bauen muß, um fortbestehen zu können — jener hochumwallten, eisenvergitterten, unheimlichen Zwingburgen, die man Zellengefängnisse heißt — und ich wandte mein Haupt auf den harten Holzschragen des Lagers und murmelte, als wäre ich selber bald reif für den weißen

Karthäuserhabit, die Worte des Psalms: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagen Gemüth haben. . . .“ So spann sich seine Schwermuth in der düsteren Stimmungswelt der schweigenden Mönche ein, ohne zu ahnen, daß er wirklich einmal in späterer Zeit sich, wenn auch nun in spontaner Erregtheit, reif für den weißen Karthäuserhabit erachten werde. Wie sehr hatte sich sein Sinn geändert. Wie anders würde er in den Tagen, da er noch feuchtfröhlichen Gemüthes war, einen Besuch in diesem weltferngelegenen Asyl geschildert haben, dessen Bewohner über all ihrem Schweigen zu der Kunst gelangt sind, den besten Liqueur von der Welt zu brauen, dessen er jetzt nur in sehr trockener Weise Erwähnung that.

Ueber die alte Hauptstadt der Dauphiné, Grenoble, wo der Ritter ohne Furcht und Tadel, Bayard, ein „leider knickebeiniges“ Denkmal besitzt, gelangten die Reisenden endlich doch nach dem Süden, zunächst nach der alten Papststadt Avignon, in welcher sieben Päpste während siebenmal zehn Jahren den Krummstab führten. Auch die Eindrücke, die er hier empfing, waren nur allzusehr geeignet, der düster-ernsten Stimmung reiche Nahrung zu geben und der entsprechende Aufsatz zeigt, wie die poetische Geistesart des Reisenden sich derselben sofort bemächtigt. Nach einem Hinweis auf die Vitae paparum Avenionensium von Baluze faßt er die Eindrücke in folgender Gedanken- und Bilderkette zusammen. „Aber auch ohne vergilbte Folianten nachzuschlagen, war beim zweistündigen Gang durch die Papstburg eine Heerschaar von Gestalten vor mir aufgestiegen, die mich an jenem Abend nicht mehr verließen. Es liegt ein eigener, die Vergangenheit wiederbelebender Zauber über solchen handgreiflichen Verkörperungen alter Zeit. . . . Die Phantasie will Staffage zu dem Architekturbild sehn und ruft aus Winkeln und Gräbern die herbei, die einstmals dort gewandelt. Und bei dampfender Cigarre der Abendsiesta wollte das ganze vier-

zehnte Jahrhundert lebendig werden . . . was damals, während der babylonischen Gefangenschaft zu Avignon seine Rolle zu spielen hatte, kam heran: Tempelherrenschatten stiegen auf und betheuerten fruchtlos von dem vom Rauch meiner spanischen Cigarre umqualmten Scheiterhaufen herab, ihre Unschuld . . . subtile Scholastiker stritten darüber, wo die armen Seelen nach dem Tod des Leibes verweilten und welche Entwickelung die Menschheit genommen haben könnte, wenn nur Eva und nicht auch Adam vom Apfel gegessen . . . Dominikaner, das Sentenzenbuch des Petrus Lombardus unter dem Arm, wandelten in das Ketzerverhör, Bettelmönche strenger und milder Observanz wütheten gegen einander ob kurze und enge Röcke mit kleinen Kapuzen oder Kutten von weitem Zuschnitt zur Seligkeit dienlicher, ob Vorrathshäuser und Keller am Kloster erlaubt oder nicht . . . singende Geislerprozessionen, murmelnde Gollharde, die mit Kreuz und Fahnen einander befehdenden Bruderschaften der weißen und der schwarzen Büßer . . . üppige Courtisanen, die schöne leichtsinnige Königin Johanna von Neapel mit ihren Damen, provencalische Sänger und Ritter, verwegene, Gott und die Welt und Alles außer dem eigenen Schwert verachtende Condottieri, Cola Rienzi, der Volkstribun, mit der römischen Deputation, Cardinäle und Anticardinäle, Päpste, Antipäpste, Pseudopäpste . . . Alle wandelten und ritten sie durch Avignons Gassen und zwischen dem verweltlichtkirchlichen Volk dann und wann einer aus dem Gebirg drüben, ein Waldensischer Mann, der mit ingrimmigem Hohn des Dante neunzehnten Infernogesang:

> O Simon Magus, o ihr arme Blöde,
> Die, was der Tugend Ihr vermählen sollt,
> Die Dinge Gottes, räuberisch und schnöde
> Ihr Euch verbuhlt durch Silber und durch Gold!

in den Bart brummt, oder, wie Catharina von Siena, die mystische Dominikanernonne, laut die Warnstimme erhebt zur

Bußpredigt und zürnenden Mahnung zur Umkehr. . . ." „Wenn das Schicksal, fährt der Dichter fort, einmal auf Jahr und Tag einen geschichtlich gesattelten, arbeitsfreudigen modernen Mann an diese Rhoneufer verschlagen würde: in den Thürmen und Hallen und Inquisitionskammern der päpstlichen Zwingburg auf und niederschreitend möchte sich ein eigenthümlich scharfes und reiches Kulturbild jener auch in ihren Sünden und Thorheiten merkwürdigen Zeit ausdenken und ausführen lassen. Requiescant in pace! Auch diese Schatten haben einst gelebt und gewähnt, Richtiges und Großes zu denken und zu thun . . . — Es blamirt sich ein Jeder so gut er kann." Und noch deutlicher tritt die polemische Beziehung auf die Gegenwart hervor in einer Parenthese, welche er der Schilderung einer Belagerung des Papstschlosses anfügt. „Ich muß mir versagen, noch eine Reihe gleich anziehender Dinge nach den urkundlichen Denkmalen der Avignoner Zeit zu schildern. Zu viel Geschichte ermüdet . . . und im Grunde, wer die Geschichte der Zeit, in der er lebt, kennt und versteht, der versteht auch die aller Vergangenheit, wenngleich er sie nie gelesen hat. Heutzutage ist die Bewerbung um Petri Stuhl nicht mehr so hitzig, daß viel Gegenpäpste auftauchen werden; die Menschen diesseits der Alpen dienen häufiger dem Staat und den materiellen Mächten als der Kirche; die fratres liberi spiritus, die man damals verbrannte, wandern nach Amerika aus und Bombarden heißen itzo Kanonen; immerdar aber dasselbe Schattenspiel: die Einen Hammer, die Andern Ambos, und Schläge das die Gegensätze vermittelnde Verhältniß!"

Der fesselnde Aufsatz gipfelte in einer vernichtenden Kritik der mit Unrecht berühmten „Reisen in die mittägigen Provinzen von Frankreich" des Herrn von Thümmel. „Man muß schon Etliches von der glückseligen Natur eines Haarkräuslers oder Tanzmeisters" . . „in die Adern gemischt haben,

um diesen „Klassiker deutscher Nation“ zu verstehen“. „Es mag seiner Zeit sehr pikant gewesen sein, als vornehmer Hypochonder mit einem treuen Johann und einem wohlgenährten Mopse südwärts zu ziehen, um „durch Rütteln und Schütteln der Postchaise den freien Gebrauch der blasirten Seelenkräfte wieder zu erlangen“, es mag auch für den, der weder aus Natur noch aus eigenem waghalsigen Abenteuer in fremdem Land neue elektrische Regungen in den müden Geist zu leiten versteht, eine Angelegenheit äußerster Wichtigkeit gewesen sein, ein hochbusig provençalisches Naturkind als Berliner Anakreon über die mythologischen Verhältnisse Gott Amors zu belehren, oder die Freundin eines Avignonischen Domprobstes durch ein geweihtes Strumpfband zu erobern . . ., aber wer außer der süßen Person des mit verführerischen Brusttüchern und Schürzen so ernste Kämpfe kämpfenden Hypochonders noch Etwas von den mittägigen Provinzen oder den gesellschaftlichen Zuständen des Landes, das damals in stiller Schwüle gewaltigen Dingen entgegenging, kennen zu lernen wünscht, der belastet sich vergeblich mit diesen Bänden. — Und daß noch auf dem Markt des heutigen Tages, nachdem die großen Gewitter um den Parnaß die Luft gereinigt, nachdem selbst Vater Wieland, der ähnliche Dinge doch noch mit gesalzener Grazie auf hellenischer Flöte zu blasen verstand, bereits viel Staub ansetzt und böse Menschen die Entdeckung gemacht, daß jener tändelnd empfindsame Esprit unserer galanten Vorväter oftmals von Fadheit gar nicht weit verschieden: daß in diesem kritischen geschichtlichen Jahrhundert der verdauungsgestörte und aus medicinischen Gründen leichtsinnige Reisende durch Frankreich als Klassiker deutscher Nation der gläubigen Lesewelt gespendet wird, das ist ein heiteres Stück, worüber er vielleicht selber im Grabe ein Lächeln aufschlägt, und beweist eben, daß die deutsche Nation ein unabweisbar Bedürfniß hat, Alles, Alles, selbst ihre Klassiker oktroyirt zu erhalten.“ Welch ein Unter-

schied zwischen diesem Bild eines geistig unbedeutenden Hypochonders und dem bedeutenden Geist, der selbst noch, der Hypochondrie verfallen, solche Kritik übt!

Ein tiefer Mißmuth über die literarischen Zustände im Vaterland, welche selbst noch dem erprobten Dichtertalent die nöthige Selbständigkeit und entsprechenden Einkünfte zum freien freudigen Schaffen versagen, wenn es nicht das Glück hat, einer Moderichtung oder den Bedürfnissen des Tages zu entsprechen, giebt auch der Schilderung seines Besuchs des Quells von Vaucluse einen düsteren Grundton, welche im übrigen aber auch dem Sonnenschein glücklicher Stimmung Raum giebt. Hier in der Nähe des Quells, an welchem Petrarca so manches seiner sehnsuchtsvollen Sonnette an Laura gedichtet, in dessen romantisch-bergiger Umgebung er lange Jahre ein Landhaus bewohnte, treten ihm nur sympathische Eindrücke entgegen. „Ein Ort der Erinnerung und träumenden Selbstvergessens, ein echter Poetenwinkel, geeignet, auch viel Jahrhunderte nach Petrarca bei kühler Sommerfrische, genügender „Naturverpflegung" und einigen andern nothwendigen Voraussetzungen einen epigonischen Mann zu Sang und wohllautendem Auftönen der Seele zu begeistern." Er widmet denn auch dem Andenken des italienischen Lyrikers am Gestade des Quells der Sorgue ein wohlgebautes Sonnett und verdeutscht, angeregt durch die Lektüre des „Buchs der Reime", das schöne Sonnett Petrark's „per mezz' i boschi inospiti" in freier Weise zu einem klingenden Lied . . .

> „Keines Menschen Fuß hallt weit und breit,
> Der schweigende Hauch der Waldeinsamkeit
> Umweht mich mit schauernder Wonne.
> Ardennischer Wald, wie hätt' ich dich gern,
> Stünd' deinem Dunkel nicht allzufern —
> Meiner Liebe leuchtende Sonne"

so lautet der letzte Vers.

Er entdeckt beim Lesen der Gedichte Petrarca's am Orte ihrer Entstehung, daß auch dieser, heute vielfach als Reimschmied verschrieene Dichter sich von den Eindrücken der Umgebung unmittelbar beim Dichten beeinflussen ließ. „Noch lange blieb ich oben auf meinem Steinblock sitzen, in der Lesung der rime des Meister Francesco vertieft; das Rauschen des Quells und der fluthende Wohllaut seiner Sonnette war zwiefache Musik. Vieles bekommt an Ort und Stelle erst seine Gestalt und scharf und plastisch springt oftmals ein Stück Landschaft, eine Felswand, ein Gebüsch, der Quell selber, sozusagen der ganze Vaucluser Lokaleindruck aus den melodischen Sängen. Wie die Staatsweisen herausfanden, daß ganze Nationen eigentlich nur der menschlich formulirte Ausdruck ihrer Heimathserde sind, so ist's auch für Erkenntniß des Poeten unerläßlich, den Boden seiner Schöpfungen zu kennen." Noch in anderer Beziehung mußte ihm Petrark als Geistesverwandter erscheinen, dieser Dichter, der nicht nur das Buch der Reime, sondern auch das Buch „vom Leben in der Einsamkeit" geschrieben, der bei Lebzeiten wegen seiner geistigen Antheilnahme an der demokratischen Bewegung Cola Rienzi's um Stellung und Frieden kam, ohne andererseits doch die Vortheile eines Parteikämpfers zu beanspruchen; der in allen Fächern damaliger Wissenschaft bewandert, und doch von Antipathie gegen das Zopfgelehrtenthum erfüllt gewesen, der ein Kenner und Verehrer des Alterthums und als Dichter doch kein Nachahmer, sondern ein echtes Kind seiner Zeit war. Diese Betrachtungen reizen ihn auch zu einer energischen Polemik gegen die Polyhistoren und literarischen Encyklopädisten, welche von diesem Dichter, ihn mit ihren Maßstäben messend, ein elend Zerrbild entworfen, und die ganze Studie ist im Grunde eine Satire auf die scholastische Literaturforschungsweise, „welche den Poeten statt eines Pantheons ein Zuchthaus erbaut". Seinen Uebergang auf das Schicksal der Poeten seiner eigenen Zeit leitet er in künstlerisch-wirksamer Weise mit einer Schilderung des Kultus

ein, den eine Petrarca kaum verstehende Menge heutzutage in der Vaucluser Gegend mit dem jetzt genügend todten Dichter treibt. Er kontrastirt damit den naiven Glauben der Landbewohner, welche den so gefeierten Mann für nichts anderes zu halten vermögen, als den Erschließer des Quells, den Erbauer des Schlosses, den Herrn der Gegend in früherer Zeit. Sie wissen ja nichts von den wirklichen Werken des Dichters. Nur der Kutscher aus Avignon, Godefroy Lefort, der ihn herkutschirte, hat eine dunkle Ahnung davon und bringt dies in sehr liebenswürdiger Weise zum Ausdruck. Während Scheffel seinen Gedanken nachhing, hatte jener von einem Lorbeerstrauch einen ganzen Büschel gebrochen, den er nun seinem Passagier darreichte: „Monsieur, un souvenir de Pétrarque.“ „Er ergriff ohne Weiteres meinen Hut und steckte einen Zweig darauf; „grenouille de Dieu!“ fuhr er fort und zeigte auf mein unvorsichtiger Weise offen an der Mauer liegengebliebenes Taschenbuch, — „j'ai bien vu que vous êtes poète vous-même, ça me parait bien belle chose d'être poète!“ — Und auf die Gefahr hin, für immer der Eitelkeit und des Strebens nach nichtigem Ruhm bezichtigt zu werden, gestehe ich, daß ich mich nicht sträubte, da der Kutscher Godefroy Lefort in Anerkennung des Antheils, den ich für Petrarca hegte, das Lorberreis aus seinem Garten auf meinen Hut steckte . . . Am 8. April 1341, da die Glocken von Ara coeli Rom's süße Müßiggänger auf das Kapitol beriefen, da die Fahnen wallten, die Jubelhymnen ertönten und, von scharlachgekleideten Edelknaben, von Patriziern und Senatoren geleitet der Poet von Vaucluse aus Orso von Anguillara's Hand droben am heiligen Mittelpunkt der Stadt den Lorbeer empfing — mag es etwas feierlicher zugegangen sein; . . . heutzutage ist man wesentlich bescheidener geworden und darf sich höchlich freuen, wenn Einem überhaupt noch, und wäre es von Kutschers Hand, ein Lorbeer aufgesteckt und nicht vielmehr mit Faustschlägen der Hut „angetrieben“ und Tinte

in's Antlitz geschüttet wird. — Im Stillen aber dacht' ich, wackerer Rosselenker von Avignon, wenn du wüßtest, was für Freuden am Lebensweg eines Poetleins wachsen, wenn du wüßtest, was für böse, böse Männer in Leipzig und anderwärts hausen, die unsereins wie die Sardellen behandeln, die Köpfe abschneiden, das Herz ausweiden, ranzig Oel über uns gießen und Leiche an Leiche in die Todtenschreine ihrer Geschichtskompendien einmariniren, — wenn du wüßtest, wie wenig es sich, wofern du nicht wenigstens „bürgerlicher Realitätenbesitzer" bist, rentirt, wenn „ein waltender Gott den hohen Gesang dir verliehen hat", wie die Laura von heutzutage, und wenn du eine Million Sonette zu ihrem Preis sängest, dir doch einen Korb giebt, um dem Salomon Alpari oder einem anderen streitbaren Mann vom credit mobilier die Hand zu reichen . . . ich zweifle, wackerer Godfroy Lefort, ob du noch einmal sagen würdest: „ça me parait bien belle chose, d'être poète!"

War schon diese Reise in eine von verheerenden Ueberschwemmungen heimgesuchte Gegend gewiß nicht geeignet gewesen, Scheffel's verdüstertes Gemüth nachhaltig zu erhellen und zu erheitern, so wurde die unkluge Wahl solchen Reiseziels schließlich gar zur Quelle einer erneuten schweren Erkrankung. Die Reisenden berührten Tarascon, Arles, Marseille, Cette, Frejus, Nizza und die weitere Riviera. In Bordighera ergriff ihn ein heftiges Wechselfieber und wie wir aus dem Gedichte „Dem Tode nah" („Gaudeamus", „Aus dem Weiteren") schließen dürfen, nahm dasselbe, einen so schlimmen Charakter an, daß er auf dem ihm hier bereiteten Krankenlager zwischen Leben und Tod schwebte. Dies Gedicht, welches im Ton — gleich der ebenfalls in einem der gesunden Intervalle damals gedichteten „Heimkehr" („Der Pfarr von Aßmannshausen sprach") — in auffallender Weise wieder einmal an Heine'sche Ironie erinnert, hat biographische Bedeutung und ist in seiner Stimmung auf's Innigste mit derjenigen verwandt, welche den eben besprochenen Reisebrief beseelt.

— — — — — — — — —

„Der Herzschlag stockte, es stockte das Blut,
Die Glieder wollten ermatten,
Die Freunde trugen mit trübem Muth,
Hinab mich in kühlenden Schatten.
Da sprach ich ruhig: „ O laßt mich hier,
Will nichts von der Heimfahrt mehr wissen;
Sie fragten dort drüben noch nie nach mir,
Können auch meine Asche vermissen.
Hier umglänzt mich die alte blaugoldne Pracht,
Die der Jugend Leid mir versüßte,
Hier murmelt das Meer so träumerisch sacht,
Als ob Sorrento mich grüßte . . .“

So ruft er gefaßten Muths dem Tod zu. Den aber läßt er mit bitterem Hohn darauf antworten:

„Kein übler Geschmack: so am Palmenstrand
Ein Grab in italischer Erden!
Du mußt, o Freund, erst im deutschen Land
Lebendig zur Mumie werden!“

In Genua mußte dann, wie ich direkten Mittheilungen des Herrn von Eisenhart entnehme, wegen des Kranken die Reise auf acht Tage unterbrochen werden. Im Hotel Feder kam Scheffel endlich in die bis dahin fehlende ärztliche Behandlung. Von dort ging's über Bellinzona und den Gotthard heim. Scheffel machte noch eine kurze Station in Säckingen; aber die freundliche Aufnahme, die er hier fand, konnte die wieder zum Ausbruch gelangte Gemüthskrankheit nur flüchtig niederkämpfen. Und auch das unheimliche Wechselfieber wollte mit dem Klimawechsel nicht schwinden.

Das war ein gar trauriges Wiedersehen, als der zu völliger Genesung gen Süden Enteilte, kränker als je zuvor im Vaterhaus wieder anlangte. Der Rath der Aerzte gab jetzt dem geplagten Dichter ein besser und günstiger Reiseziel: das weltabgelegene waldumschattete liebliche Kniebisbad Rippoldsau im Schwarzwald. Mutter und Schwester be-

gleiteten ihn dorthin, wo er im Hause der Herrn Goeringer treffliche Pflege, in der Person des Medizinalraths Dr. Feyerlin einen verständnißvollen Arzt fand, dem für eine vernünftige Behandlung des Gemüthskranken in Folge seiner früheren Thätigkeit in der Heilanstalt Illenau reiche Erfahrung zur Seite stand. Nach dessen Aussage litt Scheffel damals, als er zuerst am Rippoldsquell Heilung und Ruhe suchte, an heftigem Wechselfieber mit starken Paroxismen und Delirien. Im höchsten Grade Hypochonder, war er auch an den Tagen, wo das Fieber pausirte, menschenscheu und litt unter quälenden Vorstellungen. Es ging ihm wie dem Bruder Rippold in der bald darauf entstandenen humorvollen Schwankdichtung „Die Geschichte von Rippoldsau“:

„Sein Blick war träg, sein Kopf war schwer,
Als wenn ein Bret dran genagelt wär',
Und in einsamen Stunden, statt sich zu erfreun,
Bildet er sich die thörichtsten Sachen ein.“

Bald aber bewährte sich auch an ihm, ganz wie an jenem, der Segen des Quells und des Athmens in der frischen Waldesluft und wenn wir auch nicht vermelden können, ob es zu einem Stelldichein mit einer „sanftäugigen Hirtin“ des Thals gekommen, so ist doch dieses gewiß, daß er seine Lebensfrische und seinen Humor bald in solchem Maße zurückgewann, um nach dem eigenen Schicksal die heitere Legende von des verstörten Bruders Rippold Heilung durch den Waldquell und die Macht der Liebe zu erfinden und mit vollem Einsatz seiner poetischen Kunst zu erzählen. Gegen Ende der Saison wurde von der Badeverwaltung und den anwesenden Kurgästen ein Konzert zu einem wohlthätigen Zweck veranstaltet, und der Anfangs so menschenscheue Dichter des „Ekkehard“, um einen Beitrag ersucht, fand sich bereit und trug zur freudigen Ueberraschung und zum fröhlichsten Ergötzen des erlesenen Publikums den frisch entstandenen Schwank bei dieser Gelegenheit vor. Als er

dann im September nach Karlsruhe zurückgekehrt war, pries er das Bad dankbaren Gemüths all seinen Freunden an. Mit besonders charakteristischer Wendung geschah dies in einem Brief an Otto Müller, dem er Rippoldsau als vortrefflich gegen Hypochondrie rühmte mit Anwendung eines Citats aus dem Guanolied: „Gesegnet ist dort die Verdauung" .. und Alles „Luft, Leute, Leben erheiternd." Während der Tage der Genesung arbeitete er an den Aufsätzen für Westermanns Monatshefte, die damals eben erst gegründete Zeitschrift, welche ihn dringend um Beiträge ersucht hatte. Und bald fühlte er sich wieder so wohl, um ruhigen Gemüths daran zu gehen, der Gestaltung seiner Zukunft eine feste Basis zu suchen. Sein Freund Eisenhart, der damals Kabinetssekretär des Königs Max II. war, hatte ihn, wie früher schon schriftlich auf der gemeinschaftlichen Reise durch's mittägige Frankreich dringend ermahnt, sich der in München froh sich regenden Dichterkolonie anzuschließen. Er entschloß sich, die ihm eröffneten Aussichten auf angenehmen Verkehr und gute Muße zum Schaffen zu erproben und bewerkstelligte die Uebersiedelung gegen Ende September. Von einer „Berufung" — etwa durch den poesiefreundlich gesinnten König war dabei keine Rede, Scheffel's Abneigung gegen jede Art von amtlicher Abhängigkeit schloß dies, wie der Genannte ausdrücklich versichert hat, völlig aus.

Ob in die Zeit vor der Uebersiedelung nach München noch ein kurzes Wiedersehn mit seinen engeren Freunden in Heidelberg fiel, ist nicht festzustellen gewesen. Das Lied „Heimkehr" mit dem berühmten Anfang: „Der Pfarrer von Aßmannshausen sprach, Die Welt steckt tief in Sünden, doch wo der Meister Josephus steckt, weiß Keiner mir zu künden", ließ eine Zusammenkunft mit Schmezer wahrscheinlich erscheinen; aber das Lied war, wie Herr von Eisenhart mir mitgetheilt, noch auf der Reise durch die Riviera entstanden; es ist ein Produkt freundschaftlichen

Gedenkens an den Freund aus der Ferne, das vielleicht durch den Empfang eines Briefes aus Heidelberg veranlaßt wurde. Es ist dies ein Beweis, daß die feuchtfröhliche Stimmung in den Liedern dieser Gattung keineswegs immer das unmittelbare Ergebniß froh mit den Genossen durchzechter Stunden war und andererseits, wie stark die Freundschaft für die Intimen in Heidelberg in Scheffel's Herzen wurzelte. Die Theilnahme dieser Getreuen für ihn erfüllte sein Herz, auch wenn in dasselbe Mißmuth und Mißtrauen ihre Schatten warfen, mit heiterer Zuversicht. Aus ihrer Seele heraus sang er sich zum Trost:

„Wir sind die Alten; noch klingen beim Wein
Die Lieder von damals zu Berge,
Vom „Spatzen" und vom „Stieglitz fein"
Und der „Sommer verkündenden Lerche".
Wir sind die Alten, wir haben Dich gern;
Laß das Herz nicht von Kummer umnachten:
Und hätt'st Du noch ärger geschwärmt in der Fern,
Ein Kalb auch würden wir schlachten."

Daß dies Lied im Jahre 1856 entstanden ist — nicht wie Ruhemann mit übler Folgerung angiebt, erst im nächsten — hat auch Herr Professor Schmezer in Mannheim nach den Papieren seines Vaters ausdrücklich bestätigt, und daß er die Freunde nicht von seinen Leiden, sondern mit humoristischer Uebertreibung von seinen Abenteuern unterhielt, entspricht durchaus dem unter ihnen herrschenden Verkehrston. Bei dieser Gelegenheit sei nunmehr einer Ansicht entgegengetreten, welche selbst solche zu verbreiten geholfen haben, die sich Scheffel's Freunde nennen: Scheffel's lange Gemüths- und Nervenkrankheit, die wiederholten Gehirnerkrankungen seien eine Folge des übertriebenen Kneipens im Kreise dieser Heidelberger Sodalen Scheffel's gewesen. Jene drei großen Attacken von Gehirnkongestionen, welche wir zu verzeichnen hatten und die unbedingt die Voraussetzung einer späteren,

noch schwereren Erkrankung bildeten, waren — wie sich zeigte — stets die Folge eines längeren mit geistigen Aufregungen verknüpften Aufenthalts im Süden, also keineswegs eine Folge von bacchantischen Ausschreitungen des „Engeren". Daß andererseits Scheffel wie als Student so als Mann mit ganzer Seele dabei war, wenn bei Sang und vollen Bechern dem Gott der Freude Libationen dargebracht wurden und er ein fester Uebersitzer war, wenn der Zauber humoristisch-belebter Unterhaltung ihn gefangen nahm, kann mir nur den Ausruf entlocken: Gesegnet sei jeder Tropfen, der dazu beitrug, ihn in die fidelen Stimmungen zu versetzen, welche die Voraussetzung seiner Gaudeamussänge sind, denn Tausenden haben diese Lieder ihre fröhlichsten Stunden verklärt! Er war eben einer der Berufenen, die von sich mit Bodenstedt rufen konnten: „Trinken wir — sind wir begeistert", wenn er auch nicht dann „wie mit Engelszungen", sondern in etwas kräftigerer Tonart redete. Nur dies müssen wir mit Klagen, aber allein als einen Zug tragischen Verhängnisses, bedauern, daß bei seiner Naturanlage er sich in den Zeiten der Rekonvaleszens leichter zu schädlichen Diätüberschreitungen hingerissen fühlen mußte, als Leute trockeneren Kalibers, wodurch er allerdings wohl seine Genesung wiederholt aufgehalten hat. Ihn, den Dichter des „Gaudeamus" aber vor den Richterstuhl des Philisteriums zu zitiren und etwa die Zahl nachweisbarer Räusche mit hochnothpeinlicher Genauigkeit nachzurechnen, die Stimmen Für und Wider zu sammeln in Betreff der Frage, ob er bisweilen die seinem gesegneten Mannesdurst gezogenen Grenzen überschritten, dies wär' ein elendes Unterfangen, selbst wenn, was nicht der Fall, diejenigen Recht hätten, welche bereits übereilig und mit pharisäischem Achselzucken das Schicksal des Gaudeamusdichters mit demjenigen Alfred de Musset's in Parallele zu stellen sich berufen fühlten . . . . „Ach, hättest Du nicht!" — Mir ist der Dichter der Rodenstein-

Lieder entschieden sympathischer, weil ich weiß, daß er die Poesie des Durstes in sich erlebt hatte, bevor er sie sang, daß er, wenn er die beseligenden Wirkungen des Weines verkündete und als Humorist zum Ausdruck brachte, auch wirklich dieselben empfunden hatte und nicht wie die Uz und Gleim und andere Anakreontiker der scholastischen Observanz — die ernüchternden des Wassers. Darum ist er eben der Lieblingsdichter der deutschen Studentenwelt geworden; seiner Zechlyrik wohnt der hinreißende Zauber erlebter Poesie inne. Damit es meiner eben geäußerten Ansicht über die Ursachen der körperlich-geistigen Leiden, die allmählich Scheffel's Produktionskraft schwächten, nicht an einem stichhaltigen Zeugniß fehle, habe ich den besten Gewährsmann in dieser Sache, den berühmten Arzt Professor Kußmaul in Straßburg befragt, der seit der frohen mit Scheffel verbrachten Studentenzeit wiederholt bis an dessen Ende Gelegenheit gehabt hat als Freund wie als Arzt Einblick in die intimeren Verhältnisse des Dichters zu gewinnen. Seine Antwort enthält die folgenden Sätze: „Ich ersehe mit großer Freude aus Ihrem werthen Briefe, daß Sie Scheffel's Entwickelungs- und Lebensgang richtig auffassen. Krankhafte Anlage, sehr eigenthümliche Familienverhältnisse und harte Schicksalsschläge haben auf den Pilgerpfad unsres Dichters mehr scharfe Dornen als Rosen gestreut und vor der Zeit den fröhlichen Quell poetischen Schaffens versiechen gemacht. Der einst so viel beneidete, mit den schönsten Gaben des Herzens und Geistes ausgestattete und inmitten äußerer Glücksgüter aufgewachsene Knabe, der in Heiterkeit strahlende liebenswürdige Student, vielleicht der liebenswürdigste, den die ehrwürdige Heidelberger Lehrmutter in den 500 Jahren ihres Bestehens ans Herz gedrückt hat, er ist mit allen Ruhmeskränzen, welche seine Schläfen schmückten, ein unglücklicher, tief beklagenswerther Mann geworden und elend gestorben. . . . Nun ist es dem Armen auch noch nach dem Tode beschieden, daß öffentliche Richter, die mit dem Urtheile

leicht fertig sind, all sein Mißgeschick als selbstverschuldet verkünden und auf Trunksucht zurückführen. Sie haben Recht, wenn Sie ein solches Verdikt als gewissenlos zurückweisen. Wahr ist ja, daß unser Freund nachdem sich seine Krankheit entwickelt hatte, mehr Wein und Bier zu sich nahm, als ihm gut war und darin in späteren Jahren Trost und Vergessenheit suchte. Die Keime des Unheils aber, das am Marke Scheffel's zehrte, waren schon bei der Geburt in ihn gelegt worden, Krankheit und Unglück suchten ihn schon im ersten Mannesalter heim und hatten nichts mit Bier und Wein zu thun." Was aber den „Engeren" betrifft und seinen etwa verhängnißvollen Einfluß auf Scheffel, so bin ich in der Lage einen Brief seiner Mutter an ihren intimsten Freund zu zitiren, der keineswegs darauf ausgeht, irgendwie beschönigend zu wirken. Gerade das Lied vom „Pfarrer von Aßmannshausen" gab zu demselben die Anregung. Scheffel hatte dasselbe mit noch drei anderen in einem Album erscheinen lassen. „'S ist sonderbar, schreibt sie aus Anlaß davon an den Freund, vor dem sie keine Schwäche ihres Sohns verheimlichte, — 's ist sonderbar, wie er oft geschäftig ist — der Welt eine schlimme Meinung von sich beizubringen. Wer die Entstehung dieses hafisischen Trinklieds nicht kennt, kann nicht anders als einen widerwärtigen Eindruck davon haben — und selbst dann noch. Der Pfarrer von Aßmannshausen ist in Wirklichkeit der evangelische Pfarrer von Ziegelhausen bei Heidelberg — ein äußerst geistreicher humoristischer und sehr gelehrter Mann — der allerdings für einen Prediger etwas zu sehr den Perser Hafis verehrt — aber neben dem sehr gute Eigenschaften aufstellen kann. Beide gehören einem geselligen Männerkreis an, der sich „der Engere Ausschuß" — oder der Kürze halber schlechtweg „der Engere" nennt, der sehr tüchtige und gelehrte Männer unter sich zählt — die sich aber schier kindisch darin gefallen, sich der Welt als gigantische Trinker darzuthun und in der That auch manchmal ein Glas über Gebühr trinken.

Mein Mann war stets sehr aufgebracht über diesen „Engeren". Vor Josephs Abreise von Heidelberg führte er aber einmal seinen Vater dort ein — und er kam ganz entzückt zurück — über die heiteren geistreichen Herren — und wie sie den Joseph dort lieben — besonders der Pfarrer — und Häusser, der Geschichtsschreiber." In all den intimen Briefen der Mutter über die schweren Krankheitsheimsuchungen des Sohns fand ich nicht eine Stelle, die etwa über ein unsolides Leben Klage führte, aber hundert Klagen über ein, so oft er daheim war, zu häusliches, über den Büchern verhocktes Dasein.

Auch jetzt als er in der, ja nicht nur ob ihrer Kunstpflege berühmten bayerischen Hauptstadt Quartier bezog, beherrschten Arbeitspläne seinen Geist. Seine Wohnung wählte er gegenüber der Bibliothek in der Ludwigstraße (Nr. 22); denn wenn hm auch der Arzt größeres poetisches Arbeiten verboten hatte, so glaubte er sich doch dem Vorhaben gewachsen, die weiteren Quellenstudien für die Romanprojekte die er in sich trug, hier in München ruhig zu Ende zu führen. Sehnsüchtig verlangte seine Seele, nach all den Irrfahrten seines bisherigen Lebens, nach häuslichem Glück und Behagen. „Der eigene Heerd ist doch das Beste auf der Welt — wann und wo werd' ich den meinigen finden", hatte er noch kurz vor der Abreise an Otto Müller geschrieben, der damals geheirathet hatte. Der Fülle von künstlerischer Anregung und idealgestimmter Geselligkeit, die ihm das damalige München, das München der Ritter vom Geist der Tafelrunde des Königs Max, das München Wilhelm von Kaulbach's und Schwind's entgegenbrachte, gab er sich nur in weiser Beschränkung hin. Und als er sah, wie viel angenehmer Verkehr in genialkünstlerisch belebten Kreisen ihm offen stand, wie herzlich man ihm entgegenkam, erstand in ihm sofort der Wunsch, seine künstlerisch so reich begabte Schwester, die treue Pflegerin in trüber Zeit, herbeizurufen, damit sie dies Glück, nach welchem die Künstlerin in Karlsruhe sich vergeblich sehnte, mit

ihm genieße; welcher Einladung sie auch nach einigem aus Rücksicht auf die Eltern, die ihr Kind nicht hergeben wollten, geübten Zögern folgte. Kurz, Alles ließ sich äußerst günstig an, um den melancholischen Dichter auf dem Wege einer geordneten, maßvoller Arbeit hingegebenen und durch anregenden und anmuthenden Verkehr erhellten Lebensführung einer völligen Wiedergenesung entgegenzuleiten.

Scheffel war in der Kunststadt München kein Fremder. Als Student hatte er hier die ersten Semester verbracht und nicht nur sich in Gemeinschaft mit Eggers von den großen Kunstschöpfungen eines Cornelius und Schnorr von Carolsfeld, Schwanthaler und Rottmann mächtig anregen lassen, sondern auch mancherlei werthvolle gesellschaftliche Beziehung angeknüpft. Im Hause des Philhellenen Thiersch hatte er damals schon verkehrt. Auf seinen Reisen hatte er München wiederholt berührt und neue Beziehungen gefunden und befestigt, welche ihm theils durch Vermittelung des Vaterhauses, theils durch seine persönlichen Verhältnisse sich darboten. Ein günstiges Geschick fügte es, daß diese schon bestehenden Beziehungen ihn auf's Beste sowohl in die damalige blühende Malerkolonie einführten als in den Kreis von Dichtern, welche wenige Jahre vorher durch den König Maximilian nach München berufen worden waren und in welchem Geibel, Heyse, Bodenstedt wohl die bedeutendsten waren. Wie er mit Heyse in Sorrent näher befreundet worden war, ist uns bekannt; mit Ludwig Steub und H. W. Riehl hatten ihn sein Interesse für deutsches Volksthum zusammengebracht, die Freundschaft, welche ihm die Maler Schwind, F. Diez, R. Vischer entgegenbrachten, wurzelte in deren Beziehungen zu Karlsruhe. Dann aber hatte sich Scheffel sowohl im Lager der Poeten wie namentlich auch der Maler durch seinen „Ekkehard“ in günstigster Weise empfohlen; mit Recht sagt Ludwig Fulda in seiner schönen Einleitung zu der Bruckmann'schen Ekkehard-Gallerie, daß kaum eine andere Dichtung modernen Ur-

sprungs so anregend auf die Phantasie der bildenden Künstler eingewirkt habe, wie dieser Roman. Und da seinem Wesen auch nicht ein Tropfen unedlen Streberthums beigemischt war, kam man ihm überall mit rückhaltloser Herzlichkeit entgegen. Er war an dem Stammtisch Schwind's im Englischen Café, wo dieser mit dem Altmünchner Originalgenie Spitzweg, dem Landschaftsmaler Schleich, dem kunstverständigen Baron Rumohr, den alten Bekannten Scheffels Hofmaler R. Vischer aus Carlsruhe und Cäsar Metz aus Frankfurt sich Nachmittags zusammenfand, ebenso willkommen, wie im Hause des phantasiereichen, humorvollen Malers, der nicht nur die ernsten Fresken aus dem Leben der heiligen Elisabeth, sondern auch die humoristischen Radirungen zur Verherrlichung der Tabakspfeife und des Bechers geschaffen. Hier, bei Schwind, trat er auch in nähere Beziehung zu anderen hervorragenden Zeichnern der „Fliegenden Blättern“, in denen jetzt nach sechsjähriger Pause wieder eine Reihe seiner humoristischen Lieder erschienen, so die „Altassyrische Ballade“ (Nr. 558), „Des Kometen Jammer (Nr. 581), „Das wilde Heer“ (Nr. 609). Damals entstand auch das wenig bekannte Spottlied vom heiligen Borromeo und der Bavaria. Er wurde ferner nicht nur im „Crocodil“ und am Geibel'schen Stammtisch in der Schimonschen Weinstube freudig begrüßt, wenn er ab und zu sich in die Reihen der Münchener „Idealisten“ mischte, sondern auch von den bedeutendsten der Münchener „Berufenen“, soweit sie verheirathet waren, in die Familie gezogen und bei der greisen Baronin von Mettingh eingeführt, die, eine geborene von Bethmann aus Frankfurt und von Jugend auf an den Verkehr mit bedeutenden Männern gewöhnt, dem damals so frisch in München zur Entfaltung gelangten Geistesleben einen „Salon“ eröffnet hatte. Ganz besonders wohl fühlte er sich im Kreise der Familie des famosen bayerischen Dialekt-Dichters Franz von Kobell, der zugleich mit dem jüngeren badensischen Dichter auf die Idee gekommen

war, die Errungenschaften seiner Fachwissenschaft, der Mineralogie und Geologie, zum Gegenstand humoristischer Gedichte zu machen. Doch trat er auch hier nur allmählich aus einer gewissen schweigsamen Befangenheit heraus und erst als Mitte Dezember die geliebte Schwester die Genossin seines Lebens geworden war, vermochte er es, sogar am Besuch von größeren Ballgesellschaften Gefallen zu finden.

Von der resignirt-ruhigen Stimmung, die ihn vor deren Ankunft damals beherrschte, der leidenschaftslos-kühlen Art, das Neue auf sich wirken zu lassen, der Scheu vor allzu ausschließlich ästhetischem Verkehr und der sebstständigen Richtung seines Geistes giebt uns ein Brief an den alten Schul- und Universitätsfreund Ludwig Eichrodt, vom 27. November, ein klares anschauliches Bild.

„Liebster Eichrodt! Da sich der Mensch in seines Lebens Lauf in allerhand Standquartieren herumtreiben muß, so schreib ich Dir diesesmal aus München, wo ich seit 6 Wochen meinen müden Leichnam deponirt habe. Bin neulich beim Meister Schwind gesessen in seiner holzvertäfelten Clause, wo er des Abends zeichnet, derweil gute Freunde um ihn herum plaudern, da hab ich einen Mann getroffen, Namens Ille, ein sehr ordentliches Haus, der die Illustration zum Biedermaier macht und ein lebendig Repertorium Deiner Dichtungen ist — da war viel von Dir die Rede und ich hab' beschloßen, Dir baldigst einen Gruß in Deine Verstockachung zu schicken, was hiermit geschieht. —

„Ich hoff daß es Dir gut — oder mindestens leidlich geht, da läßt sich schon auskommen; ich selber bin auch wieder besser dran, die schweren humores sind etwas leichter geworden, aber es sitzt immer noch was böses in mir, was mich wahrscheinlich nimmer mehr ganz läßt und mir, oder was noch schlimmer wäre, meinem gesunden Denken eines Tags den Garaus macht. Gott woll es lenken, wie es recht und billig ist.

„In München hab ich so viel Anregung von Kunst und Menschen, daß ich mir übrigens die böse „Sinnirung", die ich in Karlsruhe nie los werden konnte, abgewöhnt habe.

„Die offiziellen und nicht offiziellen Poeten wimmeln hier in großer Anzahl ... Vierundzwanzigpfünder und leichtes Geschütz ... und

die, die oben auf der Mauer sind, sehen schon die Leitern gelegt, auf denen das junge Volk nachklettern will.

„Und alle schaffen drauf los, als ob in unseren Tagen wirklich noch neue Ziele zu erreichen und neue Kometen zu entdecken wären. Geibel, eine liebenswürdige, treuherzige, etwas selbstbewußte, aber ächte Natur, hat ein Drama „Die Nibelungen" bald fertig und will der Welt zeigen, daß er nicht bloß ein Damenlyriker ist. Paul Heyse ist mit einer Braut von Cypern in's Feld gerückt.

„Der alte treffliche Gemsenjäger Franz Kobell, den ein selbsterbeutetes Bertolsgadener Gamsgewicht mehr freut als der schönste Lorbeer, hat ein ganz hochdeutsch ernstes Poem „Die Urzeit" vollendet, die geologischen Vorgeschichten unserer Frau Mutter Erde vom Naturforscher mit poetischem Aug betrachtet . . . das ist eigentlich etwas Modern-Schönes, was frühere Zeiten nicht kannten. Die Ichthyosaurier werden mehr und mehr zu ihrem Rechte kommen.

„Ein lockiger Jüngling Felix Dahn singt am alten lyrischen geblümten Paradieseston weiter . . . ein alter Schellingianer Melchior Maier" (Meyr) „kommt mit 25 jährigen „geordneten" Weltanschauungen . . . item, wenn's einmal geregnet hat, tropft der Thau auf allen Blättern.

„Ich komm mir manchmal wie ein schneeblindes Huhn vor . . . ich seh die Herrlichkeiten nimmer, die sich die Leute in der Poesie erträumen, denn mich hat das Leben in der Phantasie schier invalid gemacht und mir Abgründe gezeigt, die ich lieber nicht erschaut hätte, so lockend und regenbogenfarbig auch das Eis in den Spalten drunten schimmert.

„Hab deßwegen auch statt der höhern Aesthetik etliche barbarische Gewohnheiten angenommen, geh viel in's Schweigertheater, wo jetzund ächte süddeutsch volksthümliche Komik zu finden ist, und ein paar allerliebste Mädchengesichter — und dann trink ich des guten Bieres, was hier eine wahre Gottesgabe ist, und wünschte nur manchmal einen guten Gesellen zur Seite zu haben, mit dem sich ein gemäßigtes Ueberkneipen sachdienlich bewerkstelligen ließe.

„NB. Falls Du in Stockach etwas Näheres zu Händen bekommen hast von Organisation, Art und Brauch der dortigen Narrenzunft, ihrem Entstehen und ihren Sitzungen . . . insbesondere, ob nicht auch Kunz von der Rosen, des Kaisers Max getreuer Narr und

Rasirer ein Stockacher war, oder mit den dortigen Kollegen in Verbindung stand, so laß mich's doch gelegentlich wissen . . . ich leg mir gegenwärtig so allerhand Stoffe zusammen, falls ich je mit gesunder Haut wieder zu einer Arbeit komme.

„Im Frühjahr wär's nicht ganz unmöglich, daß ich meinen alten Bodensee heimsuche; ich möcht' wieder einmal aufathmen in Sang und Klang . . . aber 's wird schwer halten. Und wenn ich länger hier bleib, mußt Du einmal auf etliche Tage zu mir kommen. Addio! Halt Dich gut und frisch und unverzagt! Dein getreuer Jos. Scheffel."

Die Ankunft der Schwester, ihr feines Verständniß für alles was er hoffte und plante, wirkte dann auch fördernd auf seinen Produktionstrieb. Er miethete, um Vormittags ungestört arbeiten zu können, für sich noch ein kleines Zimmerchen in der „unteren Gartenstraße". Die übrige Zeit widmete er sich ihr. Nicht nur ihre aufmunternde Theilnahme, sie selbst, ihr Bild, wie es sich für sein Auge vom Kunst- und Gesellschaftsleben abhob, wirkte befruchtend auf die Gestaltungskraft seiner Phantasie. Felix Dahn, der nach seinen Mittheilungen („Ruperto-Carola") in dieser Zeit dem von ihm verehrten Dichter näher trat, als es das kühle Urtheil, welches der vorstehende Brief enthält, vermuthen läßt, hebt in den schon angeführten Angaben über den jetzt von Scheffel geförderten Albigenser-Roman hervor, daß die weibliche Hauptgestalt in demselben Marie zum Urbild gehabt. Aus Scheffel's eigenem Munde (Brief an Schwanitz, Januar 1857) ist uns andererseits überliefert, daß er um diese Zeit auch seinen Roman „Irene von Spielberg" wieder aufgenommen habe, wie er sagt, um ein dem König Max von Bayern „in einem leichtsinnigen Augenblick" gegebenes Versprechen zu erfüllen. In des Königs Sphäre war er namentlich auf Geibel's Betreiben gekommen. Das damals in München mit großem Aufwand von künstlerischem Geschmack vorbereitete Künstlerfest im Zeitcharakter des Rubens, der Umgang mit seinen Freunden unter den Malern, der damals in München erwachende

Kultus der Farbe, mögen auch das Weitere dazu beigetragen haben, ihn dem im Castel Toblino aufgegebenen Stoff wieder zuzuführen. Vor allem aber war es die Nähe Mariens, und das Wesen Mariens, das ihm das verloren geglaubte Idealbild seiner „Irene" wiederum in der Seele erstehen ließ. Wenn wir uns die im Eingang dieses Kapitels gegebenen thatsächlichen Nachrichten über die poesieverklärte Schülerin Titians vergegenwärtigen, so ergiebt sich in der That eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Bild von Marie Scheffel in München, wie sie damals an der Seite ihres Bruders in dem Kreise berühmter Dichter und Maler erschien, in vielen Künsten bewandert, dabei von holder weiblicher Schlichtheit des Wesens. „Alt und Jung war von ihrer Erscheinung entzückt", schreibt Bodenstedt in seinen Scheffel-Erinnerungen (Tägliche Rundschau; 22. April 1886). „Es ging wie ein Zauber von ihr aus, dem sich die Damen ebensowenig entziehen konnten, wie die Herren, und der auch merkwürdiger Weise Neid und Eifersucht, die gewöhnlichen menschlichen Regungen bevorzugten Persönlichkeiten gegenüber, gar nicht aufkommen ließ. Einer flüsterte dem Andern zu: „Welch ein entzückendes Geschöpf." — „Schlank und hoch wie eine Schwarzwaldtanne", schreibt a. a. O. Felix Dahn begeistert, „schön mit ihren prachtvollen goldbraunen Flechten, und von herzgewinnender, unwiderstehlicher Anmuth des Leibes und mehr noch — der Seele. Tief, innig, echt poetisch, ohne jedes sentimentale „Gethu" — wie wir an der Isar sagen —, voll des köstlichsten schalkhaften Humors, von unvergleichlicher Innigkeit, Sinnigkeit und angeborener Lieblichkeit jeder Bewegung, der Stimme, des Aufschlagens der langen Wimpern, des seelenvollen, hellbraunen Auges. Ich sehe noch — nach einem Menschenalter! — ihr reizendes Lächeln, wenn sie die alemannischen Gedichte Hebels oder — und das stand ihr am holdesten! — die kleinen Scherzgedichte ihrer Mutter in jener Mundart vortrug." Scheffel war mit dieser



Marie Scheffel.



Schwester, wie mir der Maler Prof. Eduard Ille, den das mitgetheilte Schreiben an Eichrodt rühmend erwähnte, mit schöner Bezeichnung schreibt, „durch jenes seltene, wunderholde Band innigster Geschwisterliebe verbunden, die vollkommen eine geistige, seelische Ehe genannt werden darf; wie denn auch die Schwester mehrere würdige Heiraths-Anträge entschieden abgewiesen, mit dem unter Freunden oft wiederholten Ausspruch: ‚Von all den Herrn, die mich gern möchten, ist mir eben doch keiner so lieb, wie mein Joseph.‘“ Im täglichen vertraulichen Verkehr mit dieser Schwester trat Joseph das neue Jahr unter den glücklichsten Auspizien an; der Trübsinn wich von ihm wie grauer Nebel vor der Sonne; das Vertrauen auf seine Kraft und eine glückliche Zukunft kehrte wieder ein und weitete seine Brust, zumal eine günstige Fügung ihm gerade jetzt auch eine geordnete literarische Thätigkeit neben der freien schaffenden des Dichters eröffnete: an dem vom König Max angeregten und der Oberleitung des Professors W. H. Riehl anvertrauten großen literarischen Unternehmen „Bavaria“ sollte er redaktionell und schriftstellerisch theilnehmen. Wie Riehl mir schreibt, wurde Scheffeln diese Theilnahme an der Herausgabe des Prachtwerks „Bavaria“ aus freien Stücken von ihm selbst angetragen. „Zu meiner großen Freude ging er darauf ein; wir entwarfen Pläne bis die Katastrophe mit seiner Schwester eintrat.“ Ach, nur zu bald drängte sich diese zwischen die schönen Zukunftsprojekte und die Gegenwart. Ein Hauptvorwand der Einladung war der Vorschlag Scheffel's gewesen, mit der Schwester zusammen an dem großen Künstlerball, der am 14. Februar stattfinden und die Vermählung Peter Paul Rubens mit Helene Forman darstellen sollte, theilzunehmen. Die Kostüme waren schon beschafft und fertig, als vlämischer Bauer und Bäuerin wollte das Geschwisterpaar auftreten, da — Anfang Februar — ergriff die damals in München zum Ausbruch gelangte verheerende Typhusepidemie die holde Schwester. Die Eltern wurden

von dem entsetzten Bruder herbeigerufen und am 18. Februar schrieb mit zitternder Hand die Mutter an den treuen Freund auf der Wartburg: „Edler Freund! Fassen Sie Muth ein schreckenvolles Wort zu hören. Unsere theure Marie ist nicht mehr. Vor zwei Stunden schied sie aus diesem Jammerthal. . . . Seit 12 Tagen pflegten wir sie hier bey ihrem Bruder, wo sie zwei glückliche Monate verlebt und plötzlich von der unglücklichen Münchener Krankheit erfaßt ward." Was dieser Verlust der Familie bedeutete, eine Stelle aus einem späteren Brief der Mutter möge es veranschaulichen: „Sie können sich nicht denken, wie ich leide; anstatt daß es milder werden sollte, wird's immer ärger und ärger — und die Leere immer leerer und die Lücke immer klaffender. Sie war der Stern unseres Lebens — mit ihr ist alles versunken was Freude heißt — denken Sie die Kunst — Sie war es die uns mit ihr verbunden — Sie vermittelte die Poesie und alle Künste mit dem schweren Gang unseres Werktaglebens — durch sie gewann alles Interesse, Reiz und Farbe. In einer Wüste hätte ich glücklich mit ihr sein können. — Und die Natur! — mit welchen Augen sah sie in Gottes Schöpfung hinein! Mit den Augen eines Engels. Unser Gärtchen war mir ein Paradies, so lange sie darin wandelte — jeder Strauch, jede Blume schien nur für sie zu blühen, jetzt ist es als ob die Seele darin fehlte — noch rauscht der Ahorn und noch blühen die Rosen, es ist aber alles nicht mehr wie sonst. Kaum ist eine Blume entfaltet — so hab ich schon keine Ruhe mehr — bis sie draußen auf ihre Gruft niedergelegt ist — und dort verwelkt."

Und was Joseph verlor! Auch dies soll seine Mutter uns sagen. „Sie ist uns allen zu viel gewesen. — O, und der arme Joseph — ihm ist in ihr, wie er immer klagt, die Schwester gestorben, die Freundin, die Rathgeberin — die Krankenpflegerin, sein bester Kamerad — sein Ideal reiner Weiblichkeit — sein Schutzengel. Alles, alles war sie ihm."

„Daher“, schreibt Ille, ward auch ihr Tod ein solch entscheidender folgenreicher Wendepunkt im Leben des Dichters, um so tiefer gehend und nachhaltiger, als derselbe — in ächt dichterischem, selbstquälendem Wahne, — sich selbst als den Urheber ihres Todes anklagte. „Ich“ — sprach er am Todesmorgen zu mir, unter strömenden Thränen, — „ich bin allein die Schuld ihres Todes! Ich habe sie beredet und beschworen, hierher zu kommen in dieses Typhus-Nest, mitten in diesem kalten Winter, und hätten wir nicht mit einander die unselige Fahrt nach Staremberg gemacht, wo sie sich verkältete, so lebte sie noch!“ Der Verlust brachte ihn um allen Gewinn dieser Genesungszeit. Das Leben verlor für ihn zunächst alle Reize. Die poetischen Pläne, die das liebliche Bild seiner lebenden Schwester zum Mittelpunkt hatten, mochte er nicht fortführen, nun sie todt war. Er selbst äußerte sich später darüber: „Ist es nicht ein Verhängniß, daß ich in München eine Arbeit begann, in der ich allen Glanz einer edlen, jugendschönen, der Kunst zugewandten Weiblichkeit in Gestalt von Titians Schülerin Irene schildern wollte und zu Marien sagte: Wenn was Gutes hineinkommt, ist's von Dir, aber sie muß früh sterben, die Gestalt meiner Dichtung! Jetzt kommt der Tod und reißt mir mein bestes Leben von der Seite, und ob ich je wieder eine Feder anrühren kann, weiß ich nicht.“ Major Scheffel und Joseph's Freund, Assessor von Eisenhart, geleiteten die Leiche nach Karlsruhe, wo sie unter der lebhaften Theilnahme der ganzen Stadt beerdigt wurde. Joseph war der Begleiter seiner Mutter, die unterwegs erkrankte und in Ettlingen einen Tag zurückbleiben mußte. Schwer lastete die melancholische Vorstellung auf dem Traurigen, durch die dringende Einladung seiner Schwester nach München das Unglück mitverursacht zu haben und am Sarge der Todten hatte er den gebrochenen Eltern versprochen, alles zu thun, um seinerseits den Verlust ihnen erträglicher zu machen, indem er vor allem seinen ferneren Aufenthalt zunächst bei ihnen nähme. So traf ihn die

Sonne des Frühjahrs 1857 wieder in seiner grünen Mansarden-Stube, in der ihm einst goldene Knabenträume umgaukelt, im Vaterhaus zu Karlsruhe, mit der Trübsal kämpfend „wie König Saul".

Noch machte er Versuche, an den angefangenen Romanen weiter zu arbeiten, aber die heiteren Bilder zerrannen vor dem einen bleichen seiner todten Schwester. Und während der Bildhauer Knoll in München dieses Antlitz in Thon modellirte, während in Karlsruhe eine kunstbegabte Freundin der Verstorbenen, Sascha von Berkholz, demselben im Bilde die frischen Farben des Lebens lieh, während später die Nachricht vom Tode der Holden den Maler Feuerbach zu seiner „Iphigenie auf Tauris" begeisterte, verdichtete sich der Schmerz des Bruders zu einem poetischen Bilde. Die kleine, aber mit großer epischer Kunst gestaltete Erzählung „Hugideo" entstand als ein Todtenopfer des trauernden Bruders, als ein Denkmal seiner durch die Fügungen seines besonderen Schicksals einseitig gesteigerten Liebe zu der ihm unentbehrlich gewordenen Schwester, deren Bild ihm nun beständig vor der Seele stand, wie in dieser „alten Geschichte" dem unglücklichen Juthung Hugideo die Büste der geliebten Benigna Serena, welche dessen Liebe in keuscher Unnahbarkeit als Priesterin der Kybele gegenüber gestanden und deren Leiche dann, nach dem Sturm auf das alte Augusta Rauracorum, der Rhein unterhalb der Siedelei des Einsamen anschwemmt. Die im letzten Sommer gelegentlich des Besuchs am Oberrhein aufgefrischten Eindrücke und Erinnerungen, ein im Gebiete der alten Römerstadt, auf deren Trümmern jetzt Basel steht, gemachter Fund, hatten ihm den historischen Stoff für das düstere Seelengemälde geliefert; die Vorstellung aber von dem Einsiedler in der Höhle des Isteiner Klotzes, der die Tage verbringt im schweigsamen Anschauen der schneeweißen Marmorbüste seiner verlorenen Geliebten, sie erwuchs ihm aus der eigenen Empfindungswelt. Das kleine,

wunderbar objektiv gehaltene, auf jeden Ausschmuck verzichtende, gleichsam Grau in Grau gemalte epische Miniaturbild erschien im Oktober-Heft des laufenden Jahrgangs von Westermann's Monatsheften.

Der Einladung zu dem Frühlingsfest des „Engeren" folgte er unter solchen Umständen diesmal nicht, so sehr ihn die Nachricht, daß sein lieber Freund Knapp endlich das Schmerzenskind seines Geistes „Die Philosophie des Rechts" der Welt vorführen könne, mit Theilnahme erfüllte und derart erfreute, um für ein humoristisches Bewillkommnungsgedicht die Stimmung zu finden. Wichtiger und charakteristischer als dieses ist aber das gar ernst gehaltene Schreiben, in welchem er „seinem Knapp" zur Vollendung des bedeutenden Werks, nachdem er es sofort zu lesen angefangen, beglückwünschte. Da die Arbeit von Seiten der zünftigen Kritik eine sehr ablehnende Behandlung erfuhr, waren die verständnißvollen Worte des getreuen „Juseppe" — so nannte Knapp Scheffel mit Vorliebe — diesem ein Labsal, das ihn während der Leiden des einen, ihm nur noch vergönnten Lebensjahres wohlthuend erquickte.

Die „Rechtsphilosophie" liegt vor mir — für die Welt ein scharfer Trank, calices amari würde Catull sagen, mir persönlich ein comprimirtes Denkzeichen vergangener, aber nicht vergessener Tage: ich danke Ihnen von Herzen. Im Laufe der nächsten Woche werde ich darin studiren, dann ein näheres. — Die Lebensessenz, die darin pulsirt, hat mich jetzt schon wohlthätig berührt: ein freies, der Thorheit gegenüber resignirtes, aber ritterlich tapferes Ringen nach der Wahrheit, ein Hauch des Martyriums, das jedem Denker hienieden beschieden, einerlei ob tropfenweise oder cum supplicio capitali, und eine feste Zuversicht auf den endlichen Durchschlag wissenschaftlicher Erkenntniß. Es thut wohl im Sumpfgeschrei der niedrig organisirten Geschöpfe eine solche Stimme zu vernehmen. Meine Art zu denken ist der Ihrigen verschieden, bei mir verwandelt sich jede Abstraktion in einen bildlichen Eindruck. So habe ich während einiger Seiten der „Rechtsphilosophie" viel an einen Gletscher denken müssen, den

ich in grüner Jugendzeit einst beschritten, eisige Krystalle ringsum, schneidige Luft, die dem homo sapiens Nasenbluten verursacht, keine Abwechselung bunter Vegetation, nur Eis und Himmel, aber wundersame tiefe Spalten in bläulichgrün transparenten Ahnungen einen Blick in die Tiefe eröffnend. Ihr Stillleben wird bald von allerlei Hundegebell unterbrochen werden und eine bittere Erfahrung wird Ihnen bevorstehen, die auch keinem erspart wird, der Laternen ansteckt. Die heftigsten Angriffe werden von solchen kommen, die Ihre Doktrin am wenigsten verstehen. Die Malice wird sich auf Nebenpunkte werfen, auf einzelne, des Zusammenhangs entkleidete Aeußerungen. Der beschränkte Unterthanenverstand in seiner scheußlichen Pracht wird Ihnen gegenständlich werden, wofern nicht die streng wissenschaftliche Form, wie der zürnende jungfräuliche Blick einer Pallas-Athene das Gesindel abhält, seine Hände zur Steinigung zu erheben. — Habent sua fata libelli! ich bin auf das Geschick des Ihren gespannt."

Leider hat den Dichter sein prophetischer Blick nicht getäuscht: was er dem Freund vorausgesagt, traf „in seiner scheußlichen Pracht" auch ein.

Wenn sich Scheffel in Tagen, da er von seinem Kopfweh gepeinigt ward, gern mit König Saul verglich, so ist als David, der zur Erheiterung seines Geistes immer auf's neue das Saitenspiel stimmte, die Erinnerung an die Freuden seiner poesieverklärten Jugendzeit, an die Wonnen, die er beim Durchwandern schöner Natur, beim vertraulich-heiteren Verkehr mit wahren Herzensfreunden empfunden hatte, zu bezeichnen. Auch jetzt wirkte eine mit solchem Jugendfreund unternommene Reise befreiend. Daß ihrem Sohn bei seinem Zustand der Aufenthalt in seiner engen Klause und die tägliche Erinnerung an den erlittenen Verlust auf die Dauer nicht gut that, hatten auch die ihn andererseits ungern entbehrenden Eltern eingesehen und als daher eines Tages der in der Zeit nach der Katastrophe so hülfreich gewesene Freund August von Eisenhart aus München eintraf, um Joseph zu bereden, ihn auf einer Reise nach Paris und

Nordfrankreich zu begleiten, gaben sie dazu ihren Segen. Diese zweite Fahrt Scheffel's durch französische Landstriche hatte zu Stationen: Reims, Paris, Rouen, Havre, Etretat, Dieppe, Paris und gipfelte in einem längeren Aufenthalt an der normannischen Seeküste; der genannte Reisegefährte schreibt: „von Etretat und Dieppe machten wir köstliche Ausflüge zu Wasser und zu Lande.“ Scheffel zeichnete fleißig und diese mit mechanischer Anstrengung verbundene Kunstübung wirkte, wie immer, auf seinen Geist beruhigend. Auf dieser Reise war er zur Erkenntniß gelangt, daß in den ihn beengenden und wegen des vielen Gesellschaftsverkehrs seiner Mutter ihn drückenden Verhältnissen zu Haus seines Bleibens dort nicht sein könne, wenn er von seinen Zuständen gründlich genesen wolle; während andererseits die Eltern — um seine Zukunft besorgt — es sich angelegen sein ließen, ihm mit Hülfe ihrer weitverzweigten Beziehungen eine feste Stellung zu verschaffen, die seiner Bildung und seinen Neigungen einigermaßen entspräche. Scheffel's Dichterruhm hatte sich inzwischen in erfreulichster Weise entfaltet. Namentlich in seiner engeren Heimath hatte derselbe angefangen, in allen Schichten der Bevölkerung tiefe Wurzeln zu schlagen, und durch die Zeitungen ging schon damals die Notiz, daß seit einiger Zeit eine auffallende Steigerung des Touristenverkehrs in den Gegenden zwischen dem Hohentwiel und den Heidenlöchern bei Sipplingen sich geltend mache, was sicher auf die Wirkung von Scheffel's Ekkehard zurückzuführen sei. In München hatte, wie die Mutter durch dortige Freunde erfahren, an entscheidender Stelle die Absicht bestanden, ihn für eine dauernde Ansiedelung an der Isar zu gewinnen; und Professor W. H. Riehl, mit dem er damals gemeinschaftlich die Redaktion des Prachtwerks „Bavaria“ begonnen, bestätigt mir, daß diese Absicht wohl auch ausgeführt worden wäre, wenn Scheffel nicht in Folge des Todes seiner Schwester München verlassen hätte. Das Versprechen, das er damals

seinen Eltern gegeben, sie in dieser trauervollen Zeit nicht allein zu lassen, hatte ihn veranlaßt, den ihm zugewiesenen Antheil an der „Bavaria“ aufzugeben; er schlug den jungen Felix Dahn und zwar mit Erfolg als seinen Ersatzmann vor. Jetzt nun fühlte sich die Mutter verpflichtet, ihrerseits alle Hebel einzusetzen, um den Sohn für jenes Opfer zu entschädigen. Ihre Beziehungen reichten weit; als Mitglied des Elisabethenvereins hatte sie direkten Verkehr mit der Frau Großherzogin von Baden; die Fürstin-Mutter von Fürstenberg, zu deren silberner Hochzeit sie einstmals ihre Harfe hatte erklingen lassen, war ihre besondere Gönnerin und hatte dies beim Tode Mariens eben erst in der herzlichsten Weise bewährt; der im nächsten Kapitel noch viel zu nennende Kommandant der Wartburg, Bernhard von Arnswald, in vielen Dingen der Berather des Großherzogs von Weimar, war, wie wir sahen, mit ihr durch ein festes Freundschaftsband verbunden: von ihm wie von den beiden fürstlichen Damen hatte sie Erfreuliches über den Ekkehard gesagt bekommen, und das Beispiel des Königs Max von Bayern verfehlte nicht seine Wirkung. Während die Mutter in dieser Richtung, ohne dem gegen jede amtliche Fixirung voreingenommenen Sohn etwas davon zu sagen, thätig war, kehrte dieser gestärkt und gekräftigt nach Hause zurück, beseelt von dem Vorsatz, sich wieder einmal in seinem geliebten Heidelberg festzusetzen, in dem er als fahrender Schüler wie als Poet schon so oft schöne und fruchtbare Tage gefunden hatte. Zunächst wollte er hier seine auf der Reise diesmal gesammelten Eindrücke und Reisenotizen wie vorher die aus der Provence heimgebrachten literarisch verarbeiten. Die Eltern erklärten sich einverstanden; die Mutter war sogar bereit, ihn zu begleiten, um die Einrichtung der Wohnung selbst zu besorgen; und frohgestimmt darüber, konnte er den Besuch des Münchner Freundes, Professor Riehl, empfangen und seiner Aufforderung folgen,

ihn auf einer kleinen Studienreise den Rhein hinab zu begleiten. Riehl schreibt darüber: „Er ging gerne darauf ein und wir machten eine sehr lustige Fußwanderung von Rüdesheim zur Lahnmündung und dann lahnaufwärts bis Gießen, wo wir uns trennten. Bei sehr kurzen Tagemärschen und vielfachen Aufenthalten gab es mancherlei ergötzliche Episoden. Scheffel war meist in heiterster Laune, zog auch Skizzenbuch und Bleistift wieder hervor und zeichnete nach der Natur, wobei er über den Dilettantismus in der Kunst zu raisonniren pflegte. Eine Skizze der Burg Reichenberg bei St. Goarshausen führte er später als ein großes Blatt in Tuschmanier aus und schickte sie mir (1858) zum Andenken an die gemeinsame Wanderung. Das Bild schmückt heute noch mein Zimmer. Als wir uns in Gießen trennten, ging Scheffel durch den Odenwald nach Hause, während ich heimwärts fuhr. Auf einer Spezialkarte des Odenwaldes, die ich zufällig bei mir hatte und ihm damals lieh, fand ich später die Orte um den Rodenstein von seiner Hand mit Bleistift unterstrichen; ich vermuthe, daß er auf jener Wanderung Studien zu seinen Rodensteinliedern gemacht hat. . . Ich beabsichtige, wenn ich einmal Zeit und Stimmung finde, die Abenteuer unserer Rheinfahrt, welche in Boppard gipfelten, ausführlich zu erzählen. Allein dergleichen muß ganz detaillirt und mit Humor ausgeführt werden, sonst hat es keinen Werth."

Die hier ausgesprochene Vermuthung Riehl's, daß just die diesmalige Durchstreifung des Odenwalds den durch die Rheinfahrt aufgemunterten Freund zu einigen seiner Rodenstein-Lieder angeregt hat, können wir bestätigen. Die populärsten derselben, welche die Vertrinkung der drei Dörfer Gersprenz, Pfaffenbeerfurt und Reichelsheim behandeln, sind bald danach in Heidelberg entstanden. Nichts bestätigt mehr das drastische Bekenntniß des Dichters, daß sein Humor meist

nur die umgekehrte Form der inneren Melancholie gewesen sei, als diese Thatsache. Nicht als Student oder unter der direkten Nachwirkung der fröhlichen Studentenzeit, sondern unter dem Drucke wehmüthiger Sehnsucht nach dieser letzteren sind diese übermüthigsten der Trinklieder Scheffels entstanden. Während er das hohe Lied vom gesegneten Durst der Heidelberger Studenten schuf, ging er selber in der fröhlichen Neckarstadt in melancholischer Stimmung den Erinnerungen nach an die ungetrübt lustigen Tage, die er einst hier verbracht, damals, als er mit seinen Freunden aus der Frankonia seine erste Wallfahrt zu der von unheimlicher Sage umsponnenen Burg der Rodensteiner Ritter unternommen. Sein vor drei Jahren hier gedichtetes Lied von Rodensteins wilder Jagd, in dem er dieser die bekannte feuchtfröhliche Deutung gegeben, war inzwischen in den „Fliegenden Blättern" (Nr. 609), von Jlle vortrefflich illustrirt, erschienen und hatte in Alt-Heidelberg eine ungemeine Popularität gewonnen, von der er sich bald nach seiner im Herbst vollzogenen Uebersiedelung überzeugen konnte. Dieser Erfolg wirkte anregend auf seine Phantasie. Ueber die hier angeschlagenen humoristischen Töne und Motive verfügte er jetzt frei als Künstler. Mit reifer Künstlerschaft vermochte er dem ihm so vertrauten Stoff neue Motive abzugewinnen, nachdem er in dem einzigen eingehenderen Werk über den Gespensterspuk auf Rodenstein: „Die Herren von Rodenstein, nebst der Sage von den Wandergeistern auf Schnellerts und Rodenstein. Von Heinrich Zehfuß. (Darmstadt 1825)" die Thatsache festgestellt gefunden hatte, daß derselbige durstige Ritter, der nach seiner Auffassung allnächtlich ein wildes Zecherheer anführt, weil der letzte Schoppen von ihm versäumt ward, bei Lebzeiten seinen reichen Landbesitz verpfändet und schließlich noch das Dorf Pfaffenbeerfurt dem Stift zu Heidelberg abgetreten hat. Das weitere sagt uns der folgende Brief an E. Jlle:

„Lieber Freund!

Nach langer trauriger Zeit möchte ich Ihnen einen Gruß schicken. Beiliegendes Blatt macht Ihnen, dem vortrefflichen Gestalter des Rodensteiners, vielleicht Freude — und den „Fliegenden Blättern", die ich bestens zu grüßen bitte, auch. Ich meine, man könnte den Rodenstein, so wie er das wilde Heer anführt, zu einer typischen Gestalt machen, auf die — poetisch wie malerisch — noch Vieles aus großer Vergangenheit des Trinkens abgeladen werden könnte.

Ich werde nach Kräften hier in Heidelberg, wo allezeit viel am Zapfen gesessen wird, mich um seine weitern antecedentia bemühen. Die drei Dörfervertrinkung des beiliegenden Liedes würde, wie mir scheint, drei schöne Illustrationen verdienen:

1) der große volle Saus und Braus,
2) weitertrinkend mit mäßigeren Mitteln,
3) abgebrannt (oder der Blick in die Zukunft, wo die Jugend das dritte Dorf vertrinkt).

Ueberlegen Sie sich die passendste Form. Aber behalten Sie ja die Rodensteinsfigur vom wilden Heer in ihren Grundzügen bei.

Das wilde Heer mit Ihrer prächtigen Illustration ist hier sehr heimisch und sangbar geworden.

Dabei fällt mir noch was ein. Ich kenne Niemand, der mit Kompositionen bummliger, aber schöner Musik sich befleißigt. Wüßten Sie nicht vielleicht in München einen sachkundigen Mann, der sich entschlösse, das zeitgemäße edle Ausschreiben des Mainzer Carnevals durch musikalische und „dem 11. närrischen Zwecke entsprechende" Inmusiksetzung dieser Rodenstein-Trilogie zu honoriren?

Komische Musik! — — ich meine, die sollte auch noch eine Zukunftsmusik werden können.

Aber die Frist — 22. Dezember, ist kurz. Vielleicht wissen Sie einen „richtigen" Komponisten.

Ich grüße Sie von ganzem Herzen und möchte gern wieder einmal in München und auf Ihrer traulichen kleinen Stube sein Aber meine Erinnerungen sind allzu herb, als daß ich an ein Wieder-

sehen denken kann. Ich vegetire so hin; zur Zeit in Heidelberg, wo ich den Winter über bleibe,

Adresse: bei Geh. Rath Leonhard am Klingenthor,

— oft fröhlich — noch öfter traurig, — und dem Leben keinen Reiz mehr abgewinnend.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gut

Ihrem

Jos. Victor Scheffel.

Heidelberg, 29. Sept. 1857.

An Herrn v. Schwind, sowie an seine Gemahlin und die Kinder — und die ganze holzvertäfelte unterirdische Clause, wo ich so manchen Abend fröhlich saß — tausend Grüße."

Und zwei Monate später, am 22. November, schrieb er demselben Künstler: „Daß der alte Rodenstein Ihnen gefällt, freut mich sehr; ich hoffe wir werden mit diesem ehrwürdigen Knasterbart noch Einiges zusammenzuthun kriegen, ich hab den Alten lieb und bemühe mich, seinem früheren Lebenswandel, eh er Chef des wilden Heeres wurde, auf die Spur zu kommen. Für Musik lassen wir am besten die Zeit sorgen; der Mainzer Karneval ist ohnehin durch das Pulverunglück arg verdorben ... Zu Kurzweil an langem Winterabend lege ich Ihnen ein Poem bei, das an Ihnen denselben archäologischen Sachkenner erwartet, wie die Reliefs von Askalon. Ich glaube, damit einen Punkt in der dunklen Ur- und Kulturgeschichte der Etrusker, der seither von den Geschichtsforschern übersehen ward, hervorgehoben und die Zahl der Erfindungen im Gebiet menschheitfördernder Institutionen, die die Nachwelt den Etruskern verdankt, um eine wesentliche vermehrt zu haben. Das Ganze ist im strengsten etruskischen Vasenbildstyl zu denken. — Ich weiß nicht, ob es für die Fliegenden Blätter paßt, da das große Publikum nicht viel etruskische Sympathien hat — wenn's Spaß macht, steht's zur Verfügung; taugt's nicht, so wird es jedenfalls Sie selber (den alten Thiersch wohl weniger . .) amüsiren." Das in so launiger Weise kommentirte

Gedicht war natürlich der köstliche Schwank vom „Pumpus von Perusia", dem vom „Graus des Leeren in der Tasche" tief niedergebeugten hetrurischen Helden, der in grauer Vorzeit zuerst auf die Idee des Pumpens verfallen . . .

„Die Welt war damals harmlos noch. Man kannte nicht
Des bürgerlichen Rechtes vielverschlungenen Pfad,
Und selbst der Greis im Silberbart, er wußte nicht
Die Antwort auf die Frage was ein Darlehn sei.
Doch jenen Tages ward im Wald von Suessulae
Zum erstenmal, seit daß die Welt geschaffen stand,
Ein Held von einem andern — angepumpt!—
Das ist der Sang vom Pumpus von Perusia."

Wir zählen sowohl dieses Poem wie die Lieder von der Dörfervertrinkung des Rodensteiners zu den Perlen der humoristischen Weltliteratur, die Werth und Wirkung nie einbüßen können. Sie sind in ihrer Art und knappen Form in sich vollendete kleine Meisterwerke der humoristischen Kunst klaren und reinen Stils, an denen wir eine völlige Durchdringung von Ausdruck und Inhalt und das freie Walten eines von ursprünglichem Humor beseelten Ingeniums bewundern müssen. Die Figur des Rodensteiners lebt sich in den drei kleinen Balladen in der ganzen Wucht und Pracht ihres Durstes und der ganzen Bedeutung ihres tragikomischen Schicksals voll und kräftig aus; jedes einzelne der kurzen Lieder zaubert ein von charakterischem Leben beseeltes Genrebild vor unsern Geist, das sich ihm — sofern er für Humor empfänglich — ebenso unverwischbar einprägt wie Shakespeare's Falstaff und die lustigen Scenen in der Schenke zum wilden Schweinskopf von Eastcheap, wenn auch der Aufwand an poetischen Mitteln dort und hier sich dem Vergleiche entzieht.

Wieder war es der Genius loci Heidelbergs, der Scheffel's humoristische Kunst in charakteristischer Weise beeinflußte, und der Umgang mit den Freunden im Engeren, welcher die erlahmte Lust am Schaffen solcher Dinge auf's neue beflügelte.

Noch andere Ereignisse, die dem nächsten Kapitel zufallen, wirkten als günstige Impulse mit, seinen Blick in die Zukunft zu klären. Viel schwere Heimsuchung und Enttäuschung, Krankheit und Gram hatten seit er nach Beendigung des Ekkehard das geliebte Altheidelberg verlassen, am Marke seiner Lebenskraft gezehrt und das Feuer seiner Lebenslust scheinbar zu Asche gewandelt; aber noch genügte ein starker Anhauch aus den Lenzgefilden der aufgefrischten Jugenderinnerungen, um die schlummernden Funken zur Flamme zu entfachen, die lustig hinüberzüngelte in die Schöpfungen einer gereiften humoristischen Kunst.



IX.

Im Banne der Wartburg.

„Wo ich streife, wo ich jage,
Bleibt ein Wunsch mir ungestillt,
Weil ich stets im Sinne trage,
Wartburg, deiner Schönheit Bild.
In des Forst's umlaubtem Grunde,
In der Thalschlucht dunklem Graus
Sehnt das Aug' zu jeder Stunde
Sich nach dir, mein „Herz-ruh-aus!"

Scheffel, „Frau Aventiure".





I. Dichter und Bibliothekar.

„Dürr sind des regelrechten Lebens Kränze,
Die blaue Blume blüht nur im Gedörn,
Auf, und hinaus, im sturmdurchtobten Lenze,
Zieh' ich dahin und folge meinem Stern!"

Scheffel, „Frau Aventiure".

Von allen Burgen der deutschen Heimat ist keine, deren Zinnen in gleicher Weise wie die Thüringer Wartburg vom Schimmer der Poesie und vom Ruhm der Geschichte des Geistes verklärt wäre. Die Blüthezeit des deutschen Minnesangs und der deutschen heroischen Epik fand im Hoflager des Landgrafen Hermann ihren Höhepunkt und in der Sage von dem Sängerkrieg auf Wartburg ihre poetische Verklärung. Die Poesie der Heiligenlegende hat im Leben der heiligen Elisabeth ihre holdeste Blüthe getrieben; hier oben auf Wartburg saß als Ritter Jörg Herr Martin Luther, arbeitend an seiner Bibelübersetzung, die den gewaltigsten Markstein zwischen Mittelalter und Neuzeit in unserer Literatur bildet; und als dann die Heroen der klassischen Literaturepoche vor hundert Jahren durch den Enkel des Landgrafen Hermann, den Herzog Karl August in Weimar ein gastlich Asyl bereitet erhielten, fiel der Abglanz dieser „goldenen Tage von Weimar" ebenfalls auf die alte

Stammburg auf dem majestätisch emporgewölbten Waldberg ob Eisenach, welche nach dem großen Befreiungskampf Deutschlands gegen den korsischen Usurpator zugleich ein Wahrzeichen ward des Strebens der damaligen deutschen Jugend nach einem in Freiheit geeinten Vaterlande. Statt schwertumgürteter Minnesänger und kecker buntbekleideter Fidelknaben stiegen nun, das schwarzrothgoldne Band über dem altdeutschen Rock die Burschenschafter den Berg hinan und sangen vor den altersgrauen Mauern und Thürmen, den Zeugen ruhmverklärter großer Vergangenheit, das Lied vom deutschen Vaterland, dessen Freiheit und Einheit ihre jugendliche Begeisterung von der Zukunft erflehte. Und als trotz aller Verfolgung der Burschenschafter durch das Metternich'sche Polizeiregiment, trotz Kerker und Bann, der die Vorkämpfer ihres Ideals traf, in den vierziger Jahren, einem Frühlingssturm gleich, die Begeisterung für dasselbe die Schichten des deutschen Volks in Tiefe wie Höhe ergriff und beseelte mit Hoffnungsmuth und Thatendrang, da sah der alte „Wartberg" wiederum die Sendboten der deutschen Studentenschaft hinaufziehen, um in freier Versammlung ihre Hoffnungen und Wünsche in Anträgen zu formuliren für die erlauchte Versammlung der Nationalvertreter in der Paulskirche zu Frankfurt a. M.

Auf solche Weise ist die ob ihrer landschaftlichen Schönheit allein schon preisenswerthe Wartburg zu einem der bedeutendsten Wahrzeichen unserer Geschichte geworden. In alter und neuer Zeit ist sie den idealsten Bestrebungen des deutschen Geistes eine hohe Warte gewesen. Es war daher eine That von nationaler Bedeutung, als der jetzt regierende Großherzog von Sachsen-Weimar Carl Alexander schon als Erbprinz den Plan faßte, „den ehrwürdigen Stammsitz seiner Vorfahren vor drohendem Verfall zu schützen und die Schönheit ihrer ursprünglichen Baulichkeiten an's Licht zu ziehen." Die Ersten, welche den kunstsinnigen Fürsten in

diesem Bestreben unterstützten waren der geschichtsbewanderte Maler Alexander Simon und ein mit angeborner Schwärmerei der altdeutschen Kunst zugewandter jüngerer Offizier, welcher im persönlichen Dienst des Erbgroßherzogs stand, der damalige Premierlieutenant Bernhard von Arnswald. Dieser letztere wurde im Sommer 1840, unter direktem Hinblick auf das bevorstehende Restaurationswerk zum Kommandanten der Wartburg ernannt, als welcher er bis zu seinem im Jahre 1877 erfolgten Tod als Helfer und Rathgeber seines Fürsten bei dessen kunstfördernden Unternehmungen, als dessen Begleiter auf Reisen und Regisseur bei festlichen Veranstaltungen künstlerischer Art eine uneigennützige, edle und segensreiche Thätigkeit entfaltet hat. Wie die künstlerische Erneuerung der Wartburg nach langen, mit unendlicher Liebe und Hingabe durchgeführten Vorarbeiten unter Mitwirkung verschiedener bedeutender Architekten und Maler nach außen wie innen in dem langen Zeitraum von 1840 bis zum Jubelfest im Jahre 1867 und darüber hinaus durchgeführt wurde, hat der Urheber des zur Ausführung gelangten Neubauplanes, Professor Hugo von Ritgen, in seinem „Führer auf der Wartburg" eingehend berichtet. Ihm ist es zu danken, daß entgegen den Rathschlägen des Münchner Architekten Ziebland, der eine vollständig neue, modern gedachte Hofburg plante — dem alten historischen Berg die alte historische Burg, nur in erneuter Herrlichkeit und Festigkeit, erhalten blieb. In diesem Streben fand er die wirksamste und verständnißvollste Unterstützung in dem Kommandanten von Arnswald. Dem letzteren fielen auch die Verhandlungen zu mit den Künstlern, welche der Großherzog für die innere Ausschmückung seines Neubaus gewann, vor allem mit dem Bildhauer Knoll in München für das Schnitzwerk in den Sälen und mit Moritz von Schwind für die malerische Ausschmückung derselben mit die Geschichte der Wartburg verherrlichenden Fresken. Für diese Aufgabe war

der geniale Schwind wie prädestinirt. Schon in jüngeren Jahren hatte er aus freien Stücken den „Sängerkrieg auf Wartburg" zum Gegenstand eines großen Gemäldes gemacht, welches die sagenhafte Begebenheit, im Gegensatz zu der romantischen Verquickung derselben mit dem Hörselberg-Tannhäuserstoff durch Richard Wagner, nach der historischen Ueberlieferung darstellte. Dieses erste Bild war vom Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. angekauft worden. Im Jahre 1854 begann der von echt poetischer Empfindungskraft beseelte Meister seine Arbeiten auf der Burg. Das Landgrafenzimmer schmückte er mit Bildern aus dem Sagenkreis derselben unter besonderer Hervorhebung der Thaten der bedeutendsten Landgrafen des Thüringer Landes. Die zur Kapelle führende Gallerie stattete er mit einem Cyklus von Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth aus. An die Hauptwand des Sängersaals endlich zauberte sein Pinsel die berühmte Darstellung des Sängerkriegs.

Eine ganze Fülle von Beziehungen hatte sich schon längst zwischen Scheffel's Seele und der Wartburg angesponnen, ehe er im Herbste des Jahres, dessen Vorfrühling ihm die Schwester geraubt hatte, als Gast des Großherzogs die erst zum Theil restaurirte Burg und die Säle mit den frisch vollendeten Bildern Schwinds betrat. Unter den Studenten, welche im Jahre 1848 an der patriotisch-freiheitlichen Kundgebung auf derselben theilgenommen hatten, war ja auch er gewesen. Schon damals war er durch seinen Freund Schwanitz, der als Eisenacher Kind im Weichbild der Burg seine Heimath hatte, dem verehrungswürdigen Kommandanten von Arnswald vorgestellt worden. Ebenfalls durch Schwanitz, der in seinen Studententagen, wie später noch oft, im Elternhause Scheffel's als Gast geweilt hatte, war dann bei Gelegenheit einer Badereise Arnswalds nach Wildbad eine Bekanntschaft zwischen diesem und den Eltern Scheffel's Dank einer Fügung des Zufalls angebahnt worden, eine

Bekanntschaft, die im Jahre 1851 zu einer innigen Freundschaft zwischen dem ritterlichen Burghauptmann und der dichterischen Frau Majorin erstarkte. Ein geselliges Beisammensein im Hause der Familie von Röder zu Heidelberg im Herbste 1851 bezeichnet ein Brief von Frau Josefine an den Freund als Geburtstag dieses Seelenbundes, der den gemüthreichen Burgkommandanten der lebhaft empfindenden sanguinischen Frau fürderhin bis zu ihrem Tode zum intimsten Vertrauten ihres geheimsten Fühlens, ihres verschwiegensten Kummers machte. Der Umstand, daß ihr Ahne, der wohledle Balthasar Kreðerer auf Küssaberg auch ein Burghauptmann gewesen war, daß die legendare heilige Elisabeth, ihr, dem Vorstandsmitgliede des Karlsruher Elisabethenvereins, gleich einem Ideal vor der Seele stand, dem sie auch gegen Ende ihres Lebens dichterische Gestalt zu geben versucht hat, daß die gleichen romantisch-patriotischen und religiösen Stimmungen sie und ihn beseelten, gaben dem idealen Verhältniß von vornherein einen auf beide in gleichem Maße wirkenden Nimbus. Noch ehe also Joseph sein Poetentalent öffentlich dokumentirt hatte, stand der Kommandant der Wartburg als einer der hochgeschätztesten Freunde des Elternhauses in poetischer Verklärung vor seiner Seele, und als er um Weihnachten 1853 seinen „Trompeter" erscheinen ließ, stellte sich ein Exemplar desselben auch oben auf der Wartburg ein, begleitet von der Widmung: „Dies Buechlyn hab ich | Josephus Scheffel | ein fahrend Schuler | dem edeln, festen und gestrengen Schloßhauptmann auf Wartburg | Herrn von Arnswald, Zue Weyhnacht MDCCCLIII | in schuldigem Respect darbringen wollen." In dem Herzen Arnwalds aber, der im innersten Gemüth eine ritterlich-zurückhaltende innige Verehrung für die viel in Eisenach residirende Herzogin Helene von Orleans hegte, weckte das frische Gedicht einen lebhaften Nachklang. Der „Ekkehard" vollends mit seiner lebensvollen Schilderung altdeutscher Cultur, mit seiner ergreifenden Darstellung einer

hoffnungslosen Liebe eines Niedrigergestellten zu einer Fürstin, diese zweite Dichtung brachte in seinem Herzen die wärmste Freundschaft auch für den Sohn seiner Karlsruher Freundin zur Entfaltung. Bei den Conferenzen über die innere Ausstattung der in Erneuerung begriffenen Wartburg bot sich bald Gelegenheit, seinen fürstlichen Herrn auf den herrlichen Roman empfehlend aufmerksam zu machen, der in so greifbar-deutlicher Weise das Leben auf einer deutschen Herzogsburg des frühen Mittelalters schilderte. Die Lectüre erregte in dem Großherzog, dem als Ideal das große kunstfördernde Wirken seines Großvaters Karl August vor der Seele stand, den Wunsch, diesen eigenartigen Dichter kennen zu lernen und vielleicht in eine förderſame Beziehung zu sich und seinen Bestrebungen zu bringen, die schon damals die bildende Kunst sowohl, als auch Musik, Poesie und Theater umfaßten, und im Laufe der Zeit den verschiedenartigsten künstlerischen Bestrebungen zur Förderung gereicht haben. Noch während Scheffel in München war, wurde dieser Wunsch in seinem ersten Theile zur Ausführung gebracht. Der Eindruck, den der Dichter bei dem Fürsten, der damals München besuchte, hinterließ, muß ein günstiger gewesen sein; unter Denen, welche offiziell zur Theilnahme an der feierlichen Einweihung des Rietschelschen Goethe- und Schiller-Denkmals, das am 28. Aug. dieses Jahres in Weimar stattfand, eingeladen wurden, befand sich auch Scheffel. Der Umgang mit dem ihm — nach einem Ausspruche des Großherzogs — in eigenthümlicher Weise congenialen Meister Schwind in München, hatte schon vorher das in seiner Seele heimische Interesse für die Wartburg und deren Neubau ungemein gesteigert. Gern folgte er daher der ehrenvollen Einladung, und sein Gemüth, das sich sehnte, durch neue starke Eindrücke von den mit dem Gedanken an seine Schwester so innig verwobenen Plänen ab- und einer ersprießlichen neuen Aufgabe zugelenkt zu werden, war im Voraus jeder Anregung, die ihn auf der Wartburg

erwartete, günstig gestimmt. Doch konnte er den Entschluß, sich dem ihm so freundlich entgegenkommenden Fürsten zu nähern, aus Gründen, die sich nicht etwa nur aus seiner noch immer ihn bedrückenden Menschenscheu, sondern auch aus seinem elementaren Unabhängigkeitstrieb, aus seinem eigenthümlichen Entwickelungsgang und seiner ganzen urwüchsigen, dem Volksthümlichen zugewandten Eigenart, ableiteten, nicht ohne allerhand Bedenken fassen. Was viele seiner strebsameren, höfischer denkenden Kunstgenossen nur mit höchster Befriedigung erfüllt hätte, ward ihm Anlaß zu ernsten Zweifeln und einer sorgenvollen Selbstprüfung, ob solcher Schritt auch seiner Natur gemäß sei. Doch gerade diese gewissenhafte Zurückhaltung steigerte die Gunst, welche ihm der Großherzog mit theilnehmender Sympathie von nun an zuwandte. Gleich nach der ersten Audienz ließ er ihm durch Arnswald die Anregung zugehen, sich doch als Dichter an der Erneuerung der Wartburg durch ein Werk nach seiner Wahl zu betheiligen.

Zwei Briefe Scheffel's, welche diesen Besuch Weimars, der Wartburg und weiter des Thüringer Waldes zum Gegenstand haben, lassen die Spuren deutlich erkennen, wie sehr er sich unter dem Eindruck der ehrenvollen Auszeichnung doch als Fremder in der Sphäre des Hoflebens, dagegen ganz als zum Volke gehörig empfand. Das erste dieser Schreiben ist an den väterlichen Freund auf der Wartburg gerichtet und giebt uns ein wenn auch nur skizzirtes, so doch deutliches Bild von dem äußeren Verlauf dieser ereignißvollen Reise nach Thüringen. „Hochverehrter Herr Major. Sie werden mich zu den Verschollenen zählen, da ich weder unter der Schaar fröhlicher Gäste noch seither auf Ihrer ehrwürdigen Burg mich einfand. Aber mein alter Freund Schwanitz, der für Sonnabend und Sonntag mit mir zusammen sein wollte, war nicht zu bewegen, Eisenach zu betreten“ (— er war einige Zeit vorher bei der Bürgermeisterneuwahl einer Opposition unter-

legen —), „und so habe ich, wiewohl ungern, darauf verzichtet, die fröhliche Festfeier auf der Wartburg ausklingen zu lassen. Ich bitte, mich wegen Nichteinhaltung meines Versprechens noch auf weitere 5 Tage zu entschuldigen; die klaren schönen Septembertage haben alte Wanderlust in mir wachgerufen und ich will heute von Gotha, wo ich dies schreibe, in den Thüringer Wald ziehen, um von Georgenthal aus nach der hohen Schmücke und dem Inselsberg und dem alten Ruheplatz Ihrer Landgrafen in Reinhardsbrunn zu gehen; ich möchte auf einsamer Fußwanderung vom Festjubel ausruhen und thüringer Luft, Land und Leute aus nächster Nähe kennen lernen. — Ende der Woche oder Sonntag gedenke ich, mich Ihnen wieder vorzustellen und Ihnen zu erzählen, wie es mir in Weimar erging. Seine Königl. Hoheit Ihr Großherzog war sehr gnädig gegen mich, empfing mich in besonderer Audienz und deutete mir an, daß er später sich meiner wieder erinnern werde. Es ist zwar zur Zeit noch ein sehr fern liegender Gedanke, Heimath und Unabhängigkeit für immer und bleibend gegen eine feste Stellung zu vertauschen; aber jedenfalls hat mir die Poesie der Wartburg und Ihr freundliches Thüringer Land die Anregung gegeben, meine Studien und Arbeiten auf einen Gegenstand zu lenken, der vielleicht Ihnen und Allen, die den ehrwürdigen Hauch, der über Ihrer Burg liegt, verstehen, angenehm sein würde. Ich bitte mich dem kunstverständigen Wiederhersteller Herrn von Ritgen aufs beste zu empfehlen und bin von ganzem Herzen Ihr ergebener Jos. Victor Scheffel."

Ein um vieles frischerer Ton ist dagegen in dem Briefe angeschlagen, in welchem er dann dem Freunde Schwanitz den Verlauf seiner Wanderung durch den Thüringer Wald beschrieb und dabei hervorhob, wie wohl er sich unter den schlichten Bewohnern dieser urdeutschen Gegenden gefühlt habe. Von Gotha führte ihn diese Fahrt über Georgenthal nach Altenberga, des Bonifacius alter Ansiedelung, weiter über

Dietharz und durch den Schmalwassergrund nach dem Jägerhaus Oberhof und über den Rennstieg auf Schneekopf und Schmücke. Am dritten Tage gelangte er über Zella nach dem kurhessischen Dorf Stein-Hallenberg. Von diesem heißt es: „Wirthshaus und sonstige Zustände waren gänzlich primitiv . . . Aber dies eigenthümliche Nagelschmiedsdorf mit seiner alten Burg, von riesigen Fichten umsäumt, das abendliche Hämmern und Klopfen auf den Schmiedeambosen, der fröhliche Gesang dazu und die ganze Weltabgeschiedenheit dieses kurhessisch-lokal fixirten Gewerbsbetriebs war mir ein neues, nur in Mitteldeutschland noch so erhaltenes Bild alter, der Umgestaltung sich zuneigender Zustände. Mit Weibern, die die Steinbachischen Hufnägel und Schmiedewaaren auf kleinen Karren zum Selbstverschleiß in die Umgegend verführten, ging ich nach Kleinschmalkalden und auf den Inselsberg. Bei einem Wegzoller, am „Rondel", Wolff genannt, der aber, seinem Wirthshausschild gemäß, kein Lamm kränkt, war ich über Nacht. Dort war vollständige Thüringer Waldpoesie. Vieles Singen der Weibsleute, Einkehr fahrender Männer und Bergleute, große Kneiperei bis um Mitternacht, viel ächtes Volkslied . . . ich saß unter ihnen wie Einer, der dazu gehörte und hab mich königlich unterhalten. Ein alter Postillon, der des Wegs kam, trug mir Grüße an seinen Bruder, den Hausknecht im Schwanen zu Frankfurt auf, die ich auf der Heimreise getreulich bestellt habe. Einem andern wär's vielleicht unheimlich geworden, ich war ungeehrt und unversehrt, just in meinem Elemente." . . . „Ein weiterer Tag führte mich zur Tanzbuche, einem prächtig im Forst versteckten Waidmannshause mit lustig singenden Mägdlein, zum Inselsberg, wo die Aussicht von Wolken getrübt war, und dann, mit guter Begleitung aus benachbartem Schnepfenthal durch den Lauchagrund über Kabarz und Tabarz nach Reinhardsbrunn. Dort war der Hof anwesend und ich konnte das alte, für Thüringens Geschichte so bedeutende Kloster, jetzt Schloß, nicht

des Näheren inspiziren. Dafür mich entschädigend, bin ich in eine unweite Höhle eingefahren, die etliche Wände von reinem Marienglas (isländ. Doppelspath) in geringer Bergtiefe entfaltet, — ein prachtvoller, mystischer, an die Geheimnisse des Erdinnern mächtig gemahnender Eindruck. Ueberhaupt scheint mir um den Inselsberg, Reinhardsbrunn und die Wartburg herum die beste Kraft und Eigenthümlichkeit des Thüringer Waldes zu liegen. Von dort schlug ich mich, wieder zu Fuß, einsam marschirend, nach der Ruhla, deren schöne, all' italiana das Tuch um die schwarzen Scheitel tragende junge Einwohnerinnen ich einem ethnographisch nicht aufs Klare kommenden musternden Blick unterwarf; . . es war ein vergnügter Sonntag und alles Volk im Festschmuck, . . sodann über den Wachstein, von wo ich zum ersten Mal die Wartburg und die rothen Felswände des umliegenden Landes begrüßte, nach Eisenach."

Es ist für eine gerechte Beurtheilung der weiteren Entwickelung Scheffels nöthig gewesen, von vornherein diesen Zwiespalt hervorzuheben. Wir würden aber andererseits eine irrige Vorstellung wecken, wenn wir behaupten wollten, der Dichter sei durch denselben jetzt daran gehindert worden, sich des ehrenvollen Auftrags rückhaltlos zu freuen, der ihm bei diesem Besuch der Wartburg durch Arnswald und bald darauf bei Gelegenheit eines zweiten durch den Großherzog persönlich wurde. Am 8. Okt. hatte er nach dem ersten Besuch, von Heidelberg aus, dem Kommandanten in warmen Worten seinen Dank für die freundliche Aufnahme ausgesprochen. „Meine Uebersiedelung nach Heidelberg hat mich bis jetzt verhindert, Ihnen meinen Dank auszusprechen für die viele Güte und Gastfreundschaft, die Sie für mich hatten. Ich thue es jetzt und lege das versprochene Buch für die Wartburg-Bibliothek bei. Die Zeilen zur Widmung sind mir recht aus dem Herzen gekommen. Ich habe Ihre Burg fast tagtäglich noch in Gedanken vor mir stehn; — die holzver-

täfelte alterthümliche Stube, darin ich kampirte, der Blick in den Burghof, auf den gerüstumsäumten Thurm und Pallas, die Rundgänge durchs Innere und vor Allem das Zusammenleben mit den lieben kunstverständigen Bewohnern . . . , Alles wird mir unvergeßlich sein. Leider war ich an dem letzten Abend, den ich mit Ihnen und Herrn v. Roeder u. v. Ritgen zubrachte, wieder einmal nach alter Untugend, so zerstreut und fahrig und scheu, daß ich mir später selber Vorwürfe darüber machte. Die Phantasie spielt unsereinem manchen Streich." Und weiter schrieb er: „Ich habe seither Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach einigermaßen studirt und hoffe, daß mir eines Tages etwas Wartburgmäßiges einfällt . . . . . Ihrem mir so wohlwollend gesinnten Großherzoge bitte ich bei etwaiger Gelegenheit die Versicherung meiner dankbaren Ergebenheit aussprechen zu wollen. Die Tage von Weimar waren schön und ich freue mich, allenthalben die Anerkennung derselben in nah und fern zu vernehmen. Die Kaiserreisen haben Ihnen, Herr Major, auch wohl mancherlei Geschäfte und Unruhen bereitet; ich wünsche Ihnen zum Ersatz einen ruhigen, durch Freundschaft und Kunst verschönten Winter. Wie würde es mich manchmal erfreuen, wenn ich den Ton Ihrer Zither und der so tief in die Seele dringenden Klänge des Thüringer Bergmannslieds vernehmen könnte. Meine Gedanken werden oft bei Ihnen sein." Die Antwort auf diesen Brief brachte dem Dichter eine zweite Einladung des Großherzogs, der diesmal ihn auf der Wartburg selbst empfangen wollte und ihm durch Arnswald die Aufforderung zugehen ließ, behufs Ausführung der geplanten Wartburg-Dichtung seinen Aufenthalt für längere Zeit auf der Burg als sein Gast zu nehmen. Dies war Anfang November. Wie er hier mit ehrender Auszeichnung empfangen wurde, sagt uns folgende Stelle aus dem Dankbrief an Arnswald: „Trotz Ihres heilenden Pflästerleins habe ich noch zur Zeit

mit meinem namhaften Gesichtsschmerz zu kämpfen, und war erst heut im Stande, Ihrem gnädigen Herrn meinen herzlichsten Dank für die viele, wahrhaft unverdiente und großmüthige Gastfreundschaft zu schreiben, die mir in den heimischen Räumen Ihrer Wartburg zu Theil ward... und es kommt mir jetzt, da ich mit verbundenem Haupt auf meiner Stube sitze und einpacke, um endlich Donauwärts zu fahren, ganz traumhaft vor. Empfangen auch Sie, Herr Major, nochmals meinen Dank. Ich weiß nicht, ob ich nicht hie und da ein Wort zuviel geplaudert, und namentlich, ob ich bei der Wahl des Vorzulesenden nicht etwas leichtsinnig gewesen . . . hoffe aber, daß Sie im Ganzen mit Ihrem Heidelberger Schützling nicht unzufrieden waren, und daß ich auch bei Seiner Königl. Hoheit keinen nachtheiligen Eindruck zurückgelassen. Für mich werden diese zwei November-Wartburgtage von mächtiger Bedeutung sein... Aufrichtung des Muthes und der Lebensfreude, Lust zu neuer ernster Arbeit und viel anderes Gute wird daraus hervorgehen." Und dieselbe freudige Tonart durchklingt den nächsten Brief der Mutter an den Freund: „Was auch die Zukunft gestalte — wir sehen diesen Besuch für einen großen Gewinn für Joseph an. Das Wohlwollen Ihres edlen Herrn giebt ihm wieder Selbstgefühl und freudige Lust am Schaffen, was seit Mariens Hinscheiden sehr getrübt und gelähmt war. Mit Begeisterung schreibt er uns, daß er dem Großherzog das Versprechen gegeben, den Sängerkrieg auf Wartburg zu schreiben — und wie er sich bei diesem Vornehmen glücklich fühle und die Hoffnung in sich trage, es mit Gottes Hülfe zur Zufriedenheit und Freude des Großherzogs zu vollbringen."

Leider wollte es jedoch Scheffel's tragisches Geschick, daß er sich dieser gehobenen Stimmung von Anbeginn nicht frei und froh hingeben konnte. Dieselben Briefe von Mutter und Sohn, die von der letzteren reden, gewähren uns zugleich Einblick in einen Konflikt anderer Art, der sich unmittelbar

aus dem so schön eingeleiteten Verhältniß zu Weimar ergab, insofern dieses mit seinen Aussichten auf ein festbegründetes Poetendasein Scheffel in eine schiefe Stellung zu einer anderen Beziehung brachte, auf Grund welcher er sich eben erst zur Annahme eines Amts als Bibliothekar verpflichet hatte. Die Beziehungen der Mutter, die diese zu Gunsten einer Anstellung Josephs zu verwerthen gesucht hatte, wurden demselben nun fast gleichzeitig an verschiedenen Punkten nützlich: auch von Seiten der badischen Regierung war ihm eine Stelle und zwar am Großherzogl. Archive angetragen worden; da aber ein unbemittelter Freund sich um dieselbe bewarb, hatte er dieselbe sogleich ausgeschlagen. Zum Archivar fühlte er sich ohnehin nicht tauglich; lockender war ihm das andere Anerbieten erschienen. In Donaueschingen war damals die große fürstlich Fürstenbergische Bibliothek durch den Ankauf der von dem berühmten Kenner deutschen Alterthums, Freiherrn v. Laßberg auf Meersburg hinterlassenen ausgewählten Sammlung von 273 Handschriften und 12000 Druckbänden bereichert worden. Die fürstliche Verwaltung hatte zur Ordnung dieser Schätze einen in germanistischer Wissenschaft bewanderten Bibliotheksbeamten gesucht und sich deshalb an den Geh. Referendar Fröhlich in Karlsruhe gewandt, der Scheffel für die Arbeit äußerst warm empfahl. Scheffel hatte die neugeschaffene Stelle eines Fürstenbergischen Hofbibliothekars daraufhin zunächst probeweise für ein Jahr angeboten erhalten und dieselbe gerade definitiv angenommen, als er die Einladung des Weimar'schen Großherzogs auf die Wartburg empfing. Die Anstellungsurkunde des Fürsten Karl Egon, welche ich in den Akten der Donaueschinger Hofbibliothek einsehen konnte, bezeugt, daß die wissenschaftliche Aufgabe, die Scheffel damit übernahm, eine ebenso mühevolle wie auf gelehrtes Wissen Anspruch erhebende war. Dieselbe ward am 28. Oktober 1857 in Baden-Baden ausgestellt und lautete: „Wir Karl Egon, Fürst von Fürstenberg ertheilen dem Dr. J. V. Scheffel von Karlsruhe

hiemit den Auftrag, das System unserer Bibliothek zu Donaueschingen einer Revision zu unterwerfen, die Ordnung derselben herzustellen, wo sie fehlt, ihre Katalogisirung fortzusetzen und zu begutachten, wie die Laßberg'sche Bibliothek eingereiht werden kann. Dr. Scheffel erhält hierfür vom Tage seines Dienstantritts an einen jährlichen Gehalt von achthundert Gulden. Innerhalb eines Jahres werden beide Theile sich darüber vereinbaren, ob Dr. Scheffel nach Vollendung dieser Aufgabe den fürstlichen Dienst wieder verlassen oder nach den Bestimmungen Unserer Dienstordnung vom 10. Aug. 1836 und des Nachtrages hiezu vom 4. Jan. 1856 definitiv in Unsere Dienste treten soll." Als Scheffel dann im November d. J. des Großherzogs von Sachsen Gast auf der Wartburg war, fanden des Letzteren Wünsche, Scheffel für seine Umgebung zu gewinnen, diesen bereits nach Donaueschingen versagt. Auf diese Thatsache und obige Anstellungsurkunde bezieht sich, was Scheffel in seinem Briefe vom 18. November am Schlusse schreibt: „Sobald ich in Donaueschingen einigermaßen installirt bin, erlaube ich mir, Ihnen wieder zu schreiben. Zur Beurtheilung meiner dortigen Situation bemerke ich, daß ich — hieher zurückgekehrt — den Wortlaut des mir vom Fürsten von Fürstenberg ertheilten Auftrages genau ins Auge gefaßt und gefunden habe, daß auch dieser vorübergehende Auftrag als ein „Dienstantritt" und seine Vollendung als ein „Wiederverlassen des fürstlichen Dienstes" bezeichnet wird. Es würde also wahrhaft rücksichtslos von meiner Seite erscheinen müssen, wenn ich jetzt schon, wo ich wirklich gebunden bin, eine anderweite definitive Verpflichtung mir einzugehen erlaubte. Mögen Sie darum, verehrter Herr Major, mein neuliches scheinbares Sträuben und Wiederstreben Ihrem fürstlichen Gebieter des Näheren erläutern; ich möchte um Alles in der Welt nicht doppeldeutig in meinem Verhalten erscheinen." Und die Mutter schloß ihren bereits angezogenen Brief an Arnswald mit folgenden Worten: „Eine feste

Stellung jetzt in Weimar zu nehmen, wäre aber nicht möglich, ohne daß Joseph dem Fürsten von Fürstenberg sein Wort bräche, was Ihrem ritterlichen Herrn selber nicht wohl gefallen könnte. Ist aber die Laßbergische Bibliothek geordnet, so ist Joseph wieder Herr seiner Entschlüsse und unterdessen wird der liebe Gott walten u. fügen und den rechten Weg zeigen. Diese Hoffnung beruhigt Joseph und uns in dem gegenwärtigen Zwiespalt. Sie können denken lieber Freund, daß es dabey ohne inneren Kampf nicht abgeht." Noch unmittelbarer bringt ein Brief von Scheffel selbst, den er gleich nach Empfang der Einladung auf die Wartburg an dieselbe Adresse sandte, diese getheilte Stimmung zum Ausdruck: „Sie können sich denken Herr Major, in welchem Wirrwarr von Dingen ich nun in diesen Tagen stecke; hier soll eingepackt, auf der Universitätsbibliothek noch Schemata, katalogische Handgriffe u. was von administrativer Technik zusammen zu raffen ist, in fliegender Eile erlernt und heut über 5 Tagen bereits der Schwarzwald durchfahren sein, um all dem nachzukommen, was in bindender Form versprochen wurde. Hienach bin ich in einem wahren Conflikt von Pflicht und Neigung, würde aber, selbst wenn ich mir durch telegrafische Anzeige einen Urlaub in Don. zu octroyiren getrauen dürfte, jedenfalls in der Hast u. Unruhe einer solchen Stimmung ein unliebenswürdiger Gast auf Ihrer schönen Burg sein."

Nachdem er den Urlaub doch bewirkt und der Besuch auf der Wartburg mit so gutem Erfolg verlaufen war, herrschte in ihm — trotz des Confliktes — eine frohe Zuversicht vor. Er fand Beruhigung in dem Gedanken, daß die trockene bibliothekarische Arbeit, die ihn in Donaueschingen erwartete, ihn gleichzeitig in Verbindung bringe mit den besten Quellenwerken für jene Periode deutscher Cultur, die er zu schildern vor hatte. An Maler Ille in München, dem er zugleich den damals in Heidelberg entstandenen „Pumpus von Perusia"

zur Illustration schickte, schrieb er in fröhlicher Laune, daß er sich wie ein Hamster in die Folianten und Handschriften einwühlen wolle und überzeugt sei, daß was Ordentliches für ihn dabei herauskomme. Er freue sich, neben dem geistig stubenhockenden Leben auch einmal wieder eine mechanische Thätigkeit, Rumoren in alten Sälen, Katalogschmieren, Bücheraufstellen, Kisten aufnageln und dgl. zu haben.“ Am 1. Dezember rückte er in die Stadt an der Quelle des Donaustroms ein, die er in seinen Briefen fortan lateinisch: „ad fontes Danubii“ zu benennen pflegte. Seine Wohnung nahm er in der Geisgaß beim Drechsler Limberger, gegenüber der Hofbuchhandlung (jetzt Eisenbahnstraße C., Nr. 329, Th. Rieple). Der erste Eindruck konnte nur ein günstiger sein. Die Bibliothek liegt dicht in der Nähe des Schlosses sammt der schön in Stein gefaßten Donauquelle und dem wohlgepflegten schattigen Park, in welchem ein Denkmal mit der Inschrift: „Auctori Emiliae Galotti posuit Carolus Fürstenberg MDCCXCI“ davon Zeugniß giebt, wie schon von früher her dieser Fürstensitz eine Stätte stiller Pflege der Literatur gewesen. Mit Eifer ging Scheffel sofort an die ihm gestellte Aufgabe. Es war mir durch das Entgegenkommen des jetzigen Bibliotheksvorstands Dr. Baumann vergönnt, unter Anleitung des Registrators Anton Schelble, welchen in jenen Tagen Scheffel selbst als jungen Burschen für diese Stelle ausgewählt und ausgebildet hat, in der Registratur Scheffels Thätigkeit zu verfolgen und nicht ohne Rührung konnte mein Auge auf den Zeugnissen der von ihm dabei geübten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ruhen. Obgleich im Stillen erfüllt von seinem großen poetischen Plan, widmete er sich voll Hingebung jeder Pflicht, die ihm nach seiner Meinung zukam, und faßte dabei sein Amt in seiner höchsten und edelsten Bedeutung auf. Wie ernst es Scheffel mit demselben nahm, geht aus jedem Vermerk auf den Rechnungen, geht z. B. auch daraus hervor, daß er es gewesen, der ein Ausleihe-Journal auf dieser Bi-

bliothek anlegte. Die 79 ersten Seiten desselben sind von ihm geführt, sie umfassen die Zeit vom 5. Dezember 1857 bis 16. April 1859. Das letzte von ihm eingetragene Buch war ein Band von Laßbergs Liedersaal. Der Empfänger war er selbst. Die Zahl derer, welche in Donaueschingen literarische Bedürfnisse hatten, war freilich eine bedenklich kleine. Auch sonst fehlte es ihm an anregendem Verkehr, der ihn hätte abhalten können, wieder in seine melancholische Lebensart zu verfallen. Die Fürstin Elisabeth von Fürstenberg, eine geborene Prinzessin Reuß, erkrankte bald nach seiner Ankunft so schwer, daß erst am 4. März, zum Geburtstag des Fürsten, die erste Hofgesellschaft stattfinden konnte, die zugleich eine Feier der Wiedergenesung der Fürstin war. Ein Prolog, den Scheffel für dieselbe dichtete, findet sich gedruckt in den Akten der Bibliothek. Zerstreuung fand er infolge dieser Fügung also wenig bei Hofe und er suchte sie in der Bürgerschaft, in deren Casino, dem „Museum", er sofort Mitglied wurde und in welchem er dann auch Freunde zu näherem Umgang fand, wie den Amtsrichter Eugen Wolff (jetzt Oberlandesgerichtsrath in Karlsruhe), den Musikdirektor Kalliwoda und den Rechtsanwalt Marquies, die für Scheffels Bedürfniß nach anakreontischen Erholungsstunden Verständniß und für die Aeußerungen seines Geistes auf diesem Gebiet Empfänglichkeit besaßen. In ihrer Gesellschaft fand er gelegentlich auch seinen frischen Humor wieder, wie er z. B. die folgende Epistel an den „Engeren" beseelt, einen Sachverständigen-Bericht über eine Weinprobe, mit der ihn eine Sendung Häusser's betraut hatte, „als das Heidelberger Museum seine Keller in Selbstverwaltung nahm und dieser als Weinwart der Gesellschaft seine segensreichen Verbindungen mit den „sonnigen Vorhügeln der Pfalz und den Deidesheimer Weingrafen anknüpfte".

„Hochwürdiger Engerer!

Bericht des Meisters Josephus vom dürren Ast, derzeit in Donaueschingen. Weinprobe betreffend.

Mittwoch den 12. Januar Abends geschah es, daß auf des Berichterstatters kleiner Klause, die er in der Geisenstraße hiesiger Residenz bewohnt, nachverzeichnete, sachverständige, der Weine verschiedener Tugenden wohl kundige Männer zusammentraten: Kalliwoda, ein Meister der Tonkunst, Kirsner, ein Landstand, Marquies, ein Rechtsanwalt, Wolff, ein Amtsrichter und ich, Josephus, der Buchwart. Und nachdem ich den Benannten viel löbliches von meiner zweiten Heimathstadt Heidelberg, dortigem Museum und dortigem „Engeren“ erzählt, auch sämmtliche Anwesende ein wohlgefälliges Nicken des Hauptes nicht zurückgehalten, da ich mit des „Engeren“ Weihnachtssendung hervorgerückt, schritten wir, gesammelt und wohlbedacht, wie es der Vornahme feierlicher Handlungen geziemt, zur Eröffnung und Kostung der Flaschen, in wohlgeordneter Skala vom einfachen zum fürnehmeren vorrückend. Und wie sich in jeglichem Kollegium durch Zusammentrag und Vergleich der Ansicht ein Urtheil zusammenstellt, so wurde auch bei genannten prüfenden Männern jedweder Flasche, gleich einem ins Examen genommenen Schulknaben, ein Prädikat und Census zu ertheilen versucht, deren Kunstergebniß ich hiermit nachträglich zusammen zu fassen suche.

1. Ruppertsberger. Angenehm, klar, süffig, mehr Flöte als Hoboe, mehr Gondolier als Kutscher.

2. Zeller Rother. Prälatenwein.

3. Ruppertsberger Traminer. Auf's erste Versuchen nicht in ganzer Gediegenheit erkannt, schlicht, latente Wärme.

4. Forster Riesling. Sehr rechtschaffen.

Hier ist nun ad 3 und 4 zu erwähnen, daß etliche der Anwesenden theils wegen langjähriger oberländischen und badensischen Weinstudien, theils wegen italischer Uebungen an den süßen Stoffen des Südens etwas antirheinweinisch gesinnt sind, und daß ad 3 und 4 auch manche Parallelen von Auslesen, die zu Meersburg, Kattenhorn und im gesegneten Markgräfler Land vorkommen, gezogen wurden. Welches Parallelenziehen jedoch ad 5 nicht nur gänzlich aufhörte,

sondern auch einem stromartigen Anwachsen der Prädikate Platz machte.

5. Deidesheimer Kirchgarten. Aechte Lebensnahrung, zerfallene Gemüther mit Deutschland auszusöhnen fähig. Ein frommer Wein. Einer, bei dem alles Schönen, was das Leben brachte und nahm, Erinnerung zu feiern. Hat einen Kapellmeister, der fortgehen wollte, zum Dableiben bewogen. Ein Wein, von dem ein vorsichtiger Familienvater für Ausbrüche unvorhergesehenen Durstes immer ein paar Flaschen im Keller vorräthig haben sollte. Steckt aber ein Dämon drin; ein Wein mit He! Juchhe! Juvivallera! sollte unter keinen Umständen von Revisoren und Kassenbeamten getrunken werden. Für Dichter anregend, dem Lied von der letzten Hose das vom letzten Hemd beizufügen. Ein Wein, um einen Kranz frischer Rosen auf das Haupt zu setzen, damit er würdig getrunken werde, mit welchem anzustoßen, wenn die erste Schlacht in Italien gewonnen sein wird.

6. Hallgarten 1857er Eisenlohrisches Gewächs. Wie nun die schmerzlich hingenommene Leerung von 5 erfolgt war, und der Meister Josephus den Pfropfen von 6 gelöst, da sah er aus derselbigen Flasche Nr. 6 ein feines Räuchlein aufsteigen, das zog sich duftig und verschwindend an der Wand empor zu seinen Häupten. An besagter Wand aber hängt eine alte Schwarzwälder Uhr, die der Meister Josephus einst beim Gordian Hettich in Furtwangen als Denkmal alter Uhrmacherkunst mitgenommen. An besagter Uhr ist alles Räderwerk von Holz und steht ohne Gehäuse offen zu Tage; statt des Perpendikels oben eine zweizinkige hölzerne Gabel, an der Bleigewichte hangen; ist auch ein starker Wecker mit einem Glöcklein dabei angebracht. Da nun dieselbige Uhr mehr als Merkwürdigkeit, denn als Stundenweiser dort hängt, war sie in Ruhestand gesetzt und ging nicht. Wie aber das Räuchlein Hallgarten 1857er aufstieg, da wurde obbeschriebene alte Schwarzwälder Uhr an ihrer Wand lebendig und hub von selber fröhlich zu gehen an. — Da beschlossen die sämmtlichen Prüfer, den Hallgarten 1857er kein Prädikat mehr zu ertheilen, sondern einfach von obbemeldeter Thatsache Akt zu nehmen. — Wurde übrigens von sämmtlichen Eingangs Genannten die Gesundheit der Heidelberger Benefaktoren mit einem Ausdruck von Herzlichkeit und Erquickung getrunken, die den Berichterstatter

zu der fröhlichen Ueberzeugung brachte, daß dem Weine eine länder- und völkerverbindende Kraft segensreich innewohnt."

In dieser ersten Zeit seines Donaueschinger Aufenthalts hielt überhaupt noch die fröhliche Stimmung in ihm vor, welche der längere Aufenthalt in seinem Heidelberger Freundeskreise gleich einem Bad im sagenhaften Jungbrunnen noch stets und so auch in diesem Winter in ihm erweckt hatte. Wie nach Scheffel's Tode vom Stuttgarter Neuen Tagblatt nach guter Quelle mitgetheilt wurde, hatte der junge Hofbibliothekar seinen Mittagstisch im Gasthof zum Falken (Post), wo er auch Abends des öfteren mit einer Anzahl der Honoratioren der Stadt zusammenkam. Seine vortreffliche Unterhaltungsgabe wirkte in jener ersten Zeit sehr belebend auf die Geselligkeit. Unter anderen brachte er die Idee in Vorschlag und mit zwei Genossen, dem verstorbenen Oberamtmann Lang und Oberamtsrichter Zopf, zur Ausführung, ein Statut für die Tischgesellschaft aufzustellen und unter dem Namen „Der Heilige" — wie ja meist der Verwalter des Kirchenguts in Landgemeinden oder für diesen substituirt die Kasse selbst heißt — einen kleinen Verein zu gründen. Mancher Kurgast, der später in Donaueschingen weilte, wird sich noch der pünktlichen Einhaltung des Statuts erinnern, das in humoristischer Weise durch Strafen auf Unterlassungssünden bezüglich der Tischordnung „dem Heiligen" Gelder zuführte, welche dann zur Feier des Stiftungsfestes an „Allerheiligen" und anderer festlicher Gelegenheiten, „heiliger Tage", verwendet wurden. Noch heute hängt in dem genannten Gasthof unter Glas und Rahmen ein Gedicht Scheffel's, das er später in Rückerinnerung diesem „Heiligen" gestiftet hat, und in dem er diesen Einen vor den anderen rühmt, die uns nur „mit bestaubten Knochen" erfreuen.

Auch eine andere humoristische Epistel, die er in der ersten Zeit seines Donaueschinger Aufenthalts, den er später ein „Exil" nannte, in die fröhliche Pfalz sandte, verdient in

diesem Charakterbild eine Stelle, damit der Spiegelung der Wirklichkeit die hellen Lichter nicht fehlen, welche diese letztere verklärten. Auf seinen im letzten Herbst unternommenen Wanderungen in dem Odenwald hatte der Dichter wiederholt in dem freundlichen Landhaus der Familie Artaria in Weinheim vorgesprochen und beim Abschiedsbesuche hatte er die ihm zufälliger Weise noch unbekannten, von Rückert so meisterhaft übersetzten Makamen des Hariri und mit Entzücken deren hafisisch-übermüthigen Inhalt und die Gestalt des humorvollen Wanderpoeten Abu Seid kennen gelernt. Ein paar Wochen nach seinem Scheiden kam von Donaueschingen die folgende schöne Makame:

„Jussuf Scheff-El spricht: Viel Stunden sind um und viel auch bereits sind um Tage — seit mit alten Scharteken ich mich herum schlage — zwar ist darunter die Urschrift der Nibelungensage — die vor Mottenfraß ich geschützt in juchtenledernem Umschlage — doch steht zu fürchten, daß ich mich lahm und krumm plage — daß der Schaben und Motten Schwarm an mir selber ringsum nage — wenn stets bei der Arbeit geharrend ich nur meinen Büchern stumm klage — daß Niemand, Niemand, Niemand mit mir des alten Kanzleidieners Gebrumm trage — und Vieles, was ich zu lesen verdammt, in die Welt so entsetzlich dumm rage. — Drum scheint mir, daß heut, wo ich wiederum auf meiner Bücherei sitze — daß von Rechtswegen vernünftiger und mir zu Besserem sei nütze — wenn in den Ernst auch ein klein wenig schalkhaftige Narrethei blitze — und ich gegen 18 Grad Winterfrost mich durch einige Reimschreiberei schütze.

Wie herrlich ist's doch im Allgemeinen zu versäumen seine Kanzleistund — Gedenkend der Zeit, wo die ganze Welt, wo Thun und Lassen noch freistund — wo man mit der ganzen Jugendkraft mit fröhlichem Körper und Geist und — muthigem Ringen als wie ein Soldat zur Fahne der Poesei stund!

Anstellend diese verpönte, jedoch so edle und wahre Betrachtung — steig ich an diesem Vormittag in meiner eigenen Achtung — daß ich jedwede Bureau-Arbeit abweisend mit Verachtung — das Dampf-

schifflein der Gedanken heut befrachtend mit beßrer Befrachtung — fortsteure aus der Region zeitweiser Sinnesumnachtung.

Fortsteure? Wohin? ich glaub' in die Pfalz, in die fröhliche Pfalz nach Weinheim — denn dorthin denk' ich zuweilen auch mit Sehnsucht und leisem Gegrein heim — als wär ein Stück meiner Seele mir mit unsichtbarlichem Scheinleim — dort festgeleimt und fände nicht an anderm Ort zum Gedeih'n Keim — Mir ist, es wäre Donnerstag, ich bäte, daß man mir einräum — ein Album, drin ich zeichnend mich so gern einspinn' und einträum' — zu schlürfen noch einmal italischen Lands und italischer Kunstphantasei'n Seim — oder zu ersinnen einen zierlich klingenden Feinreim." — — —

Hier folgt ein Passus, welcher zu viel private Anspielungen enthält, um allgemein interessant zu sein, und zum Schluß heißt es:

„'s schlägt zwölf Uhr schon, die Kanzleistund' ist mit Glück verträumt, die infame — so wünsch' ich diesem Knittelgereim eine freundliche Aufnahme — und wünsch' Euch Allen am Schlusse des Jahres in feierlichem Proklame — Viel Glück, und daß der Kaffee sei nie ohne Zucker und Rahme — O Juletante, du federgewandte, Abu Seid-verständige Dame — daß nicht ich verfall' an der Donau Quell dem herzverzehrenden Grame — oder gar dem stillen Trunk mich ergeb' und an der Seele erlahme — gedenke mein und schreibe mir bald eine lange, lange Makame — sie wird mir sein wie ein gülden Gefäß, gefüllt mit edlem Balsame!"

Der Wunsch wurde umgehend erfüllt, und zum Danke flogen rasch nach einander ein paar ähnlich reizender Episteln nach Weinheim. Dann vergingen mehrere Monate, und die Freunde in der Pfalz hörten nichts vom Meister Josephus. Also schickte man eines Tages an das fürstliche Archiv in Donaueschingen einen amtlich stilisirten Fragebogen um Auskunft über einen verloren gegangenen Poeten, und mit Postwendung kam auf einem Stempelbogen der fürstlichen Bibliothek folgende „amtliche Auskunft auf die werthgeschätzte Anfrage" zurück:

„Ad Frage 1: Lebt der Mann noch?
Antwort: Ja, aber schwach.

Ad Frage 2: Kann er schreiben?

Antwort: Ja, aber ebenfalls schwach.

Ad Frage 3: Wie geht's ihm?

Antwort: Wie dem Ovidius, da man ihn an den Pontus ins Exil gesetzt. Trinkt viel Bier. Macht große Fußwanderungen ins Wutachthal, Gauchachthal, Brigachthal. Entdeckt keltische Steinwälle auf abgelegenen Bergkuppen. Hat Händel mit Revisoren und Rechnungsräthen. Ist Pompier bei der Stadtfeuerwehr und durch Diplom vom 1. März Ehrenmitglied des wieder aufgelebten pegnesischen Schäferordens in Nürnberg.

Ad Frage 4: Plagt er sich mit eines neuen Buches Gestaltung?

Antwort: Leider, ja.

Ad Frage 5: Kommt's bald heraus?

Antwort: Leider, nein.

Ad Frage 6: Oder ist er verliebt?

Antwort: Hier muß zuerst ad formalia dieser Frage bemerkt werden, daß selbe in keinem Gegensatze zu Frage 4 und 5 steht, indem man mit Bücherschreiben sich plagen und recht wohl daneben verliebt sein könnte. Quoad materialia aber die beruhigende Auskunft, daß von angedeutetem Zustande bei diesseitiger Stelle nichts wahrzunehmen."

Es folgen noch einige weitere Absätze und dann, für den Fall einer beabsichtigten Uebersiedelung der Freunde nach Heidelberg, der Schlußpassus:

„Wenn dieselben die Güte hätten, dem Fürstl. Archiv Nachricht zu geben, wo dorten die neue Wohnung aufgerichtet wird, so möchte dasselbe, so es wieder einmal mobil wird, seine Aufwartung dort zu machen unterlassen zu haben bereuen zu müssen kaum in die Lage kommen. Möge eine wohllöbl. Fragestellungs-Kommission aus der baldigen und eingehenden Beantwortung der geehrten Zuschrift vom 26. hujus die Ueberzeugung gewinnen, wie sehr dem dienstergebenst Unterfertigten das Bestreben angelegen ist, auch in dem laufenden Etatsjahr durch gewissenhafte Besorgung dienstlicher Angelegenheiten keiner verderblichen Oberflächlichkeit sich schuldig zu machen. (S. auch 2. württemb. Etats-Instruktion vom 17. April 1819. F. Müller. Handbuch des Kassen- und Rechnungswesens, Nördlingen 1846.)"

„Besser als tausend Erklärungen es vermöchten, schließt Frau Professor Braun diese Mittheilung, zeichnen diese Stellen Scheffel's Art, den schalkhaften Humor, der seine Glanzlichter über die alltäglichsten Dinge warf, die Besonderheit seines Wesens, die Allem, was er sagte und schrieb, ein unverkennbares Gepräge aufdrückte." Aber sie bringen auch in einem Grade wie wenige der früheren seiner humoristischen Produkte die melancholische Grundstimmung zu scharfem Ausdruck, die den Aeußerungen seiner immer noch sich regenden ursprünglichen Lebenslust diese humoristische Färbung verlieh.

Die innere Vereinsamung that ihm nicht gut. „Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst beschäftigen, wenn es nur nützlich wäre", sagt Goethe im Tasso, und sein Harfner singt: „Wer sich der Einsamkeit ergiebt, ach der ist bald allein." Beides mußte an sich der Dichter erfahren, der im „Ekkehard" den Satz geschrieben: „Melancholisch Gemüth zehrt lange an erlittener Beschädigung" und die Lehre aufgestellt, „daß die Einsamkeit nur eine Schule für's Leben ist, nicht das Leben selbst, und daß werthlos verderben muß, wer in der grimmen Welt immerdar nur müssig in sich hinein schauen will." Noch gab diese Erkenntniß seinem Leben die Richtschnur; auf ersprießliche Bethätigkeit seiner Gaben, auf frische Theilnahme am Leben in der ihm von der Natur vorgezeichneten Weise war sein Dichten und Trachten gerichtet; aber die „Beschädigung", die sein „melancholisch Gemüth" erlitten, gaben diesem Streben einen unheilvollen Zug von Unruhe, in welchem Ueberhastung abwechselte mit dumpfer Insichversunkenheit. Darüber gewann allmählich wieder die Krankheit seines Gemüths immer mehr Herrschaft über sein ganzes Wesen. Gedanken voll Todessehnsucht wechselten ab mit Stimmungen, in denen die Sehnsucht nach den Freuden seiner Heidelberger guten Tage ihm tragi-komische Lieder für seinen „Engeren" eingab. Zwei Tage nachdem er an Schwanitz (10. III.) geschrieben: „Ein Hinübergehen zu meiner Schwester klopft manchesmal,

wie eine freudige Ahnung an meine Thür", dichtete er das, seine bisherigen Rodensteinlieder übertrumpfende „Des Rodensteiners Ritt zum Mond", in welchem er schildert, wie der durstige Ritter, dem's auf Erden nicht mehr gefällt, den Mond heimsucht, diesen „Fledermausplaneten" aber, nachdem er dessen Ausgetrocknetheit erkannt hat, schleunigst wieder verläßt:

„O Wahn und Thran! o Feldkaplan!
's geht Luft und Odem aus.
Die Milchstraß geht uns auch nichts an;
Wild Heer, linksum!! nach Haus!!!
Fern da!
Fern allen Stern' da!
Die Welt liegt überzwerg:
Es giebt in Himmel und auf Erd'
Halt nur ein Heidelberg."

Am Schluß trägt dies von Scheffel nicht in's „Gaudeamus" aufgenommene Gedicht die Bemerkung: „Dieß Lied hab ich, Meister Josephus an der Thonaw dem hochlöblichen Engeren in pflichtschuldigstem Dank für die Verleihung des Ordens des Hauskreuzes angefertigt, — und grüß die anderen Würdenträger alle in alter Freundschaft!"

Ueberhaupt war in jener Zeit der Verkehr mit dem Engeren ein sehr reger. Auch das seltsame „Rodenstein's Nachtlied", welches gleich dem vorstehenden separat, 1886 im Verlag von H. Schleuning in Hamburg erschien und im Original die Unterschrift: „Der Ritter dem Knapp und dem Kaplan" trug, ist damals entstanden, und wie die Stelle „allezeit neckarwärts" beweist, hat auch dieses die Sehnsucht nach dem geliebten Heidelberg, der Stadt, „wo er die schönsten Stunden seines Lebens genossen", ihm eingegeben. So machte sich auch in seiner Anakreontik immer stärker die Melancholie geltend. Wir können uns nicht versagen, wenigstens einige Sätze aus dem Absagebrief auf die Einladung zum diesjährigen Stiftungsfest des E. A. mitzutheilen, der wiederum die Form eines im Kanzleistil verfaßten Amts-Beschlusses trägt.

„In Erwägung, daß die Kinzigthaleisenbahn noch nicht gebaut und die Beförderung auswärtiger Hofbibliothekare mittelst des Telegrafen nach Heidelberg zur Zeit unstatthaft.

In Erwägung, (es folgen nun noch verschiedene Gründe)

verfügt:

1) die Hoftrauer diesseits auf die Tage vom 14. bis 17. Februar inklusive zu verlängern,

2) dem Famulus Anton Schelble eine Gratifikation von 1 fl. 30 Xr. rhein. zu verabreichen, mit dem Auftrag, statt seines Herren essend, trinkend und tanzend die Faschingslustbarkeit zu begehen.

3) In persona dagegen am Mittwoch Abend auf eigener Clause einen stillen „Blauen" zu machen und dabei des Ovidius Tristia ex ponto nachzulesen.

4) Nachricht dem Comité des hochwürdigen E. A. mit der Bitte um stille Theilnahme.

Josephus vom dürren Ast."

Die Stunden, in denen Scheffel solche Briefe schrieb oder in Gesellschaft der genannten Freunde sein originelles Talent für humoristische Unterhaltung zechverständiger Sodalen spielen ließ, waren aber nur Lichtpunkte, die den trüben Himmel dieses Winters für Scheffel erhellten. Mit Ernst der ihm zugefallenen und ihm zunächst nicht unsympathischen Arbeit des Ordnens der Bibliothek und der mühsamen Katalogisirung derselben hingegeben, verbrachte er die Tage, bis die Frühlingssonne gleichzeitig die alte Wanderlust und die Sehnsucht, an die Ausführung des ihm im Sinne liegenden Wartburgwerks zu gehen, in ihm zu eifriger Bethätigung wach rief. „Geschrieben habe ich seither nichts, da ich einen Manuskriptenkatalog zu machen habe", hatte er noch am 10. März geschrieben; am 20. Mai aber flatterte ein Gruß auf die Wartburg mit der Meldung, daß, wenn er auch nicht den Winter über an seinem Werk geschrieben, er doch fleißig die Gedankenfäden dazu gesponnen und Vieles schon im Kopf habe. Am letzten Mai werde er den Katalog abschließen und dann mit der Ausführung der Dichtung beginnen. Am geschichtlich-mythischen Hintergrund

des Sängerstreits von 1208 würden sich noch allerlei Figuren und Erlebnisse aufranken, an denen der wackre Wartburg-kommandant seine Freude haben solle.

Einen historischen Roman in der realistischen Darstellungsweise des „Ekkehard“ zu schreiben, der den Sängerkrieg auf der Wartburg zum Mittelpunkte haben sollte, zu diesem festen Vorsatz und Versprechen hatte sich Scheffel's anfänglicher Plan, „etwas Wartburgmäßiges“ in Angriff nehmen zu wollen, bereits beim zweiten Besuch auf der Burg ausgestaltet. Der Dichter selbst hat stets dem mächtigen Eindruck, den das große Gemälde Schwind's im „Sängersaal“ der Burg auf ihn ausübte, einen großen Antheil an dem zuerkannt, was ihn zu der Wahl dieses Stoffes bestimmte. So hatte er damals, noch im November, an den graphischen Gestalter seines Rodensteiners, den Maler Ille in München, geschrieben: „Herrn und Frau v. Schwind bitte ich 1000 Grüße zu vermelden; ich war im September d. J. und später noch einmal auf der Wartburg und habe mich oftmals erquickt an den wunderschönen Fresken. Der Sängersaal aber mit dem großen Bild des Sängerstreits hat schier die Lust in mir wachgerufen, jene Zeiten de anno 1207, wo die Kritik in Gestalt des Scharfrichters Meisters Stempfel der Poesie zur Seite stand, sonst aber fröhlich Leben war, einmal mit der Feder dem Pinsel Herrn v. Schwind's nachzuzeichnen. Kommt mein Plan zur Ausführung, so werde ich, zur Auffrischung bilderlahmer Phantasie, einmal um etliche Kostümzeichnungen aus dem 13. Jahrhundert bitten.“ Und als er fünf und ein halb Jahr später die Vorrede zu jener Liedersammlung schrieb, der er den Titel „Frau Aventiure“ gab und welche in lyrischer Form die Hauptergebnisse seiner Vorarbeiten zu jenem nie vollendeten Roman zur Darstellung brachten, da hob er unter Verweisung auf jene „denkwürdigen Septembertage des Jahres 1857, da man in der Stadt Karl Augusts die Erzbilder der Heroen enthüllt hatte, die unser Jahrhun-

dert mit dem Widerschein ihres sonnig freien Geistes durchleuchten", wiederum diesen Einfluß hervor: „Damals war dem Heimkehrenden vergönnt, in dem Sängersaal der thüringischen Landgrafenburg vor das aus schöpferischer Seele geborene Wandgemälde zu treten, in welchem Moritz von Schwind den sagenhaften Sängerwettkampf des Jahres 1207 darzustellen versucht hat. Eine Betrachtung über die mehr als zufällige Fügung, daß nicht nur in jener glänzenden Literaturepoche, von deren Festfeier die Nichteinheimischen zurückdampften, sondern schon sechs Jahrhunderte früher eine frühlingslustig emporgedeihende deutsche Kunst von allen Gauen und Enden des Vaterlandes hier in Thüringen wie in einem natürlichen Mittelpunkte sich einnisten und unter eines geistig mitempfindenden Fürsten Schutz zu höherem Fluge die Schwingen entfalten durfte, war in jenen von Baumeister und Maler mit allem Zauber einer gestaltend rückwärts schauenden Phantasie verklärten Räumen leicht angeregt. Damals gedachte ich: „Hei, wer so viel erfahren dürfte und erführe, daß er mit den halbmythischen Schemen dieser mittelalterlichen Sänger, ihrem Leben, Fühlen und Dichten sammt den starren und treibenden Kräften ihrer Epoche vertraut würde wie mit Goethes und Schillers klarer Zeit!" und langsam, ehrwürdig, als hätte sie in einem Erdgeschoß des Landgrafenpalas weltentrückt wie Kaiser Rothbart im Kyffhäuser die Jahrhunderte verschlafen, kam auf den Steinstufen unter der Sängerlaube Frau Aventiure emporgestiegen und sprach, dieweil Lächeln unsterblicher Jugend die Lippen umspielte: „Vertrau Dich mir, ich führe Dich zu jenen!" . . . Und sie hat ihr Wort redlich gehalten und mich mit den Gefährten ihrer Blüthetage bekannt gemacht, daß mir deren Sprache und Kunst keine fremde mehr ist. Manch' guten Rasttag hab' ich jenen Findern wilder Mären gelauscht, manch' guten Wandertag bin ich über Berg und Thal ihren Spuren, die bis weit an die Donau hinabweisen, nachgezogen. Man mag von der

Kultur des 13. Jahrhunderts urtheilen, wie man will: eine Zeit, die als Marksteine ihrer epischen Dichtung auf der einen Seite den Parzival, auf der anderen das Nibelungenlied, als Zeugniß ihrer Lyrik hier den gemüthreichen Erstlingstrieb des deutschen Minnesangs, dort das üppige lateinische Tiriliren der fahrenden Schüler hinterlassen hat, wird dem Forscher, auch wenn er nicht mit schwärmender Sehnsucht nach ihr zurückblickt, noch langehin Gegenstand umfangreicher und ergiebiger Untersuchung bleiben."

Wie es gekommen, daß die nur zu eifrig und gründlich unternommenen Untersuchungen und Studien zur Erlangung einer lebendigen, historisch echten Anschauung jener poesieverklärten Culturepoche deutscher Vergangenheit, daß die hinter alten Pergamenten und Urkunden oder in Getrümmer alter Schlösser und Klöster verbrachten „Rasttage", und die in bunter Folge aneinander gereihten „Wandertage", während denen er den Spuren jener vergangenen Zeit „bis weit an die Donau hinab" folgte — daß dieser gewaltige Einsatz von gelehrter Forschens- und poetischer Phantasiethätigkeit den Dichter nicht zur Vollendung des so geplanten Romans, dagegen zur Entstehung von „Juniperus" und „Bergpsalmen" und schließlich im Jahre 1863 zu der eigenthümlichen Sammlung von „Liedern aus Heinrich von Ofterdingens Zeit" geführt hat; dies darzulegen ist die Hauptaufgabe, die dem Biographen des Dichters noch bevorsteht.

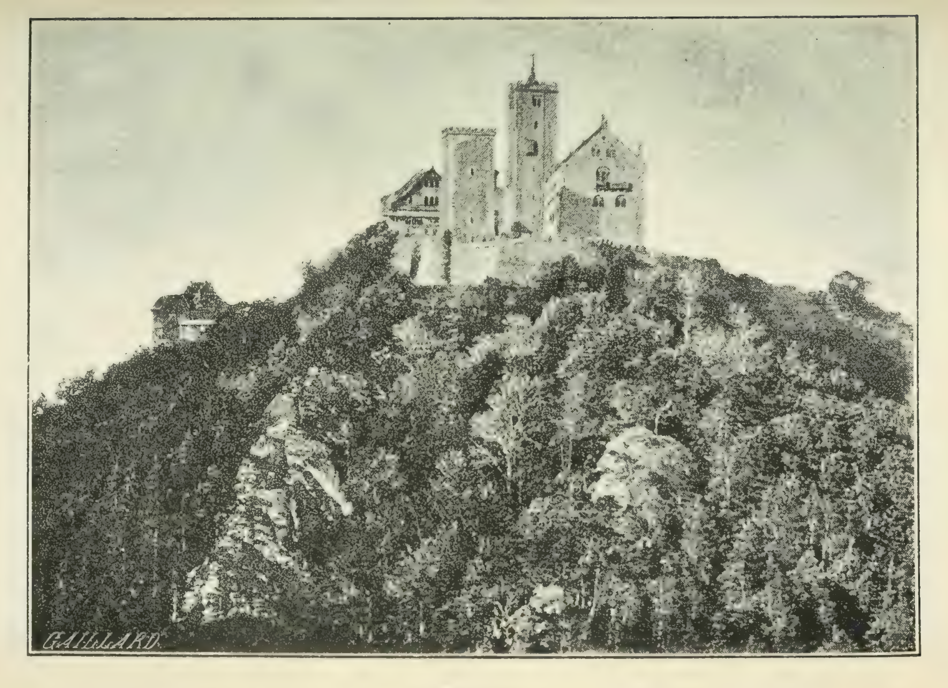
Ein neues Werk von der Art des „Ekkehard": diese Forderung an sich selbst hatte er sofort nach Beendigung des einen Romans an sich gestellt. Sie hatte ihn zu den Stoffen „Titians Tod", „Georg Frundsberg", „die Albigenser" geleitet, und als die Eigenthümlichkeit der beim Ekkehard angewandten Schaffensmethode hatte er das gründlichste Studium der Geschichtsquellen und das hingebendste Einleben in die betreffenden Landschaftsgebiete und lokalen Ueberlieferungen empfunden. Auf diesem Wege hatte er in

Venedig, in den Tridentinischen Alpen, in der Provence u. s. w. jene Stoffe, deren poetischer Reiz ihn angelockt hatte, „in seiner Weise" als Dichter zu erobern gesucht. Immer, wie wir sahen, ohne den Erfolg wirklichen Gelingens. Welchen Antheil an der Vereitelung dieser Pläne sein rastloses Wanderbedürfniß, die Störungen durch Krankheit, die lastende Melancholie, die schwere Heimsuchung des Schicksals, zuletzt noch der unter so tragischer Verkettung eintretende Verlust der geliebten Schwester hatten, hat unser voriges Kapitel nicht minder hervorgehoben, wie die verhängnißvolle Thatsache, daß bei diesen Unternehmungen jene wunderbare Harmonie zwischen dem gelehrten historischen Forschen und der poetischen Aufnahme von realen Eindrücken landschaftlicher und ethnischer Art und drittens dem schöpferischen Walten der Phantasie, welche den „Ekkehard" gezeitigt hatte, sich nicht wieder hatte einstellen wollen. Ein Eindruck verdrängte den andern, eine Stimmung die andere, neue Forschungsergebnisse warfen die auf die früheren gegründeten poetischen Anschauungen über den Haufen. Das, was jenen innigen Zusammenhalt zwischen Forschen und Dichten beim Gestalten des Ekkehard bewirkt hatte, der persönliche Antheil am Stoff, der sich als dichterische Verklärung eigenen Erlebens, eigenen Empfindens darbot, fehlte zunächst bei diesen neuen Versuchen. Von der Wichtigkeit dieses Antheils hatte er selbst keine klare Vorstellung. Er glaubte, seiner exakten Forschensmethode allein den Erfolg verdankt zu haben, während er doch die eigentliche Gestaltung des Romans, die Entwickelung des Liebesverhältnisses zwischen Hadwig und Ekkehard und des letzteren Aufschwung zur befreienden That des Poeten keineswegs den Quellen, sondern dem Trieb seiner Phantasie, das eigene Erleben poetisch zu gestalten, zu danken hatte. Dem ernsten, mit verschwiegener Leidenschaft ringenden Lehrer der Herzogin Hadwig auf Hohentwiel hatte er ebenso seine Züge gegeben, wie vorher dem fahrenden Spielmann Jung-Werner. Wie

Goethe's Dichtungen waren auch diese Werke Scheffels — Akte der Selbstbefreiung gewesen. Vom eigenen Erleben empfing damals die eigentliche Dichterthätigkeit ihre Impulse, wobei die innige Vertrautheit mit der zu schildernden Zeit und Oertlichkeit ihm bei dem Unternehmen zu Hülfe kam, die Zustände der Vergangenheit mit lebendiger Deutlichkeit zu schildern. Zu den nachher aufgegriffenen Stoffen hatte ihn ein ähnlich starker, inniger Bezug nicht geführt. Wie fremd waren seinem inneren Erleben die Kriegsthaten des Jörg Frundsberg und die Schicksale der genialen Gestalten im Venedig des Titian. Der Wunsch, einen neuen historischen Roman zu schreiben, hatte ihn verleitet, das lebhafte Interesse, das ihm ein Bild, ein Buch, ein Reiseeindruck für deren Gegenstände eingeflößt, für einen genügenden Impuls zum schöpferischen Nachbilden fremder Erlebnisse und vergangener Zustände zu halten. Erst als ein persönlicher Bezug tieferer Art zu zweien der Stoffe sich einstellte: das Verlangen, die Gestalt der geliebten Schwester zum Mittelpunkt der betreffenden Romane zu machen, war seine dichterische Schaffenskraft in volle Strömung gerathen. Leider setzte ihr nur zu bald der Tod der Schwester ein Ziel. Und nun? Wieder war der Antrieb zum poetischen Vorhaben nicht von innen erfolgt. Wieder war es ein Bild und eine Anregung von außen gewesen, was ihn zu neuer Fahrt in's Gebiet historischer Forschung veranlaßte. Wieder verband ihn nur ein geistig-gemüthliches Interesse, kein elementar treibender Bezug zu dem Thema. Wieder fehlte der innere Zwang, der zur rechten Stunde der Forschung Einhalt gebeut und selbst auf Kosten der historischen Wirklichkeit zum sofortigen Gestalten des vorhandenen Stoffs drängt, und unwillkürlich regte sich der Trieb, diesen Mangel durch um so gründlichere Vorarbeiten zu ersetzen. Zwei neue Momente traten bei diesem letzten großen dichterischen Unternehmen in's Spiel, die diese Vorarbeiten in unermeßlicher Weise erschwerten und dem freien Walten der Phantasie von vornherein unvorher-

gesehene Hindernisse in den Weg legten: der Stoff, den er hier ergriffen, um ihn mit geschichtlicher Treue zu gestalten, war gar nicht historisch, sondern nur sagenhaft überliefert, er aber fühlte sich getrieben, den geschichtlichen Charakter der Sage vorher zu erhärten, um diesen zu dichterischer Darstellung zu bringen.

In Folge der Verschmelzung, welche Richard Wagner in seiner romantischen Oper mit Elementen der Sage vom Sänger Tannhäuser, der im Hörselberg bei Frau Venus weilte, und den Ueberlieferungen eines unter Landgraf Hermann stattgehabten Sängerkampfes vorgenommen hat, ist das heutige Publikum einigermaßen im Unklaren über den eigentlichen Charakter dieser letzteren Begebenheit. Als Scheffel vor dem großen Gemälde Schwind's den Entschluß faßte, ihm dasselbe als Dichter „nachzuzeichnen", war er mit der von diesem benutzten Quelle wohl vertraut (bereits der Brief, mit dem er die Trompetersendung an Frau Engerth begleitete, enthält eine Anspielung, welche es erweist), aber er hielt sie für besser historisch beglaubigt, als seine weiteren Nachforschungen später leider ergaben. Schwind war mit der Freiheit, welche beim künstlerischen Gestalten des Historischen unentbehrlich ist, ziemlich getreu dem Bericht der Annales Reinhardsbrunnenses und der auf diesen begründeten Fassung, welche Dietrich von Apolda der Sage gegeben hat, gefolgt. Danach soll im Jahre 1207 unter Landgraf Hermann auf Wartburg zwischen kunstbewährten Dichtern, welche zu desselben Hofhalt gehörten, ein Wettstreit stattgefunden haben, bei welchem fünf der ritterlichen Sänger dem Ruhm des Thüringer Landgrafen ihre Lieder weihten, während der kühnste der Sechs, Heinrich von Ofterdingen, ihrem Sange das Lob des Herzogs von Oesterreich entgegensetzte. Die fünf Gegner des Ofterdingers waren Heinrich, der tugendhafte Schreiber, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Wolfram von Eschenbach und Biterolf. „Der Streit entbrannte so heftig,



Die Wartburg.



daß die Kämpfenden sich freiwillig verpflichteten, wer besiegt werde, sei dem Tod durch Henkershand verfallen. Da holte man den Henker herbei, und da die Fünf den Ofterdinger nicht im Singen besiegen konnten, so wollten sie mit falschen Worten gegen ihn spielen. Ofterdinger aber, ihre böse Absicht bemerkend, floh zu der Landgräfin Sophia und barg sich hinter ihren Mantel. Die edle Fürstin schützte ihn und erlaubte ihm, frei hinwegzuziehen, um nach Jahresfrist wiederzukehren und den damals berühmtesten Meister des Gesanges, den Klingsor aus Ungarland, als Schiedsrichter mitzubringen. So zog Ofterdingen nach Oesterreich zu dem Herzoge Leopold VI., dessen Lob er so sehr gepriesen hatte. Dieser empfing ihn herrlich, beschenkte ihn reich und gab ihm Briefe mit an den Meister Klingsor, welcher in Siebenbürgen wohnte und edel und gar reich war. Auch war derselbe ein behender Philosophus und ein wohlgelehrter Mann in weltlichen Künsten, besonders wohlerfahren in der Astronomie und der schwarzen Kunst. Zu diesem also kam Ofterdingen und bat ihn, daß er mit ihm kommen möchte zur Wartburg. Nun aber war schon ein Jahr vergangen und die Frist bis auf einen Tag abgelaufen, deshalb war Ofterdingen in großen Sorgen; doch Klingsor wußte Rath, denn mit Hülfe der schwarzen Kunst kamen sie beide in einer einzigen Nacht gen Eisenach in das Haus das Bürgers Hellgrave. Klingsor stieg dann mit Ofterdingen hinauf zur Wartburg, wo sie von dem Landgrafen und den Sängern mit Erstaunen empfangen und sehr geehrt wurden. Am Abende desselben Tages aber saß der Meister Klingsor vor seiner Herberge und sah aufmerksam nach dem gestirnten Himmel, so daß diejenigen, welche zugegen waren, ihn fragten, ob er was Besonderes dort erschaue; da antwortete er ihnen: Ihr sollt wissen, daß diese Nacht meinem Herrn, dem König Andreas von Ungarn, eine Tochter geboren wird, die wird genannt werden Elisabeth, und wird ein heiliges Leben führen. Auch soll sie angetraut

werden dem jungen Fürsten Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann, denn durch ihre Frömmigkeit wird die ganze Welt, und besonders das Thüringer Land, erfreut werden. — Der Landgraf vernahm diese Kunde mit großer Freude. Er ließ dem Meister Klingsor zu Ehren ein großes Gastmahl im Landgrafenhause herrichten und ordnete dann die Erneuerung des Sängerkampfes an, zu dessen Entscheidung Klingsor nach Eisenach gekommen war. — Klingsor selbst begann nun den Wettstreit und es gelang ihm, alle Gegner Ofterdingens zu besiegen, nur den Wolfram von Eschenbach konnte er nicht überwinden; da stellte er sich, als wäre er ermüdet, und brachte einen Jüngling herbei, welcher den Wolfram von Eschenbach wohl besiegen sollte. Dieser aber hieß Nasian und war ein böser Geist und er begann gegen Wolfram zu singen von der Schöpfung der Welt und dem ewigen Worte, das Fleisch geworden; Wolfram aber erwiderte ihm von Christi Lehre und Opfertod mit so lieblichem Gesange, daß Nasian verstummte und verschwand. Obwohl sich nun Klingsor besiegt sah, wollte er doch erforschen, ob Wolfram ein Gelehrter sei oder ein Laie, und in seinem Auftrag legte Nasian zur Nachtzeit diesem verfängliche Fragen nach dem Lauf der Gestirne vor, welche Wolfram mit dem Hinweis auf den Lenker aller Welten beantwortete. Damit war Wolfram's Laienschaft erwiesen. So ward Wolfram, obgleich Sieger, doch auch für besiegt erklärt, und Klingsor, nachdem er die Sänger versöhnt hatte, verließ hochgeehrt und reich beschenkt die Wartburg und zog wieder nach Ungarland."
Auch das erst nach dieser Prosaaufzeichnung entstandene mittelhochdeutsche Gedicht „Der Kriec auf Wartburc" schildert, und zwar in dramatischer oder wenigstens dialogisirter Form, den Vorgang ähnlich, wenn auch in eine Scene zusammengedrängt. Einen dichterischen Werth hat dieses aus Frauenlob's Kreis hervorgegangene „meistersingerliche" Gedicht nicht und viel Anregung konnte Scheffel ihm nicht entnehmen.

Auch Schwind hatte, jedoch mit souveräner Beherrschung des mystischen Stoffes und der Oekonomie des Gedichts folgend, den ersten Kampf, der in der Herankunft des Henkers gipfelt, mit dem zweiten vereinigt, der das Erscheinen des zaubergewaltigen Klingsor als Bundesgenossen des Ofterdingers zum Hauptmoment hat und dadurch die bedeutendsten Momente der ziemlich zerfaserten und unklaren Handlung der Sage zu einer dramatisch-lebhaften ausdrucksvollen Scene verdichtet.

Eine entgegengesetzte Richtung mußte dagegen der Dichter einschlagen, der als Epiker die fragmentarisch überlieferten, phantastisch aufgeputzten Thatsachen der Sage zu einem lebensvoll wirkenden Kultur- und Seelengemälde ausweiten wollte. Er mußte sich gedrungen fühlen, das Thema des Sängerkriegs: „Hie Thüringen — hie Oesterreich!" in seiner historischen Bedeutsamkeit zu erfassen und darzulegen; er mußte den hier symbolisch gegebenen Gegensatz zwischen der Pflege der Dichtkunst auf der Wartburg unter Landgraf Hermann und derjenigen, die ihr auf dem heiteren Hofhalt des Herzogs Leopold VI. von Oesterreich wurde, in seiner historischen Realistik erforschen und zur Darstellung bringen; er mußte — bekannte er sich einmal zu den realistisch-künstlerischen Grundsätzen Scheffel's — an die Stelle der Mystik und Zauberei natürliche Beweggründe und historisch-bedeutende Handlungen stellen, die in dem wiederholten Kampf Heinrichs des Ofterdingers gegen die eigentlichen Hofpoeten der Landgrafenburg ihren natürlichen wie künstlerischen Gipfelpunkt fanden. Er konnte nicht, wie der Maler, die Reise des Ofterdingers in die Heimath übergehen, er mußte vielmehr in sie die Vorbereitung der Katastrophe verlegen; er durfte bei der Entscheidung nicht dem bösen Geist Nasian oder dem auf Schwind's Bild dessen Stelle vertretenden Höllenhund die Sache Ofterdingers entscheiden, sondern den Helden durch eigene Dichterthat den Sieg auf seine Weise erstreiten lassen.

Scheffel nun hat — freilich erst nach einer Zeit unsicheren Umhertastens — mit bewunderungswürdiger Finderkraft die Pfade zu einer derartigen bedeutenden Gestaltung des beim ersten Anblick so unscheinbar und unbedeutend erscheinenden Sagenstoffs von den ihre Landesherren gegenseitig verherrlichenden Minnesängern in der That gefunden. Er hat den bedeutsamsten und interessantesten Gegensatz, der im deutschen Kulturleben des 12. und 13. Jahrhunderts überhaupt wirksam und lebendig war, den Gegensatz von höfisch-ritterlicher und von national-volksthümlicher Bildung, zwischen der deutschen Poesie, welche ihre Quellen im provenzalischen und normannischen Ritterthum und jener anderen, welche in den alten heimischen Ueberlieferungen wurzelte, zum Gegenstand auch des Konfliktes erhoben, welcher zwischen Wolfram und dem Ofterdinger auf Wartburg ausgefochten wurde. Denn wenn wir das endliche Resultat seines Forschens, Denkens und Dichtens, die Liedersammlung „Frau Aventiure" sammt den sie erläuternden Anmerkungen mit liebevollem Eingehen in diesem Zusammenhange studiren, so ergiebt sich als Lösung, welche dem Dichter für seinen Sänger-Krieg-Roman schließlich vorschwebte, die Absicht: den Ofterdinger zum Vertreter der volksthümlichen, auch von Ursprung her deutschen Poesie zu machen, der sich im ersten Kampf zwar mit seinen heiteren, aber „dörperlichen" Tanzweisen dem in „hövischer" Kunst ihn hoch überragenden Dichter des Parzival nicht als gewachsen erweist, dann aber von verwundetem Ehrgefühl gespornt und von seinem Genius geleitet zum Sänger des Nibelungenlieds und damit zum Schöpfer eines nach Form und Inhalt echten Nationalepos wird, mit dem er endlich den Sieg am Hofe des kunstfreundlichen Thüringer Landesfürsten erringt.

Was ihn zu solcher Auffassung in allmählichem Studiengang führte und die Berechtigung gab, findet sich in „Frau Aventiure" und zwar in den Anmerkungen zu dem Cyklus der dem Ofterdinger zugeschriebenen Lieder gar sorgsam

und anschaulich zusammengestellt. Diese Anmerkungen überragen alle anderen weit an Umfang wie Gehalt und entwickeln die völlig neuen Ansichten des Forschers und Dichters so klar und gegenständlich, daß sie eines weiteren Kommentars nicht bedürfen. Daß einzelne dieser Sätze das Resultat jahrelanger, einzig gearteter Studien waren, sieht man ihnen nicht an. Einer derselben ist direkt seiner Auffassung des Ofterdingers gewidmet. „Vom Nebel der Sage umwallt und verhüllt steht Heinrichs von Ofterdingen Gestalt in der Ferne der Zeiten. Das Gedicht vom Wartburgkrieg zeichnet ihn als Kämpen Oesterreichs und schlagfertigen Gegner Wolframs von Eschenbach; die Literaturgeschichte fragt nach den Werken, welche berechtigen, ihn dem Dichter des Parzival als ebenbürtigen Wettstreiter gegenüber zu stellen. Nur die nicht unanmuthige Dichtung vom König Luarin und seinem Rosengarten in den Tiroler Bergen meldet am Schlusse:

Heinrich von Ofterdingen
dieses maere getihtet hât
daz sú sus meisterlichen stât.

Zweifelt man auch diese Nachricht an, so fehlt jede Möglichkeit, ihn anders als einen verschollenen mythischen Namen aufzufassen. Giebt man sie als glaubwürdig zu, so eröffnet sich durch die Nebel ein Blick auf den festen Punkt, von welchem die epische Erzählung im Luarin ausgeht und wohin sie zurückkehrt, auf Steyer und die schöne von des passauischen Bischofs Piligrim Blutsverwandten, dem Traungaugrafen Ottokar, um 980 erbaute Stiraburg, den durch Lage und Sage gepriesenen Stammsitz der Markgrafen des fröhlichen Steyerlandes, deren letzter, Ottokar VIII., Land und Mannen an den ihm gesippten und befreundeten Herzog Leopold VI. von Oesterreich übergab und 1192 starb. Urkunden des Klosters Wilhering kennen zwischen Donau und Traun ein Dorf Ofthergion und, von Mitte des XII. Jahrhunderts an, ein ritterliches Geschlecht, de Ofteheringen. Von den Burgenbesitzern in dem Gebiet des

alten Traungau stunden die meisten als Lehnsleute des Bisthums Passau und Stände des sog. Abteilandes in Beziehungen sowohl zum bischöflichen Hof in Passau als zum markgräflichen in Steyer. Oftherigon liegt am Abhang des Waldgebirges Kürenberg, welches unweit Kloster Wilhering zur Donau sich senkt. Auf der Burg Kürenberg saßen die Ritter Kürenberg, die, wie sie örtlich Nachbarn der Oftheringer waren, so in den Zeugenreihen der Wilheringer Urkunden in deren Nähe ihre Stelle einnehmen. Als Liederdichter von tüchtigem Schrot und Korn eröffnet der Kürenberger den Reigen der Minnesänger. Kürenbergs Weise, die aus vier Langzeilen eigenthümlich gebildete Strophe, ist die Strophe des Nibelungenliedes, und die Forschungen von A. Holtzmann (Untersuchungen über das Nibelungenlied, Stuttg. 1854) sowie von F. Pfeiffer (der Dichter des Nibelungenliedes; Wien 1862) führen auf die durch andere Indizien unterstützte Vermuthung, daß jener alte lyrische Dichter auch dem großen deutschen Epos nicht fremd sei. Mannichfache Lücken der Beweisführung ermöglichen noch immer kein sicheres Verdikt in diesen Fragen" . . aber „zugegeben, daß die Uebertragung eines auf Geheiß des Bischofs Piligrim durch seinen Schreiber Konrad lateinisch gedichteten Werkes in die deutsche Nibelungenstrophe mit dem Kürenberger zusammenhängen kann, so möge dem Schreiber dieser Blätter, der die Hoffnung nicht hegt, mit exakter Forschung alle Räthsel der Vergangenheit lösen zu können, gestattet sein, auch des Kürenbergers Nachbar, den von Ofterdingen, dessen dichterische Betheiligung an der deutschen Heldensage durch den König Luarin beglaubigt wird, sich in Beziehung zum Nibelungenlied zu denken und seine dichterische Persönlichkeit als einen kunstbegabten, in heimischer Tanzreigenführung, Liederlust und epischen Weisen wohlgeschulten Sohn seiner traungauischen Heimat aufzufassen, der auf den Lehrbänken der Passauer Geistlichkeit Kunde des Lateins und der lateinischen Dichtungen des ottonischen Zeitalters, am erlöschenden Hofe

der Ottokare ritterliche Sitte gewonnen und den Luarin gedichtet, nach des Markgrafen Tode sich zu Leopold von Oesterreich, von diesem nach der Wartburg gewendet, dort mit den Verehrern formalen französischen Wesens und der unerquicklichen wälschen Artusromane in tiefgehenden Zwiespalt gerieth, — dann, zur Heimath zurückgedrängt, in großer läuternder Arbeit, unter Anregung oder Mitwirkung des Kürenbergers, oder in dessen geistige Erbschaft eintretend, das Nibelungenlied der lateinischen Hülle des zehnten Jahrhunderts entkleidete, um als letzten versöhnenden Abschluß des Sängerkrieges dem Thüringer Landgrafen das vaterländische Epos in vaterländischer Gestalt überreichen zu können."

Zu dieser Auffassung des Sängerkrieg-Stoffs gelangte unser Dichter jedoch erst nach langen mühseligen Irrfahrten durch das Gebiet germanistischer Urkundenforschung, nach unruhvollen Kreuz- und Querzügen durch das weite Nebelland, als das er das Reich „Frau Aventiurens", wie er nach Wolframs von Eschenbach Vorgange nicht nur die Muse abenteuerlicher Fahrt, sondern auch der Dichtung von ritterlichen Abenteuern nannte, erkennen mußte. Nicht unmittelbar aus der ersten frischen Berührung mit den Hauptquellen wuchs ihm die Gestalt des Ofterdingers als Sängers des Nibelungenlieds empor — wie es ähnlich sein schönes Glück beim „Ekkehard" gefügt hatte, als ihm im Frühjahr 1855 der vor ihm auferstandene Geist des Waltari-Lied-Sängers sein „Verdicht' mich!" zurief, sondern erst nach wiederholten Anläufen und Versuchen, des dunklen Sagenstoffs auf andere Weise Herr zu werden. Nur die peinlichsten und umfassendsten Studien von Allem und jedem, was als Urkunde der deutschen Kultur des 12. und 13. Jahrhunderts sich darbot und aufstöbern ließ, vermochte ferner ihm eine nur annähernd ähnliche Vertrautheit mit den intimen Lebensverhältnissen jener Zeit zu verschaffen, wie sie ihm die Gunst seiner persönlichen Verhältnisse beim Ekkehardstoff fast spielend vermittelt hatte. Mit dem Leben

und Wesen der höfischen Minnesänger, der Kreuzfahrer, dem Hofstaat des Markgrafen Hermann verband ihn keine Familienüberlieferung und keine unmittelbare Lebensbeziehung. Kein so unmittelbar und naiv das damalige Leben schilderndes Chronikbuch bot seiner Phantasie jetzt die nöthige Hülfe an, die ihn damals die Casus Sancti Galli geleistet. Er mußte sich die Quellen und das Material, deren er zu klarer Anschauung der Vergangenheit bedurfte, erst mühsam zusammen suchen.

Die germanistische Forschung, in so lebensfrischer Entfaltung sie auch gerade begriffen war, hatte die alten Dichtungen, Chroniken und Urkunden des Zeitalters ja damals noch keineswegs so zusammenfassend und aufbauend bearbeitet wie heute. Er war nicht nur auf das direkte Studium dieser literarischen Denkmale, sondern auch auf die Bloßlegung der sie erläuternden Quellen angewiesen und sein auf gründliche Behandlung des einmal Ergriffenen dringendes Naturell fand der Menge derselben gegenüber weder Maß noch Ziel. Gerade daß ihm die betreffende Literatur in Donaueschingen in so reicher Fülle und so unumschränkt zur Verfügung stand, verkehrte den Vortheil, den sich der Dichter davon erträumt hatte, in sein Gegentheil. Kaum hatte er den Konflikt zwischen den Lockungen nach der Wartburg und der Berufung nach Donaueschingen überwunden, so bereitete ihm das heterogene Interesse, mit dem er den ihm anvertrauten Bücherschätzen gegenüber trat, ein neues Dilemma. Als Bibliothekar hatte er dieselben auf ihre buchgeschichtliche Bedeutung hin zu prüfen, zu ordnen, zu beschreiben; als Dichter mußte er dieses äußere Moment gering achten gegenüber der Bedeutung, die für ihn der lebendige Inhalt der Bände hatte. Dieser Konflikt trieb ihn nach der einen wie der anderen Seite zu Ueberanstrengungen. Während er an seinem Katalog arbeitet, drängt es ihn zu den Vorstudien für seinen Roman. Dazu kam das unbehagliche Gefühl doppel-

ter Verpflichtung. Schon im April hatte die Mutter an Arnswald geschrieben: „Mit dem Herzen und mit dem Worte hält er sich in Weimar für gebunden und meint, er sei es auch in Donaueschingen — und dieser Zwiespalt macht ihn krank und flößt uns die größten Besorgnisse ein.“ Nur eines wolle er fest und klar: Urlaub nehmen und das Buch schreiben — „daran knüpft er auch die Hoffnung, daß die Lust des poetischen Schaffens die bösen Kobolde des Zwiespalts siegreich verscheuchen werde.“ — Er selber klagt: „Es ist seltsam, wie schwer mir diesmal Alles fällt. Ich bin hier — durch Pflicht und alte Zusage gebunden, möchte auch hier — auf dem schwäbischen Heimathboden, dessen Luft mich wohlthuend anweht, länger verharren — und all' mein geistig Mühen und Trachten und Sinnen ist bei Ihnen und im Thüringer Wald — ein seltsam Doppelleben.“ Gerade seine ohnehin der Schonung bedürftige reizbare Natur war der widerspruchsvollen Doppelthätigkeit als Bibliothekar und Dichter nicht gewachsen. So kam's, daß mit dem erwachenden Frühling die Sehnsucht nach den befreienden Wirkungen des Wanderns, nach dem Gegengewicht realer Eindrücke in anmuthender Naturumgebung, je mehr er ihr nachgab, um so größere Herrschaft über sein Gemüth gewann. Alle freien Nachmittage und Sonntage benutzte er zu Spaziergängen oder weiteren Ausflügen, so daß er beim Rückblick auf diese Zeit schreiben konnte: „Ich bin viel draußen herumgestiegen und weiß jetzt in der Baar, im Hegau, am Schaffhauser Rhein, im Uhrenmacher-Schwarzwald und bei den würtembergischen rothen Strümpfen an den Quellen des Neckars guten Bescheid.“ Auf seinen Wanderungen begleiteten ihn aber die noch schattenhaften Gestalten seines Romans, begleitete ihn der Gedanke an die historischen Probleme, deren Lösung der frischen fröhlichen Arbeit des Dichters vorausgehen mußte.

Anfang Juni glaubt er die letztere beginnen zu dürfen und erwirkt, nachdem er noch zu Pfingsten in Begleitung des

jungen Schelble eine ihn erfrischende Tour nach dem Hohentwiel und auf den von Wachholdergebüsch überwucherten Neuenhewen gemacht — vom Fürsten die schriftliche Erlaubniß, die Vormittagsstunden der nächsten Monate auf eine literarische Arbeit zu verwenden. Das Arbeiten am Katalog unterbricht er gänzlich zu Gunsten seiner Viola, — diesen Namen hatte er dem Sängerkrieg-Romane bestimmt — zu der ein Anfangskapitel nun schnell entsteht. Am 16. Juni kann er es bereits zur Ansicht an Arnswald schicken, mit dem Bemerken, es solle ihm ein Zeichen sein, wie täglich und ganz seine Gedanken bei der Wartburg und ihrer Vergangenheit weilten; die nächsten Kapitel würden „das ganze frohe ritterliche Wartburgleben aufrollen". Vierzehn Tage später folgt ein zweites, aber schon mit dem Bemerken, daß der Flug der Gedanken längst über diese einleitenden Nebendinge hinaus sei, die Technik der Ausführung humpele mühselig und vom Detail gehemmt hinterdrein. „Neulich habe ich mich in das alte, itzt seiner Aufhebung nahe Benediktinerstift Rheinau vergraben, um dort, von Manuscripten des 13. Jahrhunderts und schweigsamen Ordensmännern umgeben, ein Stück Stimmung zur Vergangenheit zu finden, die im Alltagsleben der Gegenwart so schwer zu gewinnen ist. Namentlich Heinrich v. Ofterdingen, von dem gar Nichts Schriftliches, mit dem Namen beglaubigt, der Nachwelt vorliegt, steht noch nicht klar vor mir. Dagegen hab' ich jetzt schon an Klingsor, Eschelbach, dem Landgrafen Hermann und vielen Nebenfiguren ein durchsichtiges Interesse. Wenn nur der Tag 25 geistig mögliche, speise- und trankfose, dem Ausbrüten der Gedanken widmungsvolle Stunden hätte". Aber einen Monat später hat er bereits erkannt, daß diese Kapitel der inneren Gestaltung des Stoffs zu früh vorausgeeilt sind. Seine Studien über den Büchern in der Bibliothek und in den benachbarten schwäbischen Gebirgsthälern, in denen die

Trümmer der Burgen aufragen, die zur Zeit der Hohenstaufenkaiser von kreuzfahrenden Rittern bewohnt waren, haben ihn zur Einsicht gebracht, daß der von ihm geplante Roman nicht auf der Wartburg, sondern mit einer Schilderung der allgemeinen Culturverhältnisse der damaligen Zeit, mit einer Veranschaulichung des höfischen, an französische Muster sich anlehnenden Treibens der deutschen Ritter und Minnesinger des 12. Jahrhunderts zu beginnen habe. Schier unbegrenzt hatte sich ihm ein neues Gebiet der Forschung aufgethan. Das ihm in Donaueschingen zu Gebote stehende Material genügte ihm nicht mehr. Das Ziel der Vollendung seines Werkes sah er in weite Ferne gerückt. „Es wäre mir ein kaum zu verwindender Gedanke", so schreibt er am 1. Juli an Arnswald, „wenn Ihr gnädiger Herr und Großherzog, dem ich seiner Zeit davon gesprochen, eh' eine Hand an die Ausführung gelegt war, mich für einen leicht mit dem Wort fertigen Luftschlösserbauer halten könnte. Aber erst bei den Vorstudien habe ich bemerkt, wie das Hohenstaufenjahrhundert mit seiner eleganten ritterlichen Vollendung, seinen großen Intentionen, seiner nicht specifisch deutschen, sondern durch die Kreuzzüge kosmopolitisch gefärbten Dichtung, seinen kirchlichen, weltlichen und individuellen Charakterzügen scharf und ernst aufgefaßt sein will, eh' man es wagen darf, lebende Gestalten jener Zeit mit kecken Strichen zu zeichnen." Die alte Dichtung: „Die Thüringer vor Akkon" hat in ihm die Idee angeregt, die Anfänge des Romans in den Orient, in das Feldlager der deutschen Kreuzfahrer vor dem belagerten Ptolomais zu verlegen.

Die sich im vorstehend citirten Briefe ausdrückende Zaghaftigkeit hatte aber nicht nur ihre Wurzeln in den aufgewiesenen Conflikten, sondern in einer neuen Krisis, die über seinen Gesundheitszustand in Folge des ersten Ungestüms im Ergreifen der zwiegetheilten Aufgabe hereinbrach. Gesteigert mußte dieselbe werden durch die Betrachtungen, welche durch ein

im Grunde nur erfreuliches Ereigniß in ihm angeregt wurden. Die 1. Auflage seines „Trompeter“ war vergriffen worden und hatte eine zweite erheischt. Beim Durchlesen der Korrekturbogen kam ihm der Unterschied zwischen der lerchenfröhlichen Stimmung, die ihn bei diesem Sang vom Oberrhein beseelte, mit der trüben, die ihn jetzt, da er wieder in der Nähe des letzteren weilte, niederdrückte, zu erschütterndem Bewußtsein. Wie viele von den damals gehegten Hoffnungen waren ihm nicht seitdem grausam zertrümmert worden. Es drängte ihn, in einer neuen poetischen Vorrede sich von dem Wechsel seiner Stimmung Rechenschaft zu geben. Dies vergrößerte seine Unruhe. Die Existenz zwischen den Büchern, zwischen den Anfängen seines Romans wurde ihm unmöglich; eine Einladung des sächsischen Großherzogs zur Theilnahme an der Jubelfeier der Universität Jena — 15. August — benutzte er als Vorwand, einen längeren Urlaub zu nehmen und sechs Wochen führte er nun auf's neue ein unstetes Wanderleben, das ihn zunächst nach Hause, dann nach Reinhardbrunn und Jena, wo er seine Theilnahme am Fest jählings abbrach, weiter nach Belgien, in die Städte am Niederrhein, deren Geschichte soweit in die der deutschen Vorzeit zurückreicht, nach Paris, der Herberge der so ungemein wichtigen illustrirten Manessischen Lieder-Handschrift führte und schließlich in seinem geliebten Rippoldsau mündete, an dessen Quell er Beruhigung für seine Nerven und im Verkehr mit der zärtlichen Mutter Balsam für seine Sorgen fand. Schon beim ersten Wiedersehen im August hatte diese an Arnswald geschrieben: „Seine Stimmung ist längst eine aufgeregte; er spricht mehr als je wieder von seiner Schwester — ist wie ein schaalloses Ei, das man nicht zu berühren wagt.“ An Ille schrieb er später im Rückblick auf diese Zeit: „Im August war ich ganz draußen — beim Jubiläum von Jena, dann im Land Belgien, wo viel herrliche alte Städte stehen und ich in Brügge einen Tag zu Ehren Hans Hemling des Alten zugesetzt. Auch nach Paris bin ich hinein-

gerathen, aber gern wieder heim. Aber schön malen können Sie drin auch . . . an P. Delaroche, Yvon u. A. hab' ich viel Erquickung gehabt. Wie gern wäre ich doch nach München gekommen, um den Ehrensaal deutscher Nation, die Ausstellung unserer heimathlichen Kunst zu schauen. Aber alter, täglich tiefer nagender Kummer hält mein theures München verschlossen."

Aus der Stimmungswelt dieser Reise und aus der darauffolgenden Schwarzwaldidylle in Rippoldsau ist das tiefempfundene, wundersam schöne Gedicht, mit dem er die zweite Auflage des „Trompeters von Säkkingen" einleitete, hervorgewachsen, dessen vier Schlußstrophen für uns heute den Werth eines poetischen Glaubens- und Lebensbekenntnisses haben:

„Nun, daß Du auf die zweite Ausfahrt sinnst,
Sollt' ich dir wohl ein neu Gewand bereiten,
In fein're Fäden zieh'n das Versgespinnst
Und kunstgerecht hier kürzen, dort erweiten;
Ich weiß es wohl, du bist nicht zart gerathen,
Und dein Trochäenbau steht oftmals schief,
Doch nimmer blüht mir auf den alten Pfaden
Die Stimmung, die in's Leben einst dich rief:
O Jugendthorheit, Himmel voll von Geigen,
Warum so bald umwölkt von grauem Schweigen?

„Wie einstmals sitz ich heut im Schwarzwald wieder,
Wild rauscht des Heilquells stählend kräft'ge Fluth,
In Lüften wiegt der Weih sein braun Gefieder,
Im Waldbach sonnt sich die Forellenbrut;
Des Meilers Rauch umspielt der Sonne Strahl
Und haucht ihn an mit irisfarb'nem Glanze,
Stolz prangt der Berg vom Scheitel bis zum Thal
In seiner Tannen immergrünem Kranze,
Ein würz'ger Heuduft lagert auf den Matten,
Und brave Leute birgt des Strohdachs Schatten.

„Und doch — sollt' ich auf neue Lieder denken,
Schwer fänd' ich mehr den altgewohnten Ton;
Oft will sich Trauer in die Seele senken
Und statt des Scherzes mitleidbittrer Hohn:
Die Welt von heut ist dienstbar falschen Götzen,
Die Wahrheit schweigt, die Schönheit seufzt und klagt,
Nur Unnatur und Lüge schafft Ergötzen,
Gott ist vergessen, Mammons Standbild ragt!
Wer da noch singt, der sollte den Propheten
Nacheifernd, zürnen — strafen — trauern — beten!

„Mein Amt ist's nicht. Posaunenfeierklänge
Erheischen andern Mund und andres Spiel,
Und bei des Ernstes mehr als nöth'ger Menge
Bleibt auch dem heitern Tand noch Raum und Ziel.
Geh' denn, wie Du zuerst ansgiengst, mein Sang,
Ein frohes Denkblatt froher Jugendzeit,
Erheitre, wen das Herz von Sorgen bang,
Und grüß' die Freunde alle nah und weit.
Lauscht man einst wieder hohen, großen Dingen,
Dann werden Andre bessre Lieder singen."

Auch der Erfolg, den in jener Zeit ohne sein Zuthun und ohne daß er sie selbst herausgegeben, seine humoristischen Zechlieder in hervorragendem Maße fanden, vermochte seine Melancholie nicht aufzuhellen. Bereits 1856 waren die burschikosesten derselben durch den für sie begeisterten Schwanitz dem Herausgeber des sogenannten Magdeburger Kommersbuchs, Assessor Bühling, mitgetheilt und von diesem in das letztere aufgenommen worden. Auch handschriftlich und mündlich hatten sie sich allenthalben auf den deutschen Hochschulen verbreitet. Aber schon Anfang 1857 hatte er in Beantwortung bezüglicher Mittheilungen des treuen Eisenacher Freundes geschrieben: „Das Fortleben meiner Bummellieder „im Volke" macht mir, seitdem die facies melancholica an die Stelle des alten tollen Humors getreten, einen wehmüthigen Eindruck; ich gedenke dabei an den Laertes, da er

müd' und alt mit zerrissenen Lederschienen seinen Hausgarten pflanzt:

„. . . . o wär' ich ein solcher, wie damals,
Da wir Neriton stürmten, das mauerumwallete Städtlein!" —

Um dieselbe Zeit etwa, da Scheffel der zweiten Auflage seines Trompeters das von Wehmuth bewegte Geleitwort schrieb, feierten in seiner Vaterstadt Karlsruhe seine „petrefaktischen" Lieder im Kreise sachverständigster Kenner einen außerordentlichen Triumph. In der Woche vom 15. bis 21. September fand in der badischen Hauptstadt die Jahresversammlung der deutschen Naturforscher statt. Auch Pfarrer Schmezer, als Astronom, nahm an derselben Theil, und an einer der Spätabendsitzungen ließ er sich von seinen Freunden animiren, einige der naturwissenschaftlichen Scherzgedichte seines lieben „Meister Josephus" nach den von ihm und seinem Bruder, dem Opernsänger, erfundenen Melodien in seiner humorvollen Weise zum Vortrag zu bringen. Der Erfolg war — wenn auch ein alter Zopfprofessor kopfschüttelnd dazu bemerkte, daß dies doch eine eigenthümliche Art sei, die Wissenschaft zu popularisiren —, ein allgemeiner und Schmezer mit Scheffel's Liedern wurde der Held der weiteren Nachtsitzungen der geologischen Sektion. Nach Heidelberg zurückgekehrt, beschloß der „Engere", eine Auswahl der von Scheffel ihm gedichteten Lieder drucken zu lassen, die als private Ausgabe für Freunde herausgegeben werden sollte. Der Dichter aber in seiner melancholischen Stimmung hatte wenig Theilnahme für das Unternehmen, wie für die schöne Wirkung, deren sich seine Lieder erfreut hatten. Nach Donaueschingen zurückgekehrt, hatte er sich mit aller Energie an die letzte Feile des Handschriften-Katalogs und die mühsame Revision der Korrekturbogen desselben begeben müssen. Auch hatten ihn daselbst allerhand Aergerlichkeiten mit Revisoren ꝛc. empfangen. Dazu kam die Nachricht vom Tode Knapp's. So kam

es, daß der Brief, in welchem er Schmezer für seine freundlichen Meldungen dankte, eine gar trübe Stimmung wiederspiegelt. „So ist denn auch unser guter Ludwig Knapp", schrieb er am 12. November, „ausgewandert in die Regionen, wo keine Verwirrung und Dunkelheit des Stoffes den ewigen Funken, den alles Mensch Gewordene in sich trägt, im helleren Leuchten und Schauen mehr trübt. Er war uns ein treuer, ritterlicher Freund, eine Seele ohne Furcht und Tadel, die dereinst, wie Dante auf dem Weg in höhere Regionen, mit schmerzlicher Ironie auf sich und die irdische Welt unter ihm schauen wird. Friede seiner Asche! — Ganz ohne Nachricht von seiner Leidensverschlimmerung und der Katastrophe der letzten Tage, bitte ich Dich, mir freundschaftlich noch Etliches aus seiner Leidenszeit und Sterbestunde zu schreiben . . . meine Gedanken sind in tiefer Trauer . . erst der Tod lehrt schätzen und rechnen, was der Zurückbleibende verliert . . . . ." „Ich habe Dir noch herzlich zu danken für den Brief, der mich mitten im fröhlichen Lärm der Spätabendsitzung der Naturforscher einführte. Meder hat mir die inzwischen erschienenen Lieder geschickt; ich schreibe ihm heute, daß ich zwar mit der Veröffentlichung einverstanden, aber allen Eclat, Hinweisung auf Namen der Verfasser und Komponisten rc. vermieden wissen will. Was den Freunden gehört und ihnen lieb war, verliert beinahe seinen Reiz, wenn es vor die Massen geworfen wird . . ." Der Schluß aber lautete, wieder in Beziehung auf den Tod Knapp's: „Ich glaube, wir gehen alle mählich descendendo. Mein Friede mit der Welt ist gemacht, ich habe wenig vor mir liegen, was der Zukunft noch fesselnden Reiz geben könnte. Lebe aber zufrieden, arbeitsam, viel unter Büchern und unter Gottes freiem Himmel."

Das war wahrlich nicht die Stimmung, deren er zum „großen" poetischen Schaffen bedurfte. So kommt es, daß er selbst die Kunde, zwei wesentliche Etappen auf dem Wege zum Ziel

überschritten zu haben, die er um Weihnachten des Jahres nach der Wartburg vermelden kann, mehr in Worte der Resignation, als der Freude kleidet. „Von mir selber kann ich wenig Gutes erzählen. In den letzten Monaten habe ich bibliothekarische Arbeiten abzuschließen gehabt . . von den vielen 100 Handschriften, die ich ordnete, habe ich einen kleinen Theil mittelalterliche Dichtung betreffend aus dem Katalog herausgehoben und drucken lassen." Die mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitete Schrift erschien damals im Kommissions-Verlag der J. B. Metzler'schen Druckerei in Stuttgart unter dem Titel: „Die Handschriften altdeutscher Dichtungen der fürstlich fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen. Geordnet und beschrieben von J. Vict. Scheffel." „Ich lege Ihnen ein Exemplar bei, daß Sie sehen, was für mechanisches — und doch wieder lehrreiches und in innigem Zusammenhang mit meinen poetischen Entwürfen stehendes Zeug ich zu treiben hatte. Ueber die Viola hab ich viel nachgedacht, aber wenig geschrieben . . . den Stoff hab ich jetzt beisammen. Herrliche Motive. Im Mai geh' ich — so Gott will, droben ab, begebe mich auf die alte Nibelungenfährte nach Passau und Oesterreich . . es giebt eine schöne Episode wie Heinrich von Ofterdingen, nachdem er im ersten Sängerstreit unterlegen, in Passau das Nibelungenlied entdeckt — von dort komme ich über Nürnberg auf die Wartburg. Dann, lieber Major, sperren Sie mich als Gefangenen oben ein, bis ich fertig bin . . die konzentrirteste Einsamkeit wird mich am besten vorwärts bringen. Meine Seele sehnt sich aus den Geschäften nach freier Arbeit der Dichtung."

In einem sehr eingehenden, aus Karlsruhe vom Dezember datirten Brief an den Großherzog von Weimar, den dieser nebst anderen inhaltschweren Briefen in Abschrift dem Biographen gütigst zur Benutzung anvertraute, findet sich dies Thema noch näher ausgeführt. Die Anrede ist die vorschriftsmäßige.

„Die letzten Monate habe ich in allerlei Studien und Entwürfen zugebracht, gestaltet hat sich höchst weniges; ein ungeschickter Sturz, in dessen Folge ich den rechten Fuß schwer verrenkte, hat mich erst aufs Krankenlager gefesselt und macht mich noch jetzt zu einem hinkenden Boten. Die Weihnachtstage wurden still und trüb im elterlichen Hause verlebt; das Bildniß Ew. Königlichen Hoheit, womit mich v. Arnswald überraschte, war mir eine liebe und freundliche Bescheerung. Mit Neujahr werde ich an die Donau zurückkehren; Ende des Monats Mai wird der Zeitpunkt gekommen sein, der mich dem mir lieben schwäbischen Land entführt. Bis dorthin muß ich nothwendig bleiben, da das Rechnungsjahr der mir anvertrauten Bibliothek alsdann schließt und ich für das Budget einzustehen habe. Die Donau aber läßt mich diesesmal nicht so leicht aus ihren Revieren. In weiterer Musterung der Gestalten des Sängerkriegs und in der Verzweiflung mit Heinrich v. Ofterdingen etwas Wirksames anzufangen, habe ich die Spuren näher untersucht, die auf dessen Heimath in Oberöstereich, Zusammenhang mit Passau und dem schon vorher gedichteten aber im Beginn des XIII. Jahrhunderts in seine jetzige Gestalt gebrachten Nibelungenlied hinweisen. Dieselben sind so bedeutend, daß ich der geschichtlichen Wahrheit nicht zu nahe zu treten glaube, wenn ich ihn als den, der die Nibelungen ihrer passauer Vergessenheit entriß und an Landgraf Hermanns Hof brachte (wo Wolfram von Eschenbach ihrer Erwähnung thut), bezeichne. Zu diesem Behuf muß ich noch ein paar abenteuerliche, die Historiker täuschende Geschichten ersinnen und mich, die Phantasie auf den rechten Boden zu stellen, sowohl in Passau als auf der von den Nibelungen einst befahrenen Donaustraße herumtreiben, insbesondere die alte Burg Bechelaren und das Städtlein Steier, in dessen Nähe sowohl der alte Sänger von Kürenberg, der zuerst die Nibelungenstrophe eingeführt, als Ofterdingen selber zu Hause waren, heimsuchen. — Ich freue mich jetzt schon darauf, Ew. Königlichen Hoheit seiner Zeit die dortigen Reiseerfahrungen mitzutheilen. — Wenn diese Fahrt mit Gottes Hilfe gelungen sein wird, so darf ich mir die unterthänigste Bitte erlauben, mich als stillen Gast auf der Wartburg aufzunehmen, um dort ganz und ausschließlich, vorerst von keiner Berufsarbeit oder äußerlich bewegtem Leben abgezogen, der Verarbeitung des Gesammelten leben

zu dürfen. Je strenger die Einsamkeit, desto gedeihlicher die Arbeit. — Simrock's erst kürzlich erschienener Text vom Sängerkrieg hat mir viel neue Gesichtspunkte gegeben; — auch die thüringischen Kreuzfahrer von Akkon die ich seither aus dem von v. der Hagen herausgegebenen Gedicht näher kennen lernte, sollen nicht vergessen werden! In gewisser Beziehung ängstlich geworden, möchte ich den Stoff erst vollkommen eingeheimst haben, ehe die spielende Hand des Poeten sich daran wagt. Richard Wagners Tannhäusertext steht als warnende Confusion vor mir. — Möge das Jahr 1859 Euer Königl. Hoheit und Hochdero Hause viel heitere Tage und ungetrübtes Glück, mir aber die Freude bringen, endlich einmal den Traum meiner wachenden Stunden vollendet Euer Königlichen Hoheit vorlegen zu dürfen.

In aufrichtigster Treue und Ergebenheit Ew. Königlichen Hoheit gehorsamster

Dr. J. Vict. Scheffel."

Ehe er aber dazu kam, sich ganz seiner Dichtung zu widmen, hatte er noch fünf Monate in Donaueschingen zuzubringen, wo der von der genannten Arbeit sehr befriedigte Fürst auch dann noch nicht geneigt war, ihn völlig frei zu geben. In dieser Zeit sehen wir ihn fleißig an der Vorbereitung jener neuen Eingangskapitel, welche die Kulturverhältnisse des Hohenstaufenzeitalters in Bildern aus dem Leben der Thüringischen Kreuzfahrer vor Ptolemais schildern sollten. Aber während er in der Bibliothek daheim tiefgreifende Vorstudien für diese Kapitel macht, werden ihm die vielfältigen Streifereien in der althistorischen Landschaft des Donauquellengebiets gerade durch die Anregungen, die sie ihm bieten, zum Anlaß von neuer Verzögerung. Waren diese Gegenden doch die altvertrauten, die Quellstätten seiner Poesie; liegt doch Donaueschingen gleich nahe dem Oberrhein wie dem Bodensee, waren doch der Hohentwiel und seine Genossen im Hegau und der Rheinfall bei Schaffhausen von der in fruchtbarer Ebene gelegenen Hauptstadt der Baar aus in Tagespartien zu erreichen. Er hatte die Macht der örtlichen Eindrücke über seine dichterische Phantasie und das eigenthümliche Ver-

hältniß seines geistigen Wesens zu der Landschaft und Geschichte seiner schwäbisch-alemannischen Heimath unterschätzt, als er es als vortheilhaft für seine „Viola" erachtete, die Burgen in dem Quellengebiete der Donau, in den Thälern der Wutach und Gauchach, die Ruinen im Hegau und das Kloster Rheinau im Rhein unweit des großen Falls bei Schaffhausen nicht nur zur Lust und Zerstreuung, sondern zum Zweck seiner Vorstudien zu besuchen und zu durchstöbern. Die hier empfangenen Eindrücke weckten in seinem dem Leben der schwäbischen Ritter zur Zeit der Kreuzzüge zugewandten Geiste allerlei Stimmungen und Gedanken, die sich allerdings sofort zu einem poetischen Stoff gruppirten, der aber im Grunde seines Wesens weit ab von seinem eigentlichen Thema lag. Auch die Frage nach den echten Donauquellen — ob die im Allmenshofer Ried aufquirlenden Quellen, die Flüßlein der Brigach und Breg, oder der wohlummauerte Quell im Schloßhof zu Donaueschingen des Donaustroms echter Ursprung sind? — mußte eine Natur wie die seine mächtig anregen und seine Geschichtsstudien beeinflussen. Wieder ereignete es sich jetzt, daß die Eindrücke eigenthümlicher Heimathslandschaft und sorgsame Urkundenforschungen sich zur Hervorbringung poetischer Anschauungen zusammenfanden, denen seine eigene Stimmungswelt eigenthümliches Gepräge verlieh. Das Kloster Rheinau, das er jetzt wiederholt besuchte, bevölkerte sich ihm mit Schülern, den Söhnen schwäbischer Ritter, die auf den Burgen der Gegend saßen; ein Mädchenname, „Ruchtrut von Almishofen", den eine Sage in Verbindung mit einer der Donauquellen nennt, weckte in ihm die Gestalt einer stolzen Schönen, die zwei dieser Klosterschüler zur Flucht aus dem Kloster und zur Lust am ritterlichen Wesen entflammt, ohne doch einem derselben Gegenliebe zu schenken, während sie einem gezierten Vertreter der höfischen Sitte den Vorzug giebt; das Rauschen des Rheinfalls bei Schaffhausen, dessen gewaltige Musik auf ihn einen mächtigen Zauber übte, und der Anblick der hier wild an

den Felsen berstenden und, hoch in Bogen aufschäumend, sich überstürzenden Wasserfluthen des Rheins fügte zu diesen (theilweise an Motive des Ekkehard anklingenden) Vorstellungen das kühne Bild eines Zweikampfs auf Leben und Tod in Form einer Wettfahrt die Fluthen des Rheinfalls hinab. Dies so gewonnene Thema war ebenso düster wie das von „Hugideo“; es war wie dieses ein unmittelbares Produkt seiner verdüsterten Stimmung.

Wieder war wie im Ekkehard „verschmähter Liebe Pein“ die treibende Kraft des Seelengemäldes. Ob neuere Erfahrungen — nach einer Stelle in den Briefen der Mutter an Arnswald sprach man damals von einer aufkeimenden Neigung ihres Sohnes zu einem Fürstenbergischen Hoffräulein, ohne daß sie Bestimmtes darüber erfahren konnte — ihn zur Wiederaufnahme des alten Motivs bestimmten, oder die Erinnerungen an alte Hoffnungen und altes Weh, denen er in jüngeren Jahren in diesen Schwarzwaldrevieren nachgegangen: jedenfalls hatte sein eigenes Herzensleben Antheil daran. Und wie dem Ekkehard gab er auch dem ritterbürtigen Klosterschüler Juniperus, der selbst noch als Ritter von der wilden Rothtraut den Spott erfährt, daß er ein ungeschickter Lateiner sei, Züge des eigenen Wesens bis hinab auf den unruhigen Wandertrieb und die Freude am strömenden Wasser: „Vom Quellhauch der Aach ist ein Zug zu Allem was rinnt und strömt und braust, ihm eingeprägt, der wird ihn kaum geruhig auf dem heimathlichen Berggipfel dulden“, sagt die alte wahrsagerische Muhme von dem Knaben. Die innere Verbindung mit dem Wartburgstoff stellte der Gegensatz zwischen den naturwüchsigen Klosterschülern Gottfried von Neuenhewen und Diethelm von Blumenegg einer- und dem hövisch gebildeten Urslinger andrerseits her. Daß dem ernst-herben Vorwurf lichtere Partien nicht fehlten, dafür sorgten andere Eindrücke und Ergebnisse seiner Studien zur Lokalgeschichte: die heitere Art, wie in diesen Gegenden von Altersher die Fastnacht gefeiert wurde, mit

Schemenlaufen und Narrorufen und die in Donaueschingen nach dem „Donauprotokoll“ einst heimische Sitte, beim Besuch des Stromquells einen „Willekomm“ zu trinken, nachdem der Betreffende in das Wasser hineingesprungen: dies waren zwei Gegenstände, die des Dichters wärmste Sympathie finden mußten. So entstand in Donaueschingen „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers“, wie die Erzählung in der dann im Sommer 1866 erschienenen Buchausgabe benannt ist. „Die Geschichte des Schwaben Juniperus“ nannte sie Scheffel damals, als sie entstand, und die knappe skizzenhafte Form, die er ihr gab, verdankt sie seiner Absicht, die kleine Dichtung als besondere Episode dem Anfang seiner Viola einzufügen.

Es ist kein Zweifel, daß diese Absicht dem Talente des Dichters einigen Zwang anthat und er das Thema ohne die Abhängigkeit vom Hauptstoff breiter und freier gestaltet haben würde. Ein gerechtes Urtheil läßt sich daher schwer über diese letzte Prosaveröffentlichung des Dichters ohne Kenntniß der Proportionsgesetze, denen die Dichtung als Kapitel der Viola unterlag, nicht fällen. In den Sätzen, mit denen der Ritter von Neuenhewen, Juniperus, seine Erzählung beschließt, findet sich auch ein Hinweis auf das Kloster Reinhardsbrunn; der Ritter erzählt dort seinen Kampfgenossen beim Sturm auf Ptolemais, daß der Abt des Klosters Rheinau, der ihm die Aufgabe, als gemeiner Krieger unter stetem Schweigen am Kreuzzug theilzunehmen, als Buße für sein frevelhaftes Ordal im Rheinfall auferlegt, ihn mit einem Brief nach dem Thüringer Kloster gewiesen habe. Es ist danach möglich, daß dem Juniperus noch weiter eine Erzählerrolle in der Viola zugedacht war: denn in dem bereits zitirten Brief vom Ende des Jahres 1858 schrieb der Dichter an Arnswald: „es drängt sich eine Hauptfrage auf, ob ich nicht das Ganze in Form einer Chronik oder eines Gedächtnißbuchs eines Zeitgenossen, der um 1207 Mönch zu Reinhardsbrunn gewesen sein könnte und alles damalige auf der Wartburg als eigenes persönliches

Miterlebniß erzählte, darstellen will. Ich meine dies müßte sowohl die Lokalfarbe als die poetische Illusion bedeutend vermehren und will nächstens eine Probe machen, wie es sich ausnimmt."

Eine gewisse Gemessenheit des Vortrags, die auf den Leser jetzt kühl wirkt, dürfte dann als Produkt künstlerischer Absicht erscheinen. Dafür enthält die kleine Erzählung auch Stellen, welche in der großen und kühnen Weise des Ekkeharddichters gedacht und gesagt sind: so die Aufforderung des Juniperus an den einstigen Jugendfreund und nun durch Minnezwist ihm zum Todfeind gewordenen Diethelm, als beide junge Kämpen vom Schwertkampf todwund im Felde liegen..: „Ein anderer soll das Urtheil fällen!" Ich wies nach dem Rhein, der grollend durch die schweigsame Nacht seines Falles Brausen ertönen ließ. „Wollen jenen zum Schiedsrichter machen", fuhr ich fort: „ihn, durch den wir dem Kloster entschwommen, da jene Unsegensminne die Herzen zu umstricken begann, unsern alten guten treuen Rheinauer Rhein! wollen wieder eintauchen in seine Fluth, nicht gegen ihn, mit ihm, da wo er, der Rothtraut Söller nahe, über Klippen und Felsen tobend hinabstürzt. Dort im Laufenfall sprüht der Tod so sicher wie von unserer Schwerter Schneide; dort laß uns hindurch sausen! Wem der Rhein durch seine Fälle Paß gestattet, der mag die Rothtraut freien. Wen er zerschmettert, gut, der läßt es sein!"

Die Tage, an welchen Scheffel von Donaueschingen aus „die Ruinen der hegauischen Bergvesten erkletterte oder an der Wutach trümmerreichen Ufern durch schattiges Dickicht sich zwängte oder als rudernder Thalwegfahrer seinen Kahn anlegte an der rheinumflutheten Klostermühle der gastlichen Mönche des heiligen Fintan" hat Scheffel später in der aufschlußreichen Vorrede zum „Juniperus" als „nicht unlehrsam" bezeichnet. Sie waren aber auch poetisch anregend. „Während solcher Gänge waren die Gedanken erfüllt von

der Vergangenheit derer, die hier einst ihre Wohnstätten gebaut und die an Täuschung wie Enttäuschung reiche Kampfnoth des Lebens in Denkweise und Waffenkleid ihres Jahrhunderts bestanden. Auch der erklärte Widersacher bläßlicher Romantik und unfreier Rückwärtsgelüste vermag kaum ein tiefernstes Gefühl abzuweisen, wenn ihm der Archivarius der Gegenwart die zahlreichen Namen aufzählt, deren Träger hierlands gewaltig waren, bis die letzten des Geschlechts mit Schild und Helm zur Ahnengruft bestattet wurden." Die Namen dieser Geschlechter und Auskunft über so manchen ihrer Vertreter fand er dann außer in Fickler's, Stälin's und Anderer Urkundenforschungen direkt im Archive des Klosters Rheinau, so auch die der Geschlechter Blumenegg, Neuenhewen, Almishofen und Urslingen. Weiter erzählt er, daß diese Eindrücke, welche ihm solche Wanderungen brachten, in ihm die Frage wachgerufen: wie lebte und liebte damals, im engen Rahmen dieser alemannischen Landstriche, die ritterliche Gesellschaft? — und weiter, daß ihm an einem milden Frühlingsabend, da er auf der schwarzen Basaltplatte vor den Trümmern von Neuenhewen die Blicke nach dem leuchtenden Spiegel des schwäbischen Meeres schweifen ließ — sein damalig Wald- und Feldbrevier, die Carmina burana, neben sich —, vom Anhauch heimathlicher Frühlingsbergluft der Gedanken gelahrter Bücherstaub lustig durcheinander gewirbelt worden und die Geschichte des Juniperus vor seine Seele getreten sei als dichterische Selbstbeantwortung jener kulturhistorischen Fragen. Die lateinischen Lieder im Stile der Carmina burana, welche in „Frau Aventiure" „Einer aus Schwaben" singt und von denen Laetitia silvestris im Juniperus als Gedicht des Helden figurirt, sind auch auf diesen Wanderfahrten entstanden. In einem Brief vom Jahre 1863 an seinen Nachfolger Barack heißt's von diesen Liedern: „Das erste ist aus Spaziergängen in das Wutachthal bei Blumenegg — das zweite aus den Besuchen des sogenannten

Stettener Schlößleins erwachsen. Wenn Sie dies gelegentlich einmal Herrn Anwalt Marquies mittheilen wollen, wird er sich amüsiren."

Wir brauchen nicht erst näher auszuführen, daß die „zu Ehren der wildschön und weltab gelegenen Burg im Wutachthal und des Achdorfer Lindenschattens" verfaßte lateinische Cantilena, deren Uebersetzung der Anhang zu „Juniperus" bietet, dem eigenen Erleben seine Entstehung verdankt:

„Aus des Schreibsaals dumpfem Gähnen
Fliegt zum Schwarzwald all mein Sehnen
Und das Herz strebt stark hinaus . .
Dort ein Falk in reinen Lüften
Gleich ich hier der scheu in Klüften
Eingeknaulten Fledermaus." —

Das zweite Gedicht „Tristicia amorosa" behandelt das Thema hoffnungsloser Liebe und ist in „Frau Aventiure" dem „Einen aus Schwaben" gleichzeitig mit dem stimmungsverwandten „Von Liebe und Leben scheidend" zugewiesen. Ob diese Verse, wie der folgende —

„Hier war's wo Du hoch vom Rosse
Einmal noch das Haupt gewandt,
Wo Dein Aug', das dunkle große
Mir den letzten Blick gesandt.
Mit unsichtbaren Gewalten
Zog es Dich zu mir zurück,
Bis im Forst, im tannenalten,
Unfreiwillig losch Dein Blick —

auch auf den Waldpfaden zum Stettener Schlößchen entstanden sind, ob etwa hier die Spuren für das Gerücht, von dem die sorgliche Mutter dem Freund auf der Wartburg Bericht erstattete, zu suchen sind, dies entzog sich der biographischen Feststellung.

Daß ihm aber auf seinen Pfaden oft der gute Humor seiner Natur Rosen erblühen ließ neben den Dornen der

Tristicia amorosa, darf uns ein tröstlicher Gedanke sein. Dem Duft der Schwarzwaldtannen, dem starken Anhauch vom brausenden Gefäll der Forellenbäche oder den Fluthen des jungen Rheins hielt seine Melancholie nimmer lang Stand. Selbst kurz vor der desperaten Abreise im vergangenen Sommer hatte er, nach einem Besuch des Rheinauer Klosters in Donaueschingen, die Laune für die folgende Epistel an den Engeren zu finden vermocht, die in ihrer Art ein köstliches Erzeugniß echt Scheffel'schen Humors ist.

„Hochwirdigster Engerer!

Civ. Nr. 240. Schädigung durch Klosterleute betreffend.

Leider ist Schreibens nicht viel, wegen viel Schreiben, sonst stünd Zahlreiches zu berichten, da nicht ohne Erfolg zahlreiche Feldzüge in Hegäuw, Wutachthal, so ich sogar in einem lateinischen Pöem verherrlicht habe, Schwarzwald und Neckarböblingisches unternommen wurden.

Und ist eben dies die strategische Bedeutung Donauöschingens, daß der Mensch, auf zwei, drei Stunden Entfernung sich ausbreitend, verschiedenster Formationen und Bier Gebiet trinkend erreicht. Und behalte ich mir vor, zur Kenntniß des hochwirdigen Engeren in mündlichem Vortrag mehrere ausgezeichnete Stationsorte zu bringen, wo auch Leumundszeugnisse über mein seitheriges pflichttreues Verhalten eingeholt werden mögen.

Aber im Kloster Rheinau, hochwirdigster Engerer, habe ich hartes Unrecht leiden müssen. Und das war so:

Setze mich eines schönen Junitages, am Sontag ante Petrum et Paulum auf einen langen Waidling und fahre am Schaffhauser Wasserfall weg auf dem grünen Rhein — an dessen Ufer das ausgegangene aber noch trümmerumwallte Schwabeneck und der keltische Landeplatz Nohl liegt — thalabwärts. Lande auch richtig auf der Insel, die das alte Kloster trägt, und heische Einlaß; drei Gründe der Einlagerung entschieden vorhanden:

1) altkeltische Sympathien für Sanct Fintanum, der hier sich eingeschlossen und furchtbare keltische Beschwörungsworte, ataich, okysel u. farkysel in die Nacht hinausgebrüllt, wenn die Teufel ihn plagten,

2) die überirdische Bibliothek,

3) die unterirdische Bibliothek.

Geht überhaupt dem Orte ein guter Leumund voraus, wie denn auch die württembergischen Ulanen, die in badischen Occupationszeiten auf Besuch oft hinüberritten, jedesmal ihre vollkommene Zufriedenheit aussprachen.

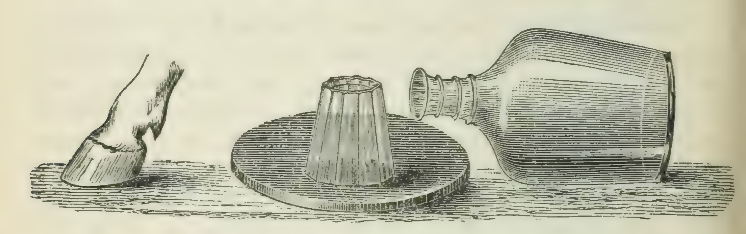
Also lande ich mit meinem langen Rheinschiff und heische Einlaß und Gastfreundschaft . . . . . und war mein Hauptaugenmerk auf den Rheinauer Schlaftrunk gerichtet, der seinerzeit auch dem Leutnant von Zeppelin als eine ganz vernünftige Einrichtung erschien. Besagter Schlaftrunk findet sich nämlich in Gestalt einer Maßflasche, gefüllt mit Auslese aus den Rebbergen, genannt zum Korb, auf des Gastes Kemenate vor . . . . Wer aber einmal den Rebensaft, der auf dem Korb gedeiht, mit Ueberlegung gekostet, der vergißt sein nicht wieder. Darum ist der Rheinauer Vesperschluck ein Wahrzeichen des Orts, — wie der Tod zu Basel, der Unnoth in Schaffhausen und der Caplan mit dem rothen Regenschirm in Löfflingen bei Neustadt. Item war der Empfang zu Rheinau wie es einem peregrinus honestus gebührt . . und gab man mir gar ein lieblich hohes Schlafzimmer in einem Erkerthurm, vor dessen Fenstern der Rhein kräftig und stolz vorbeiströmt, so daß mir eine Mondscheinnacht mit beihilfe dessen was im Korb gedeiht, ein liebsam Ziel der Fahrt erschien.

Hab mich auch anständig betragen, mit dem Prälaten getafelt, mit dem pater Ambrosius und meinem Collegen dem pater leodegari im Klostergarten einen tapferen Rambo gekegelt und Spuren auf Heidelberger Museumsbahn gemachter Studien zurückgelassen, hab sodann in der unterird. Bibliothek eine gründliche topographische Untersuchung vorgenommen, und viel dortige Codices probirt — aber nicht Alle, denn es waren zweimal 40 Stückfässer und die Gewalt des Siebenundfünfzigers eine große.

Wolbemerkt, hochwirdigster Engerer, damals wußte keiner, weß Namens und Geistes ihr Gast. Bei der Abendtafel aber mußt ich mich nach Geschlecht Herkunft und früherem Standort namhaft machen. Bemerke, daß Einer den Andern ein Weniges an der Kutte zupft.

Item, halte mich wiederum fest . . und rücke gegen 10 Uhr in meine Schlafkemenate, der Ueberraschung fröhlich entgegen gehend.

Hochwirdigster Engerer: da stand auf meinem Tisch das hohe Stengelglas umgestülpt, die Maßflasche lag schlotternd und leer auf dem Bauch, der Teller verkehrt und neben dem Ganzen stund ein lebensgroßer Pferdefuß von Holz! Des Ganzen Anblick aber war folgender



Man muß Symbolik studirt haben, um zu wissen, daß solcher plastischen Gestaltung stets eine Bedeutung unterliegt. Diesmal war sie keine mystische. Hochwirdigster Engerer . . . des anderen Tages dankte ich für genossene Gastfreundschaft, gab den Köchen und Dienern ein anständig Douceur, sprach okysel na farkysel! und verzog mich zu den eidgenössischen Förstern nach Schaffhausen.

Im Kloster Rheinau hatten sie den Ekkehard gelesen, und besagter Schlaftrunk war des Cellerarius Rache!

Hochwirdigster Engerer, ich bitte um stilles Beileid!

Ad fontes Danubii, 18. Juli 1858.

Josephus vom dürren Aste."

Für allzu ernsthafte Leser, welchen Wesen und Walten solch' schalkhaften Humors zur Ergötzung gleichgesinnter Freunde etwas Unverständliches ist, sei bemerkt, daß dies letztbeschriebene Abenteuer natürlich nur ein lustig Spiel fröhlicher Phantasie war. Daß die Mönche des heiligen Fintan dem kostverständigen Dichter den Schlaftrunk nicht versagt haben, möge zu ihrer Beruhigung folgende Stelle eines ernsthaften Briefs an Arnswald über dasselbe Thema erhärten, zu der ihm ein späterer Besuch (13. Februar 1859) desselben für die Entstehung seines Juniperus so wichtigen Klosters

veranlaßte: „Dieser Tage war ich — sehr interessant und genußreich — wieder in der Abtei Rheinau und habe Archiv und Bibliothek genau eingesehen — ein eigen Leben, auf rings vom Rhein umströmter Insel, unter Pergamenten und Sigillen, bei lauter greisen Mönchen (sie dürfen keine Novizen aufnehmen und sterben aus). Da war es wahrhaft rührend, wie diese 8 noch übrigen Benediktiner in dem einsamen Chor, der in jüngeren Jahren ihrer 50 oder 60 sah, mit tapferer Ausdauer ihre Antiphonien sangen. — Der Klosterwein aber, der dort auf den sonnigen Abhängen des Oberrheins wächst, ist herrlich, dem feurigsten Burgunder gleich. Und ein eigenes Klostermagentränklein, der Wein mit Wachholderwurzel und Zimmet angesetzt, das wahrhaft mittelalterlich schmeckte, hab' ich bei dieser Gelegenheit auch kennen gelernt. Wir haben gegen 30 Siegel aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert abgeformt . . . eine lustige Arbeit. — Aber nach 4 oder 5 Tagen geht man doch wieder gern heraus an die frische Luft."

Dieser Brief vom 13. Februar 1859 ist noch in manch anderer Beziehung von ganz besonderem Werth. Er zeigt uns den Dichter in ein kaum entwirrbares Netz von Vorarbeiten verstrickt, die nicht einmal den Hauptgestalten oder dem so glücklich erdachten Schicksal des Ofterdingers, sondern jenen exponirenden Kapiteln gelten, welche er mit dem Titel: „Die Thüringer vor Ptolemais" bezeichnet und zu denen auch die Juniperusepisode gehörte. Er schildert uns in naiv-unmittelbarer Weise seine Stimmung, die ihn beunruhigende Sehnsucht, auf der Wartburg seinen Roman zu beenden, und die seine Willenskraft lähmende Melancholie. „Ich sehne mich allmählig auf Ihre Burg — wie fröhlich und anregend wollen wir zusammen leben. Aber halten Sie mich unter strengem Gewahrsam und lassen Sie mich nicht ausfliegen, bis meine Arbeit gethan ist . . . ich schäme mich allmählig, daß ich so viel davon geredet und so wenig gethan. Die Vorstudien rücken aber vorwärts. — Etliche Kapitel „Die

Thüringer vor Ptolemais" im Jahre 1190 werden militärisch ausfallen. Da müssen Sie mir mit gutem Rath beistehen. Ich habe den Plan der damaligen Stadt und eine Menge alter Belagerungsmaschinen, Bliden, Ebenhohen u. s. w. gezeichnet, und ein ziemlich klares Bild, wie es zugieng. — Es war ein Hauptthurm, so eine Art Malakoff, die turris maledicta genannt, gegen den die Hauptbelagerungsarbeiten gingen. Landgraf Ludwig war, bevor die Könige von Frankreich und England ankamen, mit dem flandrischen Heerführer, Jakob von Avesnes, alternirender Kommandant der Kreuzfahrer. Am Sonntag nach Christi Himmelfahrt 1190 wurden die großen Holzgerüste der Stadtmauer genähert und der Sturm begann. Aber ein Kriegsingenieur aus Damaskus, den Saladin nach Akkon geschickt, wußte mit Naphtawerfen Alles in Brand zu stecken. Der Sturm mißlang. — Ich werde nun das Lagerleben vor Ptolemais lustig und tragisch ausstaffiren . . . der Sturm des vermaledeiten Thurms . . . das Niederrasseln der Fallbrücken auf die Zinnen des feindlichen Vorwerkes, die brennenden Holzgerüste, das Hinabwerfen der andringenden Stürmer, der ganze hoffnungslose, aber tapfere Verzweiflungskampf steht lebhaft auf den Registern der Phantasie. Die Verwundeten werden dann auf das Kloster des Berges Carmel geschafft und dort gepflegt. Die Darstellung endigt mit dem Tod des Landgrafen und die Heimführung seiner Gebeine durch seine Getreuen — die im Seesturm schwer zu wehren hatten, daß die venetianischen Schiffsleute sie nicht ins Meer warfen — nach Reinhardsbrunn. — Wenige Kapitel — eine Art Vorspiel — die Thüringer im Krieg, während das Spätere das Wartburgleben im Frieden umfaßt. — Aber sperren Sie mich ein, liebster Major . . . Von alledem steht noch nichts auf dem Papier. — Eine Frage: besitzt die Wartburgbibliothek oder jemand Bekanntes in Eisenach W i l k e n s Geschichte der Kreuzzüge? Dieses Werk ist mir unentbehrlich. Ich habe Gelegenheit, es

von einem Antiquar zu kaufen und will es thun, wenn es nicht da ist. Ueberhaupt werde ich Ihnen eine große Kiste mit Büchern und Zeichnungen schicken, Alles für Viola. — Der Kaiser Napoleon III. rüstet zum Krieg; was mich betrifft, so bin ich guten Muthes und rüste einstweilen mit Macht für die Viola .... Liebster Major! Ob's Krieg oder Frieden wird, so wollen wir gute Hüter der Wartburg sein — ich freue mich oft wie ein Kind. Der Großherzog ist so lieb und theilnehmend für mich, daß ich eben jetzt in Gottesnamen meine Heimath verlassen und zu Ihnen kommen werde. An Schrauben und Hebeln mich zu halten, fehlt's nicht ... neulich hab' ich in Karlsruhe fixirt werden sollen, aber höflich gedankt. Ich habe keinen andern Wunsch, als stille Muse hoch auf Ihrer Burg. — Anliegend schicke ich Ihnen ein Buch: „Des deutschen Landmanns Practica", darin Sie vielleicht noch etliche brauchbare Sprüche finden. Noch eine Frage: Sind Sie vielleicht mit den Grafen Schönborn bekannt, denen Pommersfelde gehört? Dieselben besitzen in ihrer Bibliothek ein Manuskript des XII. oder XIII. Jahrhunderts, enthaltend ein Formular des Klosters Reinhardsbrunn für alle möglichen Sorten von Briefen, Geschäfts- wie Freundesbriefen 2c. Ich würde daraus viel Belehrung schöpfen können, und möchte gern, wenn ich bei Ihnen bin, einen Versuch machen, es geliehen zu erhalten. Wenn uns nur die verdammten Piemontesen und wer hinten dran steht und hetzt, die Stimmung zu fröhlichem poetischem Schaffen nicht verderben. Dann soll sie aber ein Donnerwetter ... Accidente! krieg' die fallende Sucht, sagt der Italiener ... — Es geht mir Gottlob sonst gut, — mein Hinkfuß ist wieder stramm geworden. Oft aber bin ich gar traurig, weiß selber nicht, wie. An Weihnacht und Neujahr zu Hause — trübe Stunden. Am nächsten Mittwoch ist mein Geburtstag .. 33 Jahr. Viele werden nicht mehr nachfolgen. Es ist mir Viel Gutes zu Theil worden bis dahin ..

Ich darf auch das dazu rechnen, daß ich Ihnen und Ihrer Burg und Ihrem Burgherrn so freundlich nahe gerückt bin. Gott erhalts."

Zu diesem dauernden Aufenthalt auf der Wartburg zum Zweck der Vollendung seiner Viola, auf den er sich schon den ganzen Winter hindurch vorbereitet hatte, kam es aber auch jetzt nicht. Wohl setzte er es im April durch, von Donaueschingen los zu kommen; aber der Fürst von Fürstenberg, der ihm am Ende des vorherigen Jahres nach Empfang des „Katalogs" „Dank und Freude über die ersprießlichen Leistungen und das rasche Zustandekommen des interessanten Verzeichnisses der Unserer Bibliothek angehörigen Handschriften altdeutscher Dichtungen" ausgesprochen, gab ihn nicht ganz frei. Er hatte es vergeblich gehofft: „Freie Kunst und — was eben noch mehr freies menschliches Denken lassen sich nur schwer, und nie ohne Schmerz, einspannen in das mechanische Tretrad der Kanzleiarbeit" — hatte er kurz vor Beendigung seiner bibliothekarischen Hauptarbeit an Ille geschrieben. Der Fürst aber wünschte, und seinerseits gewiß mit Recht, daß, nachdem sich Scheffel einmal in den Inhalt der 42 Bücherkisten, in denen die Laßberg'sche Sammlung verpackt gewesen war, eingearbeitet hatte, dieser auch das Werk der Ordnung desselben zu Ende führe. Scheffel erhielt daher nur einen längeren Urlaub auf so lange, „bis er einer früher übernommenen Verpflichtung gemäß" eine geschichtliche Arbeit gefertigt habe — womit der historische Roman Viola gemeint war. Nach seinem Weggang wurde seine Stelle nur provisorisch mit dem Kabinetsexpeditor Löffler besetzt und erst nachdem am Ende des Jahres der Dichter hatte erklären müssen, noch immer nicht fertig zu sein mit seinem Werke, erhielt er in dem Berufsbibliothekar Dr. Barack, vom Germanischen Museum in Nürnberg, dem jetzigen Chef der Straßburger Universitätsbibliothek, einen definitiven Nachfolger, welchen in die von ihm angefangene Ordnungs-

arbeit einzuführen Scheffel übernahm. So begleitete ihn der Zwiespalt der doppelten Verpflichtung auch beim Verlassen der Stadt der Donauquellen in die von ihm für seine Dichtung ersehnte Freiheit und wirkte weiterhin hemmend auf seine Entschlüsse.

Was seinen Plan aber noch viel störender durchkreuzte, waren die Ansprüche, die das Vaterhaus an ihn erhob, als er zunächst in diesem vorsprach. Seitdem mit Marien der gute Genius desselben dahingegangen war, erschien dasselbe wie von bösen Unholden umlauert. Der Vater, obgleich im Ganzen noch kräftig, wurde in längeren Zeitperioden von schweren Ohnmachtsanfällen verfolgt, welche die seit jenem Verlust viel an Nervenschmerzen und starker Erregbarkeit leidende Mutter stets mächtig erschütterten. Vater und Mutter bedurften einer Stütze, nicht nur um ihrethalben, sondern auch um des armen verkrüppelten Sorgenkindes Karl, der an seinem Bruder mit jener selbstsüchtigen Liebe hing, welche bei solch' armen Wesen sich so oft gegenüber denen ausbildet, auf deren Liebe sie ein natürliches Anrecht haben. Schon wiederholt war Joseph aus diesen Gründen ganz plötzlich heimberufen worden und als er endlich im September dieses Jahres den lang geplanten Besuch auf der Wartburg angetreten hatte, wurde er in Folge einer schweren Erkrankung des Vaters wiederum sehr bald nach Hause gerufen. Als er aber jetzt, im April 1859, nach Hause kam, da fand er seine Eltern in einer Verfassung, die diesen den Wunsch, ihren Joseph bei sich zu haben, dringend nahe legte. Nirgends wurde ja die damals drohende Kriegsgefahr, die durch Napoleons frivole Abenteurerpolitik erschütterte Weltlage, von welcher der oben mitgetheilte Brief bereits Andeutungen gemacht, in Deutschland stärker empfunden als in dem direkt an Frankreich grenzenden Baden. Auch das Großherzogthum hatte gerüstet. Das stille Scheffel'sche

Haus in der Stephanienstraße war voll Einquartierung, dagegen war der langjährige treue Diener, dem speziell die Pflege des armen Karl oblag und der den schwer zu Behandelnden vortrefflich verstand, zu den Waffen einberufen worden. Jene leichtere Auffassung den kriegerischen Aspekten gegenüber, die noch sein Februarbrief aus Donaueschingen geäußert, konnte nicht Stand halten, angesichts dieser rauhen Wirklichkeit. Sein Patriotismus, nie völlig eingeschläfert, trotz aller Abneignung gegen die gesammte politische Lage des Vaterlands, gerieth in mächtige Erregung. „Ich hatte Alles vorbereitet, an Ostern bei Ihnen einzutreffen. Die Bücherkisten gepackt, den Kopf voll alter Geschichten, Excerpte vorbereitet, das Herz muthig, noch einmal ins unbekannte Land der Aventiure und Phantasie den Ritt zu wagen und auf Gott zu vertrauen, daß es im Schirm der Wartburg und der frischen Thüringer Waldluft zu einem fröhlichen Gedeihen komme. — Nun bricht der heillose Krieg mit Frankreich aus! — Daß die Gedanken da — wenn auch ungern, wieder auf den rauhen Boden der Wirklichkeit schwenken, begreifen Sie, theurer Herr Major! Die Heimath, der ich sonst mit leichtem Sinn schon oft auf Jahr und Tag Valet gesagt, schaut in solcher Zeit mit anderm Antlitz zu Einem herüber. Ich hätte es für leichtfertig gehalten, in einer Zeit, wo Alles in ernstester Stimmung zu den Waffen greift, auf Ihren luftigen Höhen einzuziehen und mich, weltabgekehrt, in's Reich der Träume einzuspinnen . . ." — „Mein Plan war, erst zu Ihnen, — dann, was für meinen Heinrich von Ofterdingen, Klingsohr und das Nibelungenlied nothwendig, nach Oesterreich, von Linz an auf der alten Nibelungengeografie, nach Moelk, Bechelaren, Kremsmünster u. s. w. wo ich mir in meiner Art reichste Ausbeute verspreche . . ." „Aber . . . ist's nicht leichtsinnig, daß ich noch auf ruhig und arbeitsames Stillleben hoffe? Ein gewisser felsenfester Glaube an den endlichen Sieg des Rechts läßt

mich zwar immer darauf vertrauen, daß der französische Schwindel eines Tags wie eine Seifenblase zerplatzt . . aber es wird Kampf und Noth kosten bis es dahin kommt . . . ." „Ob ich schaffend immer thätig sein kann . . Gott wird es fügen, wies Recht ist. Kommen aber die Franzosen siegreich herüber und geht Alles einem Völkerentscheidungskampf entgegen, dann wirds auch für mich Pflicht werden, in's Gewehr zu treten. Wenn Sie mir dann, statt stiller Gastfreundschaft auf der Wartburg, einen guten militärischen Rath geben, wie und wo ich am besten als einfacher Soldat thätig sein kann, so bin ich dankbar."

Noch energischer spricht sich die patriotische Erregtheit seines Gemüths, die ihn jetzt in Karlsruhe um die nöthige Stimmung zum poetischen Schaffen brachte, in dem folgenden Brief an den fürstlichen Burgherrn der Wartburg aus:

„Die seit Monaten bedrohte Lage unseres Vaterlandes und die Ueberzeugung, daß Euer Königliche Hoheit in treuer Erfüllung hohen fürstlichen Berufes Erwägungen und Dingen ernstester Art zugewandt sind, haben mich pflichtschuldigst zurückgehalten, in dieser Zeit anders als in vorbereitender Arbeit für meine Wartburgerzählungen mein tägliches verehrungsvolles Gedenken zu bethätigen. Die gnädigste Zuschrift vom 11. Januar hat es mir von neuem in das Herz geschrieben, daß Euer Königliche Hoheit mit freundlichem Wohlwollen dem Entfernten und selbst dem Schweigenden zugethan sind; es bleibt mir dies ein süß Geheimniß, das mich auch jetzt noch ermuthigt, die Bestrebungen der Poesie, mitten in einer Welt, die ihr in blutiger Kriegsarbeit auf lange Frist den Rücken wenden will, nicht für verloren zu halten.

Euer Königliche Hoheit werden aber mit mir einverstanden sein, wenn ich in diesen Tagen des Ernstes den Entschluß nicht fassen kann, sorglos heiter und weltvergessen, der Dichtung zu Ehren, in den herrlichen Räumen der Wartburg einzuziehen. Ebenso wenig wäre es geziemend, jetzt wo Oestereich in Waffen steht, wie ein fahrender Schüler mit Zeichnungsmappe und Schreibbuch der Donau entlang zu wandern und sich in die Zeiten des Nibelungenliedes

hinüberzuträumen, während die Gegenwart mit gewitterschwerem Antlitz uns Alle anschaut. Doch ist es meines Herzens Wunsch, Euer Königlichen Hoheit, bevor die Ereignisse auch unser deutsches Heimathland überfluthen, noch Kunde zu geben, daß ich, so lange es möglich sein wird, Stimmung und Geist auf Ziele des Friedens und der Musen gerichtet zu halten, treu ausharren möchte bei dem Begonnenen.

Auf Ostern dieses Jahres wollte ich meine Entlassung aus dem seitherigen Dienstverhältniß nehmen. Sie wurde mir nicht ertheilt, um mir zu zeigen, daß man mich auch an den Quellen der Donau gern hatte.

Zu anderer Zeit wäre ich darauf bestanden; in einem Augenblick aber, wo Jedem das Gefühl nahe liegt, der Heimath und dem, was die Schicksale bringen, nicht fern zu sein, wäre es mir schwer gefallen, ihr definitiv meinen Abschied zu erklären. Dagegen verharrte ich ebenso entschieden darauf, der Arbeit, die Euer Königlichen Hoheit meine dankbare Anhänglichkeit beweisen soll, mich ganz widmen zu können. Ich habe mich darum auf ein Jahr freigebeten vom seitherigen Dienstgeschäft und sitze seit kurzem eingeschlossen bei meinen Büchern in meiner alten luftigen Stube im elterlichen Hause zu Carlsruhe. Das Bild Euer Königlichen Hoheit schaut von der Wand über dem Schreibtisch auf den Einsiedler herab, mahnend an glückliche Tage; die Phantasie zieht unter thüringischem Banner wider Ptolomais und den Sultan Saladin zu Felde.

Noch immer lebe ich in festem Vertrauen, daß ein guter Gott über deutschem Recht und deutschem Schwert wachen und die Angriffe der Untreue zerschellen wird. Dann — wenn der Wunsch der Engel: Friede den Menschen auf Erden! wieder eine Wahrheit ist, — stellen sich wohl auch jene Stunden ein, die Euer Königliche Hoheit in so warmfühlender kunstsinniger Weise der Wartburg zugedenken, die Stunden „auf dem buchenumlaubten Söller, die Welt tief tief unter uns und stiller Zitherklang unter dem abendlichen Himmel!"

Einstweilen sammle ich als eine Biene, für solche Stunden. Die Gewitter werden verbrausen und Gottes Regenbogen sich wieder über seinen Himmel wölben. Tritt aber die Noth des Vaterlandes mahnend an Jeden, der noch zwei gesunde Fäuste hat, dann soll es

auch um meine Viola nicht Schade sein, wenn sie welken muß, ehe sie geblüht hat.

Ich verharre, in ernster wie einst in fröhlicher Zeit

Euer Königlichen Hoheit

gehorsamst ergebener

Jos. Vict. Scheffel."

Carlsruhe, 30. April 1859."

Die politischen Ereignisse nahmen den angedeuteten Weg zum Aeußersten damals nicht. Oesterreich hatte sich allein gegen das mit Piemont verbündete Frankreich zu vertheidigen und der Krieg blieb auf das Gebiet der Lombardei beschränkt. In Baden wurden die Niederlagen des deutschen Kaiserstaats bei Magenta und Solferino (4. und 24. Juni) und der demüthigende Frieden von Villafranca (11. Juli) als nationales Unglück empfunden und Preußens anfängliche Zurückhaltung begreiflicher Weise nicht in ihrer später sich für das Geschick der Nation günstiger ausnehmenden Bedeutung, sondern als eine Politik des Eigennutzes verurtheilt. Niemand aber vielleicht von allen seinen engeren Landsleuten empfand die Gegnerschaft zwischen Preußen und Oesterreich, die damals einen akuten Charakter annahm, so schmerzlich wie unser Dichter, auf dessen Poetenträume dieselbe als grelle Dissonanz wirkte. Während der Tage der Kriegsgefahr hatte er in aller Stille den in Syrien spielenden Eingangskapiteln, den „Thüringern vor Akkon" und dem „Juniperus", die endgültige Fassung und letzte Feile gegeben. Nun drängte es ihn endlich — an die Ausarbeitung der eigentlichen Haupthandlung der Viola zu gehen. Diese hatte, wie wir gesehen, in seiner Seele längst eine feste Gestalt von patriotischer Tendenz erhalten, und diese letztere hatte in seiner großdeutschen Gesinnung ihre Wurzeln. Seine eindringenden Forschungen hatten ergeben, daß im Hohenstaufenzeitalter Heerd und Hort einer wahrhaft volksthümlich deutschen, frisch dem Leben entquellenden Poesie von allen deutschen Ländern Oesterreich, das „freudige Osterland" gewesen. Seinem Helden, Heinrich

von Ofterdingen, war dabei die Rolle eines Pioniers dieser frischen volksmäßigen Kunst, welche ebenso die Musik wie die Reigenkunst, die poetische Erzählung wie das Lied umfaßte, zugefallen, der dieselbe in die Sphäre der nach französisch-hövischem Vorbild entfalteten Kunstpflege am Hofe des Landgrafen Hermann auf der Wartburg, dem Emporium der Kunst im damaligen deutschen Norden, bringt. Indem er dort mit dem Nibelungenlied als höchster Leistung seinen Gegnern die Spitze bietet, einer Dichtung, welche einen nordisch-deutschen Stoff mit Elementen süddeutscher Geschichte versetzt und in süddeutsch frischer Weise behandelt zeigt, vollbringt er eine schöne That idealer Versöhnung des Gegensatzes von Nord und Süd im Deutschthum von damals, von der sich mit Fug der moderne Dichter eine verklärende Rückwirkung auf das Deutschland seiner eigenen Zeit hatte erträumen dürfen. Und nun? Während der Plan zur Ausführung drängt, den Spuren dieses Helden in dessen osterländischer Heimath nachzuschreiten, muß er erleben, daß der alte Gegensatz von Nord und Süd im Vaterlande, der nach den Befreiungskriegen gegen Frankreich bereits einmal für gänzlich aufgehoben gegolten hatte, sich zum offen feindseligen Conflikt zuspitzt. Aber seine längst geplante Reise in die Gegenden, wo nach Holtzmanns und seiner Meinung im 10. Jahrhundert der Schreiber Konrad des Bischofs Piligrin (Pilgrim) von Passau das lateinische Vorbild des auf uns gekommenen Nibelungenlieds gedichtet, und nach seiner poetischen Vision im Anfang des 13. Jahrhunderts der ritterliche Ofterdinger diese letzteren seine deutsche Fassung gab, konnte er jetzt, nach Beendigung jener einleitenden Kapitel, nicht länger verschieben. Am Tage vor der Schlacht bei Magenta finden wir ihn in Passau. Zwei Tage hatte er vorher einer intimen Besichtigung des Hohenstaufen und seiner geschichtlich bedeutenden Umgebung — Kloster Lorch, Hohenrechberg — gewidmet. Wohl thun ihm diese ersten Reisetage gut; es wird „wieder hell in der Seele“

und er freut sich „an Gottes blauem Himmel und seinen Strömen und Bergen" — nachdem ihn „Bücherstaub, Schreiberei und die unklare Lage des Vaterlandes" in den letzten Wochen daheim „schwer mitgenommen und ganz arbeitsunfähig gemacht." Aber wie hätte ihm die weitere Reise in das darniederliegende Oesterreich jener Tage eine frische Anschauung vom „freudigen Osterlande", in welchem sechshundert Jahre früher der Ofterdinger zum Dichter des Nibelungenliedes reifte, vermitteln sollen? Gar bald wandelt sich das aufathmende Frohlocken in Klage der Enttäuschung. „Passau ist sehr originell und schön . . . aber die Menschen stumpf ausruhend auf den Resten ihrer energischen Vorzeit." Statt von Eindrücken voll Bezug auf seinen allgeliebten Meister Konrad, den er schon im Ekkehard sammt seinen im Nibelungenlied angedeuteten Beziehungen zum Bischof von Passau und zu Markgraf Rüdiger von Bechlaren hatte auftreten lassen, zu berichten, fließt die Feder von Politik über und spricht von der Theuerung und der Verwirrung der Münzfuße, die im Lande herrschen. Am 25. Juni war er in Bechlaren, aber den Contrast zwischen seinen Absichten und der Wirklichkeit fand er so drastisch, daß er sich schon versucht fühlte, einen „drolligen Brief" über den Unterschied des Bechlaren von heute und des zu Nibelungischen Zeiten zu schreiben, als seinem Humor die Nachricht vom Tode der Mutter des Großherzogs von Weimar ein jähes Ende bereitete. „Meine Wanderung in Oesterreich wird nicht lange dauern; ein Land, das leidet, soll man nicht als Tourist durchstreifen": diese Erkenntniß ist das Facit seiner Eindrücke. Den beabsichtigten Besuch von Wien giebt er auf. Ein innig Bedürfen, sich aus den zerstreuenden modernen Erlebnissen in Oesterreich in die Weltabgeschiedenheit der geliebten Wartburg zu retten, ergreift ihn, und von Linz über Prag fährt er direkt nach Reinhardsbrunn, um sich in dieser für seinen Roman bedeutenden Gegend nach etwas umzusehen, ehe er „wie ein fahrender Sänger vor sechshundert

Jahren" an der Schwelle der Wartburg Einlaß begehrt. Am 6. Juli schreibt er von Friedrichsroda dem Kommandanten — ungemein erfrischt durch den Gruß der Thüringer Waldluft:

„Endlich führt mich mein unsteter Weg in Thüringens friedliche Berge, denen ich mich aus Oesterreich von Herzen entgegengesehnt habe. Den Kopf voll guter Gedanken, das Herz von dem einzigen Wunsche belebt, bald an künstlerische Gestaltung des Ersammelten gehen zu können, steige ich zur Zeit in den Abhängen des Inselsbergs, im Baumschatten von Reinhardsbrunn und den mich so sehr an meinen heimischen Schwarzwald gemahnenden Tannenwäldern von Friedrichsroda umher, um noch einige Lokaleindrücke der Reinhardsbrunner Umgebung zu gewinnen. Dieser Brief soll nun als Bote bei Ihnen anfragen, ob es nicht ungelegen sein wird, wenn ich in nächster Zeit schon mich dem theuren Kommandanten der Wartburg als Gefangener melde. Ich weiß nicht, ob Sie vielleicht eine Sommerreise unternehmen, oder ob sonstige Verhältnisse es rathsam machen, daß ich etwas später mich einstelle. Bitte daher, mich mit ein paar Zeilen zu benachrichtigen, ob ich Ihnen recht komme, oder ob ich hier, — wo ich auf das angenehmste mitten in meinen Traumgestalten weilen kann, mich noch etliche Zeit eingenistet halten soll. Es ist gegenwärtig viel Ruhe und Weltabgeschiedenheit Noth, um den Sinn aus der Gegenwart heraus der Vergangenheit zugewendet zu erhalten . . in Oestreich wars nicht möglich" . . . „Der Gegensatz des idyllischen Waldlebens hier und des aufgeregten Ernstes, in dem ganz Oesterreich fieberhaft befangen ist, ist wahrhaft ein großer!" . . . „Wie ich mich des Wiedersehens freue, sag ich jetzt nicht . . ich danke Gott, daß er mir das Loos hat werden lassen, in dieser Zeit der Katastrophen an meiner Arbeit einen inneren Halt, an Ihrer Burg ein stilles Asyl finden zu dürfen.

Von ganzem Herzen
Ihr getreuer
Joseph Scheffel.

Friedrichsroda, 6. Juli 59.
Gasthof zur Schauenburg Nr. 8."

Diesmal war aber der getreue Ekkehard droben, der den säumigen „Wandervogel" schon so manches Mal vergeblich

das Nest offen gehalten hatte, selbst nicht in der Lage, das Zusammenhausen mit Scheffel in den traulichen Räumen der Wartburg in erwünschter Weise sofort zu eröffnen. Er hatte für den Hochsommer einen Besuch des von ihm oft schon erprobten Wildbads geplant und war es zufrieden, daß Scheffel nach einem kurzen Vorsprechen auf der Burg sich wieder den ihm so sympathischen Revieren des Thüringer Waldes zuwandte, bis zur verabredeten gleichzeitigen Heimkehr Ende August. So konnte jetzt der Dichter nach Herzenslust seine Freiheit in den schönen Umgebungen von Reinhardsbrunn genießen, und er that dies endlich einmal ganz ohne Begleitung von Büchern und gelehrtem Apparat; er wollte die „poetische Strömung", die er in seinem Geiste empfand, durch die Berührung mit jenem nicht stören. Die Rückkehr der Thüringer vom Kreuzzug mit der Leiche des Landgrafen Ludwig, die feierliche Beisetzung desselben in der Ahnengruft der Klosterkapelle wurde nun vor seiner Anschauung lebendig und aus der Schaar der trauernden Schildträger trat eine Gestalt hervor mit den treuen Zügen des ritterlichen Freundes, den er auf der Wartburg eben wieder hatte begrüßen dürfen, begabt: Biterolf, der aus Thüringen gebürtige Theilnehmer am Sängerkrieg, den er sich als ritterlichen, lebensfrohen, poetisch gemutheten Waidmann des Thüringer Waldes vorstellte. Und wie ehemals, als er sich mit den Gestalten des Trompeters von Säkkingen und Margaretha's trug, erging es ihm jetzt: was seine eigene Seele empfunden, als er an der Donau den Spuren des Meisters Konradus und des Ofterdingers nachzog, wie dieser die Sehnsucht nach der Vollendung seiner großen Dichtung im Herzen; was er erquickt empfand beim Nadelduftanhauch des Thüringer Waldes, beim Beschreiten des Rennstiegs, beim Verweilen am Grabmal des Landgrafen Ludwig, es quoll auf zum Lied und verschmolz bei der Gestaltung mit der Ausdruckweise und Empfindungsart der Personen, denen er ähnliche Situationen nachempfand. Es entstanden,

ohne daß sie lange geplant gewesen wären, frisch und echt, eine ganze Reihe der Lieder, welche den vom Kreuzzug heimkehrenden Biterolf, dem seine Stiraburg verlassenden, mit seiner treuen Fidel gen Thüringen fahrenden Ofterdinger u. A. in den Mund gelegt, drei Jahre später im Liederbuch „Frau Aventiure" eine sich ergänzende Vereinigung fanden. Wie eine Erlösung kam es über das vom 'gelehrten Thun zurückgestaute poetische Wesen des Dichters und äußerte sich frank und frei in der ihm jetzt naturgemäßesten, der lyrischen Form. Die trüben Heimsuchungen seines Geistes und Gemüthes durch Krankheit verglich er mit den Nachwirkungen der Lagerkrankheit, die den getreuen Biterolf übers Meer heimwärts begleitet und mit ihm sang er:

„Will je, der Meerfahrt Rest, an mir
Ein Wüstenpesthauch zehren,
Such' ich im Nadelholz Quartier,
Ihn siegreich abzuwehren:
Denn das ist deutschen Waldes Kraft,
Daß er kein Siechthum leidet
Und alles, was gebrestenhaft,
Aus Leib und Seele scheidet.

„Daß ich wieder singen und jauchzen kann,
Daß alle Lieder gerathen,
Verdank ich nur dem Streifen im Tann,
Den stillen Hochwaldspfaden:
Aus schwarzem Buch erlernst du's nicht,
Auch nicht mit Kopfzerdrehen.
O Tannengrün, o Sonnenlicht,
O freie Luft der Höhen!"

Und beglückt und gehoben von diesem unerwarteten Werdeprozeß zog er — ein fahrender Sänger, wie seine Helden — durch die Wälder des schönen thüringer Landes hin, forschte den Spuren der ritterlichen Vögte des Landgrafen Hermann nach, von denen der „von Tenneberg" einer der kühnsten gewesen und gelangte so zu den Trümmern der einstigen Stammburg mit der Riesenlinde bei Waltershausen,

in deren Laubdach ein Gerüst mit Geländern einen schattigen Sitz beut. Und es entstanden hier die drei waldesduftigen Lieder vom spröden „Vogt von Tenneberg", den „Minne nie umfangen" und der „ein frühlingsseliger Mann" vom Kriegs- und Waidhandwerk im „Lindenwipfelgrün" vor seiner Burg ausruht, mit dem guten Hausgesellen dem Wein traute Zwiesprache haltend, bis Gott Cupidos Geschoß ihn selbst dort erreicht und bis er, statt Kampfesweisen, Wiegenlieder singend, das Klagelied anstimmt: „im Lindengrün zum Trocknen jetzt gewaschne Windeln hangen". Glückselig wie ein Knabe, dem unverhoffte Ferientage zufallen, gab er sich sorglos und frohgemuth dem „Streifen im Tann" hin, schenkte er den poetischen Einfällen und Launen seiner Seele Gehör, ohne ihre Verwerthbarkeit für die Viola ängstlich zu prüfen; jene Stimmung überkam ihn wieder wie in jenen Tagen, da er auf den Waldpfaden des Harzes und Schwarzwalds als heiterer Bruder Studio seine „Lieder eines fahrenden Schülers" gesungen hatte und es trieb ihn jetzt, die alten Motive aufzunehmen, aber sie kunstvoller und auf Grund der inzwischen erworbenen Kenntniß historisch farbenechter zu gestalten. Auch den fahrenden Schülern, jenem lebensfrischen Element, das in dem Zeitalter der Staufenkaiser eine vermittelnde Rolle zwischen deutschem Volksthum einerseits und andererseits der sich absperrenden Klosterwissenschaft sowie der hövischen Kunstpflege gebildet hatte, war eine nicht unbedeutende Rolle in der Viola zugedacht. Die alten Freunde seiner Jugendträume sollten ihr lustiges Tiriliren, ihre weltheiteren Spottlieder auch in die ernste Welt des Sängerkriegs auf Wartburg hineinklingen lassen. In Donaueschingen hatte er nach dem Vorbild ihrer lateinischen Weisen lateinische Lieder erbosselt; jetzt — fern von aller Bücherei und dem Staub gelehrter Forschung — sang er deutsch aus dieser fahrenden Gesellen Seele wie aus der eigenen heraus was ihm selbst in Lust das Herz erklingen machte, und, die Muße nutzend,

die ihm unverhofft geworden, zog er von Koburg über die thüringische Grenze in das Gebiet des Frankenwalds und der fränkischen Schweiz, in die waldgesegneten Distrikte, wo Wolframs von Eschenbach Wiege und Walthers von der Vogelweide Sterbebett gestanden, wo die Bischofssitze von Würzburg und Bamberg in jenen Tagen des frühen Mittelalters das Reiseziel sangesfreudiger fahrender Schüler gewesen waren und jubelte selbst in die sonnige Landschaft dabei:

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt, muß rosten;
Den allersonnigsten Sonnenschein
Läßt uns der Himmel kosten.
Jetzt reicht mit Stab und Ordenskleid
Der fahrenden Scholaren,
Ich will zu guter Sommerzeit
In's Land der Franken fahren!

Zum heil'gen Veit vom Staffelstein
Komm' ich empor gestiegen,
Und seh die Lande um den Main
Zu meinen Füßen liegen;
Von Bamberg bis zum Grabfeldgau
Umrahmen Berg und Hügel
Die breite stromdurchglänzte Au —
Ich wollt', mir wüchsen Flügel!“ . . .

Beim Gastwirth Johann Schooner auf Schloß Banz, der alten Benediktinerabtei des Frankenlands, welcher sein besonderes Interesse die früheren Studien über die ältere Geschichte Thüringens und des Klosters Reinhardsbrunn zugewendet, nahm er ein festes Standquartier und durchschweifte von hier aus die Gegend, den Main hinab bis zur alten Bischofsstadt Würzburg und südwärts in das geologisch so interessante Muggendorfer Höhlengebiet und gen Bamberg. In produktivster Stimmung durchwanderte er, einsam aber fröhlich, die „burgreichen Engthäler des dolomitischen fränkischen Juragebirgs“, die er in den Liedern des „Exodus cantorum“ so anschaulich und farbenfrisch geschildert hat. Und

auch die poetischen Anschauungen, die ihm durch seine Studien vom Leben der fahrenden Spielleute und ritterlichen Sänger der deutschen Vorzeit geworden, drängten zum Gedicht. Noch fehlte ihm so manche Lösung wissenschaftlicher Frage, deren er für das weitere Gestalten des großen Romans bedurfte. Die Empfindungswelt seiner Helden war ihm jedoch schon völlig vertraut und es drängte ihn, sie in der unmittelbarsten Form künstlerischer Ausdrucksweise darzustellen: im Lied. Wieder hatte sich der Prozeß vollzogen, kraft dessen zwischen dem Thun und Lassen, dem Hoffen und Sehnen seines Hauptthelden und seinem eigenen Innenleben eine innere Verwandtschaft bestand. Das Lied, das er seinem Ofterdinger als Abschied von der Stiraburg in den Mund legte, sog die innere Kraft aus seinem eigenen Empfinden. Auch er hatte die Heimath verlassen, um als Dichter bei „fremden Freunden" sein Glück zu suchen. Und wenn er den sangesgewaltigen Frankenritter von Eschenbach jetzt singen ließ, wie ihm mitten auf reisiger Fahrt — „im Stegreif" — es oft im Grunde der Seele aufrausche, „wie ein fernes Saitenspiel":

„Viel zu eng däucht mir die Weite,
Viel zu schmal die Breite dann,
Fremd Gebild ist mein Geleite,
Fremder Zauber starrt mich an" . .

wenn er ihm, der als Seher den Gestalten der in ihm reifenden Parzivaldichtung nachzieht, den Ausruf auf die Lippen legte: „Und ich selbst bin Parzival!" — so war das ein Echo aus der eigenen Seele, der es ähnlich ging: denn er selbst fühlte sich in solchen Momenten dichtenden Schauens als Wolfram von Eschenbach, . . er selber war Heinrich von Ofterdingen!

Aber auch den Eindrücken, die der Tag brachte, gab er sich sorglos mit dichterischer Empfänglichkeit hin. Die versteinerten Ungethüme der Vorzeit, welche in dem Museum geologischer Funde im genannten Schloß Banz aufgestellt sind, weckten in ihm den originell und tiefempfundenen

„Bericht vom Meerdrachen", das Verweilen in der alten, mitten im Wald aus Steinplatten hergestellten Andachtskapelle der einstigen Benediktiner von Banth, dem Arboretum recreationis, entstieg seiner Seele der innige „Waldpsalm", und der Vergleich mit seiner jetzigen Stimmung und der, die ihn noch vor wenigen Monaten den Aufenthalt daheim unerträglich gemacht hatte, erzeugte in seiner Phantasie jenen Mönch Nicodemus, der, ein Gegenstück zu dem Bruder Rippold des Dichters, von übler Melancholie, die ihn für jede unsanfte Berührung empfindlich macht „wie ein Ei ohne Schaale", so daß ihm selbst die harmlose, von Mücken ihm bereitete Belästigung als ein unerträgliches Leiden erscheint, durch den unvermutheten Anblick der schönen Gotteswelt im Licht der ersten Morgensonnenstrahlen bekehrt wird.

„Fröhlich Herz bezwingt den größten Drachen
Traurig Herz erliegt im Mückenkampfe" . . .

mit dieser beglückenden Weisheit, in deren Verkündigung der „Bericht von den Mücken" seines „Mönchs von Banth" gipfelt, trat er Anfang September den Heimweg, den Weg auf die Wartburg an.

Am 16. August schrieb er noch von Banz aus an Arnswald, den er bei den Eltern in Karlsruhe zu Besuch wußte, daß er nun daran denken müsse, „sich seinen lyrischen Abschweifungen zu entziehen", weil er sonst in Gefahr komme, sich dem ernsten und hauptsächlichsten Theile der Viola zu entfremden. Da er aber den Winter über des Gastfreunds Burg- und Thurmgenosse zu bleiben gedenke, so habe es mit der Abreise keine Eile. Er wolle jetzt daran gehen, sich für die große Episode, die Aufzeichnungen des Meister Conrad von Passau, vorzubereiten, die eine andere als Wald- und Waldvögelstimmung bedürfe. „Hiernach möchte ich erst im September, wenn Sie, theuerster Freund wieder die Burghut führen, bei Ihnen einrücken. Ich bitte mir seiner Zeit ein Lebenszeichen zukommen zu lassen, und hoffe dann endlich

mich — was mir allmählich schwer auf dem Herzen liegt — dem gnädigsten Großherzog vorstellen und mein seitherig Fernbleiben rechtfertigen zu dürfen". . . „Meine Liedermappe ist merkwürdig angewachsen; ich werde freilich nicht Alles für das Buch brauchen können, aber es ist besser, wenn es so unter Gottes freiem Himmel im Ueberfluß zuströmt, als wenn man auf der Studirstube mühsam am Schwefelholz schnitzen muß."

Zwei Jahre waren vergangen, seitdem er auf der Wartburg vor dem Bilde Schwinds vom Sängerkrieg dem Großherzog die Zusage gemacht, dasselbe Thema als Dichter behandeln zu wollen. Viel Arbeit, Leid und Sorge hatte sich in diesem Zeitraum für ihn zusammengedrängt. Darunter leider viel unnöthige Arbeit und ablenkende Sorge. Er hatte, unter dem Drucke seiner Melancholie, sich bereits einen Säumigen gescholten, als von einem Abschluß der Vorarbeiten — wie er sich einmal die Aufgabe gestellt hatte — noch gar nicht die Rede sein konnte. Er hatte sich durch die Thätigkeit als Bibliothekar verleiten lassen, sich als Dichter die Arbeit viel zu schwer zu machen, den Bereich der Vorstudien viel zu weit abzustecken. Er hatte das dem Großherzog gegebene Versprechen in seinen Konsequenzen viel zu schwer genommen und namentlich die Pflicht einer schnellen Beendigung der Arbeit sich zu einer Last werden lassen, welche jener ihm nie hatte zumuthen wollen. Aber er hatte auch viel zu Wege gebracht. Er hatte seinen Pflichten als Bibliothekar zu seines Auftraggebers wie zu seiner eigenen Befriedigung genügt. Er hatte für seine Dichtung den größten Theil der wirklich nöthigen Vorstudien, so umfangreich sie waren, hinter sich gebracht, und in Prosa wie Vers dieselbe schon um ein Beträchtliches vorwärts gefördert. Er sah den Plan des Ganzen im Umriß vor sich und hatte dem Stoff für denselben einen historisch wie poetisch bedeutenden Charakter zu geben gewußt. Die Lieder, die ihm die Muse neuerdings und in Donaueschingen eingegeben, wollte er gleich denen im „Trompeter" als lyrisches Inter-

mezzo in die große epische Dichtung einfügen. Jetzt lag als nächste Aufgabe vor ihm, die Gestalt des Meister Konrad als Vorläufer des Ofterdingers durch eine „große Episode in Prosa“ dem Ganzen einzuverleiben. Nachdem die Waldluft des Thüringer- und Frankenwalds den Urquell aller Selbstquälereien, die Melancholie, gleich den Mücken des Nikodemus, vertrieben hatte, konnte er denn auch ohne falsche Scheu und mit innerer Zuversicht, sein Bestes gethan zu haben, trotzdem er ohne das vollendete Werk ihr nahte, die Wartburg auf's neue betreten. Trotz aller Irrwege und Seltsamkeiten seiner Fahrt zum hochgesteckten Ziel, war er allezeit sich selber treu geblieben, hatte er gehandelt wie es seine zwar durch Krankheit geschädigte, aber nur von edlen Impulsen inspirirte Natur es gefordert hatte, die ihm einsame Pfade anwies und von der Heerstraße des Lebens abdrängte zum Versenken des Geistes in die vergangenen Zeiten unsres Volks und dem Bemühen zu, sein Ideal von poetisch werthvollem Leben in Bildern aus alter Zeit darzustellen. Der Anblick der halbrestaurirten Wartburg konnte ihm zum Troste gereichen, auch ihr schöner Neubau war nicht in wenig Monden entstanden. Auch hier hatte erst viel Schutt und Geröll bei Seite geräumt werden müssen, damit Pallas und Thurm eine feste Grundlage fanden. Und doch ragte sie jetzt auf des Berges Spitze stolz empor, daß er von ihr singen konnte:

> „Gleich einem jener Marmorprachtpaläste,
> Entstiegen aus Venedigs Meeresschooß,
> Hebt sich Thüringens jungfräuliche Veste
> Auf deutschem Berge säulenschlank und groß,
> Statt Salzfluthwogen rauscht um ihre Mauern
> Der Eichen und der Buchen flüsternd Schauern.“

Sollte nicht auch sein Versuch, ein Bild der Blüthezeit des Lebens auf der hohen Veste als Poet zu erneuen, allen Hindernissen zum Trotz noch schönes Gedeihen und beglückenden Ausgang finden?



2. Frau Aventiure.

„O, daß ich nie um Deine Gunst geworben,
Frau Aventiure, spröde Unholdin.
Nicht wär' ich allen Freuden abgestorben
Und nicht der Ritter Unstern, der ich bin.“

Scheffel: „Frau Aventiure“.

Den guten gesegneten Sommertagen des Jahres 1859, die der Dichter im Thüringer- und Frankenwald zugebracht hatte, folgte auf der Wartburg ein nicht minder günstiger Herbst und sowohl auf seiner Klause im Thurm, wie in den so behaglich ausgestatteten Räumen der Kommandanten-Wohnung im Ritterhaus, wie in den Prachtgemächern des Palas, welche um diese Zeit auf länger von dem Großherzog und seiner Gemahlin bewohnt waren, fand er während des Septembers und Oktobers, die er oben verweilte, gar gute Stunden. Das schöne Gedicht „Wartburgdämmerung“, das er bald nach seiner Ankunft in das Album der Wartburg eintrug, von wo es später in „Frau Aventiure“ überging, war sicher in gleichem Grade ein Bekenntniß innerlichst empfundenen Glückes und Dankes, wie das folgende Lied, welches er am 8. November zum Abschied mit einem „Auf Wiedersehen“ in dasselbe einschrieb und später zur Grundlage

machte des Gedichts „Wartburg-Abschied" in der genannten Liedersammlung.

„Das war ein Herbst voll Pracht und Klang
Und kunstverklärten Stunden,
O wohl mir, der ich hier so lang
Ein gastlich Dach gefunden.

Schon jagt der Winterwind im Land
Das Laub von allen Bäumen,
Schon glänzt im Schnee der Höhen Rand
— O Berg, ich muß Dich räumen.

Doch heut' wie morgen, nah und weit
Schlägt Dir mein Herz in Treuen —
Du fröhliche selige Wartburgzeit
Wann wirst Du Dich erneuen?"

Er hatte sich von Seiten der großherzoglichen Herrschaften der freundlichsten Theilnahme zu erfreuen gehabt und im Heim des wackeren Arnswald eine stets sich gleichbleibende, wahrhaft freundschaftliche Ansprache gefunden. Seine eingewurzelte Abneigung gegen alles ceremonielle höfische Wesen hatte ihn nicht gehindert, sich der „kunstverklärten Stunden" im Verkehr mit dem kunstsinnigen Fürstenpaar, welches seiner Eigenart, wie es scheint, in jeder Beziehung Rechnung trug, zu erfreuen, und seinen Studien und Arbeiten war er durch Zerstreuungen nicht in störender Weise entzogen worden. Und um so unbefangener hatte er sich in dem hier sich ihm öffnenden Lebenskreise bewegen können, als er als ein freier, unabhängiger Poet in denselben hatte treten können. Eine bibliothekarische Ehrenstelle, die der Großherzog kurze Zeit vorher für ihn hatte schaffen wollen und ihm indirekt durch Arnswald hatte anbieten lassen, hatte er gegen diesen bescheiden, aber bestimmt abgelehnt mit den Worten: „Ich bin als Poet in der sonderbaren Lage, dadurch am meisten gefördert zu sein, daß man mich jeden Dienstverhältnisses enthebt . . . Ich würde meinen, für die Poesie angestellt zu sein, wenn ich eine dauernd bindende

Position annähme, und das würde mir alle Freude am Schaffen beunruhigen." Nur wenn fremde Gäste das Hoflager erweiterten, war ihm die Situation bisweilen unbehaglich geworden, und als mit dem 10. November die große Nationalfeier des hundertsten Geburtstages von Friedrich Schiller heranrückte, entzog er sich, mit der ihm eigenen Scheu vor jedem öffentlichen Auftreten, der Theilnahme an den in Weimar vorbereiteten offiziellen Festlichkeiten. Er schied, durchdrungen von dem Gefühl der Verpflichtung, das nächste Mal auf der Wartburg mit dem fertigen Werk einzukehren.

Der erste Brief, den er, „Karlsruhe, in der Einsamkeit, den 18. Nov." datirt, nach der Wartburg an Arnswald zurücksandte, ist leider nicht frei von Spuren, die uns beweisen, wie schnell der Hochspannung seiner Seele eine Reaktion folgte und die lähmende Melancholie wieder in seiner Seele die Oberhand gewann, ja daß dieselbe gerade aus der schönen Thatsache der großartigen Feier von Schiller's Gedenktag neue Nahrung sog. Er schrieb: „Lieber theurer Freund. Seit langen Tagen hat mein Auge keine Wartburg und keine herbstgelben Thüringer Berge mehr vor sich . . . . . ich sitze eingesponnen, ein Staatsgefangener der Frau Poesia, auf meiner Mansardenstube, bin seit meines Hierseins noch nicht zum Haus hinausgekommen und lebe ein fröhliches Einsiedelleben im strengsten Sinn des Wortes. — Die Tage der Schillerfeier, die durch ganz Deutschland wie ein milder klarer Stern geleuchtet und nur in Berlin auf Leute gestoßen, die auch hier etwas Besonderes haben wollten, sind vorüber . . Ich denke, Sie haben erhebende und schöne Eindrücke aus Weimar davongenommen. Ich habe auf meiner Reise den großen Festzug in Heidelberg begegnet, und stieß gerade auf die Schifferschaft, die dem Poeten zu Ehren ein ganzes Schiff bewimpelt und beflaggt, im Wagen mitschleppten . . ich konnte eine Thräne der Rührung nicht

unterdrücken, da ich so viel echte unkommandirte Theilnahme der Leute wahrnahm. Gieng aber dann meinen einsamen Weg weiter! Denn Festgewühl, Aufzüge, lange Reden und Zweckessen machen mich allzeit unglücklich. Durch das schlichte und feste Gelöbniß, mich wieder auf Jahr und Tag, mit Verzicht auf alles äußere Leben, in den Dienst der Kunst zu geben, hoffe auch ich meinen Theil an der Feier des Dichters genommen zu haben. Abends fand ich Briefe aus Rom, wonach mein guter Freund Anselm Feuerbach, einer der ersten und talentvollsten Historienmaler Deutschlands, gezwungen ist, um's liebe Brot für diesen Winter Zeichnungen von Statuen im Vatikan und Akte im Antikenkabinet anzufertigen, statt seinen Genius in einer großen Schöpfung würdig bewähren zu können! Ich ersah daraus, daß die Schillerschen Zeiten des Jugendelends, die man im ästhetischen Deutschland des 19. Jahrhunderts der Geschichte angehörig glaubt, im Leben großer Künstler noch immer redlich sich einstellen. — Und nun denke ich mir meinen lieben Major mit Mama und Schwester recht gemüthlich auf der Burg eingerichtet, dem rauhen Winter durch trauliches Zusammenleben zu begegnen. Wollte Gott, ich könnte in zwei- oder dreistündigem Nachmittagsgang von hier aus die Burg erreichen, wie oft wollte ich mich abendlich bei Ihnen einstellen! September und Oktober verklären sich in der Erinnerung zu einem herrlichen Bild; ich bin dem Großherzog und Ihnen, liebster Freund, wahrhaft dankbar, daß diese wohlthuenden Eindrücke in mein Gemüth gestreut wurden . . Nun kann ich in der Einsamkeit lange daran zehren."

An den Großherzog schrieb er etwas später, 5. Dezember, mit ähnlichem Gedankengang:

„Eingeschlossen in eine winterliche Clause, mit der Aussicht auf einen kahlen Wald, schneebedeckte Dächer und einen von krächzenden Raben besetzten Ahornbaum habe ich stündlich Anlaß, die sonnigen Wartburgherbsttage in verklärende nnd verklärte Erinnerung zurück-

zurufen. Wie viel farbenreiche Bilder aus Burghof, Säulenhallen, Säälen und Kemenaten — wie viel liebliche und erhebende Eindrükke persönlichen Erlebnisses — bleiben für immer wohlthuend der Seele eingeprägt — von jenem ersten Kommen des Burgherrn bis zu dem letzten Abend des Fackelzuges, Gesangs und mittelalterlicher Malzeit! Ich greife fast verspätet zur Feder, noch einmal meinen wärmsten und anhänglichsten Dank auszusprechen. Reich an Anregung und Ermuthigung, erquickt von den Zeichen theilnehmenden Wohlwollens, die mir durch Eure Königliche Hoheit und die gnädigste Großherzogin wurden, bin ich zu meinen Eltern, die mich sehnlichst und dringendst erwarteten, und in meine „Werkstatt" zurückgekehrt; die Stuben, darin ich, von aller Welt abgesperrt, mich festgesetzt, sind mit meiner Jugend und meinem Schaffen mannigfach verwachsen, und nur Frau Fantasia mit ihrem unsichtbaren Haushalt hat hier Einlaß.

Ich hoffe, in diesem Winter ein gut Stück vorwärts zu kommen, ein Ende sehe ich aber zur Zeit noch nirgends: die Gestalten kauern und lauern ungebannt in allen Winkeln.

Entschuldigen möchte ich mich nachträglich, daß ich bei Anlaß des Schillerfestes nicht nach Weimar oder Jena hinübergekommen, mich noch einmal persönlich vorzustellen und des Scheidenden Dank zu wiederholen: seit 4 Jahren macht mir ein nur zur Noth überwundenes Gehirnleiden das Meiden aller größeren Versammlungen und Aufregungen zur unangenehmen Nothwendigkeit, hält mich von jedem Besuch des Schauspiels und lebhafterer Geselligkeit fern und beschränkt mich auf ein selten unterbrochenes Leben in Einsamkeit und Natur. So wäre ich ein unbrauchbarer Festgast gewesen, wenn auch die Rührung des Herzens ob der unerwartet stattlichen Kundgebung deutschen Geistes und die männliche Verehrung, die ich jenem gewaltigen und reinen Genius zolle, mich sonst wohl dazu vereigenschaftet hätte.

Der erhebende Nachklang dieser Tage gibt mir auch den Muth, mit einem ersten Anliegen vor Eure Königliche Hoheit zu treten. Ich wage es nur, eingedenk eines früheren hochherzigen Wortes, das mich ermächtigt, von Strebungen und Nothständen im Bereich deutscher Kunst Nachricht geben zu dürfen, und in der Gewißheit, daß es sich um Kunst im reinsten und eminentesten Sinne handelt

und daß, wenn Eure Königliche Hoheit sich zu einem fürstlichen Einschreiten veranlaßt finden würden, ich diesmal, um mittelalterlich zu reden, mit meinem Kopf bürgen kann, daß es dankbarster Annahme gewärtig sein darf.

Die Schillerfeste haben der ganzen Nation an den Geschicken ihres Poeten gezeigt, daß auch die Geister ersten Ranges im Laufe ihrer Entwicklung in Bahnen gerathen können, wo es an einem Faden hängt, ob sie in Zwang und Verkümmerung elend einsumpfen oder aber — in neuer und reiner Atmosphäre die Flügel des Genius regen und entfalten sollen.

Und der Dank der Späterlebenden heftet sich dann an die, die in solch kritischer Zeit mit starker Freundeshand den unstät Treibenden aufrecht hielten und hoben.

Aber die meisten von den weisen Germanen, die solche Zustände des Künstlerlebens recht gut kennen und selbst in längeren Reden und historischen Beispielen zu erläutern verstehen, haben doch kein Auge und kein Herz, wenn sich's, statt um todte, längst anerkannte, — um werdende, noch strebende und ringende Künstler handelt. In Deutschland macht das viele und gelehrte Reflektiren die frische und liebevolle Anerkennung des Genius sofort und unmittelbar bei seinem Auftreten, ohne daß er erst berühmt und gestorben wäre, schier zur Unmöglichkeit. Und darum geht mancher treffliche Keim, den ein günstiges Gestirn nicht zu rechter Zeit seinen Carl August finden läßt, schweigend und niedergeschwiegen zu Grund, ohne das zu leisten, was er „groß auf großem Bezirk" hätte leisten können, wenn er Raum gefunden.

Königliche Hoheit! Dieser Jammer wiederholt sich trotz aller Schillerstiftungen und Schillerfonds noch täglich, und daß er sich wiederholen kann, ist ein schweigender, aber begründeter Vorwurf für allen Festenthusiasmus, der da glaubt, Deutschland sei bereits das gelobte Land der Künste!

Am Tag des Schillerfestes fand ich Briefe aus Rom vor, wonach einer der bedeutendsten, talentvollsten und liebenswürdigsten deutschen Historienmaler — nachdem auch sein letztes großes Bild, dem er alle stille Glut eines edeln, sich selbst verzehrenden Herzens eingehaucht, Dante, umgeben von edlen Frauen aus Ravenna, — unbeachtet und ungekauft den Gang durch die Heimath gemacht,

genöthigt ist, diesen Winter, statt neuen Schöpfungen nachzusinnen, Acte im Antikenkabinet und Porträts zu malen ums liebe Brot . . . Dieser Maler ist Anselm Feuerbach . . ." Die edle, eingehende Empfehlung dieses Malers an die Munificenz des Großherzogs, von der bereits unser 8. Kapitel Notiz genommen, ist eine der vielen Aeußerungen einer der schönsten Grundzüge im Wesen Scheffels: die stets hülfebereite Theilnahme für alle, denen er seine Freundschaft geweiht hatte. Es sei noch kurz erwähnt, daß Scheffel um dieselbe Zeit auch in Karlsruhe seinen Einfluß zu Gunsten Feuerbach's geltend machte und zwar hier wie in Weimar mit schönem Erfolg. Wenn Feuerbach's Laufbahn von da an einen gewaltigen Aufschwung nahm, so hatte er es nächst dem eigenen ehrlichen Streben als Künstler in erster Reihe der Verwendung Scheffel's zu danken. Die Erwähnung der Schillerstiftung im obigen Brief bezieht sich darauf, daß der Großherzog von Sachsen das Protektorat dieser gelegentlich des Schillerfestes gegründeten wohlthätigen Institution übernommen hatte, indem zugleich Weimar Vorort und Sitz des Präsidiums wurde, dessen Leiter der damalige Generalintendant der Weimar'schen Hofbühne, Franz Dingelstedt, dessen Sekretär Karl Gutzkow wurde.

Ein Brief der Mutter an Arnswald, dessen Anfang von Dank überströmt für alles Gute, das ihrem geliebten Sohn auf der Wartburg zu Theil geworden und namentlich betont, wie wohlthätig die verständnißvolle Theilnahme der Frau Großherzogin auf Joseph's Gemüth gewirkt habe, möge das Stimmungsbild des vorstehenden Briefes ergänzen. Sie schreibt, daß ihren Sohn nichts anderes beseele als die Vollendung seines Werks. Mit Donaueschingen habe er in Frieden abgeschlossen . . „Wir hier wollen indeß für ihn sorgen und gewiß aber eher zum Ruhen und Innehalten als zu hastiger Vollendung drängen — denn wir sehen, wie noth dies thut und es steigen bereits schon große Sorgen

herauf, daß er es wieder zur Ueberarbeitung treibe, denn noch ist es uns nicht gelungen seit seinem Hiersein, ihn nur zu einem einzigen Ausgang zu bewegen — und nun hört er sogar auf, mit uns zu Mittag zu essen und begehrt sein kleines Diner zu sich hinauf, wo unter Büchern und Papieren fast kein Teller niedergestellt werden kann. Das fängt an mir bange zu machen. Ich rede — ich predige — aber es hilft nicht. Den Abend hat er bisher noch immer mit uns zugebracht — aber meist nur wenn wir allein waren. Sie fühlen gewiß meine Besorgnisse mit mir . . . Der liebe Gott möge uns doch beistehn — daß das Buch glücklich fertig wird — dann wird Joseph leichter leben und in allen Dingen ruhiger sein.“ Einen liebenswürdigen Einblick in Scheffel's Vaterhaus gewährt uns in demselben Brief die Schilderung, wie die Frau Majorin sich die Feier des Schillertags hatte angelegen sein lassen. Verwandte und Freunde waren von auswärts gekommen und die Frau Majorin ließ es sich nicht nehmen, dem Ehrentag ihres größten schwäbischen Landsmanns ein erlesenes Fest zu bereiten. Im Wohnzimmer war eine schöne Schillerbüste nach Dannecker aufgestellt und Blattpflanzen überdachten dieselbe als grünes Zelt von seltener Pracht und Schönheit. „Im Besuchzimmer lasen wir zuerst Schiller'sche Gedichte verschiedener Art — und sie kamen allen wunderbar neu und schön vor. Als nun so die Stimmung vorbereitet war, zündete Mathilde (eine entfernte Nichte der Frau Majorin, die bald nach Maria's Tod von dieser in's Haus genommen worden) eine Menge Lämpchen um die Büste an. Das ganze Zimmer war mit Blumen, Licht und Grün erfüllt — so daß die überraschten und gerührten Gäste manche heimliche Thräne weinten. Graue Haare und süße Jugenderinnerung, das giebt ein wunderbares Gemisch von Stimmung. Fräulein Lufft trug schöne selbsterfundene Festworte vor und bekränzte dabei den lieben Dichter mit Lorbeer. Es war ein feierlicher schöner Augenblick. — Sodann machte

Schiller selbst die Tafelordnung. Ich hatte nämlich 18 schöne Sprüche aus seinen Werken ausgewählt, dieselben auf gleich große Zettel geschrieben und in der Mitte schief durchschnitten. Die eine Hälfte legte ich auf die Teller, die andere bot ich den Gästen zum Ziehen an. Dann mußten sie suchen, wo sich ihr Spruch ergänzte und das war ihr Platz. Es wurde bei diesem Fest-Abendessen beinah von der patriarchalischen Einfachheit unseres Hauses etwas abgewichen. Auch hatten die Saverner" (Fabrikant Goldenberg und die Seinen aus Savern) „prachtvolle Blumen mitgebracht, um die Tafel zu schmücken, und von Säckingen herab ward uns ein riesenhafter Rheinlachs gesendet, zu welchem beinah keine Platte und kein Kochgeschirr aufzutreiben war, und mit prächtigen Krebsen wurden wir ebenfalls überrascht, so daß der Tisch etwas sehr Festliches hatte . . . Herr Junghanns, der Präsident unserer Kammer und mir schon von der schwäbischen Heimat her bekannt, hielt die Tischrede. Er hatte mich in meiner frühen Jugendzeit zuerst mit Schiller bekannt gemacht und so war es mir überaus gemüthlich, ihn zu dieser Stunde da zu haben. Was er sprach, war gediegen und echt, aber schwerfällig . . Wir Anderen setzten die Schillerhuldigung in anmuthigerer Weise fort — theils in Improvisationen, theils in ungereimter aber immer herzlicher und für den großen Dichter warmfühlender Rede. Es war eine Stimmung in der Gesellschaft, wie ich sie nie erlebt — bis lang nach Mitternacht wurde ununterbrochen gelesen, vorgetragen, aus dem Stegreif gedichtet, Toaste ausgebracht mit dem Punschglas und nie riß der Faden und nie sank das Gespräch in den Werkeltagston herab. Das war Schiller's Geist selber, der dies Wunder vollbrachte. Am folgenden Abend sahen wir mit mehreren Gästen den Fackelzug und die Festfeier auf dem Marktplatz, die großartig und würdig war. Ein mächtiges Gefühl durchschauerte mich, als die Polytechniker, die Männer der Zukunft — 800 an der Zahl — mit Fackeln anrückten, die große

schwarzrothgoldene Fahne voran und dann die Banner aller Einzelstaaten; sie schwenkten diese Zeichen der Größe, der leider unterdrückten, aber erwachenden Größe unseres Vaterlandes vor dem nun gefundenen Zeichen der Einheit — vor Schiller. Dann warfen sie unter Reden und Gesang die Fackeln alle zu einer lodernden Flamme zusammen, auch die Bürger thaten dasselbe, so daß ein Brand von wenigstens 2000 Fackeln vor der Büste aufglühte, die in unbeschreiblicher Verklärung in die Nacht hinaus sah." . . . Als die enthusiasmirte Mutter unseres Dichters nach Hause kam, fand sie diesen inzwischen zu ihrer größten Ueberraschung heimgekehrt. Er hatte sich, wie wir sahen, fern gehalten von der großen Feier des größten schwäbischen Dichters auf seinem „einsamen Wege". „Denken Sie sich unsere Ueberraschung," berichtet die Mutter. „Wir wußten zwar, daß er kommen würde, aber meinten, erst nach dem Schillerfeste. Ich hätte mir nicht gedacht, daß er in Weimar dabei fehlen würde. Aber die alte Scheu vor großen Menschenversammlungen und seine gegenwärtige Angst, sich durch nichts zerstreuen zu lassen, sind wohl Schuld, daß er früher ging. Nun aber hat er auch unsere Feier versäumt und wie schön wär's gewesen, wenn wir ihn gehabt hätten! Als er aber bei uns den Schiller in der grünen Abutilonen-Nische noch fand, setzte er sich einsam dazu und weinte. Und wir zündeten ihm noch einmal die Lichter dabei an." Das zu Ehren Schiller's in Festschmuck prangende Vaterhaus und der vereinsamte Sohn dieses von den Musen gesegneten Hauses in Thränen vor der Büste Schiller's: wie wenig stimmt dies ergreifende Bild zu der bisher landläufigen Vorstellung des „Gaudeamus"-Dichters!

Was ihm die Thränen in die Augen trieb? Etwa die Trauer, an der Feier dieses großen Vorbildes nicht in rechter Weise theilgenommen zu haben¦? Nein, er war ihr absichtlich aus dem Wege gegangen und hatte in seiner stillen „männlichen" Weise der Weihe des Tages die volle Ehre

gegeben. Oder gar ein Gefühl des Neides, weil die Nation, die der todten Künstler in Liebe gedenkt, den Lebenden die Theilnahme, deren sie so bedürftig, so oft vorenthält? Auch derlei kleinliche Gefühle, soweit sie sich auf ihn und nicht auf Andere, wie Feuerbach, bezogen haben könnten, hatten in Scheffel's ehrlicher großer Seele keinen Raum. Es war noch ein anderer heiliger tiefer Schmerz, der ihn in der Zeit dieses großen Gedenktages beschlich. Wir gehen nicht irr mit der Annahme, daß das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit im Verhältniß zu den Leistungen der „sonnig freien Geister", deren Jubelfest ihn vor zwei Jahren auf die so schicksalsvolle Reise nach Weimar geführt hatte, wie es ihn seitdem wieder und wieder bedrückt hatte, auch jetzt die Thränen in die Augen trieb. Als ihm damals die ersten Anträge geworden, allmählich in ein ähnliches Verhältniß zu Weimar zu treten, wie es in seinem Alter einst der Dichter des „Götz" dort gefunden, er aber zurückhaltend geantwortet, hatte seine Mutter geschrieben: „Was Joseph vor Weimar scheu macht, ist der Gedanke an die großen Geister — Goethe, Schiller, Herder — in solche Fußstapfen treten zu sollen, erscheint seiner Bescheidenheit ein vermessenes Wagstück. Er fürchtet, ein zu schwaches Reis am alten großen Dichterbaum zu werden." Seitdem hatte er, angeregt durch die Beziehungen zu Weimar, neben all seinen anderen Studien auch den Werken dieser Großen ein erneutes tiefgehendes Interesse gewidmet. Goethe's Geist war es gewesen, der ihn mitten unter den mühsamen Vorarbeiten zum Juniperus im Frühling dieses Jahres, einer Erleuchtung gleich, mit der Mahnung überkommen war: über solchem Wühlen im Schutte der Vergangenheit doch nicht die Hauptsache aller Poesie zu vergessen: nur das Bedeutende im Fühlen, Denken und Handeln aus dem breiten Stoffe des Lebens und der Geschichte zum Gegenstand der Dichtkunst zu machen, nur das lebendig Wirksame den Zuständen vergangener Zeiten zu entnehmen und zu verdichten. Folgende

Stelle aus einem Brief an Ludwig Eichrodt giebt uns darüber Auskunft. „Um „J. W. Goethens Schriften, vierter Band“ nicht allzulang zu behalten, schicke ich sie mit bestem Dank zurück. Man freut sich der Löwentatzen an dieser Sammlung von Aufsätzen des damals Dreißigjährigen. Unsere frommen Vorväter haben sich bei Zeiten daran gemacht, ihre Welt zu erobern. Wir Marodeurs von heutzutag trinken zu viel Bier und sind fauler geworden. Bis Einer jetzo z. B. dem Hutten beikommen will, meint er sich durch Philologie und Literarhistorie so lang durchschinden zu müssen, bis ihm die einfache Erkenntniß, daß es sich um sprühenden blitzenden, in's Jahrhundert hinein wetterleuchtenden Geist handelt, schier zu Tode gequetscht ist.“ Welch' grausame Selbstkritik lag in diesen Worten, die er an seinen Freund Ludwig Eichrodt gerade um dieselbe Zeit schrieb, da er sich aufmachte, Donaueschingen und die heimliche Stätte seiner Studien zum Ofterdinger-Roman zu verlassen, über denen auch er sich in Philologie und Literarhistorie in einer für sein poetisches Vorhaben bedenklichen Weise eingelassen hatte. Es war die Mahnung, daß es sich auch bei dem Wettstreit zwischen Ofterdingen und den höfischen Sängern der Wartburg um „sprühenden blitzenden Geist“, um Empfindung und Leidenschaft handele und die inneren Seelenzustände derselben sein Hauptinteresse zu beanspruchen hätten, denn das ist das Eigenthümlichste an diesem tragischen Kapitel aus dem Leben eines wahrhaft bedeutenden Poeten, daß der Widerspruch, der im Wesen des historischen Romans begründet ist, zwischen den Pflichten des Gelehrten und den Pflichten des Dichters in seinem eigenen Bewußtsein in schärfster Weise hervortrat. Er war seit der Vollendung des Ekkehard von dem Drange beseelt, etwas Aehnliches wie diesen Roman zu schaffen; aber dieser Ekkehard war seiner Entstehung und Wesenheit nach so eigenthümlich, daß er gar nicht nachzuahmen war. Sehr treffend hat Adolf Stern in seiner „Ge-

schichte der neuern Literatur" (Bd. 7, S. 303), noch ohne diese näheren Verhältnisse zu kennen, diesen Umstand bereits hervorgehoben, indem er sagt, daß Scheffel im Ekkehard einen Boden beschritten habe, auf dem nur wenige Erwählte schwindelfrei wandeln können. „Denn die Art, wie der Dichter des Ekkehard eine Fülle Materials mit unmerklichem Zug in Fleisch und Blut verwandelt und für sich und den Leser ein Empfindungsverhältniß zu den Thatsachen gewinnt, entzieht sich der Nachahmung." Seitdem hatte jene Harmonie zwischen gelehrtem Wissen und poetischem Schaffen trotz aller Studien und poetischen Pläne sich nicht wieder in ihm einstellen wollen. Der Gelehrte und der Poet waren immer auf's neue in Conflikt gerathen. Nun hatten die Tage auf der Wartburg mit ihren Erinnerungen an Weimars klassische Zeit, hatte die Nationalfeier von Schiller's Geburtstag neue Zweifel in ihm erregen müssen, ob er mit seiner Schaffensmethode nicht von der geraden Straße des echten poetischen Schaffens abgeirrt sei. Er aber wollte in den Formen der Poesie auch nur Poesie bieten.

Was eigentlich Poesie sei? hatte einst Eckermann gefragt und der Alte von Weimar hatte geantwortet: „Was ist da viel zu definiren! Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten." Will also der Poet Zustände der Vergangenheit darstellen, so muß er sie vor allem lebendig nachfühlen und für dies Empfinden den charakteristischen Ausdruck finden können. So hatte sich zu verschiedenen Zeiten Goethe in die Zeit und das Wesen eines Goetz und eines Tasso hineinversetzt, nachdem die Stoffe seinen Geist so mächtig angezogen, daß er sich durch das innere Nacherleben dieser Zustände zum Gestalten derselben mit elementarer Gewalt hatte hingetrieben gefühlt. Aus dem lebendigen Gefühl der fremden Zustände hatte er die so verschiedenartigen, aber in dem Einen doch einander ähnelnden Dichtungen geschaffen, daß sie bedeutende Seelenzustände in

lebendigster Weise veranschaulichen. Und in beiden ist die Darstellung dieser Zustände und Vorgänge vom farbenfrischsten Zeit- und Lokalkolorit gesättigt. Charakteristischere Farben, wie sie hier für den Musensitz zu Ferrara, dort für das Zeitalter des Bauernkriegs, den Rittersitz eines Götz und den bischöflichen Hofhalt zu Bamberg verwendet sind, lassen sich im Rahmen der gegebenen dramatischen Kunstform nicht denken. Und was hatte Goethe an besonderen Studien aufgewandt, um solches zu erreichen? Er hatte, was das Historische betrifft, sich nicht berufen gefühlt, seine Quellen, die Autobiographie des Götz mit der eisernen Hand, die dürftigen Tassobiographien, die ihm vorlagen, erst historisch-kritisch auf ihren Werth und ihre Entstehungsweise zu analysiren; er hatte sich nicht in die gelehrte Detailerforschung der Oertlichkeiten und Zeitverhältnisse verloren, als bestimmte, den Stoffen wesentliche Conflikte und Gegensätze, Offenbarungen des Charakters und Gemüths, bei der Lektüre sein Interesse als Poet fesselten und seine Phantasie zur poetischen Ausführung reizten. Seine im übrigen den Liebhabereien seines Geistes gemäß erworbene Bildung strömte ihm die nöthigen ergänzenden Vorstellungen zu, damit die Darstellung auch einen kulturhistorisch wahren Charakter erhalte. Und ebenso war er zu dem entsprechenden, so lebendig wirkenden Lokalkolorit auf Grund der unbefangen und naiv in sich aufgenommenen Eindrücke gelangt, die sich ihm auf Wanderungen in den burgenreichen Umgebungen seiner Vaterstadt, auf Reisen durch die alten Städte Italiens eingeprägt hatten. Nichts ist für Goethe's Art charakteristischer, als daß er mit dem angefangenen Manuskript des Tasso im Koffer auf seiner ersten italienischen Reise an Ferrara flüchtig vorbeieilt, „als sollte", wie Erich Schmidt in der Einleitung zu Goethe's Briefen aus Italien an Frau von Stein es ausdrückt, „die ideale Residenz des „Tasso" nicht durch eine herabgekommene Gegenwart erniedrigt werden." Der Dichter aber schrieb: „Statt Tasso's Gefängniß zeigen sie einen Holz-

stall oder Gewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt worden ist. Es weiß auch kaum im Hause mehr jemand, was man will." Aehnlich war es ja auch Scheffel gegangen auf Hohentwiel, in St. Gallen, in Vaucluse und eben jetzt wieder auf der „Nibelungenfährte" die Donau hinab. Während Goethe aber in solchen Fällen der nüchternen kahlen Gegenwart den Rücken gewandt und z. B. die Eindrücke, denen er die Farben zu seinem Bilde des Parks von Ferrara entlieh, in anderen Prachtgärten Italiens zur Genüge gesucht und gefunden, fühlte sich Scheffel immer auf's neue angetrieben, durch das Aufsuchen der ganz bestimmten Oertlichkeiten, welche zum Schauplatz seiner Dichtung berufen waren, seine Gestaltungskraft anzuregen. Er erhob damit, was ihm im Ekkehard als Ausnahme geglückt, irrthümlich zur Regel. Ueber welche geniale Schöpferkraft der Phantasie hatte nun aber gar Schiller verfügt, dessen „Tell" mit seinen in Linie und Farbe gleich echten Schilderungen der Schweiz innerhalb der vier Wände seiner kahlen Dichterstube zu Jena und auf Grund der Lektüre Tschudi's und anderer Schilderungen entstanden war, ohne daß der Dichter je nur eine einzige Alpengegend betreten hatte!

Wenn Scheffel an den Werken dieser „sonnig freien Geister" seine damaligen Bemühungen maß, den unüberlegt ergriffenen nebelhaften Stoff des Sängerkriegs mit allen Hebeln und Winden der Forschung seinem künstlerischen Wollen brauchbar und fügsam zu machen, konnte es an Anwandlungen der Kleinmuth nicht fehlen. Er hatte dann Tage, wo ihm die eingeschlagene Methode, erst als Forscher die Räthsel der Vergangenheit zu lösen, welche jene mit intuitiver Phantasiekraft — unbekümmert um die Pfade der Forscher — gelöst haben würden, als verkehrt und verfehlt erschien. Sein eigenthümlicher Entwicklungsgang aus der Gelehrtenstube zur Malerstaffelei und von dieser zur Dichtkunst, erschien dann auch ihm als Verhängniß und wehmüthig gedachte er wohl in solchen

Stunden seiner eigenen stolzen Worte in der Vorrede zum „Ekkehard“, daß dem Dichter, dem die Natur „kein gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt habe“, kraft seiner Phantasie aus wenig gegebenen Anhaltspunkten ein Bild vergangener Zustände aufgehe und die Wege der Gelehrsamkeit und der Dichtung verschiedene seien. Jetzt hatte sich gezeigt, daß er eben doch mehr vom gelehrten Scheidewasser in seinem Blute gehabt, als er damals im Vollgefühl des vollbrachten Werks und der im Ekkehard offenbarten schöpferischen Kraft geglaubt hatte.

Andererseits aber hatte er sich damals auch mit Recht freudig gerühmt, an einer neuen großen Bewegung theilzunehmen, die statt müßiger Selbstbeschauung des Geistes Beziehung auf Leben und Gegenwart, statt Formeln und Schablonen naturwissenschaftliche Analyse, statt der Kritik schöpferische Produktion fordere und zu bieten versuche. Er hatte sich selbst erfüllt empfunden von einem neuen Prinzip auf dem Gebiete der poetischen Kunst, in welchem die naturwissenschaftliche Analyse, im besondern die Erkenntniß des Zusammenhangs zwischen Landschaft und Volksthum, Volksthum und Individuum als bewegende Kraft wirkte, eine Erkenntniß, mit der auch die großen Dichter der klassischen Zeit nicht gerechnet hatten und die der Poesie ganz neue Motive zuführte. Welcher Unterschied in Bezug auf unmittelbare Wiederspiegelung des Lebens bestand nicht zwischen den Standestypen, zu deren Darstellung sich Goethes ursprünglich so realistische Kunst in seiner „Natürlichen Tochter“ verflüchtigt hatte und den Gestalten, welche beispielsweise in Immermann's Oberhof-Idylle, in Gutzkow's „Rittern von Geist“ und Freytag's „Soll und Haben“ in Heyse's ersten Novellen aus dem italienischen Volksleben, in Hebbel's „Maria Magdalena“, in Otto Ludwig's „Erbförster“ und Heitherethei“, in Auerbach's besseren Dorfgeschichten aus dem Schwarzwald, Reuter's „Ole Kamellen“ und Gottfried Keller's „Leuten

von Seldwyla" Leben gewonnen hatten; und um wie viel näher stehen gar die Personen in Scheffel's „Ekkehard" ihrer besonderen heimischen Erde als die für die Freiheit der vier Waldstädte zum Kampf aufgestandenen Schweizer Landleute, die in Schiller's in anderer Beziehung so vollendetem dramatischen Gedichte „Tell" sich auf dem Rütli zum feierlichen Schwur vereinen und die als Verfechter ihrer politischen Grundsätze gewiß gesinnungstüchtige und wirkungssichere Redner, aber nur keine wirklichen Bauern sind. Und ein weiterer Gewinn der von Scheffel in sich aufgenommenen naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung war seine Auffassung der Geschichte als eines beständigen Werdeprozesses, nach dessen Gesetzen sich sowohl das Schicksal der Völker wie das der Personen bestimme. Charakteristische Individuen darzustellen in ihrem Verhältniß zu besonders gearteter Landschaft und besonders geartetem Volksthum, sowie zu dem Walten der Geschichte einer bestimmten, in besonderer Gährung begriffenen Epoche war der Gegenstand seines „Ekkehard" gewesen. Es war dies in der That ein Unternehmen, das viel eindringendere exakte Studien auf dem Gebiete der Orts- und Alterthumskunde forderte, als Schiller und Goethe zu einem ihrer poetischen Werke hatten aufwenden müssen. Solche Betrachtungen konnten andererseits sein Selbstvertrauen wieder zu energischem Aufschwung spornen.

Dennoch sahen wir, daß, wenn für diese Dichtung nicht das ganze Jugend- und Jünglingsleben, ja die Familiengeschichte des Dichters das Material vorbereitet gehabt hätten, sie wahrscheinlich, wenigstens in der Frische, die uns an ihr entzückt, nicht hätte in's Leben treten können. Hätte dem Vorhaben des Dichters nicht der Umstand zur Seite gestanden, daß es sich um Geschichte und Landschaft seiner Heimath und um Gestalten handelte, deren Gemüths- und Geistesleben dem seinen verwandt war, er hätte niemals die vergangenen Zustände mit solcher Lebensechtheit wieder herauf-

beschwören können. Nicht nur das ausgebrochene Gemüthsleiden sondern auch dieser Umstand und die sich aus ihm ergebenden zu hohen Anforderungen an sich selbst, trugen die Schuld an dem Mißlingen der im Kapitel „Katastrophen“ geschilderten Romanprojekte. Ebenso wenig wie Walter Scott, der Schotte, einen geschichtlichen Vorwurf aus deutscher oder italienischer Geschichte mit gleicher Wahrheit und Lebensfülle zur Darstellung hätte bringen können, wie er dies auf Grund der Ueberlieferungen der Heimathsgeschichte und der eigenen Lebensbeziehungen so wunderbar vermocht hat, war Scheffel dies im gleichen Verhältniß im Stande. Dieser besonderen Eigenthümlichkeit seiner Lage als Ekkeharddichter war er aber sich nicht bewußt. Und weil er auf dem Hohentwiel die Stimmung zum Schaffen bekommen hatte, so hatte er jetzt geglaubt, wo er weiter auseinanderliegende Elemente der dunkelsten Epochen deutscher Geschichte zu einem poetischen Zeit- und Lebensbild vereinigen wollte, er könne dies leicht erreichen, wenn er nur all die Orte aufsuchte und durchforschte, an welche sich die historische Ueberlieferung knüpfte. Während er es doch nur seiner gewaltigen Macht über den im Ekkehard gestalteten Stoff zu danken gehabt, daß er — obgleich in einem modernen Bauergut „dicht neben dem Kuhstall“ und dicht unterhalb der Trümmer des Hohentwiel wohnend, im Verkehr mit Leuten, die nichts von den alten Zeiten wußten —, so historisch echte Farben für die Schilderung des Lebens auf der einstigen Herzogsburg zu finden vermocht hatte, schrieb er der unmittelbaren Nähe solcher Trümmer eine ungemein anregende Kraft auf seine Phantasie zu. Seine aufbauende Phantasie war aber vielmehr dem ihm altvertrauten Stoff gegenüber damals so kräftig gewesen, daß sie trotz der trümmerhaften und kümmerlichen Gegenwart die entschwundene Lebensfülle im Geist erschaute und was an der Landschaft dauernd und unverändert heute wie damals war, konnte ihn daher ungetrübt befruchten und beeinflussen. Wir müssen dabei

bedenken, daß ihm, der mit dem Auge des Landschaftsmalers begabt war, sich die Wirklichkeit einer landschaftlichen Umgebung viel schärfer einprägte, als anderen poetischen Stimmungsmenschen. Jetzt bei dem den Forscher nach allen vier Himmelsrichtungen verweisenden Wartburg- und Nibelungenstoff hatte sich die Kehrseite dieser Methode bereits in verhängnißvollster Weise geltend gemacht. Um irgend eine wissenschaftliche Konjektur bestätigt zu erhalten, war er hierhin, dorthin gereist, vom Oberrhein nach dem Niederrhein, von Thüringen nach Paris, von den Quellen der Donau in Schwaben den Fluß hinauf nach Oesterreich und an Ort und Stelle erhielt er dann Eindrücke, die ihn nicht nur jene Konjektur oft grausam zerstörten, sondern auch bei seiner Empfänglichkeit für landschaftliche Reize und die Gegenstände des realen Lebens seine Phantasie auf ganz andere Bahnen lenkte.

Der Zusammenhang zwischen dem Volksthum und der hervorragenden Persönlichkeit, zwischen der Landschaft und dem Seelenleben der Menschen, zwischen dem Einzelschicksal und der Geschichte, hatte auch jetzt wieder seiner Betrachtungsweise eine eigenthümliche Richtung gegeben. Das vorige Kapitel hat gezeigt, wie er gerade auf diese Weise zu der Anschauung gelangt war, daß Heinrich von Ofterdingen der Sänger des Nibelungenlieds gewesen sei. Mit dieser Hypothese war aber auch das „gelehrte Scheidewasser“ in seinen Adern in Wallung gerathen und hatte sich seinem Forschertrieb eine unbegrenzte Perspektive eröffnet. Denn die Voraussetzung der Ofterdingen'schen deutschen Fassung des Nibelungenlieds war die Existenz des lateinischen Nibelungenlieds des Schreibers Konrad von Passau, dieses aber wies auf alte Dichtungen zurück, deren Ursprung bis in die Zeit der Völkerwanderung und hinter dieselbe zurückreichten. So trieb ihn das Bedürfniß seiner Phantasie nach realen, d. h. historisch beglaubigten Vorlagen und Unterlagen für deren nachbildende

Thätigkeit immer weiter ab von der Straße, die allein zu dem Ziele führen konnte, das dem Dichter gesteckt war. Er überließ sich anfangs willig dem Forschertrieb seines Geistes, vertrauend, daß er zu jeder Zeit von diesem dornenvollen Pfad in die Blumenauen der Dichtung abbiegen könne. Aber er blieb nicht nur Gast, er wurde heimisch auf diesen Pfaden, und die Ziele, die sich ihm auf dem Wege des Forschers, ab und zu, gleich täuschender Fata morgana in der Ferne zeigten, lockten ihn immer weiter und auf neue, vom Hauptziel ablenkende Seitenwege. Wohl war er bisher immer wieder auf die Bahn des Dichters zurückgelangt, aber beim nächsten Kreuzweg war er auch wieder abgeirrt auf die von hüpfenden Irrlichtern umtanzten Pfade der Alterthumsforschung.

Wir haben aus den vielen der im ersten Theil dieses Kapitels bisher mitgetheilten Briefstellen gesehen, daß er nicht nur das Drückende, sondern auch das Verhängnißvolle dieser Situation empfand. Jener Brief an Eichrodt über Goethe, die wiederholte Wendung an Arnswald, er wolle hinfort gefangen gehalten sein, und jene Thränen vor der Büste Schiller's am Abend des 11. Novembers 1859 führen noch beredtere Sprache. Dazwischen lag die Fahrt nach Passau, Mölk, Bechlarn und der schnelle Aufbruch von dort nach Thüringen, begründet mit der Klage, daß die Eindrücke der Gegenwart ihn hinderten, dem Geiste der Vergangenheit an der Donau nachzugehen; dazwischen lag die Zeit des freien liedbeschwingten Wanderns im Thüringer und Frankenland, die so vieles im lyrischen Gedicht zu Tage treten ließ, was als Stoff für das epische Unternehmen in der Seele aufgespeichert worden; dazwischen endlich die Rückkehr zum „großen Arbeiten", zu den Excerpten und Quellenwerken, auf der Wartburg, mit der zunächst zu lösenden Aufgabe, in Prosa zu schildern, wie Ofterdingen als Dichter der geistige Erbe des Meisters Konrad wurde. Wie in den Liedern offenbarte er in der Anlage

dieser Episode auf's Deutlichste das Streben, nach der Weisung Goethe's seine Aufgabe echt künstlerisch zu erfassen, indem er die Zustände der zu Helden erkorenen bedeutenden Gestalten nachempfindend zu lebendiger Därstellung brachte. Er hatte sich vorgenommen, den Ritter Ofterdingen nach der Niederlage auf der Wartburg und der Rückkehr in die Heimath zu Passau eine Art Memoirenwerk finden zu lassen, in welchem der Meister Konrad des X. Jahrhunderts ganz unmittelbar als eigenes Erlebniß berichten sollte, wie er dazu gekommen war, das Nibelungenlied zu dichten. Und wie er immer — gleichfalls in Goethe'scher Weise — die Motive seines Dichtens dem eigenen Leben entnahm, so ließ er den Meister Konrad zu seiner Dichtung durch bildliche Darstellungen, die er in einem Schlosse fand, angeregt werden, gerade wie ihn zu seiner Dichtung das Schwind'sche Gemälde im Sängersaal der Wartburg angeregt hatte. Die Großen von Weimar hatten ihm den Ausweg aus dem Labyrinth der Forschung gezeigt, die guten Tage im Revier der Wartburg und auf derselben hatten ihn wieder mit der Zuversicht erfüllt, trotz aller Hindernisse das hochgesteckte Ziel zu erreichen. Wir sahen, wie ernst er nach der Rückkehr in seine Karlsruher Klause an die Arbeit ging. Als „Staatsgefangener der Frau Poesia" wollte er nicht ruhen und nicht rasten, bis das Werk vollendet sei. Nun aber überkam ihn die Kleinmuth. Seine Lage empfand er als eine unfreie, denn immer neue Forschungsaufgaben stellten sich ihm in den Weg. Aufgeben wollte er aber das Unternehmen um keinen Preis; er wollte seine Vollendung vom Schicksal ertrotzen oder darüber zu Grunde gehen. Leider verstand er es auch jetzt nicht, das rechte Maß zu halten. Er vergrub sich wieder völlig hinter seinen Büchern, starb ganz ab für die Mitwelt, bis um Neujahr „eine leise Congestion nach der rechten Stirngegend" mahnte, daß vorerst genug gesessen und gebüffelt sei. „Mein Fehler war, daß ich auch Abends — da ich wenig nähere Bekannte hier habe, nicht ausgieng und

mich nicht zerstreute." Bei seinem zähen Streben, den Geist ganz und gar in die alten Zeiten zu versenken, um den Stoff, der unter seinen Händen „beständig wuchs und sich verwandelte", trotz alledem zu meistern, war es kein Wunder, daß seine erregbare Natur dagegen reagirte. Er klagt über die Aufgeregtheit seiner Umgebung: „Gothaer und Würzburger Politik und Confessionshader wegen des Concordats mit Rom macht die Leute allenthalben streitbar und schwer erträglich." Wie empfindlich mußte auch gerade ihn, dessen Dichtung im innersten Wesen den organischen Zusammenhang zwischen Deutschösterreich und dem übrigen Deutschland zum Gegenstand hatte, das Anwachsen der sogen. Gothaer Politik treffen, deren Streben auf den Ausschluß Oesterreichs vom deutschen Bundesgebiet gerichtet war. Aber nachdem er eine Reihe von klaren Januartagen in Baden-Baden „bei einem Freund unseres Hauses, Major Maler, der ein palastartig Haus allein bewohnt", zugebracht hatte und „fleißig herumgelaufen" war, war der rebellische Körper wieder zur Ordnung gebracht. Er arbeitete jetzt vernünftiger, seine Stimmung wurde ruhiger, und als der Frühling seine ersten Grüße über die kahlen Bäume des Haardwalds in seine Klause sandte, da öffnete sich sein sprödes, durch schlimme Erfahrung so scheu gewordenes Herz den Verheißungen dieses Sonnengrußes: „Nun, armes Herz, vergiß der Qual, — nun muß sich Alles — Alles wenden!" Auch seinem so trostlos vereinsamten Dichterherzen schien ein herrlicher Frühling zu tagen.

Auf seinen Reisen nach Thüringen und zurück hatte er bald auf mehr, bald auf weniger Tage in Heidelberg Station gemacht und dabei stets in dem Hause der ihm von Weinheim her befreundeten Familie, die inzwischen nach der Neckarstadt übersiedelt war, herzliche Aufnahme gefunden. Einer seiner intimsten Jugendfreunde hatte sich inzwischen mit der älteren Tochter verlobt und das Glück dieses Freundes wird dazu beigetragen haben, in Scheffel die Hoffnung, auch

noch einmal solch Liebesglück zu gewinnen, zu beleben. Neben der älteren Schwester war im Laufe dieser letzten Jahre die jüngere, Julie, zu einem bildschönen Mädchen herangereift. Als sie ihm bei der letzten Durchreise, da er noch in leidlich gehobener Stimmung von der Wartburg zurückkehrte, in all ihrer knospenhaften Anmuth entgegentrat, prägte sich ihr liebreizend Bild in seine Seele mit zwingender Gewalt ein und in der Zeit des erwachenden Frühlings, die ihn wohl öfter nach Heidelberg hinüberführte, wuchs in ihm die Hoffnung, die Holde zur Gattin zu gewinnen. Von Seiten der Familie glaubte er auf gute Aufnahme seines Antrages rechnen zu dürfen. In der zweiten Hälfte des März erhielten Scheffel's Eltern und er selbst eine Einladung zu einem kleinen Fest, das von den Damen veranstaltet war. Auf demselben wurden lebende Bilder gestellt und Julie — nach dem Zeugniß von Scheffel's Mutter „schön, lieblich und anmuthig, wie man selten etwas sieht" — war die Hauptdarstellerin. Unter anderem erschien sie als Elfin, die den schlafenden Hüon im Kahn über die Wogen des Lebens führt. „Sie war reizend", heißt es weiter in dem inhaltschweren Brief, dem wir aus Gründen der Diskretion nur das Wesentlichste entnehmen. „Wir brachten noch einen Theil des folgenden Tages in der Familie zu — und glaubten, alles sei schon im Reinen, es sei ein herrliches Lied ohne Worte, dem nur die Schlußcadenz noch fehle. Heimgekommen, übersandte ihr Joseph sogleich ein Armband, das ihm die Gräfin Guilleminot für seine künftige Braut geschenkt. Er legte ein Gedicht und eine Zeichnung — und einen kurzen, aber an Gehalt schwerwiegenden Brief dazu. So war man in Erwartung der Antwort, die aber gänzlich schon entschieden schien, so entschieden, daß Scheffel sich schon freudig bereit hielt, mit Joseph nun auch gleich nach Heidelberg zu fahren, um sich das Bräutchen zu beschauen, und ich hielt stets die Feder eingetunkt, Ihnen die Freudenbotschaft zu

melden. Sie hätten auch Ihre Lust an der holden, lieblichen und seelenguten Frau Joseph gehabt."

Die so sehnlich, so zuversichtlich erwartete Antwort brachte dem bedauernswerthen Dichter aber eine schwere Enttäuschung. Die mir vorliegenden Zeugnisse von den Kämpfen, die dem Dichter daraus erwuchsen, haben in mir die Ueberzeugung erhärtet, daß nur eine ungeschickte Führung der Verhandlungen verhindert hat, daß sich die beiden Herzen fanden, die nach dem Zeugniß Solcher, die beide damals kannten, trotz des Altersunterschieds sehr gut zu einander gepaßt hätten. Uebergroße Vorsicht auf Seiten der Berather des jungen Mädchens, das begreiflich genug noch nicht selber Werth und Wesen des stillen, ernsten Freiers abzuschätzen vermochte, und der Mangel an persönlicher Initiative und verwundetes Selbstgefühl auf Seiten des Dichters, haben an dem unglücklichen Verlauf den Hauptantheil gehabt. Auch hatte das seltsame Stillschweigen, welches Scheffel selbst seinen besten Freunden gegenüber in Betreff seiner Beziehungen zu Weimar beobachtete, wie überhaupt sein verschlossenes Wesen verschuldet, daß die befreundete Familie weder von seinen Arbeiten noch seinen Aussichten eine klare und richtige Vorstellung hatte. Diese Andeutungen müssen hier genügen, soweit das Verhalten des Mädchens in Frage kommt. Dagegen verlangt die Wirkung der Enttäuschung auf den Dichter unsere volle Beachtung. Dieselbe war eine höchst unheilvolle. Ein Brief von ihm, den er am 27. März an Arnswald schrieb, läßt uns die Aufregung nur annähernd ahnen, in die ihn dieselbe versetzte, denn er war der Letzte, der die Falten seines Herzens in solcher Lage völlig zu entschleiern bereit war.

„Lieber theurer Freund. Wie lieb und herzerquickend ist Ihr Brief . . wie Alles was von der Wartburg in mein Leben kommt. Ich danke Ihnen . . und grüße Sie und die verehrungswürdige greise Mama von ganzem Herzen. Viel schreiben kann ich Ihnen heute nicht. Es geht mir schlecht. — Eine Herzensangelegenheit

nagt an mir und veranlaßt mich, in den nächsten Tagen eine größere Reise zur Zerstreuung und Auffrischung halbvollendeter Arbeiten wiederum in die österreichischen Lande zu machen. — Ich habe das schönste Mädchen von Heidelberg erobern wollen . . . es ging mir, wie den Sturmkolonnen an der Turris maledicta von Ptolemais . . . Die Vorburg mit scheinbarem Sieg gewonnen, dann auf starken Feind gestoßen . . . von griechischem Feuer versengt, die Ebenhohen verbrannt, zurückgedrängt . . schwer gewundet in den Graben geworfen . . . jetzt mit gesenkten Fahnen auf dem Rückzug, viel verloren, nur die Ehre und die Kunst nicht . . . jetzt werde ich mit festem Mannestrotz mich an die Arbeit machen und die Weiber — wie Oesterreich, die Lombardei — auf die nächsten 5 Jahre sehr unbehelligt lassen.

Ich hab seither nicht gewußt, daß solche Dinge so tief in den Menschen schneiden und die Seele in ungewohnte Sturmbewegung jagen . . Das Mädel war erst 18 Jahr alt und hat den Teufel darnach gefragt, was ich eigentlich bin und was ich für Gepäck mit durch die Welt führe, sondern nur, ob ich ihr gefalle, und dies war zur Zeit nicht der Fall . . so hat man den Meister Josephus mitleidslos abflattern lassen. Später kommt die Reue, denn das ist mein eigen Schicksal, erst verschmäht, dann mit sehnendem Verlangen zurückgewünscht; aber wer dem Meister Josephus einmal Nein gesagt, dem sagt derselbige Meister, und wenn alle Balken der Welt sich biegen möchten, niemals wieder ja — und so ist die Geschichte für alle Zeiten aus.

Meine Mutter dauert mich, es geht ihr sehr nah. Und daß ich selber mit Gewalt wieder auf irrende Bahn gejagt bin, thut mir auch leid . . es ist, als ob mein ganzes Leben nur den Herzblutsaft zu meiner Kunst abgeben solle".

Von dem Sturm, den in seiner Seele, in welcher Bescheidenheit und Stolz dicht bei einander wohnten, dieses Erlebniß anfachte, können wir uns erst die rechte Vorstellung machen, wenn wir bedenken, wie fern Scheffel sein ganzes Leben lang allem erotischen Getändel gestanden und welche Aufraffung von Energie für den Melancholischen die Werbung gewesen. Verstärkt wurde der Schlag, weil er sich in dieser Ange-

legenheit — schwermüthig und krankhaft mißtrauisch wie er war — von einem seiner intimsten Jugendfreunde verrathen und aus der Haltung der ihm bisher so freundlich gesinnten Familie eine Geringschätzung seines Berufs und Könnens als Dichter entnehmen zu müssen glaubte. Auf die Versuche von befreundeter Seite, den Riß zu heilen, antwortete er, „daß man Blumen, die man am Sonntag zertreten, am Donnerstag nicht wieder lebendig machen könne," nachdem er in der ersten Aufwallung des Zorns alle direkte Beziehung abgebrochen hatte. Wie ein angeschossenes Edelwild, das seine Wunden im Walde verbirgt, trieb es ihn, sich in die Einsamkeit der geliebten Gebirgswelt zu flüchten. Nur seine Eltern ließ er wissen, wohin die Fahrt ging: einen Moment hatte er geschwankt, ob er nach Weimar gehen und das ihm angetragene Ehrenamt öffentlich übernehmen solle, der Welt zeigend, daß auch er über Stellung und Titel verfügen könne, wenn er nur wolle; eine klügere Stimme in seinem Innern aber sagte ihm, daß er vor allem Ruhe und Sammlung finden müsse und diese nirgends erfolgreicher suchen könne als in der Einsamkeit der Alpen. Sein Reiseziel wählte er mit Rücksicht auf seine Arbeit. Und ein einsamer Platz war es, den er aufsuchte, welcher wie wenig Orte in der Welt geeignet war, einer erregten Seele durch den Zauber anmuthiger und großer Natureindrücke Frieden zu bringen: die Insel Frauenwörth im Chiemsee, in deren bäuerlich-gemüthlichem Wirthshaus er in der frühen Jahreszeit jetzt ein von Niemand behelligter Einsiedler wurde. Was er suchte, wurde ihm hier zu Theil.

Bis zum 20. Mai, also beinahe zwei Monate, blieb er dort, seine Tage mit Studien über die Geschichte der Chiemgaugrafen, welche für seinen „Meister Konradus"-Stoff von Wichtigkeit waren, insofern sein Bischof Pilgrim von Passau dem Geschlechte derselben entstammt war, mit einsamen Seefahrten im „Einbaum", mit Zeichnen nach der Natur, mit Fischen und Angeln, mit Wanderungen in's Kaiserthal und andere lockende Gebirgs-

thäler verbringend. Er belauschte das Erwachen des Frühlings im Gebirg und und hörte nichts anderes „als Vogelsang, Ruderschlag und Nonnenchöre". Das weckte bald auch verwandte Klänge auf dem klarer wie je gestimmten Saitenspiel seiner verdüsterten Seele. Die in der Sammlung „Frau Aventiure" an den Traunsee verlegten Lieder Heinrich's von Ofterdingen, diese von Wohllaut gesättigten tiefempfundenen Elegien, sind damals — als er, ein einsamer Träumer, im Einbaum über die klaren Fluthen des bayrischen Meeres trieb — seinem Herzen entklungen.

„Endlich, endlich, milder Friede,
Kehrst du wieder in mir ein —
Grimmer Schmerz löst sich im Liede,
In den Wind entschwebt die Pein.
Bleicht und schwindet, wüste Träume,
Steig zu Grabe, Wahnsinnsnacht:
Ferne blaue Alpensäume
Mahnen, daß ein Tag noch lacht.

„Und ich schau' des Seees Spiegel,
Seiner Wogen grünen Schwall,
Seine tannendunklen Hügel,
Seiner Alpen Mauerwall.
Hochlandschneeluft weht hernieder
Kühlend auf der Seele Glut,
Und gleich Möven kreisen Lieder
Neubeschwingt hier um die Flut . . .

„Wie verklärt strahlt mir entgegen,
Gottes Welt, wie groß, wie weit!
Steirisch Meer, ich fühl' den Segen
Deiner keuschen Herrlichkeit.
Was gequält mich und gekränket,
Was des Denkens Folter war,
Tief zum Seegrund sei's gesenket,
Sei vergessen immerdar!"

— — — — — — — — —

Und wie im letzten Sommer beim Wandern durch den Thüringer Wald der in seinem Herzen erwachte Frohmuth ihn antrieb, den dichterischen Gestalten, die seinen Geist erfüllten, ihr Empfinden lyrisch nachzugestalten als Widerhall der eigenen Empfindungsweise, so gab das Leben in der freien großen Natur des bayrischen Hochgebirgs seiner Schwermuth eine ähnliche Richtung. Namentlich sein Psalterbuch fahrender Schüler wurde jetzt von dem fahrenden Poeten um manch' kostbares Blatt vermehrt, indem er nun auch die düstere Seite des Lebens der Fahrenden zum Ausdruck brachte, das Flüchtige, Unstete ihres Lebens, dessen Eindrücke an ihnen vorüberblitzen wie die Städte, Seen und Flüsse, die dem Wanderer im Hochgebirg aus „vernebelter" Ferne herauf ihren Gruß senden:

„Flüchtig nur winkt es und flüchtig versinkt es
In das umflorende Dunstmeer zurück . .
So ist das Leben — sternschnuppig kaum blinkt es . .
So ist die Minne, die Hoffnung, das Glück."

Aber in den herrlichen Maitagen, die er weiter in der schönen Umgebung und auf den Wellen des Chiemsees verbrachte, brach schließlich sogar aus der Düsterniß seiner Verstimmung auch der Sonnenschein seines Humors. Eine ehrende Einladung war ihm aus dem badischen Oberland zugekommen: sich an der Feier von Hebel's hundertjährigem Geburtstag am 10. Mai in Schopfheim durch Beitrag und Anwesenheit zu betheiligen. Er konnte zwar in letzterer Beziehung dem Rufe nicht folgen, als Ersatz aber schickte er das herrliche Gedicht, welches den Schluß seines „Gaudeamus" bildet. In einem Brief der Mutter lesen wir darüber: „Joseph hat zum 100jährigen Geburtstag Hebel's einen Festgruß von köstlichem Humor geschickt für Schopfheim, den wir hier jüngsten Samstag bei einem Maiwein einigen Freunden vortrugen und der viel sanfte Wehmuth und mitunter auch wahrhaft homerisches Lachen erregte. Es kam ein prächtiges Frühlingsgewitter dazu — das uns

aus der Laube in die Gartenhäuser und von dort zuletzt noch in die unteren Zimmer zu Herrn von Mohl verjagte, der uns alle einlud, in seiner Gelehrtenstube die Hebelfeier fortzusetzen. Er selber trug die Schüssel mit dem duftenden Waldmeister voran" . . . Der alte Herr Major hatte es sich nicht nehmen lassen, das lange Gedicht in alemannischer Mundart selbst der Gesellschaft vorzulesen. „Das Blatt zitterte oft in seiner Hand, aber die Stimme war frisch und es ergriff ganz besonders." Solche schlicht-innigen naturkräftigen Töne, wie sie sein Sohn hier gefunden hatte, konnten auch des gestrengen Alten Herz von Stolz auf den „wunderlichen" Dichter erschwellen machen. Die diesem hier gestellte Aufgabe, seinem Meister Hebel, dem volksgeliebten Sänger des alemannischen Heimathlands, ein Preislied zu singen, hatte bewirkt, daß sich vor seinem Auge das blühende duftige Zauberland seiner Kinderzeit und ihrer Poesie aufthat und der Hauch, der ihm aus demselben entgegenwehte, weckte in seiner Seele auch alle die Kräfte, die seinem Talent von dorther geworden, zu neuer, kräftiger Bethätigung: seinen märchenspinnenden, den Sternen zugewandten Träumersinn, seine tiefe innige Liebe zur Heimat und ihrer Art, seine an die realistische Gestaltung des Uebernatürlichen naiv und keck sich wagende Phantasie, seinen treuherzig lächelnden Humor, der menschlich dafür sorgt, daß selbst im Fall einer von kräftigen Engelburschen vermittelten Auffahrt zum Morgenstern trotz allen Zaubers der Walpurgisnacht die traute Erde nicht aus dem Gesichtskreis schwindet. Wie steigert sich, wenn wir diese Entstehungszeit des prächtigen Gedichts erwägen, noch die ergreifende Wirkung namentlich der Einleitung, in der er den „liebi Here z' Schopfe" berichtet, warum er nicht persönlich ihrer Einladung zur Theilnahme am großen Fest folgen könne: „so 'ne verfahrne Säkkinger Trompeter isch selte d'heim; 's viel Sitze g'fallt en nit" . . .

„Im Baierland isch mi Station. Und gester
Do fahri uf 'me wunderblaue See,
Ma seit em Chiemsee oder bairisch Meer,
Und find' en Insle, sunnig, sufer chli
Und friedli still. Es huuse Fischer dört
Und Chlosterfrauen immen alte Stift;
Lerm hört ma wenig: numme Glockeg'lüt
Und Ruderschlag und froher Vögel G'sang.
Denn d' Vögel hen e liebi Herberg dört."

— — — — — — — — — —

„Und wieni mi verträumt im Gras dört streck,
Und wieni d' Stern am Himmel glizzre seh
Und wieder glizzren in der Wasserfluet,
So denki das und deis . . . und sag für mi:
Ihr liebi Stern, Liecht us der andre Heimeth,
Ihr liebi Stern, i wott, i wär bi euch".

So ist aus derselben melancholischen weltflüchtigen Stimmung die humoristische Idee zu der heiteren Legende vom Besuch beim Meister Hebel auf dem Morgenstern und das ergreifende Lied erspossen, das der Dichter damals in das Künstleralbum des Frauenwörth-Wirthshauses schrieb und das uns die unmittelbare Wirkung des „Glockeg'lüts" und der Chöre der Klosterfrauen auf sein Gemüth verdeutlicht:

— — — — — — — — —

„Summend, singend, rein verklingend,
Süß ersterbend kommt der Ton,
Luft und Welle führen schwingend
Seinen letzten Hauch davon.

Und die Rechte senkt das Ruder,
Im Gebet erschweigt das Herz,
Und mir ist, als trügen Engel
Eine Seele himmelwärts."

Am 20. Mai verließ er die stille Insel im bairischen Meer, um mit seinem Münchner Freund August von Eisenhart eine Reise nach Salzburg und in das Salzkammergut anzutreten. „Sie haben im Kloster Mondsee", schreibt die Mutter, „in Außee

und verschiedenen anderen reizenden und historisch merkwürdigen Orten verweilt. „Skizzen- und Notizenbuch füllt sich, sagt Joseph, doch werd' ich im Juni gern wieder an die Heimreise denken". Nach Passau geht Joseph noch seiner Viola wegen." Nach den Mittheilungen, die ich Herrn Geh. Staatsrath von Eisenhart verdanke, hatte die meist zu Fuß zurückgelegte Reise folgende Stationen: Mondsee, Schafberg, Sankt Wolfgang und Umgebung, Ischl, Gmunden, Hallstadt, Außee, Gosau. In St. Wolfgang am Abersee machten sie längeren Aufenthalt; hier beim Anblick der alten Einsiedelei, dicht am Falkenstein, welche in den Jahren 972—77 der heilige Wolfgang, vordem Bischof von Regensburg, als stiller Klausner bewohnte, erstand ihm die Idee zu den „Bergpsalmen". Auch dieser Bischof war für ihn von erhöhtem Interesse, da seine Lebensschicksale mit seinem Konradus-Stoff in Beziehung standen. Die Idee, daß ein mit allen Vortheilen mächtiger Stellung und dem Vollbesitz der Bildung seiner Zeit ausgestatteter Mann, einst inmitten dieser großartig schönen Gebirgseinsamkeit eine kleine Siedelhütte bezog und es sich im stillen Verkehr mit der Natur wohl sein ließ, hatte für ihn, dem schon bei der Arbeit am Ekkehard im Wildkirchlein solch' Siedlerleben ein hoher Genuß gewesen und der eben die Seeeinsamkeit auf Frauenwörth als befreiend Labsal empfunden, naturgemäß viel Verlockendes. Er versenkte sich in das Seelenleben des „frommen deutschen Mannes", der „aus Kaiserfehde und Fürstenstreit" damals „zur Alpeneinsamkeit" geflohen war, indem er selbst die Gegenden durchstreifte, in denen jener eine zweite Heimath fand, denn „auch wer keinen Ablaß sucht, denkt sein im Horst der Falkenschlucht." Die ersten Gesänge, die auch am unmittelbarsten das Gepräge epischer Poesie haben, sind damals in St. Wolfgang entstanden und im eigenen Herzen empfunden waren die Worte, mit denen der erste Psalm anhebt:

„Landfahriges Herz, in Stürmen geprüft,
Im Wettkampf erhärtet, und oftmals doch
Zerknittert von schämigem Kleinmuth,
Aufjauchze in Dank
Dem Herrn, der Dich sicher geleitet!
Du hast eine Ruhe, ein Obdach gefunden,
Hier magst Du gesunden,
Hier magst Du die ehrlich empfangenen Wunden
Ausheilen in friedsamer Stille."

So verschiedener Meinung man über den poetischen Werth der eigenthümlichen feierlich-ernsten Dichtung sein kann, — Karl Braun-Wiesbaden in seinen Landschafts- und Städtebildern nennt sie z. B. „das großartigste was Scheffel gedichtet"; andere namhafte Beurtheiler haben sie für ungenießbar erklärt —: zugeben wird wohl Jeder, der sich mit Hingabe in diesen von einer hohen, begeisterten Auffassung der Alpennatur dem Dichter eingegebenen Psalter vertieft, daß zwar der getragene, mit ungewöhnlichen Wortbildungen versetzte Stil der Dichtung einem unmittelbaren leichten Genuß des gebotenen Schönen im Wege steht, daß aber dieselbe andererseits plastisch sich darbietende bedeutende Landschaftsschilderungen von grandioser Schönheit enthält, die in geistiger wie in poetischer Beziehung gleich gehaltreich sind. Gereifte naturwissenschaftliche Weltanschauung beseelt diese Andachten und giebt ihnen, neben der poetischen, eine geistige Bedeutung. Der Dichter der lustigen Lieder vom Ichthyosaurus und Basalt offenbarte sich hier von seiner ernsten Seite. Die andererseits nicht zu leugnende Thatsache, daß die epische Einkleidung im Verhältniß zu dem deskriptiv-didaktisch-lyrischen Hauptinhalt, eine zu skizzenhaft andeutende ist, um voll zu befriedigen, hat es gefügt, daß viele Freunde der anderen Werke Scheffel's sich von diesen Eindrücken abhalten ließen, zu den eigentlichen Schönheiten der Dichtung vorzudringen, von denen z. B. die folgende Schilderung des unbelebten Felsgeklüfts



Der Dichter der Bergpsalmen (1860).



im Revier des ewigen Schnees von lapidarer Großartigkeit ist.

„Erdsprengende Urkraft, die tobend einst
Sich Durchbruch schuf,
Hat Joch um Joch dort und Grath um Grath
Durcheinander gestürmt, auf einander gethürmt;
Pflanzenverlassen, eintönig und grau
Starren zerklüftet die kahlnackten Wände
Selten von flüchtiger Gemse besprungen,
Spärlich umwohnt
Vom höhlenbenistenden Murmelbär.
Drüber wie lichtester Mondenglanz
Firnschneeumfangen, silbern erblitzend,
Ragen des Hochgebirgs Hörner empor.
Nimmer hat wärmende Sonne Gewalt
Sie zu befrei'n von der frierkalten Decke,
Rückgeschossen prallt Strahl um Strahl
Ermattend dort ab,
Leise nur rührt er die Schneeumhüllung,
Leise erheben sich duftfeine Wölklein,
Wallend und webend,
Gaukelnd und schwebend
Als des ewigen Schnees von der Sonne geweckte
Luftige Träume zum Aether empor.
Und als ein feinster durchsichtigster Schleier
Umzittern sie, flatternd im himmlischen Blau
Des Bergesuralten weißehrwürdig Haupt."

Aber nicht nur solche Hymnen erhabenen Stils, sondern auch eine weitere Anzahl der heiteren Gesänge im Psalterium fahrender Schüler sind damals am Gestade der Salzburger Seeen entstanden, z. B. das trutzig-weltheitere Seelied mit der vom Muthe der Resignation beseelten Schlußstrophe:

„Nicht neid' ich der Welt ihre Wonnen,
Noch allen neunfarbigen Dunst,
Still liegen und einsam sich sonnen
Ist auch eine tapfere Kunst."

So brauchte Scheffel nur in die seinem Naturell zusagende Atmosphäre zu treten, und sein poetisches Talent erwies sich fruchtbar und schaffensmächtig, seine kraftvolle Eigenthümlichkeit wahrend. Es zeigte sich aber auch hier wieder, wie sehr dessen Grundzug jetzt ein subjektiv-lyrischer war. Sein episches Talent hatte, seitdem im Jahre 1856 sein melancholischer Hang zu einer wirklichen Gemüthskrankheit ausgeartet war, unter der Ungunst der ihn verfolgenden Schicksalsschläge die Dienste in dem erwarteten Umfange versagt; sein lyrisches Talent dagegen gerade aus den Ursachen, welche jenes hemmten und lähmten, mächtige Anregung und Befruchtung gewonnen. Wohl hatte er im Banne seiner nur dann und wann auf Zwischenzeiten sich zerstreuenden Melancholie die Disposition für ein großes breites episches Schaffen, das ja eine völlige Beherrschung des gewählten Stoffs und der eigenen Gedanken- und Gefühlswelt erfordert, verloren, dagegen hatte seine Fähigkeit, den Stimmungen und Phantasien, die jeweils ihn beherrschten, Ausdruck zu geben im Lied, an Kraft und Stärke wie künstlerischer Feinheit zugenommen. Von der Zeit an, da Scheffel dem starken ausgeprägten Gemüthsleiden verfiel, also bald nach Beendigung des „Ekkehard", war er, von diesem einen Erfolg verleitet, einem verhängnißvollen Irrthum verfallen, indem er als eigenstes Feld seiner Begabung das Gebiet des Romans betrachtete. Er war im Gegentheil von Haus aus, mit seiner reizbaren, absonderungssüchtigen Subjektivität ein lyrisches Naturell, das jedoch durch die Hinneigung zur Malerei und den eingeborenen Sinn für altdeutsches Wesen und humoristische genrehafte Erzählung, in die Bahnen getrieben wurde, die er zunächst als Dichter verfolgt hatte. Selbst durch die beiden größeren epischen Werke, den „Trompeter" und auch den „Ekkehard", fluthet ein kräftiger Strom lyrischer Empfindung und subjektiven Gestaltungsdranges. Dieses subjektiv-lyrische Element in Scheffel war dann durch die ihn

überkommende Melancholie sehr gefördert worden. Fast alle Melancholiker unter den bekannten Dichtern sind im Grund ihres Wesens Lyriker: Byron wie Heine, Hölderlin wie Shelley, Justinus Kerner wie Lenau; selbst wenn ihr Talent epische Formen wählt, bringt ihre Geistes- und Gemüthsart es mit sich, einem Stimmungs-, einem Gedankenstrom den Geist mit grüblerischem Tiefgang zu überlassen. Auch Rousseau's Prosa, so weit sie poetisch ist, hat einen lyrischen Charakter. Auf das freie objektive Nachgestalten fremdartigen Lebens und Wesens, bunten Wechsels der Stimmung, schneller Fortentwickelung der Handlung, wie es das große epische oder gar dramatische Schaffen erfordert, wirkt die Melancholie dagegen naturgemäß hemmend. Hätte dies Scheffel bei Zeiten erkannt, was freilich gerade sein angegriffener Gemüthszustand ihm unmöglich machte, wäre er nicht durch die ihm als Studenten von Gervinus, als vorwärtstastendem Schriftsteller von Häusser beigebrachten Anschauungen gegen das ernste lyrische Schaffen als einem hoffnungslosen Epigonenthum voreingenommen gewesen, er würde sich viel Sorge und Kopfweh, viel Kummer und innere Schädigung erspart und sicher die Literatur um eine größere Fülle schöner vollendeter Gaben bereichert haben. Wie stark und voll gerade jetzt — nachdem sein Gemüthsleiden durch die schwere Enttäuschung des Herzens eine so bedeutende Steigerung erfahren — sein lyrisches Talent strömte, veranschaulicht uns die Thatsache, daß er die Stimmung der „Bergpsalmen" für deren dann im Spätherbst vorgenommene Vollendung festzuhalten und inzwischen zu neuen Studien und Arbeiten für das Viola-Werk überzugehen vermochte, die als Früchte wiederum Lyrisches zur Reife brachten. Die beiden Reisenden setzten von Gosau ihre Fahrt nach Kremsmünster, Steier, Enns, Linz, also in die Gegenden fort, die als die Heimat des Ofterdingers gelten. In Linz blieb Scheffel zurück, um auf's neue die „Nibelungengeographie" an der Donau zu bereisen. Er hatte die Manuskripte der Kapitel-

fragmente, welche er der Entstehung des Nibelungenlieds gewidmet hatte, bei sich; er retouchirte auf Grund der neuerdings an der Donau gewonnenen Eindrücke die Stellen, welche die Oertlichkeit betrafen und besuchte vor der Heimkehr im nahen Freising, wo Eisenhart damals ständig wohnte, den Freund, bei welcher Gelegenheit er ihm und seiner Frau, einer Tochter des Mineralogen von Kobell, Episoden aus dem Romanabschnitt, der dem Meister Konrad und seinem Niebelungengedicht gewidmet war, vorlas. Die Gedichte, welche „Frau Aventiure" unter dem Titel „Des Meisters Konradus Spur" vereinigt, haben den damals an der Donau empfangenen Anregungen ihre Entstehung zu danken und wie sehr ihm auch jetzt beim Durchpilgern der deutsch-österreichischen Gaue die Entrüstung über die bestehende Entzweiung der deutschen Brudervölker im Südosten und Nordosten beseelte, beweist uns das schöne, kühn in die Wirrnisse der Zeit hinein geschmetterte Lied vom Beruf der deutschen Ostmark, nach Asien zu das Bollwerk der deutschen Kultur zu sein und zu bleiben, dessen in Oesterreich oft citirte Hauptstrophen hier folgen mögen:

„Morgennebel, fein und thauig,
Liegen ob dem jungen Land,
Doch durch ihre Hüllen schau' ich,
Was die Zukunft ihm noch plant.
Aufgeprägt mit Pflug und Schwerte
Steht dem Boden rings die Schrift:
„Dieses ist geweihte Erde,
Keine Steppenpferdetrift."

„Reich von deutschem Blut gedünget,
In schier hundertjähr'gem Streit,
Von Gesittung neu verjünget,
Reift sie einer guten Zeit.
Und der Christenheit zum Walle
Wird ein Oestereich ersteh'n,
Dessen Banner wider alle
Heidenschwärme sieghaft wehn."

Eine zusammenfassende Spiegelung finden die Erlebnisse dieser Reise in dem folgenden langen Brief an den Burgherrn der Wartburg, den er von Passau aus, am 15. Juni schrieb:

„Ein sonnengebräuntes Angesicht, wegmüde auf Gebirgs- und Uferpfaden geprüfte Gebeine, der Kleidung und Beschuhung beinahe bedenklich gewordener Zustand — dagegen der Wandertasche fröhlicher Reichthum an wohlgefüllten Skizzen- und Notizenbüchern, vergilbten Alpenblumen und da und dort mitgenommenen Erinnerungssteinen könnten mir, wenn ich das Glück hätte, mich gegenwärtig Euer Königlichen Hoheit vorstellen zu dürfen, bezeugen, daß mir seit langen Wochen die Rast am Schreibtisch und die Ruhe und Sammlung, einen geordneten Brief zu schreiben, fremd war. Des Gemüthes Bekümmerniß zu verwinden, den Geist sich selbst, der Betrachtung der Herrlichkeit Gottes in der Welt, und damit der Kunst zurückzugeben, ist kein besser Mittel, denn Wandern. Wandern im alten, itzt selten und seltener werdenden Schritt des Fußgängers, der, mobil wie ein Jägersmann, die Wechselfälle von Wind und Wetter als heitere Beigabe der Fahrt entgegennehmend, seiner Beute nachzieht.

Euer Königlichen Hoheit kummerscheuchendes ermuthigendes Wort: „So ziehen Sie hinein in das Frühjahr, — trau Gott und Dir selbst — und Frau Aventiura . . .“ ist als glückverheißend Omen mit mir gegangen; ich habe noch selten eine Fahrt gethan, die mich so erquickt, bereichert, und mir die Seele mit klaren, frischen Bildern erfüllt hätte, wie diesen langen, langen Gang durch bairisches, östereichisches und steirisches Alpenland, und durch all' die Dörfer, Märkte und Stifter an der Donau, von der ich itzt mit wohlgemuthem Rückzugsherzen in Piligrims dreifach stromumfluthete Bischofsstadt Passau zu verdienter Rast eingelaufen bin.

Der Wunsch, eine klare Anschauung von den mannigfach verschlungenen örtlichen Beziehungen der Bisthümer Passau, Regensburg, Salzburg und Freising, — der geistlichen Stifter und weltlichen Großen in der einstigen Ostmark und steirischen Mark im IX. und X. Jahrhundert zu erhalten, war der innere geistige Faden, der durch meine Kreuz- und Quer-Züge lief. Die Entstehung und Bildung des heutigen Oestereich wie die Entstehung des Nibelungen-

liedes erhalten Licht durch die Studien über jene Zeiten der Gründung deutscher Herrschaft und deutschen Culturlebens an der Donau.

So hab' ich diesmal zuerst den alten Chiemgau heimgesucht, als Sitz der Chiemgaugrafen, deren Geschlecht Piligrim von Passau und sein geistlicher Nebenbuhler in der kirchlichen Eroberung Pannoniens, Friedrich, Erzbischof von Salzburg — zugleich aber auch die mächtigen Dynasten, die mit den Waffen ihrer geistlichen Vettern Vordringen in das Hunnenland schirmten und selber, Burgen und Land gewinnend, parallel mit jenen vorrückten, Ottokar, der Eroberer der Styrapurg, Grund der steirischen Mark, und Arnulf der Prächtige, Herr zu Wels und Lambach — vielleicht ein Erzherzog Johann seiner Zeit — entsprossen sind.

Der Chiemsee mit seinem großartigen Alpenhintergrund, die beiden Inseln, die seinem klaren Spiegel entsteigen, das langgestreckte waldige Herrenwörth und die kleine Fraueninsel, ein wahres Idyll des bairischen Meeres mit ihren Fischerhütten am Strand, ihren uralten neun Linden in der Mitte und der grauen Basilika ihres Nonnenklösterleins, deren Portal mit den steingehauenen Seerosen und seitwärts einsam stehender achteckiger Thurm in ungefügen groben Formen um ein Jahrtausend rückwärts an des Herzogs Thassilo guten Willen und schlechtes Latein gemahnen — sie boten eine Fülle landschaftlicher und geschichtlicher Anregung.

Ebenso die Thäler und Höhen der benachbarten Alpen.

In der Waffenkammer des Schlosses zu Hohenaschau, wo neben andern Seltsamkeiten auch ein imposant sein wollender Rittersaal im grausamsten Zopfstyl mit lebensgroßen Gypsfiguren der Herren von Freising meine Augen kränkte, war ich stark in Versuchung, ein paar seltene Stücke zu erbeuten. Ein wohlerhaltener eleganter Jagdköcher aus ganz früher Zeit, mit Elfenbeinumfassung in feingeschnitzter romanischer Ornamentik und originellem alten Lederwerk — sodann ein ganz eigenthümlich gearbeiteter Ritterpferdpacksattel, hochgebauscht und zur Aufnahme mannigfachen Reisegepäckes bestimmt, machten mir den Eindruck, als sei auf der Wartburg der rechte Platz für sie. Leider wurde die gegen den jetzigen in Finanznoth gerathenen Besitzer, Grafen Waldpot Bassenheim, vom Landgericht damals verfügte Fahrniß-Versteigerung, die die Möglichkeit der Erwerbung geboten hätte, amtlich wieder abbestellt.

Salzburg mit seiner herrlichen Umgebung bot sich in voller Pracht des erwachenden Frühlings dar.

Von dort zog ich auf die Fährten eines in die passauer und Ostmarkgeschichten, sowie den Versuch der Bekehrung des Ungarkönigs Geysa und seiner wilden Gemahlin Sarolt vielfach verflochtenen Mannes, des später heilig gesprochenen Bischofs Wolfgang von Regensburg († 994), der einmal in der Wirrniß bürgerlichen Krieges zwischen Baiern und dem Kaiser, sich genöthigt sah, in dem Alpengebiet des Klosters Mondsee ein Asyl zu suchen und dort jahrelang als Einsiedler sich festsetzte.

Der Wolfgangsee und der Marktflecken St. Wolfgang bewahren in ihrem Namen die Erinnerung an den merkwürdigen Heiligen, der, nebenbei auch Dichter und — wie ich aus der pittoresken Anlage seiner Einsiedelei in den Wildschluchten des Falkensteines, zwischen den ungeheuren Abhängen des Schaafberges und dem melancholisch einsamen, der Tannen grünes Dunkel wiederspiegelnden Abersee entnahm, ein Mann von wildromantischem Landschaftssinn war.

Unbewußt dunklem historischen Drang folgend, pilgern itzt noch alljährlich Wallfahrer aus regensburger Gebiet zu den Felsgrotten und der Clause, die Jener dort hinten hinterließ. Vom See emporsteigend nehmen sie einen schweren Felsstein mit und schleppen ihn, zur Casteiung und Buße des vom Steigen noch nicht sattsam ermüdeten Leibes, den Berg empor . . . Oben wird der Stein, gleichsam als Visitenkarte an den Heiligen, abgelegt; es hat sich auf diese Art ein förmlicher Steinwall gebildet. Der Legende, die Merkwürdiges von des Heiligen Beil und Beilwürfen zu erzählen weiß, entnahm ich, daß Züge, die ursprünglich dem Heidengott Thor und seinem Hammer angehören, auf diesen regensburger Gottesmann übertragen worden sind. Stoff zum Nachdenken, wie sich um geschichtlich bedeutsame Menschen im Laufe der Jahrhunderte die Mythe sammelt, gleich dem Gewölk, das emporragender Berge Häupter umhüllend, deren wahre Gestalt nicht mehr erkennen läßt.

Im Pfarrhof zu St. Wolfgang fand ich eine Metallarbeit des X. Jahrhunderts als Decke eines Evangelienbuches, der Erzengel Michael den Drachen bekämpfend, in rohen Umrissen auf eine vergoldete Kupferplatte eingegraben; würde man sie schwärzen und ab-

drucken, so ließe sich ein Kupferstich, eine Vignette aus der Zeit der Ottonen, gewinnen.

Auf dem Gipfel des Schaafberges, des Rigi des Salzkammergutes, 6000′ über dem Meere, gestattete günstige Maiensonne 2 Tage zu campiren und das gewaltige Rundschaubild auf die Riesenhäupter jener östlichen Alpen, die eisstarren Gipfel des Dachstein, des steinernen Meeres und des ewigen Schnees und wie die Tauern und Kogel und Hörner des Salzkammergutes und des steirischen Hochgebirges alle heißen mögen, voll und klar aufzunehmen. Die vielen wie Crystall oder Smaragdplatten in den Tiefen dazwischen aufblitzenden Seespiegel, — man überschaut deren über ein Dutzend im weiten Umkreis, vollenden die Großartigkeit dieser Landschaft. Dazu des einsamen Bergsteigens wechselndes Gefühl, wenn rollendes Gewitter die obdachgebende Hütte in ihren Grundfesten erschüttert, Wolken Alles verhüllen, Lichtstrahlen wärmend wieder durchbrechen, Sonnenaufgang und Niedergang die Höhen erleuchtet oder umdämmert . . . es ist keinem Eindruck des Culturlebens zu vergleichen! — Mit namhaft geknickten Beinen herabgestiegen, wandte ich mich dem alten Traungau zu.

Die Reviere des Hallstädter Sees sind großartig und schön wie irgend ein vielgepriesenes Stück Alpenlandes.

Das Seitenthal Gosau mit seinen rhätischen Bewohnern in fichtenstammgezimmerten Blockhäusern, die sich seit der ersten Ansiedelung wohl um Nichts verändert haben, führt zu zwei kleinen Seen und eröffnet am vorderen Gosausee einen Einblick in die ganze Berggewaltigkeit des Dachsteins (einst als des Donnergottes Thronsitz „Thorstein“ geheissen, sowie die 4 Nachbarfelsrücken, die vier „Donnerkogel“). Vollendet in Linien und Farben im Hintergrund die Firnen und Schneefelder des Dachsteins, in der Mitte Tannenabhänge und der Kessel des Bergsees, vorn felsreiches Seeufer und einsame Almhütten, steht das Bild da. Altes Heimweh nach unlieb verlassener Kunst des Zeichnens und Malens wollte mich beschleichen, da ich dort oben lagerte.

Hallstadt mit der stummen monumentalen Sprache seiner Bergwände, seines schwarzgrünen Sees, seiner wie von Mauerschwalben an den Fels geklebten Häuser, seines in schwindelnder Höhe sich öffnenden Salzbergthales und seines dort oben am heiligen Salz-

berg begraben liegenden vorgeschichtlichen Kulturvolkes — traf meine Seele wie Töne eines uralten fremdlautenden Epos aus den Zeiten, da die ersten menschlichen Einwanderer, in den Schauer der Hochgebirgswildniß hereinsteigend ihre Schachte in die steinsalzbergende Tiefe eintrieben.

In der natürlichen Veste jenes abschüssigen Hochlandthales, von den Wänden des Salzberges rings umwallt, nur durch schwindelnd steilen Absteig mit dem See in Verbindung, haben die ersten Männer, die dort des Berges Schätze hoben, ihren Todten Grab an Grab aufgeschüttet — ob Kelten, ob Noriker, ob ein den Etruskern verwandtes rhaetisches Volk — wer mag sie heute mit ihrem rechten Namen benennen?

Das salzgeschwängerte Erdreich hat ihre Gebeine, ihre Waffen, ihren Schmuck, ihr Hausgeräthe und was Alles frommer Sinn den Geschiedenen in die Grabesruhe mitgab, vor Verwesung bewahrt . . . viele hunderte ihrer Gräber sind von den heutigen Bergknappen, unter Leitung des kundigen Bergmeisters Ramsauer eröffnet worden und wie aus unterirdischem Zeughaus stiegen die Waffen der Vorzeit zu Tage: breite eherne Gürtel, Schwerter, Stücke von Brustharnischplatten, Armspangen, Jagdgeräth, Schmuck von Gold und Erz und Eberzähnen, Befehlshaberstäbe, eherne Schaalen, Körbe, Kessel, Eimer, der Weiber große Haarnadeln und Armreife . . . aber auch die Angel des Fischers und die Glocke der Leitkuh, die eine Sennerin auf die Hallstadter Almen getrieben haben mag, fehlen nicht.

So steht in reichen Denkmalen ein wehrhaftes, Bergbau, Jagd, Alpenwirthschaft treibendes untergegangenes Volk beurkundet vor dem staunenden Wanderer. Es war mir vergönnt, der Vorbereitung einer neuen Ausgrabung beizuwohnen: mit hölzerner Schaufel ward sorgsam der Boden aufgewühlt, da glänzte es in der dunklen Erdschichte: ein Todtenarm ragte uns entgegen, noch umgab der eherne Armreif den Knochen . . . zu Häupten aber barg der Humus ein edelrostbedecktes großes Erzgefäß. Nicht ohne Scheu ward Alles unberührt wieder zugedeckt, da erst nach etlichen Tagen die Hebung des Ganzen erfolgen sollte.

Keine Schriftzüge, keine Münzen, keine an griechische oder römische Kunststyle gemahnenden Formen lassen einen sicheren Schluß

auf Zeitalter und Herkunft dieser Erzarbeiten zu . . . ein großer Gürteldolch war sogar an Griff und Klinge aus reinem Golde — ein Waffenstück, das wenig seinesgleichen auf Erden mehr zählen mag.

An den fluthversunkenen Pfahldammansiedelungen der Schweizer Seen kam mir einmal der Gedanke, „Geschichten aus vorgeschichtlicher Zeit" zu ersinnen; — angesichts dieser Natur- und dieser Gräberfunde wollte er mir von Neuem vorschweben. Eine Einwanderung irrstreichender kühner Abenteurer in die scheue Wildniß des Hochlandes — die Entdeckung des Steinsalzes im Berge — der Beschluß sich festzusiedeln — der Bau der allen Nachbarn verborgenen und unzugänglichen Häuser unten am See (noch hat Hallstadt kaum eine Straße und der Nachen ist des Hallstädters Saumroß und Wagen) — die ersten Schiffe und Jagden auf das Wild des Hochgebirges — die Bergbauversuche — die ersten Handels- und Tauschverbindungen für das gewonnene Steinsalz — das erste Geld oder was an Geldesstelle als Tauschmittel gedient haben mag — das Reichwerden Einzelner und Reiz der Nachbarn zu Ueberfall . . die Schützung der Gebirgspässe, der Kampf zu Wasser und im Hochgebirg . . der gefallenen Führer Bestattung und Todtenklage . . welche Reihe von Bildern, nah verwandt mit den Schilderungen der ersten europäischen Einwanderung in Amerika!

Doch ich fürchte, Euer Königlichen Hoheit, die in ereignißernster Zeit wohl wenig Stimmung fühlen, den Irrgängen eines fahrenden Mannes zu folgen, schon allzuviel vorgeplaudert zu haben und schließe meine Erzählung von diesem Keltischen Pompeji der Salzalpen, das nur, weil es in einem Winkel Oestreichs liegt, wohin die Wissenschaft nicht allzuoft sich versteigt, wenig bekannt ist. In den weiten Donaurevieren, vom Traungau hinab bis an den Wiener Wald habe ich des Merkwürdigen noch Vieles beschritten, gesehen und erlebt. Mögen mir in nicht allzuweiter Ferne ruhige Stunden beschieden sein, da ich des Näheren davon berichten darf.

Eine photographische Aufnahme der Römerdenkmale zu Bechlarn, die ich bei dortiger Ortsdurchstöberung veranlaßte, wird alsdann auch in meinen Händen sein . . es war eine komische Alterthumsforschung dort, denn der Schulmeister, dem einmal ein ferner Glockenton von der alten Harelungenburg zu Bechelaren ans Ohr geschlagen hat, sprach unverbesserlich statt ihrer von der alten „Halunken-

burg" und wunderte sich, wie noch Leute nach einem Nest fragen konnten, das die Donau längst ob solcher früherer Bewohner verschlungen.

In Passau und Freising hab' ich noch wenige Notizen zu sammeln; in 14 Tagen ist die Fahrt zu Ende, der Rohstoff gewonnen und die künstlerische Verarbeitung kann fröhlich weiter gedeihen. Aber proteusartig ändern sich Entwürfe und Gestaltungen unter der schaffenden Hand, und ich weiß nicht Tag noch Stunde wo etwas Fertiges herausgeschafft sein wird . . . Die guten Geister, die bisher über Berg und Strom geholfen, werden mich an das ersehnte Ziel, dem ich halb unwissend — wie ein schwacher Steuermann, von starken Wogen getrieben — entgegensteure, gelangen lassen.

Es ist mir Bedürfniß, Euer Königlichen Hoheit mit diesem Lebenszeichen zugleich zum 24. Juni meine besten, aus dankbarem Herzen kommenden Wünsche darzubringen. Wo ich auch weilen werde, auf unstäter Fahrt, so werde ich mit einem einsamen Weihetrunk den Tag festlich begehen . . .

Euer Königliche Hoheit streuen als Schirmherr und Förderer der Kunst in schlechter Zeit eine gute Saat . . möge ihr auch, unangetastet von fremder List und Gewalt, der Heimathboden zum Reifen gewahrt bleiben!

In aufrichtiger Verehrung geharrend

Euer Königlichen Hoheit
getreulichst ergebener
Jos. Vict. Scheffel."

Daß Scheffel während des Prozesses, der fast gegen seine Absicht den Stoff seiner Viola zu einem „Roman in Liedern" umgestaltete, an dem Hauptwerk in Prosa weiter arbeitete, und immer noch sich nicht genug thun konnte im Heranschleppen neuen Materials für diesen Bau, dies bereitete nach seiner Rückkehr in die Dachstube eine Katastrophe vor, die zunächst aller weiteren schöpferischen Phantasiethätigkeit ein Ziel setzte. Nachdem er dazu gelangt war, mit Hacke und Spaten in der Hand zum Schliemann der deutschen Iliade,

des Nibelungenlieds, zu werden, vermochte seine Hand jene Wünschelruthe des Poeten, welche die Gestalten der Vorzeit zu neuem Leben emporzwingt und die er beim Ekkehard so zauberkräftig gehandhabt, nur noch in gesegneten Stunden lyrischer Begeisterung zu nützen. Anfangs macht er sich nun, während die Julisonne über der Vaterstadt lastet, an ein krampfhaftes Verarbeiten des gesammelten Stoffs, wobei er sich bewogen fühlt, die Meister Konrad-Episode als einen selbstständigen Roman auszugestalten. Bald steigen ihm aber bei der Arbeit neue Detailfragen auf, die ihn zu einer gelehrten Forschungsreise nach Worms und nach Alzey, dem Heimatsort des Meister Konrad, veranlassen. Anfang September war er dort und im Kloster Lorsch, in das schon sein „Ekkehard" die Studienzeit des ersten Gestalters des Nibelungenlieds verlegt hatte. Natürlich mußten die archäologischen Forschungen in Worms, von dem es in unserm großen Nationalepos heißt: „Ein stat lît an dem Rîne, diu ist so wünnesam, Unt ist geheizen Wormeze" — seinen Geist in noch viel verscholl'nere Zeiten zurückführen, als es für uns das Zeitalter Konrads von Alzey ist. Ein Brief, den der Dichter um ein Jahr später (20. Aug. 1861) an Holtzmann schrieb, gewährt einen tiefen Einblick in den Forschungsapparat, den Scheffel allein für diese eine Frage in's Werk setzte. Wir müssen uns versagen, ihn hier in seinem vollen Umfang mitzutheilen, was hoffentlich in einem germanistischen Fachblatt im Zusammenhang mit einer Würdigung Scheffel's als germanistischen Forscher wie sie Holtzmann einst vorhatte, in nächster Zukunft geschieht, aber die für uns wichtigsten Stellen werden völlig genügen, den Lesern dieser Biographie einen Begriff von der Ausdehnung und Selbstständigkeit dieser Studien und zugleich einen Einblick in den Gedankengang, der seinem poetischen Plane zu Grunde lag, zu vermitteln. „Verehrtester Herr und Freund! Herzlichen und besten Dank für Ihre gütige Mittheilung. Sie bestärkt mich in der Grundanschauung von unserem deutschen Nibe-

lungenlied, daß möglich lang und wohl vor der Völkerwanderung am Rhein eine Sigfridsage vorhanden war — daß vielleicht die nach 435 in Worms eingerückten salischen Franken sich dieselbe — um einen Stammhelden und Besitztitel für die neue Okkupation zu gewinnen — annexirt haben und daß die Auffassung der Wormser Könige als Burgunder, die ganze Donaufahrt mit den speziellen und im Gedicht unmotivirten Berücksichtigung Bechelarens, sowie die Hereinziehung des Dietrich von Bern eine Zuthat der verknüpfenden Phantasie des Meister Konrad ist. — An der Thatsache, daß im Waltharius die Wormser Könige franci nebulones, im Nibelungenlied aber Burgunder sind, hängt viel für die innere Motivirung der Art, wie der Verfasser des deutschen Nibelungenlieds schaffte. Ich meinerseits glaube, daß er die Umwandlung in Burgunder lediglich seinem Herrn Piligrim zu lieb gethan, da ich aus den Stammreihen der Chiemgaugrafen, zu denen die berühmten Ungarkämpfer Sighart, Aribo u. s. w. und Piligrim selbst gehörten, nachweisen kann, daß der Gründer des Geschlechts ein in merowingischer Zeit in Baiern eingewanderter burgundischer Edling, namens Günther, war. Wäre aber dies eine im 10ten Jahrhundert, mit Willkür des einzelnen Poeten, vollbrachte Gestaltung der Sage, so müßten die Eddalieder — z. B. das Hyndlalied, in welchem es ebenfalls heißt „Gunnar und Hoegni waren Giukis Erben ꝛc.“ sich auf die Konradische Umgestaltung beziehen, vorausgesetzt, daß die lex Burgund. III. die den Gibica als ersten der Burg. Könige anführt, hiemit den nordischen Giuki meint . . . Da nun andrerseits die Eddalieder so sehr viele Züge enthalten, welche viel alterthümlicher, einfach grauenhafter und darum auch epischer sind als die in der conradischen Darstellung, so entstand mein Bedenken. Ich halte z. B. andrerseits die Rache, wie sie in Aklakoidha an den Urhebern des Siegfriedmordes genommen wird, — an Hagen durch Ausschneiden des Herzens, an Gunnar durch Werfung in den

Schlangenthurm — viel alterthümlicher als die große Massenschlacht im 2. Theil des Konradischen Gedichtes.“ Und späterhin heißt es: „Ich bemerke, daß auf dem linken Rheinufer und speziell in Worms und dem Haardtgebirge bedeutende Spuren heidnischen germanischen Alterthums aus dem unendlichen Schutt der späteren Zeit noch bloßzulegen wären. Die Heidenmauer bei Dürkheim ist ein rohumwallter heiliger Hain, der Teufelstein ein Opferstein . . . und hinten auf den waldumgränzten Höhen des Hohenbergs kommen die Bauern noch jetzt am Pfingstmontag vor Sonnenaufgang auf dem Drachenfels zusammen. Diese „Drachenkammern“ auf dem phantastischen Sandsteinriff — und benachbarte Opfersteine auf dem „Nordfels“ deuten auch wieder auf ein Stück alter Mythologie. Sodann „das Brunhildenbett auf dem Feldberg“. — Eine ganz bedeutsame Wormser Spur erlaube ich mir, hier noch zu berühren. Der Grabhügel — „tumulus Sifridi gigantis“ — den Kaiser Friedrich III. erfolglos durchwühlen ließ, lag im suburbium der Stadt, beim „vicus Haganonis“ und unweit der S. Maria Magdalenakirche. Diese zählte als ihre Stifterinnen 3 heilige Jungfrauen auf, „S. Embede, Warbede, Wilbede“ und ließ sie in Stein hauen; ihre Grabsteine stehen noch im Münster zu Worms. Diese „3 Fräulein“ aber, wie sie jetzt noch an unzähligen Kirchen in Baiern nachgewiesen sind, immer mit den Namen „Einpet, Warpet, Wilpet“ und mit dem Seil, das sie einst spannten u. s. w., sind nichts Anderes als die altgermanischen Nornen; gegen deren abergläubige Verehrung im X. Jahrhundert z. B. Burcard von Worms besondere bischöfliche Artikel erließ. — Es war also in Worms eine Nornencultstätte unweit eines Grabhügels, in welchem der Held Sigfried verehrt wurde. Dies muß auf einen mythologischen Zusammenhang führen — aber auf welchen?“

Diese Studien und neuen Probleme versetzten den reizbaren Geist Scheffel's wiederum in eine Aufregung, zu deren Nieder-

kämpfung er in der engen Studierstube seines Vaterhauses die Kraft nicht finden konnte. Auch auf der Wartburg, wohin er wiederholt für diese Zeit dringend geladen war, konnte er nicht hoffen, den Ausgleich zwischen den Interessen des Forschers und Dichters zu finden. Denn immer noch wurde er außerdem von den Nachwirkungen des schweren Herzenserlebnisses vom Lenz dieses Jahres beunruhigt. Gerade jetzt erlitt in dieser Beziehung seine Seele neue Noth. Endlich drängte der in St. Wolfgang aufgenommene Bergpsalmen-Stoff zum Abschluß und dafür verlangte seine Seele nach Hochgebirgseindrücken. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit entschloß er sich daher, wieder einen stillen Platz in Alpeneinsamkeit aufzusuchen. Er begleitete am 11. Sept. seine Mutter, deren Gesundheitszustand einen Luftwechsel dringend wünschenswerth gemacht hatte, nach Zürich, wo diese als langerwarteter Besuch bei ihrer intimsten Freundin, Frau Meyer-Ott, einen Ferien-Aufenthalt nahm. Der Vater hatte es übernommen, die Sachlage nach der Wartburg zu melden; er schrieb unter anderem: „Hoffen wir, daß er endlich einmal mit seinem nach meiner Meinung viel zu groß und schwer angelegten Buch fertig werde und damit sein — schon vor bald drei Jahren gegebenes Wort und Versprechen lösen könne.“ Joseph, fügte er hinzu, könne sich nach dessen eigener Meinung ohne das fertige Werk nicht wohl mehr in Ehren dort sehen lassen. Dieses drückende Gefühl begleitete den hart Bedrängten in die Alpen. Auf dem Seelisberg am Vierwaldstädter See fand er ein Asyl wie er es suchte. Am 15. September heißt es in einem Briefe der Mutter: „Joseph hat sich auf dem Seelisberg am Vierwaldstädter See festgesetzt. Bey Sonnenschein kleine Wanderungen unternehmend, beim Regen schreibend.“ Er selbst schrieb am 8. Oktober von dort an den inzwischen erkrankten Arnswald, nachdem er sich in aufgeregter Weise über die plötzlich mit einem Anderen erfolgte Verlobung der im Frühjahr zur Braut Begehrten ausgesprochen: man habe

ihm in Heidelberg eine wahre Wertherkomödie gespielt, er aber gedenke sich keine Pistolen zu einer Reise zu leihen, sondern bei seiner freien Kunst, die die Ursache seiner Verschmähung gewesen, um so inniger und zäher zu beharren: „Liebster Major . . ich habe zugleich dem Großherzog Bericht von verschiedenen Fahrten gethan . . ich war im September in Worms und Alzey . . jetzt aber, eine späte merkwürdige Alpenreise, im Berner Oberland, am Rosenlauigletscher, in Grindelwald, Lauterbrunner Thal u. s. w. und mehrere Tage auf dem Faulhorn, 8000′ über Meer. Die Alpenriesen Wetterhorn, Finsteraarhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau werden in ihrer unsagbaren gewaltigen Pracht allzeit der Erinnerung eingeprägt verbleiben. Hier habe ich eine landschaftlich auserwählte Umgebung: 3 große Gebirgsbilder, das Reußthal mit dem Sanct Gotthard, die 2 Mythen über Schwyz und den Pilatus und Rigi täglich in allen Nüancen von Licht und Farbe vor Augen. Mir ist, als sei ich schon seit Jahr und Tag hier heimisch, so wohlthuend berührt mich die hohe Einsamkeit dieser Bergkuppe. — Meine Mutter ist glücklich heimgekehrt; ich werde noch 10 bis 14 Tage hier ausharren . . auf der Wartburg wäre ich dieses Jahr nur ein steinerner Gast und bitte Sie, mein Fürsprech zu sein, insonderheit aber auch der hochverehrten Frau Großherzogin, die ich bitte, dem Abwesenden ihre Huld nicht verloren gehen zu lassen, mich ehrfurchtsvoll zu empfehlen . ."

Der lange inhaltreiche Brief an den Burgherrn der Wartburg, der in großen, künstlerisch geführten Zügen die Geistes- und Gemüthswelt des weltscheuen Einsiedlers auf Seelisberg schildert, fügt zu diesen kurzen Angaben lebensvolle Anschauung. Das Schreiben, „7ten Oktober (— ein Sonntag —)" datirt, spiegelt in Form einer Bitte um Entschuldigung des diesjährigen Ausbleibens die melancholische Stimmung des düsteren Bergpsalmisten in ergreifender Weise . . . .

„Mit innerer Selbstanklage sehe ich den Bergwald sich herbstgelb färben und sehe, daß nahezu ein Jahr versäumt und verträumt ist seit ich von der Wartburg und ihrem theuren Herrn mit selbstvertrauenden Versprechungen schied. Wie viel des Erhofften und Versprochenen ist verwirklicht?

Königliche Hoheit, ich schlage in Sündersweise an die Brust. Neckische Dämonen jagen mich diesmal über Gebühr durch die Welt, aber für das Reifen der Früchte scheint in diesem Jahr keine Jahreszeit aufgehen zu wollen. Und so möchte ich es als wohlverdient hinnehmen, wenn mich Eure Königliche Hoheit als einen Mann, auf dessen Wort wenig Verlaß ist, bei Seite lassen und aufgeben. — Fast möcht ich mich selber belächeln, wenn ich auf das Tagewerk dieses Jahres zurückblicke .. fast möchte ich selber begreifen lernen, daß das, was ich in diesem Jahr im Dienst der Geschichte und Poesie getrieben, sehr landfahrig aussieht, flattrig und unklar .. begreifen, daß einem Menschen der so lebt, so entfernt von den ehrwürdigen acht Kanzleistunden eines soliden Hauptstadtbewohners keine sorgsame Mutter die Hand ihrer Tochter anvertrauen kann. Die freudige Gewißheit, ohne die meine Fahrten längst eingestellt sein würden, daß Eure Königliche Hoheit meinen Geschichten und Strebungen freundlichen Antheil zollen, ermuthigt mich, Einiges davon zu erzählen.

Die Geschichte der ersten Nibelungenlied-Dichtung, die ich anfänglich in die Geschichten Violas und des Sängerkriegs einzuflechten gedachte, hat Dimensionen angenommen, wie die alte Ulme im Klostergarten-Schlößlein zu Hirsau, sie ist zum Dach hinausgewachsen und überragt mit üppig wogender Wipfelkrone ihre steinerne Umfassung. Ich werde gezwungen sein, sie als selbstständiges Ganze aus dem ihr bestimmten Rahmen abzulösen. Der Bischof Piligrim, da er die alten Mären aufschreiben ließ, hat schwerlich überlegt, daß er einem Epigonen nach 900 Jahren dadurch so manche Sorge zu Wasser und zu Lande bereiten würde.

Von der Donau zurückgekehrt voll schöner Anschauungen und Erinnerungen, habe ich etliche Wochen, in meine Speicherburg verschanzt, fleißig gearbeitet und bin bis in das Jahr 977 vorgerückt, — Erstürmung Passaus durch feindliche Baiern und Böhmen, Flucht des Bischofs donauab nach Bechelaren zum kaisertreuen Markgrafen

der Ostmark. Die damalige Frau Markgräfin Richenga oder Rikharda aber, meiner Vermuthung zufolge das Vorbild der mit soviel Herzenswärme und so wenig Zusammenhang mit den Hauptfiguren und Intentionen des Nibelungenliedes besungenen „minneklichen und vieledlen" Markgräfin Gotelind war ein Wormser Herzogskind — die Tochter des vielberühmten Konrad des Rothen, Grafen in Speier und Wormsfeldgau, Herzogs in Lothringen, an dem die furchtbar tragische Lehre des Nibelungenliedes: „wer durch der Hunnen Waffen Rache sucht an den Seinigen, muß selber durch der Hunnen Waffen umkommen" — seiner Zeit buchstäblich in Erfüllung gegangen war, denn er fiel in der Lechfeldschlacht 955, von einem der letzten abgeschossenen Pfeile unter den gelüfteten Helm getroffen, den früheren Landesverrath an die Magyaren jetzo mit ritterlichem Reiterstod sühnend.

Jener aus der rheinischen Heimath an die Donau versetzten Markgräfin zu Lieb und Ehren that ich mit beginnendem September eine Fahrt nach Worms, bemitleidete den betrübten Zustand des stattlichen, mit voller Romantik entfalteten Rundbogenstyles in die Gegenwart hineinragenden Münsters, dessen Thor vom Scheitel bis in die Fundamente herab zerborsten, nächstens einmal ganz zusammenprasseln wird, und spürte nach den Resten der Wormser Königsburg, darin die burgundischen Königsbrüder ihre Schwester Chriemhilde pflagen, im 10. Jahrhundert aber die fränkischen Grafen und Herzoge Hof hielten . . spürte nach Chriemhildens sageberühmtem Rosengarten, dessen Pracht einst den Mönch Ilsan aus seinem Kloster zu Mölk an der Donau hinüberlockte an den Rhein, auf daß ihm die Erquickung, sich in seinen Rosen zu wälzen, und einen Kuß der Königstochter zu haschen, zu Theil werde . . und so nach anderen, längstvergessenen Dingen.

Es steht nämlich mit Grund zu vermuthen, daß der Dichter des Liedes die alte Wormser Hofburg selbst vor Augen gehabt, wohl auch durch ihre Baulichkeit und Ausschmückung zu manchen Situationen des Gedichts angeregt worden. — Wiewohl nun von jenem vielgeschilderten Nibelungenpalatium, darin die Könige in weiten Sälen tafelten, die Recken im Hofe Speere brachen und die schönen Frauen „vil dikke durch die Venster sahen" kein Stein mehr übrig blieb, gab die Nachforschung doch einen für mittelalterliches Treiben, vielleicht

auch für die Zeitbestimmung des Liedes nicht unbezeichnenden Aufschluß."

Wir müssen uns hier aus Rücksicht auf den Raum versagen, auch diesen auf tiefen archivalischen und topographischen Studien beruhenden Ausführungen zu folgen. Sie gelten dem Nachweis, daß im zehnten Jahrhundert Herzogsburg und Bischofssitz in Kriegsfehde miteinander lagen und im Laufe derselben Palast und Veste in Besitz des Bischofs Burkhart geriethen, der sie (1002) schleifen und eine Basilica des heiligen Paulus und ein Chorherrenstift an ihrer Stelle erbauen ließ. Wichtiger für die Zwecke unserer Darstellung ist es, daß der Hinblick auf die kahle nüchterne Gegenwart, die den Forscher aus seinen Träumen von Pracht und Kraft einer früheren Zeit aufschreckt, ihm hier kein Lächeln des Humors mehr abgewinnt. Und eben so wichtig ist der folgende Uebergang:

„Nach solcherlei Aventiure war es rathsam, den Geist eine Weile brach liegen zu lassen, da stetes Anspannen den Bogen schlaff macht.

Dann aber kam ein großer gerechter Zorn über mich, der mit Dingen zusammenhängt, über die Schweigen besser ist. Die bittere Erfahrung, daß trotz allen Schillerfesten und Schillerstiftungen, trotz allem schönen Gerede und Schwärmen für die Kunst, der Künstler selber in Deutschland immer noch zu den Leuten von verdächtiger sozialer Position gerechnet wird, dem man ein wohlerzogenes" . . „Töchterlein nicht wohl zur Frau geben kann . . Diese Erfahrung mit ihrem Kometschweif von Lächerlichem, Komischen, zu Hohn Herausforderndem hat meine Neigung zur Isolirung und große Menschenscheu sehr bestärkt.

Allzeit im Gewimmel einer modernen Stadt leben zu müssen, würde mich in Wahrheit bald aufreiben. Königliche Hoheit werden mir lächelnd das Zeugniß nicht versagen, daß ich wenigstens zum Einsiedeln einiges Talent und Beruf besitze, wenn ich meinen Aufenthalt in diesen letzten Zeiten zu Hochdero Kenntniß bringe: ich habe über den Menschen und über den Wolken gehorstet an der Grenze des ewigen Schnees, 8000 Fuß über dem Meere, auf dem von den Bergfahrern schon lang geräumten Faulhorn im Berner Oberland. In den wahrhaft

nordpolarischen Zuständen dieser Alpenspitze wurde ich indeß belehrt, daß es den sterblichen Menschen nicht rathsam, den Standpunkt allzu hoch zu wählen: gefrorene Fenster, Schnee durchs Dach träufelnd, nächtliches Sturmgeheul, Sonnenaufgänge bei 6 Grad Kälte, die Menschen pelzvermummt und mit sorglich verbundenen Häuptern, der vino d'Asti matt wie Limonade schmeckend, die Luft aetherrein, aber so dünn, daß ihr Athmen Herzklopfen und Beklemmung verursachte . . . diese Beigaben zu der gigantischen Pracht des Hochgebirges mahnten zu baldigem Rückzug, den ich, reich an großartigen seltenen Eindrücken, aber gründlich durchfroren, antrat.

Auf der Wengernalp lauschte ich dann etliche Zeit den Eiswundern der Jungfrau . . dem Spiel der aus der Schneeverdunstung aufsteigenden unsäglich zarten Wölklein um die silbern blitzenden Firne — dem mit Donnerkrach durch die Klüfte stürzenden Sprühen der Lawinen — der weiten Majestät der Gletscherfelder; dann zog ich wieder hinab in mildere Regionen und hause gegenwärtig auf einem Bergvorsprung über der Biegung des Vierwaldstättersees, gegenüber von Brunnen, in einem von biedern Ansiedlern alemannischen Stammes bewohnten zum Canton Uri zählenden Bergdörflein. Vor meinen Fenstern entfalten sich gewaltige Landschaftsbilder in täglich und nächtlich neuem Reiz von Licht, Farbe, Gewölk, Mondschein, funkelndem Sternhimmel: Nach Süden das Reußthal, Altdorf und Attinghausens alte Burg, umthürmt von den beschneiten Gipfeln des Bristen und Urirothstocks — nach Osten die zwei phantastischen Mythenhörner über Schwyz — nach Westen der in der Glut untergehender Sonne oft wie ein Hauch verschwimmende kühn geformte Pilatus und die Seeniederung von Bekkenried . . . eine Fülle von einfacher großer Pracht, in der das Herz, den Sorgen des Weltlebens entrückt, fromm sich gestimmt fühlt und Besseres nicht begehrt.

Die von wahrhafter Poesie umschwebte Einsamkeit dieses Bergasyls, hoch über dem grünen Spiegel des Sees, fördert mich in der Gestaltung einiger Naturdichtungen, die ich in meiner Erzählung von des Nibelungenliedes Anfängen als „Bergpsalmen" den ums Jahr 982 in ähnlicher Umgebung am salzburgischen Abersee einsiedelnden Bischof Wolfgang in den Mund legen will.

Königliche Hoheit! Für dieses Jahr bin ich der geselligen Welt

und ihren Freuden erstorben. Die aufgeregte Atmosphäre des Jahres 1860 ist einem der Vergangenheit zugekehrten dichterischen Schaffen schädlich und tödlich; ein gewisser Instinkt heißt mich, ihr entfernt bleiben, wenn ich irgend hoffen will, in dieser von Waffenlärm und den Schwindelkünsten neuer Weisheit durchschütterten Zeit den widerspänstigen Musen schaffend Etwas abzuringen. Vorher aber, mit dem inneren Vorwurf eines einer gegebenen Versprechung nicht getreu nachgekommenen Mannes, wage ich nicht vor Euer Königlichen Hoheit befreundetem Antlitz zu erscheinen.

Der Verpflichtung, meinem Vater, dessen Tage allmählich gezählt sind, nicht ganz mich zu entfremden, darf ich . . . zu meiner weiteren Rechtfertigung erwähnen.

Im Augenblick, da ich dies schreibe, wirft herbstliche Abendsonne ihren warmen Schimmer auf die klar im Aether sich über dem dunklen Reußthal emporzackenden Spitzen des Sanct Gotthardbergs, milderflimmernd spiegelt der See die schneeigen Häupter, Heerdengeläute und heimkehrender Alpleute Jodelruf tönt durch des Bergwalds Stille . . das Herz des fremden Schreibmannes aber, der aus den Fenstern des schindelumschuppten Häusleins fröhlich hinausschaut in den Herbstabend, gedenkt in liebender Verehrung des Burgherrn der Wartburg und sendet seinen ehrfurchtsvollen Gruß nordwärts — in die Thüringer Ferne."

Aeußerlich „ganz wohl und alpenfrisch", im Innern aber verdüsterter und vereinsamter als je, kehrte er nach Hause zurück. Von den Liedern, die er aus den Alpen heimbrachte, schrieb die Mutter, sie seien „wahrhaft nibelungisch groß, aber streng und düster — nicht für Viele; sie klängen wie eine Prophetenstimme in unsre verworrene Zeit hinein." In den Bergpsalmen finden sich in den Abschnitten „Sturm" und „Gletscherfahrt" Stellen, auf welche diese Charakteristik besonders zutrifft. Vom Inhalt der „Frau Aventiure" dürften der Trauergesang Anastasios des Byzantiners und der Lieder-Cyklus „Magnus vom finsteren Grund" auf jener Spätherbst-Alpenfahrt entstanden sein; wie jenes den schärfsten Ausdruck seines politischen Pessimismus, spiegelt das letztere in greller Weise die ihn damals beherrschende Weiberfeindschaft.

Das waren wahrlich nicht die Stimmungen, die ihn zu einem geeigneten Gast im Hoflager auf der Wartburg hätten machen können. Um so mehr regte es ihn auf, als trotz seiner Absage eine neue Einladung dahin in Karlsruhe eintraf. Jetzt war es die Frau Großherzogin, die seinen Besuch dort erwartete. Dies schuf dem längst krankhaft Mißtrauischen neue Sorge; er fürchtete, sein Brief aus Seelisberg an den Großherzog sei verloren gegangen. So sah er sich zu einer zweiten Aufklärung an Arnswald wegen seines diesjährigen Ausbleibens genöthigt, zu dem ihn jetzt auch ein neuer Ohnmachtsanfall, der seinen Vater heimsuchte, hätte bewegen müssen. Aber seine Seele fand darin keine Beruhigung; seine vor'm Jahre in heiterer Zuversicht gegebenen Versprechungen, die von den Empfängern durchaus nicht als verpflichtend angesehen wurden, wie Scheffel's Verhältniß zu ihnen ja überhaupt ein völlig freies und unabhängiges geblieben war, erschienen seiner krankhaft gereizten Phantasie in immer tragerischem Lichte; er klagte sich des Wortbruchs an und der Mißmuth der kränkelnden Eltern über des Sohnes verfehlte Arbeitsweise verhinderte diese, ein erlösendes Wort zu sprechen. Das Unglück wollte, daß auch Arnswald damals krank und verhindert war, dem selbstquälerischen Poeten die von diesem erwartete Aufklärung zu senden. Das letzte große Erlebniß, die demüthigende Erfahrung, daß das Mädchen, das seine Liebe zurückgewiesen, sich so schnell hatte entschließen können, einen Anderen, den er in nichts sich überlegen fühlte, zu heirathen, hatten seine Menschenscheu und sein Mißtrauen über alles Maß gesteigert. Längst hatte er, wie er selbst es in dem eben mitgetheilten Brief andeutet, die Warnung außer Acht gelassen, die er einst im Ekkehard vor einer anhaltenden Abschließung von der Welt niedergeschrieben und der Mangel an klarer Anschauung der realen Verhältnisse gaben seine ohnehin gereizte Phantasie schutzlos der Sorge preis. Manche Vorgänge am Weimarschen Hof, die Berufung oder Auszeich-

nung anderer und ganz anders gerichteter Poeten wie Dingelstedt, die in vielen Dingen maßgebende Stellung des seinem Wesen und Streben in jeder Beziehung entgegengesetzten Abbé Liszt und der Fürstin Wittgenstein, konnten jetzt bei seiner Verfassung für ihn den Charakter von Beweisen erhalten, daß man ihn, den Rücksichtslosen, daselbst nothwendiger Weise habe aufgeben müssen. Seine Lebensweise, die jede Berührung mit der Oeffentlichkeit ängstlich floh, hatte ja dazu führen müssen, daß irgend eine auf die momentanen Verhältnisse in Weimar sich beziehende Nachricht, die ihm plötzlich etwa in's Auge fiel, nachdem er monatelang keine Zeitung gelesen hatte, wie eine Ueberrumpelung auf ihn wirken mußte. Das Schicksal seines Ofterdingers, dessen Gestaltung er dem Meister Konrad zu Liebe im letzten Sommer vertagt hatte, aber der ihm jetzt als mahnender Geist erschien, verschmolz in seinem Seelenleben nun ganz mit dem eigenen Verhältniß zur Thüringer Landgrafenburg. Sein der deutschen Vergangenheit zugewandtes poetisches Streben erschien ihm jetzt in ähnlichem Gegensatz zu den von französischen Mustern beeinflußten Dichtern, wie Dingelstedt, und dem Liszt'schen Kreis, in welchem sogar das Französische die Umgangssprache war, wie das des Ofterdingers zu den hövischen Wartburgpoeten, denen dieser das undeutsche Wesen ihrer Kunst vorwarf. Selbst auf die Seinen und auf den treuen Freund Arnswald erstreckte sich auf Momente sein krankhafter Argwohn. Er schloß sich ganz ab von jedem Verkehr, lehnte jede Zerstreuung ab, die ihn von seiner Arbeit abziehen konnte, und verfiel in ein trostloses Grübeln über sein Verhältniß zu Weimar, zur Wartburg und dem Fürsten, dem er „sein Wort gebrochen" zu haben wähnte. Anfang November schrieb die Mutter: „Joseph ist auch krank — aber im Gemüthe — er wird immer freudeloser — es ist ein Elend. Niemand kann helfen als Gott — auf unsere Mahnungen hört er nicht — vergebens bitten wir ihn menschlicher zu leben. Den ganzen Tag arbeitet er in seiner Dachstube —

ohne Menschen zu sehen — ohne die Erholung eines Spaziergangs — nicht einmal im Garten — kommt dann blaß und still zu Tisch — unzugänglich für jede Erheiterung, die wir ihm bieten konnten.“ So verstrichen noch einige Tage . . . der Dichter ward immer verstörter. Am 9. November wurde seiner Mutter (ich schöpfe das Folgende mit Zurückhaltung alles Unwesentlichen aus Briefen derselben an Arnswald) durch einen Hoflakaien benachrichtigt, daß die Frau Großherzogin von Baden verhindert sei, an der bei ihr stattfindenden Sitzung des Elisabethenvereins theilzunehmen, da der Großherzog von Weimar zu Besuch erwartet werde. Bis dahin war seit der Anknüpfung des Verhältnisses zwischen Fürst und Dichter dieser von den Besuchen des ersteren in Baden stets direkt unterrichtet und veranlaßt worden, seine Aufwartung bei ihm zu machen. Nun war es für ihn entschieden, daß er in Folge seiner Versäumniß in Weimar aufgegeben worden sei. Die anderen Tags erfolgende Aufklärung, daß der Lakai die Bestellung falsch ausgerichtet, und es sich um den Herzog Bernhard von Weimar gehandelt habe, vermochte nicht mehr beruhigend zu wirken. Die Mutter, die ihm diese neue Nachricht hinauf in seine Einsamkeit persönlich brachte, starrte er mit entsetztem Blick an: „Wie? was? — wer soll kommen?“ . . am anderen Morgen, Samstag, den 10. November war er verschwunden. Nur ein kleines Kofferchen hatte er mitgenommen. Drei Tage blieben die Eltern im Ungewissen über sein Verbleiben. Endlich am Montag Abend kam aus dem schweizerischen Orte Liestal bei Basel ein Telegramm: ein junger Mann, der sich für den Sohn eines badischen Majors Namens Scheffel ausgäbe, befände sich bei dem dortigen Arzt, Dr. Barth, im Zustand schwerer Gehirnerkrankung. Es möge Jemand von den Seinigen mit einem Arzt kommen. Der Vater, selbst krank, konnte nicht reisen; so fuhr die tief erschütterte Mutter, begleitet von einem Karlsruher Arzt und dem Joseph von Kindheit an befreundeten Hauptmann Klose, der nach der Betheiligung an den Schlachten

bei Magenta und Solferino den österreichischen Dienst quittirt hatte und seitdem wieder in seiner Vaterstadt lebte, am anderen Tage, von entsetzlichen Befürchtungen gefoltert, dem Krankenlager ihres Joseph in dem ihr völlig unbekannten Liestal zu. Sie fand ihn bereits in der Pflege einer dem Kranken vertrauten Frau, der Gattin des Fürsprech Heim aus Laufenburg, dessen Adresse der genannte Liestaler Arzt Dr. Barth ebenfalls von dem Kranken erfahren hatte. Wie dankte sie Gott, daß der Zustand des armen Sohnes schon bei ihrer Ankunft nicht mehr so schlimm war, als sie nach dem Telegramm hatte befürchten müssen. Die Ueberanstrengungen körperlicher und geistiger Art, welche der Dichter im letzten Jahre unter dem Drucke seiner von herben Enttäuschungen gesteigerten Melancholie sich zugemuthet hatte, waren die Ursache eines Rückfalls der verhängnißvollen Gehirnerkrankung geworden, die ihn schon im Sommer 1856 so schwer darnieder geworfen hatte. Diesmal trat in ihrer Begleitung ein Ausbruch quälenden Verfolgungswahns auf, dem die geschilderten Selbstvorwürfe die akute Form gegeben hatten, er werde von seinem bisherigen Protektor in Weimar verfolgt. Im Banne dieses Anfalls hatte er den Plan gefaßt, in einem Karthäuser-Kloster Südfrankreichs — Chambery unweit der Grande Chartreuse nannte er als Reiseziel — eine Zuflucht zu suchen, und mit dieser Absicht war er aus dem Vaterhause geflohen. Nachdem er die Schweizergrenze passirt, hatte er es vor Beengung im Eisenbahnwagen nicht mehr aushalten können, und, vom Wesen des Dr. Barth angezogen, sich diesem mit der Bitte, ihn zu beschützen, anvertraut. Dieser humane Arzt hatte sich des Fremden an- und ihn in seinem Wohnorte Liestal in Pflege genommen. Als die Mutter ankam, schlief der Kranke, und schon bei der ersten Begegnung mit ihr und dem Freunde zeigte sich eine Wandlung zur Klärung des gefolterten Geistes, zumal die Mutter, dank glücklicher Fügung, das beste Heilmittel hatte mitbringen können: einen inzwischen angelangten Brief des Großherzogs beruhigenden

Inhalts. Der Arzt zwar hatte die Ueberreichung dieses Briefes für ein Wagniß erklärt: sie reichten die heilende Arznei ihm dennoch sogleich: „er las lange — still — und wir standen in lautloser Angst um ihn her und beobachteten den Eindruck in seinen Zügen. Es währte lange — endlich sah er ganz mild lächelnd auf und sagte — „da erfahre ich nun, daß ich mich in einem doch geirrt — der Großherzog haßt mich nicht“ — und es kam wie eine Erlösung aus banger Nacht über ihn und eine Freude, die seinem Blick die Starrheit nahm — und nun trat Klose zu ihm und bekämpfte all' seine ersonnenen Geschichten eine um die andere — und es fiel ein Wahn um den andern von ihm ab, und es war als ob er aus einem langen Traum erwache — und er war wieder in seinen Zügen der alte Joseph, und die Erkenntniß seines Zustandes wurde in Zeit einer halben Stunde vollständig — und nun sind seitdem 24 Stunden vorüber und es hat sich auch nicht eine Spur von etwas Gestörtem mehr gezeigt.“

Ein Tassoschicksal hat damals die Mutter in einem Briefe an Arnswald diese Heimsuchung genannt — aber ein Tassoschicksal ohne einen Antonio und ohne eine bethörende Leidenschaft. Mit Tasso gemein hatte der Dichter nicht nur die Melancholie seines Gemüths und die Reizbarkeit seiner Phantasie; auf ihn hat ferner Geltung, was Herzog Alphons in Goethe's Dichtung von seinem Werke sagt: „er kann nicht enden, kann nicht fertig werden“ und dann wieder der Vorwurf, daß, wer die Menschen meidet, unrettbar dem Mißtrauen und dem Menschenhaß verfallen müsse.

„Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.
Das ist sein Fall, und so wird nach und nach
Ein frei Gemüth verworren und gefesselt.“

Und ein dritter Zug, den sein Charakter mit dem des Tasso gemeinsam hatte, war die große Reizbarkeit seines Ehrgefühls. Aber sein Ehrgefühl hatte eine andere männlichere Richtung

als das des Frauenlieblings Tasso. Unter seinen Papieren fand die Mutter nach der Rückkehr auf seinem Schreibtisch ein Konzept, in welchem er sich gegen den Vorwurf rechtfertigte, daß er sich in die Sphäre des Weimar'schen Hofes gedrängt habe, in die er als Bürgerlicher nicht gehöre. Wir wissen, wie ungerecht ein solcher Vorwurf gewesen wäre, sahen wir doch, mit welcher gewissenhaften Sorge er allzeit darauf bedacht geblieben war, seine freie Unabhängigkeit dem ihm so wohl gesinnten Fürsten gegenüber zu wahren. Dieser innere Zwiespalt hatte der Vorstellung von seinen Verpflichtungen und seinen Versäumnissen eine so große Macht über ihn gegeben, daß beim Ausbruch der Gehirnerkrankung jene Wahnvorstellung hatte entstehen können, die im Wesen und auch in ihrer vorübergehenden Art so viel Aehnlichkeit mit derjenigen hat, welcher auch Tasso in Goethe's Drama verfällt. Die vermittelnden Vorstellungen für diesen Prozeß aber boten, wie gesagt, Reminiscenzen aus dem in seinem Geiste lebendigen Roman der Ofterdingers. Sogar an Aeußerungen seines Humors fehlte es nicht in diesem schauerlichen Spiel der überspannten Phantasie, wie aus einer Bemerkung in einem Briefe der Mutter hervorgeht. Wie sehr aber das Bewußtsein des hier angedeuteten sozialen Unterschieds in Scheffel's Seele als bewegende Kraft gewirkt, geht aus folgender Stelle hervor, die sich in dem zwei und ein halb Jahr später geschriebenen Briefe des Dichters an den Großherzog von Weimar befindet, mit welchem er die Ueberreichung zweier Exemplare der „Frau Aventiure" für das großherzogliche Paar begleitete: „Wenn Ihre Königl. Hoheit die Frau Großherzogin geruhen würde, das zweite Exemplar huldvoll entgegenzunehmen, so wäre mir dies ein erwünschtes Zeichen, daß die hohe Frau darum nicht ungnädig von mir denkt, daß ich selber einst wie ein mittelalterlicher Sänger unbefangen auf ihrer Burg aus- und eingegangen bin, ohne zu erwägen, daß das neunzehnte Jahrhundert in seinen sozialen

Verhältnissen und Ordnungen einen fahrenden Dichter mit anderen Augen betrachtet als die Vorzeit."

Große Angegriffenheit und Schwäche stellten sich nach der Wiederkehr der Klarheit des Geistes ein. Zum Glück wohnte in Zürich damals einer der bedeutendsten Fachärzte für Geisteskrankheiten, Professor Griesinger († 1868), dessen klarer Blick und humane Behandlungsmethode sich auch am Krankenbett des Dichters bewährten. Zur großen Beruhigung aller Betheiligten konstatirte er, daß ein vernachlässigtes Unterleibsleiden mit Verdauungsstörungen einen übermäßigen Blutandrang nach dem Kopf erzeugt, der, bei der Disposition des Kranken, zu einer vorübergehenden Gehirnerkrankung und Trübung des Geistes geführt habe. Stiller ruhiger Landaufenthalt und eine Kaltwasserkur hielt er für die besten Heilmittel und empfahl zu diesem Zwecke die in der Nähe gelegene Wasserheilanstalt Brestenberg des Dr. Erismann bei Aarau am Hallwyler See. Nur eine Idee, die schwere Verschuldung, die in der Nichtvollendung seines Romans liege, quälte ihn noch, bis die sorgende Mutter den Muth fand, durch Vermittelung des treuen Freundes auf der Wartburg den Großherzog zu bitten, aus freien Stücken den Dichter seines Worts und seiner Aufgabe zu entbinden, was der theilnehmende Fürst auch sofort that. Die Mutter kam es schwer an, „das, was ihr so glückbringend schien, nun zurückgenommen zu wünschen" — aber sie sah, wie der Gedanke der Verpflichtung gleich einem Alp auf dem Sohne lag: noch mit umnachteten Sinnen hatte er an seinem Werk weiter arbeiten gewollt. Daß die Mutter, die auch sonst sich trotz aller Bestürzung als umsichtig und praktisch bewährte, — so beugte sie z. B. erfolgreich einer Besprechung der Erkrankung des Dichters wenigstens in den badischen Blättern vor — hier das Richtige getroffen hatte, bewies der Erfolg. Wie schnell sich der Kranke, nachdem auch dies beseitigt war, erholte, möge ein Theil des von großer Ruhe des Geistes und ungeschwächter Kraft des

Gedächtnisses zeugenden Briefes erweisen, den Joseph bereits am 20. November von Brestenberg an seine Mutter nach Karlsruhe schrieb: „Liebe Mutter, herzlichsten Dank für die viele sorgsame Mühe um mich, davon das Auspacken des Koffers, der gestern erst anlangte, allenthalb Zeugniß gab. Ich bin nun zwiefach und dreifach mit warmen Kleidungsstücken versehen, daß jedem Winterfrost Trotz zu bieten ist . . übrigens erfreut sich das Klima am Hallwyler See großer Milde, da durch höhere Berge überall Schutz vor rauhen Lüften gewährt wird und die Alpen doch zu fern sind, um ihren Eishauch bis hieher zu entsenden. — Auch dem Vater danke ich für die lieben freundlichen Zeilen vom 13ten und bitte aber und abermal, mir die mannigfache Beunruhigung zu verzeihen, die ich in diesem ereignißvollen Jahr dem elterlichen Haus verursache. — Mein Leiden ist stark auf dem Rückzug, ich könnte sogar sagen, ich sei ganz wiederhergestellt, wenn ich nicht das Gefühl hätte, daß die geringste geistige Anstrengung oder Aufregung — sowie der geringste Exceß Wiederholung des Leidens herbeiführen könnten. — Daß eine große Anwandlung von Schwermuth ob des unterbrochenen Schaffens und der Unmöglichkeit, gegebene Versprechungen treu zu halten, zurückgeblieben, ist erklärlich, aber nicht bedenklich. — Ich bitte daher, mir den Aufenthalt hier, wo ich ungestörter Ruhe und freundlicher ärztlicher Theilnahme sicher bin, bis gegen Neujahr oder in den Januar zu ermöglichen. Karl" (Klose), „der in den nächsten Tagen auf mein eigenes Bitten wie den Seinigen zu Liebe nach Karlsruhe zurückkehrt, wird des Näheren erzählen von unseren Gängen am See, von den Skizzen der Wasserthürme und Burghöfe des alten Schlosses Hallwyl, — von den seltsamen Unterhaltungen mit dem italienischen Conte Raimondi, der als unverbesserlicher Hypochonder mir täglich ein warnendes Beispiel in der Selbstquälerei gibt . . und von viel Anderem unseres Aufenthalts. Er hat mir ein Opfer der Freundschaft

gebracht, das nicht wieder wettzuschlagen ist . ." Den Schluß des Briefes bilden Anordnungen über die Zurücksendung verschiedener Bücher, die er sich zu seinen Arbeiten aus Bibliotheken geliehen hatte. — Charakteristischer für seinen Seelenzustand und von nicht minderer Wichtigkeit ist der Brief, den er am 1. Januar des neuen Jahres von Brestenberg aus an den Großherzog von Weimar schrieb. Derselbe möge in seiner ganzen Ausdehnung hier eine Stelle finden.

„Ein feindlich Geschick hat seit 2 Monaten meiner Hand die Feder entwunden und mich gezwungen, als übel zugerichteter Kämpe die Wahlstatt zu räumen. Anstatt auf den Gral behütenden Mont Salvatsch zu traurigem Schluß manch heiterer Irrfahrt auf den „Gebrestenberg" verschlagen, alldort, wie einst Herr Walter von der Vogelweide im bösen Tegernsee, mit Wasser gepflegt und gehöhnt — dabei an Leib und Gedanken zum halbsiechen Mann geworden, hab ich täglich neuen Anlaß, Goethes Wort: „Dichten ist eigentlich ein Uebermuth" zu überdenken und Gott zu bitten, daß er mich nicht weiter heimsuche.

Es ist das erstemal in meinen Leben, daß ich einer freudig mir selbst auferlegten Verpflichtung nachzukommen mich außer Stand sehe . . aufrecht hält mich gegen den Selbstvorwurf leichtsinniger Ueberschätzung und abenteuernden Scheines der Trost, daß die Verwicklung meines Stoffes und meiner Gestalten keine unlösbare, daß meine Krankheit, so bedrohlich sie auch auf das arme Haupt niederschwirrte, keine unheilbare — und daß — was die lieben Briefe Euer Königlichen Hoheit mit unverlöschlicher Schrift dem Herzen einprägten — eine aus feinbesaiteter Seele entsteigende Theilnahme dem Leidenden mit so liebevollem, Gemüthswunden heilenden Verständniß entgegenkommt, daß ein anderer als der eigene und begründete Vorwurf nicht zu befürchten steht.

Leider Gottes ist wenig Aussicht, bald alte Scharten auswetzen zu dürfen; auf Jahr und Tag wird schier alles ernsthaftere Schaffen brachgelegt sein: die Gefahr einer bleibenden Umnachtung alles Denkens war in den Erlebnissen dieser Novembertage gleich einem auf Pistolenschußentfernung schwarz vorüberziehenden Gespensterschiff

eine allzu nahe, als daß ich nicht zur größten Behutsamkeit mich aufgefordert fühlte.

Vielleicht darf ich später einmal die Noth, in der ich schwebte, und wie Gottes sichtbare Hand des Umdüsterten Schritte zum Heile lenkte, meinem hohen Gönner als heitere Geschichte erzählen . . zur Zeit schmerzt noch jede Erinnerung.

Euer Königliche Hoheit bitte ich darum, mich als einen auf lange unbestimmte Zeit zu müßigem Vegetiren Verurtheilten, zu ernstem regelrechten Geschäft Unfähigen vergessen zu wollen.

Der einsamen Weltferne und den Wasserquellen des Brestenberges vertraue ich, auf den Rath des in solchen Leiden erprobten Professor Griesinger, der zu meinem Glück statt, wie früher, in Kairo, zur Zeit in Zürich thätig ist, den Weitergang meiner Heilung. Ganz aufgeben kann ich aber die Gestalten meiner Träume und die Arbeit meines Herzens erst dann, wenn die arme Seele für immer und zu jeder Arbeit unfähig geworden, und dies wird, so Gott will, noch nicht mein Fall sein, wenn zur Zeit auch ein wenig Bleistiftzeichnen und Herumsteigen im Schilf und an den fluthumspülten Mauern des alten Hallwyler Schlosses schier meine einzige vernünftige Beschäftigung sein darf.

Heute um Mitternacht, da fern über den See sich herschwingende Glocken das neue Jahr einläuteten, hab ich an die Heimath und an Euer Königliche Hoheit mit aufrichtigen und ernsten Wünschen gedacht. Der Glockenklang durchtönte friedlich den heulenden Sturm der Winternacht . . mög' es ein gutes Zeichen sein in windsbrautgeschüttelter Zeit!

Ich geharre in kranken wie in gesunden Tagen

als

Euer Königlichen Hoheit
gehorsamst ergebener
Jos. Vict. Scheffel.

Heilanstalt Brestenberg am Hallwyler See,
den 1. Jänner 1861."

Wie Recht die Mutter hatte, nach den überstandenen Leidenstagen beim Rückblick auf dies unheilvolle Jahr 1860 dankbar der vielen Glückszufälle zu gedenken, die ihren Joseph in dieser Unglückszeit vor schlimmerem Ausgang be-

hütet — „Joseph hat einen guten Schutzengel", sagte sie in ihrer frommen Weise —, haben wir auch zu bestätigen, wenn wir des menschenfreundlichen Arztes gedenken, der in seinem am stillen Hallwyler See errichteten Asyl den kranken Dichter aufgenommen hatte. Dr. Adolf Erismann, der am 24. Februar 1880 verstarb, war ein geborener Schweizer und 17 Jahr älter als Scheffel. Er vereinigte als Arzt wie als Mensch in sich Eigenschaften und Grundsätze, die sofort dazu führten, des mißtrauischen Kranken volles Vertrauen, ja Freundschaft ihm zuzuführen. Eine rauhe knorrige Schaale barg ein gutes wohlmeinendes Herz. Wie der Nekrolog im „Correspondenzblatt für schweiz. Aerzte" ihm nachrühmt, besaß er in hohem Grade die Fähigkeit, dem Patienten durch sein sicheres Auftreten Vertrauen, durch seine persönliche Antheilnahme Sympathie einzuflößen. Dazu aber kam noch, daß er sich in vielen Liebhabereien und Sympathien mit dem kranken Dichter begegnete. Auch er hatte in Heidelberg studirt und hing an diesen Erinnerungen mit ganzer Seele. Im Herbst 1850 war er mit bundesräthlicher Empfehlung als Militärarzt auf den Kriegsschauplatz nach Schleswig-Holstein gegangen und war Zeuge des Unabhängigkeitskampfes der Schleswig-Holsteiner gegen die Dänen geworden. Sein Privatsport waren geologische und mineralogische Studien, die er in Verbindung mit zahlreichen Wanderungen und Hochtouren in der Alpenwelt seiner schweizerischen Heimat betrieb. Ferner war er ein eifriger Förderer der Musik im Volke sowie des Weinbaus und eines verständnißvollen Genusses seiner Gaben. Scheffel's Trinklieder und geologische Scherzgedichte fanden später in ihm einen begeisterten Verehrer. Unter dieses Mannes Obhut fühlte sich der kranke Dichter wohl und geborgen. Ferner gefiel ihm die freundliche Lage Brestenbergs ganz ausnehmend. Der zwei Stunden lange und eine halbe Stunde breite See ist von malerischem Hügelgelände umgeben; das Seethal ist gegen Süden zu offen und gestattet einen herrlichen Ausblick

auf die Centralalpenkette. Sowohl die Kaltwasserbehandlung als auch das viele Wandern in dieser Umgebung wirkten entschieden wohlthätig auf seinen angegriffenen Zustand. Seine Stimmung wurde bald eine weniger in sich gekehrte, mittheilsamere; bisweilen konnte er von Herzen heiter sein. „Die Beziehungen zu meinen Eltern, speziell zu meinem Vater", schreibt mir Herr Rechtsanwalt Oskar Erismann in Basel, ein Sohn des Verstorbenen, „gestalteten sich bald zu recht freundlichen; an Stelle jener Intimität, die durch die Verhältnisse dem Patienten seinem Arzt gegenüber gewissermaßen aufgedrungen wird, trat diejenige der Freundschaft, die sich als dauernd auch über die Zeit seines zweimaligen Aufenthalts in Brestenberg (November 1860 bis März 61 und März bis November 62, der zweite weniger zur Kur als aus Liebe zu Menschen und Gegend) bewährte. Ich füge noch bei, daß die als Dependance zum Hauptgebäude am See erbaute Villa ihren Namen „Seegarten" und die Devise über dem Eingang „Portum inveni" dem Dichter verdankt."

Portum inveni — ich habe den Hafen gefunden: dies Trostwort widerhallte in seinem Innern als mit dem sich entfaltenden Lenz das Gefühl der Genesung in ihm erstarkte. Den Wechsel der Stimmung veranschaulicht uns ein Vergleich des Gedichts „Winterdämmern" mit dem „Wintertrost" überschriebenen:

„Harr' aus mein schwerverdüstert Haupt,
Brich der Betäubung Schlummer!
Seufzt rings der Wald auch kahlentlaubt
Und Busch und Heide winddurchschnaubt:
Wer an des Maien Siegkraft glaubt,
Den zwingt nicht Noth und Kummer."

Wenn trotzdem seine Genesung nicht den glatten Verlauf nahm, den sie hier eingeschlagen, so trug daran in erster Linie die an sich bewundernswerthe „hartnäckige Zähigkeit" seines geistigen Wesens Schuld, die den gekräftigten Rekonvalescenten

sofort wieder zur Aufnahme seiner unvollendeten Arbeiten trieb. Bereits im Anfang des Jahres schrieb er an Arnswald direkt nach dem Zugeständniß, daß seine Phantasie mit ihrem zügellosen Arbeiten auf Kosten der körperlichen Thätigkeit gebremst werden müsse: kein anderer Gedanke gewinne in ihm Raum als der: „dereinst wie Heinrich Ofterdingen, nachdem er zuerst leichtsinnig die Wartburg verscherzt, doch als Sieger, mit dem ehrlich errungenen Sängerpreis zum zweitenmal zu ihr zurückzukehren." Dazu brauche er ja keinen dämonischen Helfer, wie den Meister Klingsohr, sondern nur Zeit, Genesung und langsames Verwerthen des gesammelten Stoffes. Aber mit solchen Stimmungen wechselten andere ab, in denen ihn das unheimliche Walten seiner Phantasiegestalten mit Angst und Qual erfüllte; das „Nachtlied" seines Wolfram giebt uns davon Kunde:

„Furcht kenn' ich nicht; doch kalt unheimlich Grauen
Hat sich der Seele wie ein Alp genaht,
Und nimmer, nimmer möcht ich rückwärts schauen,
Denn fremde Geister spür' ich um den Pfad:
Als woll' empor aus Stein und Kluft sich ringen,
Was lang dem Licht entrückt ist und verwest.
„Strebt ihr, auch mich vom Roß herabzuzwingen?
Laßt ab, ich weiß kein Wort, das euch erlöst!"

Als er am 19. März Brestenberg verließ, folgte er dem dringenden Wunsche der Eltern, die ihn auf Grund seiner Briefe für gesünder hielten, als er es thatsächlich war. Denn wenn er auch in der Ruhe und Stille des Brestenberger Asyls, unter dem Einfluß kalter Bäder und starker Märsche sich schnell erholt hatte, so litt er doch noch immer an gelegentlichen Kongestionen und vor dem Betreten einer Stadt hatte er noch eine geradezu krankhafte Antipathie. Aber der doch noch größerer Schonung bedürftige Bruder Karl war daheim ziemlich schwer erkrankt und die ihrerseits selbst sehr angegriffenen Eltern ließen ihn wissen, wie sehr

dieser und sie seiner bedurften. Die Mutter war indessen darauf bedacht gewesen, ihm eine größere Wohnung als die nur allzulange dem Sohn zugewiesen gebliebene Mansardenstube im Hause herzurichten; wie sie auch schon vorher es sich hatte angelegen sein lassen, durch Ueberweisung eines Vermögensantheils zur Selbstverwaltung alle etwaigen Sorgen in Bezug auf die materielle Gesichertheit seiner Zukunft ihm zu benehmen. Aber er bestand darauf, zu seinen Büchern in der Mansardenstube, in der er nun einmal heimisch sei, zurückzukehren und erst die Wiederkehr der Kongestionen ließ ihn davon abstehen. Zum Glück war das frei in einem großen Garten als Villa erbaute Atelier seines Freundes W. Klose damals unbewohnt und Joseph folgte gern der Einladung, es zu beziehen. Hier stand ein hoher luftiger Saal und zwei helle Zimmer zu seiner Verfügung, ohne daß eine Menschenseele ihn stören konnte; hier fand er denn auch wieder Stunden voll Zufriedenheit und froher Hoffnung, in denen er an eine endliche Vollendung seiner großen Wartburgdichtung glaubte. Ausflüge, die er allein oder in Begleitung von Freunden auf die Burgen der Rheinpfalz unternahm, regten ihn an zu neuen Gedichten; unter andern besuchte er die Trümmer der alten deutschen Reichsburg Trifels, auf welcher zur Hohenstaufenzeit die Reichskleinodien verwahrt wurden und zur Zeit des Landgrafen Hermann, Richard Löwenherz von England „unfreiwillige Muße hatte, die Aussicht in die waldigen und felsbespickten Berge der Vogesen und hinüber in das gesegnete Rheinthal zu studiren." Denn hinaus in die Natur trieb es ihn immer auf's neue und die sitzende Lebensweise hinter den Büchern hatte er jetzt noch allzuschnell mit bösen Rückfällen zu büßen. Bald nach der Heimkehr wurde er übrigens von zwei Erlebnissen betroffen, an deren Wirkung sich zeigte, wie trüb es noch in seiner Seele aussah.

Das erste hätte ihm in anderem Falle seiner Natur nach

nur Freude machen können. Der Verleger des Allg. Deutschen Commersbuchs, Schauenburg in Lahr, hatte unter dem Eindruck der großen Popularität, die sich die „Lieder aus dem Engern“ errungen, einen Preis ausgeschrieben für die besten Compositionen derselben; in Heidelberg war ein Preisgericht ernannt worden und in Mannheim bildete sich unter Kapellmeister V. Lachner's Leitung ein Quartett (es bestand aus den Sängern Ditt, Stepan, Schlösser und Rocke), welches im Laufe des Monats März in besonderen Concerten zu Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe die preisgekrönten der neuen Melodien zum Vortrag brachten. Den lebendigsten Antheil an dem Unternehmen nahm Häusser, offenbar von dem Wunsche beseelt, den kranken Freund durch diese sichtbaren Erfolge seiner heiteren Muse selbst wieder aufzuheitern. Dieser aber schrieb am 3. März aus Brestenberg auf die Einladung zur Theilnahme an dem Heidelberger „Preissingen“ mit melancholischem Blick auf die vergangenen Tage, in denen ihm solche Lieder noch gelungen waren: „Leider Gottes bin ich außer Stand, in meinem geliebten Altheidelberg, auf dessen Boden und in dessen Luft die heitersten meiner Lieder gewachsen sind, diesmal zu erscheinen. Ich will in der Ferne, da mir ein rechtschaffener Trunk auf das Wohl der Versammelten nicht wohl gelingen würde, und ein schwacher der Freude nicht entspräche, die ich darüber empfinde, daß die Lieder auch Anderen Freude machen, — wenigstens mit grüßendem Gedächtniß ein leeres Glas betrachten, und hoffe, daß es auch mir sich bald wieder fülle.“ . . . Gleichzeitig schrieb die Mutter, daß die Mittheilungen des Kapellmeisters Lachner ihrem leidenden Sohn große Freude gemacht hätten; er fühle sich geehrt, daß seine leichten und harmlosen Liedertexte von so vielen und zum Theil berühmten und ausgezeichneten Componisten beachtet würden. Als aber der Halbgenesene bald darauf in's Vaterhaus zurückkehrte und von der Mutter die Zeitungs-Berichte über die Preissinger-Feste in Heidelberg und Karlsruhe erhielt, in denen er als Sänger jubelnder

Zechlust gefeiert wurde, da wurden dieselben ihm nur zu einer Quelle des Aergers und Mißmuths über den Kontrast seiner wirklichen Dichterpersönlichkeit und der heiteren Schlemmergestalt, welche der Held dieser Berichte war. Es gehört zu den vielen tragischen Fügungen in Scheffels Leben, daß er jetzt unter dem Druck seines Gemüthsleidens um die volle Freude am Erfolge seiner Anakreontik kam.

Die andere Angelegenheit hing zwar auch mit dem Erfolg seiner poetischen Schöpfungen zusammen, war aber in der That jeder erfreulichen Seite bar. Der Verleger seines „Ekkehard", Karl Meidinger, hatte mit seinen auf edle Ziele gerichteten Bestrebungen nicht den erwarteten Erfolg gehabt; er hatte Bankrott machen müssen und war bald darauf gestorben. Aus der Concursmasse erwarb am 18. Mai 1860 der Berliner Verlagsbuchhändler Otto Janke die Vorräthe und das Verlagsrecht vom „Ekkehard", ohne vorher eine Verständigung mit seinem Verfasser zu suchen. Der Kontrakt Scheffels mit Meidinger, an sich unvortheilhaft, war für diesen unvorhergesehenen Fall der denkbar ungünstigste. Er hatte gegen 1200 Gulden den Roman dem ihm befreundeten Verleger auf 15 Jahre „zu freiem unbeschränkten Verlagsrecht" überlassen. In dieses Recht trat nun Janke mit der ganzen Rücksichtslosigkeit eines auf seinen Vortheil bedachten Geschäftsmanns ein. Bei Büchern ist es aber noch weniger gleichgültig als bei anderen Waaren, welche Firma ihren Verkauf übernimmt. Auch bleibt der Autor, der die Verlagsrechte an einem seiner Werke für unbestimmte Zeit verkauft, immer Besitztheilhaber an demselben für die Zukunft. Scheffels reizbares Rechtsgefühl, daß sich z. B. schon in Säckingen beim Conflikt mit Hauptmann Schwarz in seiner Schärfe geäußert, inzwischen aber noch zugenommen, wurde auf's äußerste empört über dies Verfahren „von den Concursgläubigern Meidingers wie ein Neger, aus dem noch etwas herauszuschinden ist, ohne seine Einwilligung auf dem Markt verkauft

zu werden." Am 11. August 1861 schrieb er darüber an Otto Müller: „Mein instinktives Raisonnement ist einfach so: Wenn Einer in Meidingers Rechte einrücken will, muß er auch in seine Verpflichtungen einrücken . . Die Verpflichtung war aber, den Autoren, mit denen er ein gut Geschäft gemacht hatte, in der Zukunft sich erkenntlich zu zeigen." Und weiter schrieb er: „Solche und andere Erfahrungen werden dazu beitragen, mir, der ich keine hörnene Siegfriedshaut besitze, die Schriftstellerei gründlichst zu verleiden, denn die Feder des Poeten fortwährend mit der des Advokaten vertauschen zu müssen und schließlich mit dem eigenen Herzblut andere Leute fett machen, ist nicht sehr heiter." Er glaubte durch einen Prozeß dem ihm unsympathischen Verleger sein Werk entreißen zu können, der seinerseits aber formell viel zu sehr im Rechte war und zu viel Vortheil aus dem Mangel eines genügenden Autoren-Rechtsschutzes ziehen konnte, als daß für Scheffel ein solcher Erfolg möglich gewesen wäre. Neun Jahre lang hat er in den verschiedensten Formen gegen Janke prozessirt, mit Erfolg im einzelnen, denn der beabsichtigte Nachdruck des Romans in seiner „Roman-Zeitung" z. B. war von Seiten Janke's eine unbestreitbare Rechtsverletzung und wurde gerichtlich verhindert; aber ein Ende erreichte der von Scheffel mit viel zu viel Erregtheit, von Janke mit raffinirter Geschäftsklugheit geführte Rechtsstreit erst im Jahre 1870, als der unglückselige Contrakt mit Meidinger abgelaufen war und der Autor nunmehr das Recht erhielt, dem Verleger seiner anderen Bücher A. Bonz (Metzler'sche Buchhandlung) in Stuttgart auch den „Ekkehard" in Verlag zu geben. Friedr. Bodenstedt hat in der Tgl. Rdsch. (1886, a. a. O.) vom Standpunkt des Autors, G. Hölscher in der „Deutschen Buchh.-Akademie" (4 Bd. 1. Hft.) vom Standpunkt des Buchhändlers diese leidigen Prozesse des Näheren beleuchtet, von denen in der That zu beklagen ist, daß sie dem Dichter viel zu oft die Feder des Advokaten in die Hand gedrückt haben. „Ich brauche eine andere Stimmung für

mein Leben und Schaffen, als solche Stiche", schrieb er im Oktober 1861 klagend an Otto Müller.

Aber so reizbar auch seine Nerven noch waren und so dumpf und schwach er sich noch fühlte zwischen seinen Excerpten und Notizenbüchern, Geschichtswerken und lateinischen Klosterchroniken daheim, so kräftig und hell strömte ihm das Lied von der Lippe, sobald er sich in der freien Natur zu historischen Rückblicken angeregt fühlte, wie die Lieder „Trifels" im „Gaudeamus" und „König Richard von England" in „Frau Aventiure" beweisen, wenn auch beim Singen die Saiten seiner Seele wie es im ersteren Gedicht heißt „sich äolsharfenweich und lau" stimmten. Wenn über den Büchern ihm der Muth schwand, das Werk zu Ende zu führen, dann entquoll seinem Herzen die düstere Klage, die er in dem Gedicht „Daheim" seinem Ofterdinger zuweist:

„O daß ich nie um deine Gunst geworben:
Frau Aventiure spröde Unholdin!
Nicht wär' ich allen Freuden abgestorben
Und nicht der Ritter Unstern, der ich bin . ."

Und er warf zürnend seiner Muse vor, wie schlecht sie treue Dienste lohne: „Jedweder Tag lehrt mich aufs neue: verfahrner Leute Fahrtgewinn heißt Leid!" Aber dann war's ihm als tönte ein süßer Lockruf aus der Ferne in „die Einsamkeit seiner Studirstube" und das düstere Klagelied fand seinen hochgemuthen energisch-tapferen Schluß:

„Hei, süßer Ton, wie trifft du mich ins Herz!
Die alte Freundin geistert auf den Straßen
Und all mein Sehnen schwingt sich irrfahrtwärts.

Auf und hinaus! bringt Roß und Schwert und Zither!
Geliebtes Traumbild, Dank, daß du mich rufst!
Noch folg' ich dir, als treuster deiner Ritter,
Vergessend alle Noth, die je du schufst.

> Dürr sind des regelrechten Lebens Kränze,
> Die blaue Blume blüht nur im Gedörn;
> Auf und hinaus! . . im sturmdurchbrausten Lenze
> Fahr ich dahin und suche meinen Stern!"

„Das städtische Leben", schrieb er am 27. Mai 1861, „auch wenn es mit der zurückgezogensten Einsiedlerweise geführt wird, taugt nichts für mich. Der Poet gehört in den rauschenden Wald, an fließendes Wasser, auf sturmumblasenes Hochgebirg . . . in der Stadt ist er immer, wie eine Forelle im Gartenteich. So sehr erquickend und nothwendig das Zusammenleben mit den Meinigen mir ist — denn meines guten Vaters Tage sind gezählt, — so muß ich es doch wieder unterbrechen, um nicht einem andauernd halbinvaliden Zustand zu verfallen. Rippoldsau hat mich im Jahre 1856 nach einem ähnlichen lebensgefährlichen Anfall wieder auf die Beine gebracht; ich werde dieser Tage dorthin abgehen. So Gott will, fegt mir die Schwarzwaldluft den Kopf rein von all den trüben, lebensunfrohen Gedanken, die mich oft gespenstig heimsuchen. — Mein besonderer Kummer ist, daß meine Studien und begonnenen Arbeiten wie ein Torso herumliegen . . seit November v. J. war ich außer Stand, nur einen Strich daran zu thun. Die fortwährende Zurückversetzung der Gedanken in ferne Jahrhunderte, und namentlich der schwierige Versuch, die Entstehung des Nibelungenliedes aus den im Gedicht gegebenen spärlichen Andeutungen und aus dem, was sonst über Passau, Bechelaren, Ungarland u. s. w. zu ermitteln ist, zu einem lebensvollen Bild zu gestalten, hat mich in ein wahres Labyrinth von Forschungen geführt, aber müd gemacht. Doch vertraue ich auf die Zähigkeit meines Wesens, daß ich wieder mit neuer Kraft das Begonnene aufnehme, wenn es erst lichter und fröhlicher im Kopf geworden. Zu einer glücklichen Vollendung werde ich aber weder hier noch in einer deutschen Stadt die günstige Stimmung finden. Karlsruhe namentlich steckt so voll religiöser

und politischer Zungendrescherei, sowie einer mächtig sich entfaltenden chronique scandaleuse, daß meine Gedanken, wenn ich unter die Leute gehe, immer zugerichtet werden, wie ein Spinngeweb, durch das die Hummeln geflogen sind. Meine Seele sucht die römischen Berge und das Meer, um in großer Naturanregung die großen Gestalten, die sie umschweben, künstlerisch fassen zu können; der kranke Leib aber und die Rücksicht auf die Meinen hindert zur Zeit die Entschlüsse. Der Wartburg denke ich in ungebrochener Treue — eine Ahnung sagt mir, daß ich, wie Ofterdinger, nach einer Zeit der Kämpfe und Prüfungen, siegreich und versöhnt zum zweiten Mal sie betreten werde. Den Burgherrn bitte ich um Nachsicht für mein langes Schweigen. Frisches und Fröhliches hab ich zur Zeit nicht zu melden, und mit kränklichem Zeug soll man seine Freunde nicht langweilen. — Im Dresdner Schilleralbum werden Sie einen Gruß an die Burg und ihre Bewohner von mir finden. Es hat mir im Herbst vorigen Jahres schier das Herz abgedrückt, daß ich nicht früherem Versprechen getreu, mit fertiger Schöpfung bei Ihnen einrücken konnte. Des Großherzogs große Güte und feinfühlende Theilnahme hat mich soweit getröstet, daß ich wieder ohne täglich sich erneuenden inneren Kummer in's Leben schaue. Doch genug von solchen trüben und halbtrüben Geschichten. Meine Seele wird auch wieder ihr fröhliches, zu neuem Leben sich verjüngendes Ostern feiern . . .

— und blüht das Thal und blüht die Höh'
Versing' ich all mein Leid und Weh
Mit Heiahoh und Tandaradeh
Im Burghof bei der Linde . . .".

Wenn auch diese Strophe aus dem „Wintertrost" sich als eine verfrühte Prophetie erwies, so hat sich sein Glaube, er werde doch noch einmal als Frucht seiner Studien für die poetische Gestaltung des „Sängerkriegs auf Wartburg" ein fertiges Werk dem Burgherrn darbringen können, dennoch zu seinem

Heile erfüllt. Während der nun folgenden Wanderkuren die zwischen längeren und kürzeren Heimsuchungen eine spontane Erheiterung seines Gemüths wie allmäliche Kräftigung seiner Gesundheit herbeiführten, reifte in ihm die Idee, die bisher neben den Arbeiten in Prosa entstandenen Lieder, um neue ergänzt, zu einem Ganzen zu vereinen und abzurunden. Dies wurde das feste Ziel in dem buntbewegten Wanderleben, das er von jetzt ab bis gegen Ende des nächsten Jahres führte und in welchem Aufenthalte in Rippoldsau, Jagstfeld, Brestenberg, Karlsruhe, die Ruhepunkte bildeten. Das war der Stern, dem er folgte, wenn all' sein Sehnen, das Bedürfen seiner Natur ihn „irrfahrtwärts" trieb. Und dies Ziel geleitete ihn auch — so verworren die Pfade scheinen — einer gründlichen Genesung entgegen. Ach, er war noch gar krank im Gemüth, als er nach dem ersten Rippoldsauer Aufenthalt dieses Jahres (von Ende Mai bis Mitte Juli) an den Freund Geheimrath Feyerlin, den Badearzt daselbst, schrieb: „Am letzten Morgen habe ich Sie nicht mehr gesehen, muß also den Abschied schriftlich nehmen, beziehungsweise mit dem Wiedersehen verbinden, das wir, so Gott das Leben fristet, im September fröhlich feiern werden. Ich vergesse dabei nicht, daß ich bei Ihnen als freundlichem Arzt des Thales noch schwer in der Schuld stehe; Sie hätten mich aber ausgelacht, wenn ich mit einem Honorar angerückt wäre, und ich hätte mir dann eingebildet, es sei wieder einer jener großen Verstöße von mir begangen worden, die glücklicher Weise nur in melancholischer Phantasie existiren. Also bitte ich, auch diese Schuld zu dem übrigen Soll zu schreiben, das mir von der Güte der Rippoldsauer Einheimischen wie Gäste zu Theil ward, und unvergessen in's Herz geschrieben steht. — Das Abscheiden ist mir, weil es schwer fiel, sehr nahe gegangen, und ich bin betrübt wie ein junger Mensch, dem der ganze Himmel noch voll Illusionen hängt, durch das Murgthal zu Fuß heimgewandert; kam erst gestern Mittag hier an, da eine zufällig getroffene lustige Gesellschaft

mich auf Ebersteinschloß etwas aufhielt. — Die wenigen Wochen haben viel Frische, Sonnenschein und Erquickung in mein vertrübtes Leben gebracht; ich danke auch Ihnen und Ihrer guten Mama für alles Freundliche." . . „Den liebenswürdigen Damen, die so manches freundliche Lächeln für den melancholischen Partner im Whistspiel hatten, bitte ich meine besten und gerührtesten Empfehlungen zu Füßen zu legen." Aber noch viel kränker fand ihn das Ende des Monats August, den er in Karlsruhe über seinen Büchern verbracht, als er sich am 31. d. M. bei Feyerlin erkundigte, ob ein Stille bedürftiger Mann von seinem Schlage es wieder wagen könne das geliebte Rippoldsau aufzusuchen. „Ich habe große Sehnsucht, aber so lange mehr als 20 bis 30 Personen dort sind und so lange die großen Krinolinen den Tannenwald durchrauschen, werde ich nicht mit Erfolg einziehen können." Er hatte sich vorher wieder unter Menschen gemischt, war auf der Kölner Ausstellung gewesen und hatte nach einer Exkursion in das altvulkanische Gebiet der Eifel und an den Laacher See seine Mutter auf 14 Tage ins Soolbad Jagstfeld begleitet und dort täglich im Neckar gebadet. „Aber Karlsruhe war heillos heiß, staubig und deprimirend; und wenn ich nicht noch viel Schwarzwaldluft einathme, wird es mit der Studirstube und geistigen Arbeit im Winter noch bös gehen." Und obgleich er den diesmaligen Aufenthalt in Rippoldsau — er wohnte beim Förster Ganter — bis gegen Weihnachten ausdehnte, war er nach seiner Rückkehr immer noch nicht im Stande, als wirklich Gesundeter den Torso seiner Arbeiten zu ersprießlicher Weiterführung aufzunehmen. Aber auch wenn er gesünder gewesen, hätte er den aufgespeicherten Materialien wohl schwerlich eine abschließende künstlerische Gestalt zu geben vermocht. Er hatte sich längst vorher viel zu sehr in das Detail archäologischer Forschungen verloren. „Die verfluchten historischen Studien aus grauer Vergangenheit", schrieb er in dieser Zeit an Otto Müller, „lähmen die Energie der eigenen Produktion und

machen schier ängstlich." Und an Professor Holtzmann: „Das alte Epos in unserer Literatur hat eine gefährliche Eigenschaft; es eröffnet eine Hoffnung auf Aussichten und herrliche Einblicke in fern hinter und unter uns liegende Gegenden und Geschichten, aber wie man nach mühseligem Klettern auf einer erreichten Bergspitze Fuß faßt und sich derselben freuen will, kommt neckischer Nebel aus den Schluchten, hüllt Alles wieder in ungewissen Umriß oder wandelt gar die Form dessen, was es verhüllt, täuschend und fälschend in den Spuk der Fata Morgana." Aber statt der Fee Morgana folgte er, nachdem er ein paar Wintermonate sich von ihr in die Irrgänge der Forschung hatte verlocken lassen, dem Rufe seiner Muse, der Frau Aventiure, hinaus in's Freie. Von Anfang März bis Ende September dieses Jahres 1862 führte er ein bewegtes Wanderleben. Nach Abschluß desselben schrieb er an Arnswald: „Von mir zu erzählen, müßte ich eigentlich ein halbes Buch schreiben; ich habe sehr Viel erlebt und gearbeitet . . . der gefährliche Zustand, indem ich seit Jahr und Tag schwebte, hat mich veranlaßt, zur Auffrischung des Blutes etwas Entscheidendes zu thun . . . ich habe ein halbes Jahr lang mit angestrengten Wanderungen, Schwimmen, Kahnfahren, Körperübungen u. s. w. den sterblichen Leichnam so in Bewegung gesetzt, daß er nicht Zeit hatte, die gefährliche, den Geist bis an die Wurzeln zernagende Melancholie weiter auszubilden. Auf meinen vielen Bergfahrten und Alpenwanderungen hab' ich dann in einem Winkel Graubündtens zu Tarasp im Unterengadin eine Heilquelle gefunden, die mich sympathisch innerlich ansprach . . . so bin ich Ende November gekräftigt und robust wieder heimgekehrt." Und nunmehr theilt er dem Freunde mit, welche Gestalt er seinem Liederschatz zu geben vor hat. „Mein geistiges Leben war allzeit auf die Ziele gerichtet, ein lebensvolles Bild deutscher Vergangenheit in einer Reihe von Zügen aus Schutt und Moder der historischen Quellen zu enthüllen. Aber mehr als je habe ich erfahren, daß man bei Beginn einer

solchen Arbeit nicht bemessen kann, wohin Wind und Wellen treiben. Anfänglich hielt ich es für passend — da von Minnesängern die Rede, den Text mit Liedern bunt zu staffiren .. jetzt sind mir auf meinen Wanderungen durch Wälder und Ruinen und aus fortgesetztem Lesen der Alten so viele Lieder im Ton der alten Zeit erwachsen, daß ich ein eigenes Liederbuch zu einem stattlichen Band werde zusammenstellen können. Ritter, fahrende Schüler, Mönche . . . Alles bunt durcheinander, aber jedes eine besondere Seite der mittelalterlichen Kultur repräsentirend. Die Prosa ist ganz liegen geblieben und harrt erst im nächsten Jahr einer Wiederaufnahme. Besonders gern hab ich die alten Tanzweisen — nicht übersetzt oder nachgebildet, sondern neue im Geist der Alten ersonnen . . es war ein so glücklicher Wurf, jene Verbindung von Musik, Dichtung und Reigentanz zur plastischen Darstellung eines dem Naturleben entnommenen Motives, Frühlingsfeier, Herbstfreude u. s. w., daß diese Gesänge wie ein Abglanz unsterblicher Jugend unseres Volkes wieder in mir lebendig wurden." . . . „All diese Motive schlafen oft Monden lang in der Seele und werden plötzlich mit zwingender Gewalt wach . . es bleibt Nichts übrig, als fortzuarbeiten, bis der strömende Quell künstlerische Fassung und Abschluß erhalten hat."

Noch ehe ihn „der Lenz ohne Gleichen, der schon mit den letzten Februartagen" in diesem Jahr 1862 in die Welt kam „als Zugvogel aus der heimischen Stube" getrieben, war er zu seiner bis dahin bereits recht stattlich angewachsenen Liedermappe zurückgekehrt. Und mit dem Bedürfen, dieselbe in einen organischen Zusammenhang zu bringen, war als schönes Zeichen der Gesundung das Verlangen in ihm erwacht, mit dem edlen schwäbischen Dichter, der auch die heimische Geschichte und Helden der heimischen Vorzeit in Liedern verherrlicht hatte und der, wie er, auch andrerseits als Gelehrter tief und mit fruchtbarem Erfolg sich eingelassen hatte in die Erforschung der Kultur des deutschen Alterthums, mit Ludwig Uhland über

seine Pläne zu sprechen und denselben über dunkle Punkte um seine Meinung zu befragen. Aus einem Brief an Feyerlin, dem er Anfang März einen kurzen Besuch auf der geplanten Wanderschaft nach Tübingen ankündigte, erfahren wir, daß dieser Vorsatz sein erstes Reiseziel bestimmte. Auch erzählte mir dieser Arzt, wie warm und herzlich es Scheffel ausgesprochen, daß er diesen Dichter von allen Zeitgenossen gleich einem Ideal verehrte. Wie hatten einst in seiner Seele die Worte Uhlands nachgehallt, mit denen er für die Zusammengehörigkeit Oesterreichs und Deutschlands in der Paulskirche eingetreten war, wie hatte er sie noch jüngst nachempfunden, die Worte: „Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Oesterreich von uns ausgeschieden ist. Die westlichen Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer . . . Man muß sich in die Anschauung, in das Land selbst versetzen, man muß sich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutsch-Oestereichs". Wie viel hatte er ihm auch sonst noch bei seinen großen Arbeiten zu danken gehabt! Zunächst besuchte er die Burgen der Rauhen Alp, wie Hohen Urach und Achalm, deren einstige Herren in Uhlands Balladen vom alten Rauschebart Unsterblichkeit empfingen; auch das Felsenschlößlein Lichtenstein betrat er, nach welchem seines Vorgängers Wilhelm Hauff historischer Roman benannt ist: „auf kühn vorspringender Felsennadel gegenüber ragt die Steinbüste des Dichters und schaut wie träumend nach der Burg, die er geliebt." Wir erfahren alle diese Einzelheiten aus einem viele Seiten langen Brief an den Großherzog von Weimar, dem er am 21. Januar 1863 ein eingehendes Bild dieses vielbewegten Wanderjahres entwarf. Diesem entnehmen wir auch die traurige Thatsache, daß er seinen nächsten Reisezweck leider nicht erreichte: er fand Uhland — es war ein halbes Jahr vor dessen Tod — auf dem Krankenlager und nicht mehr fähig, sich mit ihm zu unterhalten. Sein

„einem Runenstein gleichendes runzeldurchfurchtes greises Antlitz", das ihn, „da ihm das Sprechen versagt war — wohlwollend anlächelte", werde ihm, schreibt er, „für immer als Erinnerung und wie ein Vermächtniß in die Seele geschrieben bleiben". „Da der Frühling, heißt es weiter, unerschöpflich schön blieb, wurde der Gang den Neckar entlang und in den Schwarzwald hinüber fortgesetzt, in die Schluchten bei Schamberg, wo der Valkenstein und Ramstein den Untergang des sagenhaften Herzog Ernst von Schwaben erzählen und zum Kloster Alpirsbach, dessen rauhe Basilica mit dem runenbandgeschmückten Portal, an welchem Zähne und Rippenknochen von Mamutthieren angekettet hangen . . . — „einen künstlerischen Eindruck aus dem 11. Jahrhundert hervorbringen." — „Dann ging's in die Schweiz. In früheren Tagen des Leidens war mir am Halwyler See Erholung geworden. Ich hatte damals eine stille von Reisegewühl und Stadtmenschen unberührte Natur, einen See, über dessen Spiegel die Grenzhüter des Alpenlandes Rigi und Pilatus sammt den ewig schneeblanken Berner Alpen täglich als neues schönes Landschaftsbild in weichem Wasserduft auftauchen — und hatte die Menschen, die in ihren alemannischen Strohdachhütten Vieles von Sprache und Sitte deutscher Vorzeit bewahrt haben, dort lieb gewonnen, miethete mich in einem von einer alten Frau und ihrem Gesinde bewohnten Landhause ein und lebte zu Land und Wasser ein harmloses, in künstlerischem Schaffen und Naturgenuß zufrieden abgegrenztes, von keinem Mißton gestörtes Leben." Von hier aus — er wohnte diesmal nicht in Brestenberg, sondern als Miether im Landhaus des ihm befreundet gewordenen Aargauer Oberrichters, Dößeckel, der auch den Musen diente, zu Seon (Seengen) — machte er viele Touren in das „mit Burgen wahrhaft gespickte Land zwischen Aare und Reuß, von denen hier nur die Hapsburg und Brunegg genannt seien." Jeder sonnige Tag fand mich auf einem andern Berggipfel und von Situationen und Motiven eines von

Veste zu Veste fahrenden Sängers ward mir eine Fülle von Anschauung, die Früchte tragen kann. Jede Ruine hat, wie das Menschenindividuum, ihre ganz individuellen Züge ... hier scheu sich bergende lauernde Vorsicht — dort cyklopische Rohheit und das Thal mit Qual erfüllende Gewaltherrschaft — hier eine bauernmäßig umgewandelte Römerwarte und dadurch befestigte deutsche Ackerwirthschaft — dort ein fröhlich aus Rebengeländ zu Gottes Himmelsbläue emporträumendes Haus voll fröhlicher Menschen." ... „Im September wandte ich mich nach Rhaetien, in das mir von Jugend her sympathische und vertraute Hochthal Engadin, bei dessen gewaltigen Berghäuptern und originaler Sprache allzeit neue Anregung zu gewinnen ist. In Sturm und Regen stieg ich aus den Jagdgründen von Davos, an dessen Rathhaus statt Balkenköpfen unter dem Dach die Schädel erlegter Bären und Wölfe monumental heruntergrinsen, über den rauhsten aller Alpenpässe, den von Knochen-Lawinen erschlagener Saumthiere bleich umrandeten, nebeldurchblasenen, von Eisfeldern überdachten, bei 8000 Fuß hohen Scaletta." Der Brief schließt: „Es wäre unbescheiden, wenn ich von meinen engadinischen und Bernina-Abenteuern, im Revier der Arvenwälder, Eisfelder, Bären und Steinböcke, ein Breites erzählen wollte. Meine Standquartiere waren: im Unterengadin Vulpera, im Oberengadin Pontresina. Im Oktober war ich auf den zum Bodensee fröhlich hinüberschauenden Resten der Reichsveste Hohenems, in deren längst in alle Winde zerstreute Bücherei einst Rudolf von Ems die zwei Exemplare des Nibelungenliedes niederlegte. Ende November bin ich heimgekehrt. Als Beweis, daß überall meine Gedanken mit magischer Gewalt zu meinen künstlerischen Aufgaben und ihren wohlwollenden Schirmherrn zurückgeleitet werden, sei mir vergönnt, eine Dichtung beizulegen, welche ich auf einem Steinblock gegenüber dem majestätischen Roseggiogletscher, als ich den im Eis gekühlten Becher Valtellinerweines auf Euer Königlichen

Hoheit Wohlergehen leerte und sonnig blauer Himmel warm über dem Demantglanz der erstarrten Firnströme des Bernina strahlte, am 15. September in einsamster Einsamkeit verfaßt habe.

Ich geharre mit in Leid wie Freude unveränderter Anhänglichkeit als

Euer Königlichen Hoheit
allzeit dankbar ergebener
Dr. Jos. Victor Scheffel.

Carlsruhe, 23. Januar 1863.

Heinrich von Ofterdingen.

Im Hochgebirg.

Nach Prunk und Glanz und hövischem Behagen
In Steingeröll und Hochthaleinsamkeit . . .!
Wohin, wohin hat mich der Sturm vertragen
Seit daß ich sieglos sang im Sängerstreit?!
Blauleuchtend starrt die Eiswand auf mich nieder,
Demanten blitzt im Sonnenstrahl ihr Firn,
Ein schneeblank Linnen hüllt die starken Glieder,
Durchsicht'ge Wölklein schleiern ihre Stirn.

Der Lärm erschweigt im Anhauch solcher Riesen,
Kein Vogel singt im braunen Arvenwald,
Das Mankei nur huscht linkisch durch die Wiesen
Und birgt sich pfeifend in dem Felsenspalt.
Doch rings ersprudeln Quellen frischen Lebens
Im Urgestein, gesäugt von Wolkenthau,
Die Seele schöpft sich Schwungkraft neuen Strebens
Und schaut getröstet in des Himmels Blau.

Hier denk ich Dein, du milder Fürst im Norden,
Und meine Grüße schweben in Dein Land:
Ich weiß, Du bist an mir nicht irr geworden
Ob Alle mich vergessen und verkannt.
Und sähst Du mich auf dieser Wildniß Klippen
Sinnirend ob des Firns erstarrter Flut,
Wie ehmals spräch' das Lächeln Deiner Lippen:
„Laßt ihn gewähren, denn sein Drang ist gut!"

Wer sich auf Dichten peint, folgt dunkeln Geistern
Und wird dem Weltlauf windsbrautgleich entführt;
Ihr Joch ist rauh, doch Wen sie niemals meistern
Der hat des Schöpfers Odem nie verspürt.
Sie leiten Jeglichen nach seiner Weise
Daß ihm der Schönheit Offenbarung kund . . .
. . . Mich zu den Gemsen, wo in ew'gem Eise
Geheimnißvoll sapphirgleich gähnt der Schlund.

Im Gletscherabstrom stund mein Jagdwein kühle
Und füllt den Kürbisbecher kalt und klar . .
Froh bring ich ihn, den Glimmerblock zum Pfühle
Als Weihetrunk Frau Aventiuren dar:
Sie hat mir reichlich Weh und Leid gespendet
Doch eine Stimme flüstert mir: bezwings!
. . Zu frohem Werke steht mein Wort verpfändet . .
Ich geh zu Grunde — oder ich vollbrings.

Am Roseggiogletscher, 15. September 1862. J. Scheffel."

Dies vorstehende Gedicht bildet bekanntlich das Schlußstück in der Sammlung „Frau Aventiure", wo es die Ueberschrift „Auf wilden Bergen" trägt. Als er es Ende Januar 1863 von Karlsruhe aus an den Burgherrn der Wartburg sandte, war er mitten in der Arbeit, die „auf den Blumenangern der Frau Aventiure" sorgsam gepflückten Lieder zum Strauße zu ordnen. Das Gedicht ist in allen wesentlichen Punkten typisch für den Charakter dieses einzig gearteten Werks lyrischer Poesie überhaupt. Es bringt ebenso zum Ausdruck den epischen Zweck dieser Lieder, die eigentlich bestimmt waren, als lyrischer Ausschmuck des Minnesänger-Romans „Viola" zu dienen, wie ihr subjektiv-lyrisches Wesen, das sie dem echt poetischen Triebe Scheffel's verdanken, nur solche Stimmungen im Lied zu verdichten, die sein eigenes Empfinden erfüllten. Es offenbart in bezeichnender Weise den innigen Zusammenhang des epischen Nachempfindens und des lyrischen Selbstempfindens in dieser Poesie; es zeigt, wie das Gemüthsleben des Dichters derart beeinflußt worden war von dem nachempfun-

denen Schicksal seines Ofterdingers, daß dessen Schicksal thatsächlich sein eigenes geworden war, nachdem er diesen Dichter umgekehrt nach seinem Bilde geschaffen. Wir sahen, wie auch die Mehrzahl der anderen Gedichte Produkte eines ähnlichen dichterischen Prozesses waren, und würden bei noch eindringenderer Forschung es auch an den übrigen nachweisen können, bis auf die wenigen, die nur der Absicht zu belehren ihre Entstehung verdanken. Uns galt es aber, nur diejenigen Zusammenhänge zwischen Scheffel's Leben und Dichten aufzudecken, die für die Klarstellung dieses in der Literaturgeschichte vielleicht einzigen Schaffensprozesses unentbehrlich, für eine gerechte Beurtheilung des Dichters und seines Strebens uns unbedingt nöthig erschienen. Der subjektiv-poetische Werth dieser Lyrik wird erst durch diese Enthüllung der bisher verdunkelten Wahrheit in seinem vollen Umfange klargestellt.

Daß der Dichter selbst das Hauptgewicht auf ihren objektiv-epischen und kulturhistorisch schildernden Charakter damals gelegt hat, wie aus dem Vorwort und dem inhaltreichen Anhang gelehrter Anmerkungen, sowie aus seinen Briefen jener Zeit hervorgeht, kann uns nicht verwundern. Er stand noch zu direkt unter dem Eindruck der mühseligen Studien und Forschungen, an die er fünf Jahre seines Lebens gesetzt und von deren poetischen Resultaten dies Buch die erste öffentliche Kundgebung war. Auf diese Arbeiten öffentlich hinzuweisen, dazu aber war ihm am Anfang des neuen Jahres die Veranlassung in gar schlimmer Form von außen gekommen. Am 31. Dezember 1862 hatte die „Koburger Zeitung“ eine Correspondenz aus Weimar gebracht, deren Schluß folgenden Wortlaut hatte: „Von Ilmenau geht uns die erfreuliche Kunde zu, daß der talentvolle Dichter des „Ekkehard“, Victor Scheffel, aus der dortigen Heilanstalt für Geistes- und Gemüthskranke, in welcher derselbe einige Zeit verweilte, als völlig geheilt entlassen werden konnte.“ Diese Notiz war aus dieser in andere Zeitungen übergegangen und so auch

vor die Augen des Dichters in Karlsruhe gelangt, der darüber, begreiflich genug, auf's äußerste empört war. Sein Gemüthszustand ließ eine andere Auffassung, als daß boshafte Absicht die falsche Nachricht verursacht habe, nicht in ihm aufkommen, und so zeigte er sich weniger beflissen, das Gerücht in unzweideutiger Form zu dementiren — was statt seiner Prof. Häusser in der Süddeutschen Zeitung that — sondern sein Streben war vor allem darauf gerichtet, den Urheber des Gerüchts ausfindig zu machen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Rudolf Genée, damals verantwortlicher Redakteur der Koburger Zeitung, der, wie wohl jedermann seiner Versicherung glauben wird, die Notiz vollkommen bona fide aufgenommen hatte, glaubte das Redaktionsgeheimniß wahren zu sollen, um so mehr, als er „seinem höchst ehrenwerthen und bisher stets als zuverlässig erkannten Weimarer Correspondenten nicht im allerentferntesten eine böswillige Absicht zutrauen könne". Auf seine Erkundigung habe ihm dieser geschrieben: „Das Faktum wurde in einem geselligen Kreise von einem durchaus glaubwürdigen Manne (einem Staatsbeamten) in meiner Gegenwart erzählt, so daß ich nicht den geringsten Grund haben konnte, dasselbe anzuzweifeln, obwohl mir niemals (auch Gutzkow nicht, dem ich am anderen Tage das Gehörte mittheilte) von einer Geisteskrankheit Scheffel's etwas bekannt geworden war." Dieser fand sich durch diese Erklärung keineswegs befriedigt, sondern ließ „dem anonymen Weimarer Correspondenten der Koburger Zeitung vom 31. Dezember v. J. zur Mittheilung an seinen Gewährsmann" durch Genée's Hände eine Erklärung zugehen, welche einerseits „Urheber und wissentliche Ausstreuer des Gerüchts als böswillige Entsteller der Wahrheit" bezeichnete und andererseits „die Erwartung einer brieflichen zufriedenstellenden Erklärung, unter Abstreifung der für einen Angreifer wenig ritterlichen Maske der Anonymität" aussprach. Es liegt etwas ungemein Erschütterndes in dieser Zufallstücke, daß gerade

jetzt, wo Scheffel in guter Schaffensstimmung und leidlich erholt, nach Hause zurückgekehrt war, er von dieser neuen Aufregung heimgesucht wurde, zumal derselben ein gewisser tragischer Zug innewohnt: denn ohne das krankhafte Geheimhalten seiner Pläne und Beziehungen, ohne die damals zur Manie ausgeartete Welt- und Menschenscheu hätte ein solches, an sich freilich keineswegs schimpfliches Gerücht jetzt nicht entstehen können.

Doch auch ein Gutes hatte dieser Zwischenfall; er brachte den Dichter, den seine Mutter in jener Zeit gern mit Hamlet verglich, zu dem festen Entschluß, den vorhandenen Vorrath an Liedern, die er der Zeit Heinrichs von Ofterdingen nachgesungen, nun ohne weiteres Zögern sofort zur Veröffentlichung zu bringen. Wer weiß, wie lange er sonst noch gezaudert hätte einem Unternehmen gegenüber, dem feste Grenzen durch inneres Gesetz nicht gezogen und in dessen Wesen es vielmehr lag, unter allen Umständen in gewissem Sinne Fragment zu bleiben. Bereits am 3. Februar konnte er an Arnswald schreiben, daß er mit seinem Stuttgarter Verleger Bonz wegen der Drucklegung verhandelt habe; es würden nur formell durchgebildete und gute Sachen darin aufgenommen. Und an den Burgherrn der Wartburg, in deren Banne er diese Lieder gedichtet hatte, so weit entfernt er derselben leiblich dabei auch oft gewesen, schrieb er am 21. März: die Sammlung solle den Eindruck machen, „als hätte ein zur Zeit des Sängerstreits lebender Mann, der mit ritterlichen Singern und Singerknaben, Mönchen und fahrenden Leuten bunten Verkehr hatte, eine Sammlung von Liedern der Zeitgenossen zusammengestellt . . mit andern Worten, zu welchem statt moderner Namen Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen Beiträge liefern“. „Ich habe die Lieder im Namen all der Todten so gedichtet, daß sie mir hoffentlich in ihren Gräbern nicht darob zürnen. Wenn die Welt mit klatschsüchtiger Ungeduld mich nicht bis in meine Einsamkeit hinein verfolgt und mit einem Pfeilschuß aus der Verträumtheit aufgerüttelt hätte, so würde ich gern

noch Jahr und Tag zugewartet haben, bis mir Waldluft und fortgesetztes Studium zwiefach und dreifach so viel bescheert hätten, als ich jetzt zusammenstellen konnte." Auch in Briefen an Holtzmann, an Barack, an Arnswald und Ludwig Steub, mit denen er die Ueberreichung des Ende Mai erscheinenden Bandes begleitete, finden wir einerseits mit Bedauern den fragmentarischen Charakter der Gabe, andererseits mit Genugthuung den „kulturgeschichtlich malenden" Charakter dieser Lyrik hervorgehoben. Besonders interessant ist natürlich sein Brief an Professor Holtzmann, der auf die Richtung seiner germanistischen Studien in so besonderem Grade eingewirkt hatte. „Es wäre mir lehrreich, von Ihnen zu erfahren, ob die Sammlung, trotz ihres ganz modernen Gewandes, im Stande ist, einen einigermaßen echten alterthümlichen Eindruck hervorzurufen — und inwiefern Sie mit meiner Auffassung Heinrichs v. Ofterdingen, die freilich nur mit wenig Strichen angedeutet ist, einverstanden sind. Ich wollte insbesondere die in der Ueberlieferung halbmythisch gewordenen Gestalten des Wartburgsingerkriegs in ihrem inneren Wesen und Gegensatz zu charakterisiren versuchen. Wolfram von Eschenbach als Mann des Schildamts, Walther v. d. Vogelweide als eleganter Minnesänger ergab sich leicht aus deren noch vorhandenen Werken. Schwerer war mir's bei Biterolf. Für diesen hatte ich nur die Andeutung, daß er ein geborener Thüringer und von des Landgrafen Ingesinde. Demgemäß habe ich ihn mit Erinnerungen an die Kreuzfahrt der Thüringer vor Akkon (ed. v. d. Hagen) und an seine heimathlichen Wälder und Forstfreuden ausgestattet. Heinrich von Ofterdingen muß, da er in der Sage bedeutend erscheint, auch im Leben und in seinen Werken bedeutend gewesen sein. Da nichts Beglaubigtes von ihm vorliegt, habe ich wohl nicht zu weit vorgegriffen, ihn als Oestereicher, erfüllt mit dem poetischen Streben eines solchen, etwas feiner als Nithart, etwas solider als den Tanhuser, aber von ähnlicher Grundanlage, darzustellen. Der Mönch von Banth, die fahrenden

Schüler, Magnus vom finstern Grund u. s. w. sind freie Schöpfungen dichterischer Phantasie — sowie auch der Lateiner aus Schwaben und der Byzantiner. Sie sollen eben Kulturverhältnisse und individuelle Typen jener Zeit repräsentiren. Ich will — für eine etwaige zweite Auflage — noch eine Reihe ähnlicher Motive lyrisch bearbeiten, z. B. Hohenstaufische Kriegserinnerungen, Heinrich von Veldeke in seinen alten Tagen, auf Niuwenburc die Eneit vollendend — dann die dii minorum gentium, die im Schatten des Eisenacher Hofes eine förmliche Dichterschule gebildet zu haben scheinen, Herbort von Frizzlar, Albrecht von Halberstadt, Ebernand von Erfurt u. s. w. — Es fehlt an Stoff und Studium wie an gutem Willen nicht, wofern dieser Versuch eine freundliche Aufnahme findet und nicht mit Hohn und Spott abgefertigt wird."

In dem Brief an Ludwig Steub, in welchem er übrigens auch die „ruckweise Entstehung des Buches" betont, zählt er unter den Gegenständen, deren Behandlung noch fehle, „die ersten römisch-rechtlichen Juristen in ihrer gelehrten Ueberlegenheit und doch Gemeinschädlichkeit" auf und fährt fort: „Aber die lyrische Dichtung ist kein täglicher Gast bei einem älteren und praktisch denkenden Gesellen, wie ich einer geworden zu sein mir schmeichle, und ich hätte noch 4 oder 6 Jahre warten können, bis ich mir genügt hätte. Andererseits lag eine gewisse Nothwendigkeit vor, wieder einmal ein Lebenszeichen zu geben, und so zog ich vor, formell abzuschließen und weiteres für den Fall aufzusparen, daß der eingeschlagene Weg, germanistische Studien zu einer, ich möchte sagen, kulturgeschichtlich malenden Lyrik zu verwenden, nicht wie der Graf von Angers in der Kiefersfelder Tragödie, durch feiste Intriguanten unter das Fallbeil geführt und moralisch vernichtet wird. — Ein Streben, aus dem üblichen lyrischen Verschwimmen und Winseln herauszutreten und schlicht und kernig zu werden, wird sich in manchen der gegebenen Proben erkennen lassen. — Ich bitte Dich nun um einen Freundesdienst. Da mir keine Zeitungen

zu Gesicht kommen und das in diesen Tagen in die Welt gehende Büchlein doch wohl da und dort angezeigt und besprochen werden wird, bitte ich, auf Alles, was mich — insonderheit mehr persönlicher als sachlicher Natur —, bei diesen Besprechungen näher interessiren kann oder interessiren muß, einiges Augenmerk und Vigilirung zu richten, damit ich mir ein Urtheil bilden kann, wie das Publikum davon denkt. Zugleich wird sich wohl herausstellen, ob ich wirklich Feinde habe, die systematisch jeden Anlaß benützen, mir einen Pfeil in's Fell zu schießen — was ich, seit den journalistischen Erlebnissen dieses Winters, beinahe annehmen darf, oder ob nur leerer Klatsch sich auf meine Unkosten zu unterhalten beliebt hat. Ich denke nämlich, daß Diejenigen, welche mich mit einer Hartnäckigkeit, die eines edleren Zieles würdig war, für verrückt erklärt haben, durch dieses Buch zu einiger Beweisführung ihrer These genöthigt sind, sofern nicht schon das sich mit Poesie Beschäftigen als identisch mit Narrheit von ihnen betrachtet wird — eine Ansicht, die auch etwas für sich hat."

Auch nach Weimar und auf die Wartburg sandte er es nur als ein „mit Fiedelklang vorauseilendes" Zeichen des Dankes, den er durch das noch unvollendete Prosawerk erst wahrhaft abstatten könne. Als Arnswald ihm andeutete, daß der Großherzog gewillt sei, mit einer Auszeichnung, etwa der Ernennung zum Professor, die Widmung der „Frau Aventiure" zu erwidern, antwortete er, diese letztere verdiene eine solche Auszeichnung nicht. „Die böse Welt hätte Grund zu boshaftem Gerede. Mir persönlich aber ist, so lang ich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt bin, jede Beziehung zu einem öffentlichen Amte eine Quelle von Befangenheit. Wenn ich Bibliothekar bin, soll ich die Pflichten eines solchen erfüllen, wenn Professor, Schüler unterrichten. Und einem Amte gebe ich mich mit ebenso ungetheilter Dienstbereitwilligkeit hin wie den Arbeiten der Musen. Vereinigen läßt sich aber Beides — wenn man Beides ernst nimmt — ebenso wenig, als man Schiffs-

kapitän und Vorstand einer landwirthschaftlichen Anstalt zugleich sein kann. Dies ist von mir keine vorgefaßte Meinung, sondern das Resultat meiner Lebenserfahrung. Ich war Bibliothekar und hatte ein mir interessantes Amt. Wenn ich meinen dichterischen Studien nachhing, machte ich mir innerlich Vorwürfe, daß diese Zeit den Katalogarbeiten und technischen Dingen, wofür ich angestellt und honorirt war, entzogen sei . . . versenkte ich mich aber pflichtgemäß in's Geschäft, so kam in stillen Dämmerstunden die Muse, streifte mit leisem Finger die Stirn und sprach: Mußt Du den Revisoren mehr gehorchen, denn mir? — So gehört zu einem Professor eine Lehrkanzel . . und die Vorbereitungen zu einer solchen würden mich überanstrengen, vielleicht unbefriedigt lassen, und meinen begonnenen Arbeiten entziehen. — Fassen Sie meine Persönlichkeit, wie sie ist. Es steckt soviel melancholische, brütende, die Einsamkeit als nothwendige Lebensbedingung aufsuchende Natur in mir, daß mich alle engeren Beziehungen zu Staat und Gesellschaft in Verlegenheit — in eine falsche Position — setzen. Wenn ich mein Leben frei gestalten könnte, würde ich ein abgeschiedenes Häuslein im Gebirge oder an einem See bewohnen, und die Städte nur ausnahmsweise betreten. Hier habe ich Pflichten gegen einen Bruder, der nicht gehen kann. Nur deswegen halte ich mich in nothdürftiger Verbindung mit Karlsruhe, das mir im Uebrigen als eine künstliche moderne Stadt keine Anregung bietet. Eine Uebersiedelung zu Ihnen, so Viel des Lockenden sie in ihrer Perspektive zeigt, würde mich in eine Reihe von Lebensverwickelungen bringen, denen ein einzelnes melancholisches und empfindliches Gemüth, wie das meine, nicht gewachsen wäre. — Und ein Titel als Auszeichnung würde mir immer den Stachel in der Seele lassen: Du hast nicht genug gethan ihn zu verdienen — und erscheinst Andern damit als Eindringling in Kreise, die das Leben anders aufzufassen gewohnt sind. Ich bitte daher, die Dedi-

kation der Lieder ohne weitere Folgen für mich vorübergehen zu lassen. Wenn einige der Lieder S. K. H. den Großherzog erfreuen und er mir eine Freude machen will, so will ich Ihnen nicht verhehlen, was mich sehr erfreuen würde. — Es ist ein junger Künstler hier, A. von Werner aus Frankfurt a. d. Oder, der in Berlin seine Studien an der Akademie gemacht und hier bei Schrötter und Lessing fortsetzt. Derselbe hat ein bedeutendes Talent für Illustration in Arabesken und mittelalterlichen Figuren und eine jugendliche Liebenswürdigkeit in seinen Erfindungen. Wählen Sie z. B. ein Dutzend Lieder, die Ihnen speziell zusagen, aus und stellen Sie mir ein mäßiges Honorar, z. B. 120 Thaler, zur Verfügung, so will ich dafür sorgen, daß wir einen kalligraphisch und künstlerisch mustergiltigen illustrirten Text der Wartburgbücherei überreichen dürfen. Es wäre dies eine Ermuthigung für einen jungen strebenden Mann, der einer solchen würdig ist. Die Freude, die der Poet bei einer solchen Arbeit hat, besteht darin, seine Gedanken in Sprache und Mittel der bildenden Kunst übertragen zu sehen. Die Technik ist: leichtes Aquarell. — Was ich hier schreibe ist mein vertrauensvoller, aber innerlicher Ernst. S. K. Hoheit wird mich nicht verkennen.“ Er irrte sich darin nicht. In dem nächsten Brief an den Großherzog konnte er seinen Dank für die umgehende Erfüllung seiner Bitte aussprechen.

Der junge Anton von Werner, der auf solche Weise, wie vorher Feuerbach, durch Scheffel gerade im rechten Moment eine sehr wesentliche Förderung erlebte, war erst im Herbst 1862 nach Karlsruhe gekommen. Er war durch eine Verehrerin der Muse Scheffel's, Frau von Wartenberg in Berlin, durch die er auch den „Ekkehard“ kennen gelernt hatte, bei seiner Uebersiedelung nach Karlsruhe an den Dichter empfohlen worden. Derselbe fand Gefallen an dem jungen, ihm mit jugendlicher Begeisterung sich nähernden Künstler. Der Ekkehard hatte auf ihn gewirkt wie eine Offenbarung; „wie

glücklich war ich", schreibt er in seinen „Erinnerungen an Scheffel" (Gegenwart 1886, Nr. 19 u. 20), „jetzt dem Dichter persönlich nahe treten zu können. Er war meinem Denken und Empfinden so nahe und so vertraut, wie ein alter Bekannter, und leuchtete in mein junges Künstlerleben wie ein freundlicher glänzender Stern . . . Wir wurden Freunde und sind es geblieben, und ich blicke auf die Arbeiten, welche diesem Freundschaftsverhältniß zu dem Dichter ihre Entstehung verdanken, auf die Illustrationen zu „Frau Aventiure", „Juniperus", „Bergpsalmen", „Gaudeamus" und „Trompeter von Säkkingen" trotz all' ihrer jugendlichen Schwächen und Fehler mit dem befriedigenden Bewußtsein zurück, daß sie der glückseligsten Stimmung meines künstlerischen Daseins Ausdruck gegeben haben, daß sie ohne klügelnde Berechnung aus vollem Herzen entsprungen, ein sichtbares Zeichen meines Freundschaftsbundes mit dem Dichter sind — und ich tausche sie nicht gegen die vielen großen Leinwand- und Wandflächen ein, welche ich seitdem zu bemalen den Vorzug hatte! J. V. Scheffel wohnte damals im Hause seiner Eltern in Karlsruhe, Stephanienstraße 18 . . Oben im Dachgeschosse, in einem Stübchen, welches mit seinem einen Mansardenfenster auf den Garten hinaussah, hatte sich der Dichter mit seinen Büchern und seinem Schreibtisch eingenistet. Wie viel fröhliche und fruchtbare Stunden habe ich da mit ihm zusammen verlebt! Scheffel stand im vollsten und fröhlichsten Schaffen; die Gedichtsammlung „Frau Aventiure" nahte ihrer Vollendung, und in den winterlichen Abendstunden von 1862 auf 1863, zwischen 5 und 7 Uhr Abends, las er häufig einigen Bekannten, welche sich um diese Stunde bei ihm trafen, seine neuesten, mitunter eben entstandenen Gedichte vor. Den „Rennstieg", den „Vogt von Tenneberg", „Exodus cantorum", den „aufgehenden Mond", den „Mönch von Banth", „Irregang", den „Papegan" habe ich in jenen Stunden zuerst von ihm in seiner breiten rheinschwäbischen Mundweise vorlesen gehört,

und noch heute vermöchte ich den „Bericht vom Meerdrachen“ und „von den Mücken“ des Mönches von Banth in seiner Aussprache und Betonung wiederzugeben, so fest und unverlöschlich hat sich der erste Eindruck von damals mir eingeprägt. „Frau Aventiure“ und ihr Dichter gaben mir, dem damals Neunzehnjährigen, der noch wenig gelernt und noch vieles zu lernen hatte, die erste Anregung zu selbstständiger schaffender Thätigkeit. Die „Frau Aventiure“ hatte Scheffel dem Großherzog von Weimar gewidmet. Jede Auszeichnung dafür bescheidenen Sinnes ablehnend, hatte der Dichter nur erbeten, der kunstsinnige Fürst möge es seinem jungen Freunde A. v. Werner ermöglichen, einige Zeichnungen zur Frau Aventiure zu machen, was gnädigst zugestanden wurde. Um die malerischen Studien für diese Arbeit zu machen, wanderten wir Beide eines schönen Märzmorgens 1863 von Bensheim aus, wohin wir per Bahn von Karlsruhe gefahren waren, durch den Odenwald, streiften durch Wälder und Felsstätten, stiegen auf den Melibocus und Schloß Auerbach und durchstöberten die Burgruine Frankenstein, damit ich, der Mann aus der dürren poesielosen Mark, das Wehen und Weben im Bergwalde, das Klingen und Singen im Gestein alten Burggemäuers, die Burglinde und den Klosterhof kennen lernen sollte. Und Scheffel's Erzählungen bevölkerten und belebten das Alles mit Gestalten und Bildern längst entschwundener Tage. Von Auerbach wanderten wir dann an einem prächtigen Morgen quer durch die Rheinebene über Kloster Lorsch nach Worms hinüber, und als der Dom nach und nach vor uns emporwuchs und wir uns dem Nibelungen-Rosengärtlein näherten und endlich auf der Brücke über den grünen Rheinstrom dahin schritten in die alte Kaiserstadt hinein — wie klang da meines Freundes Joseph Dichterruf! Er hat sie zeitlebens geliebt, der Meister Josephus, diese Wanderungen zu Fuß über Berg und Thal!“

Ja, er hat sie über alles geliebt und von dieser Liebe sind

die unmittelbarsten und sangbarsten Lieder, die das Buch „Frau Aventiure“ enthält, die vollendetsten Zeugnisse. Nicht das Studium der Vergangenheit, nicht Ausgrabungen und „Translatirungen“, sondern das Leben in der Natur hat ihnen ihr eigenartiges Leben gegeben, sichert den herrlichsten unter ihnen unsterbliches Leben. Dieses Grundelement treibt und blüht im „Trompeter“, wie im „Ekkehard“, wie in diesen „kulturgeschichtlich malenden“ Liedern. Denn was in allen diesen Werken als unmittelbar ergreifende Poesie gewirkt hat, war nicht die Schilderung künstlich heraufbeschworener Vergangenheit, sondern der Wiederhall und der Wiederschein des unmittelbar mit genußfrohem Sinn empfangenen Eindrucks der schönen Natur, wie sie sich im Menschen und in der Landschaft offenbart. Die wenigen Lieder, die mit Ausschließlichkeit vergangene Kulturverhältnisse schildern, so anschaulich die angewandte Methode auch ist, setzen für das volle Verständniß germanistische Gelehrtenbildung voraus und bedürfen eines Kommentars. Der Anhang gelehrter Anmerkungen, beim Ekkehard zu entbehren, war hier von Nöthen. Daher ist das Buch auch so vielfach auf Unverständniß gestoßen bei denen, die im Prinzip mit Recht geschworene Feinde aller Poesie sind, welche erst kommentirt werden muß, um verstanden zu werden. Auch der epische Bezug jener Gedichte, auf denen ein Abglanz des vom Dichter geplanten Sängerkriegromans ruht, kann vom Leser nicht immer unmittelbar bemerkt werden. Unmittelbar frisch und lebendig, und daher *rein* poetisch wirken aber die vielen Lieder, welche die Eindrücke des eigenen fahrenden Spielmannslebens wiederspiegeln und die das Wandern über Thäler und Höhen preisen als das beste Mittel, die Poesie des Abenteuers — die der großen Welt verloren gegangene — für sich zu erobern. Und darin war er ein echter Sohn und Sänger der eigenen Zeit; in keines anderen modernen Dichters Werken gelangt so klar und deutlich der Zwiespalt, den wir Modernen alle mehr oder weniger empfinden, zu

klingendem, singendem Ausdruck, der Zwiespalt zwischen der Hingabe an die Forderungen der nivellirenden Kultur und der Sehnsucht nach freier Hingabe an die Natur und die Natürlichkeit. Daß er als Mensch das Recht dieser Hingabe, allen sich entgegen thürmenden Hindernissen zum Trotz, zu erstreiten suchte, machte sein Leben auf lange Zeit zu einem Martyrium; daß er als Dichter dieses Recht zum Grundmotiv seines Schaffens machte, hat ihm zu einem so hohen Ehrenplatz im Elysium des Ruhmes verholfen. Er empfand die unausgeglichenen Gegensätze unserer Zeit mit ihren gewaltigen Umwandlungen auf allen Gebieten des Verkehrs und des sozialen Zusammenhangs, mit ihrer Ueberanspannung und Ueberanstrengung der Kräfte des Geistes und der Nerven, zu tief, als daß sein krankhaft reizbares Gemüth unter diesem Druck nicht hätte leiden müssen; aber dieses tiefe Mitempfinden der allgemeinen Qual des Daseins machte ihn auch vor Allen empfänglich für den Genuß der Ausspannung, der der Ueberanspannung folgt, für alle diejenigen Lebensgenüsse, welche die Natur als Heilmittel bereit hält für die Mühseligen und Beladenen, die im Zeitalter der Dampfkraft und der Elektricität ein „Leben unter Hochdruck“ führen. Der in der Landschaftsherrlichkeit der Hochalpen, an stillen Gebirgsseen und im deutschen Wald seine Berg- und Waldpsalmen gen Himmel sendende Poet, der im Lob von Wanderseligkeit und Waldesfrische seine Seele von der lastenden Schwermuth befreit, war dadurch trotz aller Isolirtheit seines Lebens der poetische Repräsentant einer Hauptströmung der Gefühlswelt unserer Zeit. Wie man den Dichtern der romantischen Schule nachgewiesen hat, daß sie das Wort „Waldeinsamkeit“ erfunden haben, so ist Scheffel damit treffend zu charakterisiren, daß er das Wort und den Begriff der „Sommerfrische“ in die poetische Literatur eingeführt und ausgebildet hat. Wie er seinen Mönch Ekkehard beim Verlassen des Wildkirchleins „einen langen, langen Blick nach der Stätte glücklicher Sommerfrische“ zum Abschied

werfen und ihn dann einen Jodelruf anstimmen läßt, daß die bäuerlichen Gefährten murmeln: „Schier wie ein Gaisbub!“ — so hat er immer und immer wieder, selbst in Zeiten schwerer Krankheit, die Andere um alles Heil gebracht haben würde, aus glücklicher Sommerfrische Genesung und Daseinsfreude gewonnen, so daß er auch wieder und wieder Stimmung und Kraft fand für Lieder zum Lob der Natur so frisch und echt wie der Jodelruf eines Gaisbuben der Berge. Ihm ist es gelungen, was Berthold Auerbach nach einer erfrischenden Wanderung durch den heimischen Schwarzwald, ein kranker Mann, niederschrieb: „Als ich gestern Abend durch den Wald ging und die ersten mächtigen Weißtannen sah, die so gradauf, so still schön gedeihen, da war mir's, als müßte ich Verwandte, Altvertraute umarmen. Hätte ich die Kraft des Verses, ich hätte ein Lied gesungen, einen Waldgruß, der noch von bewegten Lippen tönen müßte, wenn ich längst in sechs Brettern ruhe und über meinem Grabe eine Weißtanne grünt.“ Und in diesem Zusammenhange erscheinen selbst die zum großen Theil unfruchtbaren und falschangebrachten Forschungen und Studien, die seine auf's Große gerichtete Dichterkraft lähmten, in einem versöhnenden Licht; sie waren die Voraussetzung jener befreit aufjauchzenden Lyrik, welche die klingende Seele des Liederbuchs „Frau Aventiure“ ist, jenes von Tausenden ihm nachempfundenen reinen und freien Kultus der schönen Naturumgebung, für den dieses Buch ein herrlicher Psalter ist.

„Kein Mensch kann das uns geben,
Die Minne selber nicht,
Das sonnenwarme Leben,
Das hier zur Seele spricht.

— — — — — — —

Hier prangen Gottes Wunder
In still beredter Pracht:
Fahr' ab, verfluchter Plunder,
Der elend mich gemacht!“

Unter welchen inneren Kämpfen und Leiden diese Lieder geboren wurden, lassen sie wenig ahnen. Die gesammte Literaturgeschichte bietet vielleicht kein zweites Beispiel von einem ähnlichen Kampf eines auf ferne hohe Ziele gerichteten Künstlergeistes, der, die Schreckenswelt geistiger Umnachtung streifend und aus einem Conflikt in den anderen gerathend, trotz aller Hindernisse äußerer und innerer Art seiner Eigenart gemäß, sein Ziel bis zu einem gewissen Punkte erreicht. Der Geist, der trotz einer auf ihm lastenden Gemüthskrankheit, welche ihn, den klaren Blick in die Welt trübend, schließlich mit einer verhängnißvollen Welt- und Menschenverachtung erfüllte, die ihn, dem Byron'schen „Manfred" und dem Raimund'schen „Menschenfeind" gleich, in die Einsamkeit der Gletscherwelt emportrieb; der trotz eines Uebermaßes an Hemmungen und Enttäuschungen, die ihm die politische Weltlage nicht minder als sein Herzensleben bereitete, sein Innerstes in den so rein, so edel, so menschlich schön und groß gehaltenen Liedern offenbarte, die den Hauptinhalt von Frau Aventiure ausmachen, dieser Geist konnte an Verehrung und Bewunderung nur gewinnen durch unsre Darlegung der ihm auferlegten Prüfungen. Den bitteren Kelch des Leidens bis zur Hefe leeren müssen und dann doch noch allem Schönen der Welt in Liebe zugewandt bleiben, ja es feiern im Liede zur Freude der Mitwelt, das war in der That „eine tapfere Kunst". Daß er unter solchen Kämpfen nicht ein Sänger des Weltschmerzes geworden, wie der ihm gemüthsverwandte Lenau, sondern trotz der eigenen Schmerzen ein Sänger der Weltfreude geblieben ist, das erst giebt diesem Dichter seine volle Bedeutung. Die seiner Seele eingeborene Liebe zu allem Schönen der Welt hatte getrübt, aber nicht vernichtet werden können. Und dieser Widerstandskraft seiner seelischen Gesundheit hatte er dann auch zu danken, daß sich an ihm selber der Trost bewährte, den das, seinem Reinmar in den Mund gelegte Gedicht „Herbstschwermuth" enthält:

„Doch klag' ich's nicht. Ich hab mit meinem Pfunde
Gewuchert wie ein andrer frommer Knecht.
Zwar wuchs nur wenig Korn auf meinem Grunde
Und viel Geblüm zu Strauß und Kranzgeflecht,
Doch Mancher dankt mir eine gute Stunde,
Manch goldnen Preis gewann mein Lautenklang,
Und manch ein Herz schuf meine Kunst gesunde —
Wo Reinmar singt, da weilt kein Jammer lang".

Er selbst gesundete an seiner Kunst und ihr heiteres Licht vergoldete nachwirkend gar manchen Tag seines Herbstes.





X.

Portum inveni.

„Still liegen und einsam sich sonnen,
Ist auch eine tapfere Kunst“.

Scheffel, „Frau Aventiure“.





„Wenn ich mein Leben frei gestalten könnte, würde ich ein abgeschiedenes Häuslein im Gebirg oder an einem See bewohnen und die Städte nur ausnahmsweise betreten. Hier habe ich Pflichten gegen einen Bruder, der nicht gehen kann; nur deswegen halte ich mich in nothdürftiger Verbindung mit Karlsruhe.“ Der in dieser (an Arnswald am 16. Februar 1863) gerichteten Klage hervortretende Zwiespalt wurde bestimmend für unseres Dichters weiteres Lebensschicksal. „Portum inveni“, „Ich habe den Hafen gefunden“, dies Wort hatte er als Genesender dem Landhause des befreundeten Arztes in Brestenberg zur Inschrift bestimmt und ein ähnliches Landhaus schwebte ihm vor als Hafen, in dem er endlich den ersehnten Frieden finden möge. Wir sehen nunmehr, so lange seine alten Eltern und dann weiter allein der Bruder seiner Theilnahme bedürftig sind, sein Leben getheilt zwischen dem Aufenthalt in solchem nach freier Dichterlaune gewählten Häuslein und bald kürzeren, bald längeren Aufenthalten in Karlsruhe. Wir sehen durch das viele Leben in freier schöner Natur seine Gesundheit mächtig erstarken und mit diesem Umschwung in seinem körperlichen Befinden auch seine krankhafte Menschen- und Städtescheu abnehmen; wir werden Zeugen, wie er nach einem ihm wohlthätigen längeren Aufenthalt im Gebirg unweit München auch in seiner von ihm zu pessimistisch beurtheilten

Vaterstadt wieder heimischer wird und daselbst Muth und Entschlußkraft findet, das Leben eines ihm Liebe entgegenbringenden und Liebe einflößenden Mädchens an das seine in ehelichem Bund zu fesseln. Aber das so begründete Glück geht — ach nur zu bald — wieder zu Grunde, und zwar wesentlich mit an jenem Zwiespalt, von welchem ihn erst spätere Jahre erlösen. Ohne an Karlsruhe durch Sohnespflichten fernerhin gefesselt zu sein, theilt er dann ein Leben von wenigstens äußerem Behagen zwischen dem einst so oft geflohenen Vaterhaus in der Karlsruher Stephanienstraße und seiner stattlichen, selbstbebauten Besitzung zu Radolfszell am Bodensee, währenddem sein Gemüth in der hingebenden Sorge für den einzigen, erfreulich heranwachsenden Sohn eine befriedigend-beglückende Aufgabe findet.

Als „Frau Aventiure" im Juni 1863 erschien, befand er sich bereits in einem solch' „abgeschiedenen Häuslein im Gebirg". Der Brief, der das Widmungs-Exemplar für den Großherzog von Sachsen-Weimar begleitete (27. Juni 1863), trug den Poststempel „Pienzenau in Oberbayern": „Ich schreibe diese Zeilen aus einem Dörflein am Fuße deutscher Alpen, wo ich, nachdem mir Gott wieder Kraft geschenkt, schwer unterbrochene Studien von Neuem aufzunehmen, in ländlich stiller Zurückgezogenheit meine Zeit zwischen gelehrter Arbeit und friedlicher Erholung in den Bergen theile. Dem städtischen und geselligen Leben bin ich physisch und geistig nahezu fremd geworden." Auf die Vollendung der beiden Romane „Meister Konrad" und „Viola" blieb noch lange sein Sinn gerichtet. Noch immer konnte er es nicht aufgeben, den aufgehäuften Notizen und Excerpten den poetischen Gehalt zu entringen: Frau Aventiure, die „spröde Unholdin", hatte immer noch Macht über ihn und es dauerte lange, ehe er bei der klaren Erkenntniß sich beruhigte, von welcher Berthold Auerbach uns in seinen Briefen an den Vetter Jakob (Frankf. 1884) berichtet hat: er habe ihm gestanden, daß er in das

geschichtliche Material wie in bodenlosen Sand eingesunken sei, während die Scenen und Bilder in der Phantasie sich als eingetrocknet erwiesen. Jetzt in Pienzenau aber glaubte er, den „bodenlosen Sand" noch durchwaten zu können, um über ihn hinweg wieder in das blühende Land der Poesie zu gelangen. Doch schon am 16. Juli schrieb er seufzend an Dr. Barack, seinen Amtsnachfolger in Donaueschingen, von dem er sich Bücher erbat: „die germanistischen Studien haben etwas Labyrinthisches an sich und führen in finstere Wälder, aus denen der Rückweg mühsam zu finden ist. Ich stecke jetzt schon fünf Jahre lang darin und habe mein eigentliches Ziel noch in weiter Ferne stehen." Nach allem, was ich von dem umfangreichen Torso des Meister Konradus-Romans erfahren konnte, hätte das vollendete Werk ein prächtiges Gegenstück zum „Ekkehard" gegeben: vielfach dieselben Culturverhältnisse behandelnd, das dort gebotene Bild aber nach einer neuen Seite voll patriotisch-politischer Bezüge ergänzend.

Daß er diesmal vor den schlimmen Folgen gänzlicher Vereinsamung bei angestrengter Phantasiearbeit bewahrt blieb, dafür sorgte die Nähe Münchens und die große Zahl von ihm wahrhaft sympathischen Menschen, welche die lebenslustige Kunststadt an der Isar beherbergte und ihm zu Besuch oft herübersandte. Einer derselben, Ludwig Steub, hat nach des Dichters Tod in den Münchener „Neuesten Nachrichten" (Jahrg. 1886, 21. Mai u. ff.) ausführlich über fröhliche Fest- und Wandertage berichtet, die er und andere Münchener Freunde Scheffel's, sei's als Gast bei dem Klausner oder auf Gebirgstouren mit demselben damals verbracht haben, und er fühlte sich dabei durch deren Verlauf berechtigt, diese Erinnerungen „Die schönen Tage von Pienzenau" zu überschreiben. Er schildert diesen Ort als kleines, doch wohlgebautes Dorf, das in dem hügeligen Vorland liegt, welches von dem Ausfluß des Tegernsees, der Mangfall, dem großen Innstrom und der langen Kette der Voralpen

eingeschlossen ist. „Die volle Ansicht des Gebirges, das in alle Fenster schaut, ist ein besonderer Reiz dieser fruchtbaren Landschaft. Als ihr Hauptort ist der ansehnliche Markt, welchen wir Miesbach nennen, zu betrachten, und als eine sehr beliebte Labestätte gilt die auf dem Wege von Pienzenau nach Miesbach gelegene Wallenburg, ein altes Schloß mit einem berühmten Bräuhaus, Keller und Garten.

Zu Pienzenau nun hatte der Münchener Kunstschriftsteller Dr. Ernst Förster, bekanntlich der Schwiegersohn Jean Paul's, etliche Jahre zuvor sich ein kleines, aber niedliches Landhaus erbaut, das er wohl etliche Sommer schon mit seiner Familie selbst bewohnt hatte, das er aber dieses Jahr zu beziehen verhindert war und daher einmal auch an einen guten Freund ablassen konnte und wollte. Dies hatte Scheffel erfahren und für den Sommer das Häuslein gemiethet. Gleich bei seinem Einzuge am 4. Juni gaben ihm außer Förster noch Eisenhart, Felix Dahn und Steub das Geleit. „Ernst Förster", erzählt dieser weiter, „war aber eine pathetische, vornehme Natur, die sich in den höheren Kreisen viel lieber bewegte, als unter den Miesbacher Bauern. Diese zu gewinnen, gab er sich wenig Mühe; vielleicht, daß er dann und wann im „Unverweiß" auch angestoßen hatte; jedenfalls war schon lange bemerkt worden, daß der Brunnen am Pienzenauer Häuschen nicht mehr laufe, so daß man das Wasser vom nächsten holen mußte. Freund Scheffel fragte mich nun so beiläufig, ob und was er thun solle, um sich die Nachbarsleute günstig zu stimmen. Da lädst du, sagte ich ihm, auf nächsten Sonntag alle Familienväter der Nachbarschaft mit ihren Weibern, erwachsenen Söhnen und Töchtern ein, setzest dich mit ihnen zu Tisch, gibst ihnen ein „Faßl Bier", Brod, Käse und Cigarren, hältst eine gemüthliche Ansprache und die günstige Stimmung wird nicht ausbleiben. So geschah's auch und das Faßl war noch nicht ganz geleert, als der Brunnen, der so lange verstopft gewesen, wieder sprudelnd zu laufen

begann. Da das stille Thalham auf der Eisenbahn in ein paar Stunden zu erreichen ist, so wurde die Verbindung jetzt ziemlich lebhaft. Man konnte am Samstag Abends fortfahren, den Sonntag im Gebirg zubringen und am Montag wieder in München sein. Unser Dichter hielt zwar bekanntlich nicht viel auf die große Welt, aber seine engeren Freunde sah er immer gern bei sich. So erzählt denn mein Tagebuch im selben Jahre von einem stattlichen Ausflug, den wir auf Peter und Paul vollbrachten. Ich hatte meinem Freunde die Station Thalham als Stelldichein vorgeschlagen und er diesen Vorschlag auch bereitwillig angenommen. Aber da kamen noch, und zwar nicht unwillkommen, der Freiherr Robert von Hornstein, großherzoglich badischer Grundherr, ein bekannter und beliebter Tondichter, der in München wohnt, August Vischer, der Maler, der jetzt großherzoglicher Hofmaler zu Karlsruhe ist, und Andere dazu. Dann wanderten wir nach Schliers (am Schliersee), um dort über Nacht zu bleiben und am andern Tag über den blauen See in's liebliche Thal von Bayrisch-Zell einzudringen. Von da ging's auf den Berg hinauf, der nur im Anfang etwas steil ansteigt, dann aber, wenn die erste Stunde erklettert ist, sich in sanftem Abhange drei Stunden lang nach Audorf hinunter senkt. Die Audorfer Alm ist wohl der anmuthigste, schönste und gemächlichste Pfad der bayrischen Alpen!"

Doch es ist uns aus Gründen des Raumes versagt, die natur- und landeskundigen Wanderer auf dieser wie auf anderen Fahrten in's bayerische und tirolische Alpengebirge des weiteren zu begleiten, z. B. auf jener am 8. September von Scheffel mit Steub, Aug. Vischer, Maler Klose aus Karlsruhe und A. Muttenthaler aus Leipzig unternommenen Fußreise über Tölz in die Jachenau und zum Walchensee, bei welcher auf dem Rückweg Benediktbeuern, die Heimath seines Lieblingsbuchs, der Carmina burana, von ihnen berührt ward und deren Schilderung Steub veranlaßt, besonders hervor-

zuheben, wie gut sich Scheffel stets mit den eigentlichen Bauern zu stellen und zu unterhalten verstanden habe, während er vor jeder Berührung mit den Stammtischen kleinstädtischer Honoratioren eine geradezu unüberwindliche Scheu empfunden habe. Ebenso bemerkt Steub nach Erwähnung eines Besuchs beim Astnerbauern: „Nach solchen Begegnungen wie hier oder mit dem Müller am Joch oder mit den Jachenauern schien mein Freund immer etwas aufgeregt und sprach gerne von dem Bauernstande und seinem reichbesaiteten Leben, das er viel anziehender und glücklicher fand, als eine langweilige, klanglose Vornehmheit." Es war diese Hinneigung zum bäuerlich-ländlichen Leben nicht bloß jene vielgetheilte, mehr ästhetische Freude des Kulturmenschen an der gelegentlichen Berührung mit den einfachen Sitten des Landlebens, die ihm die Fesseln der Convenienz abzustreifen gestattet, seine Hinneigung — von Klein auf in ihm vorhanden — war von intensiverer Art, als ob das Blut der auf dem Lande seßhaften Vorfahren bei solcher Berührung sich regte. Wenn er das bekannte „Beatus ille" des Horaz citirte, den Vers aus den „Epoden" „Glücklich der, welcher fern von den Geschäften, wie das alte Geschlecht der Menschen, vom Vater ererbten Boden mit eigenen Rindern pflügt", so legte er den Nachdruck jetzt nicht mehr auf das „fern von den Geschäften", sondern auf den Grundgedanken des seltener citirten Nachsatzes. Die romantische Vorliebe für das Landleben war in ihm zu einem sehr realistischen Bedürfniß geworden und so kommt es, daß das spätere Leben Scheffel's nicht mehr von einem Dichter handelt, den die Sehnsucht nach ländlicher Zurückgezogenheit die Leyer stimmt, sondern Unternehmungen zum Mittelpunkt hat, welche jene Sehnsucht in durchaus praktischer Weise in Thaten umsetzt: sobald er sich dazu in der Lage sieht, erwirbt er sich eigenen Grund und Boden, auf dem er sich als kluger Landwirth und geschäftskundiger Gutsherr bewährt.

Aber so sehr dieser Landaufenthalt in Pienzenau diesen

Uebergang förderte, der, wie wir zeigen werden, für Scheffel's Gesundheit sehr zuträglich, für sein inneres Lebensglück aber verhängnißvoll wurde, so trug er andererseits durch den Verkehr mit den Münchener Freunden doch zunächst auch dazu bei, Scheffel den Lebensbedingungen des modernen städtischen Gesellschaftslebens wieder zu nähern und von seiner krankhaften Menschenscheu allmählich zu befreien. Ein für dies Uebergangsstadium charakteristisches Fest, das Scheffel am 15. August in schöner Alpennatur in einer größeren Gesellschaft von Münchnern beging, wird von Steub ausführlich geschildert. Es galt der Einweihung eines kleinen Gasthauses auf der Straße zwischen Audorf und Bayrisch Zell, der Aschau des Schweinsteigers. „Um die Benamsung ersucht zu werden, hatte ich die Ehre und schlug „Zum feurigen Tatzelwurm“ vor; den Schild hatte bei der Peter- und Paulifahrt Herr Hofmaler A. Vischer übernommen und als werthvolles Geschenk auf mächtiger Metallplatte ein großartiges Drachenbild hergestellt, das unseren Ahnungen von diesem räthselhaften Geschöpfe vollkommen entsprach. Der Schweinsteiger selbst hatte die Eröffnung und Einweihung auch seinerseits vorbereitet, indem er mit seinen Buben eine ausreichende Zahl von Tischen und Bänken aufgestellt, Wimpel und Flaggen an die Bäume geheftet, viel löbliches Getränke und angenehme Speisen in dem märchenhaften Haine aufgelegt hatte. Und so war denn der Tag Mariä Himmelfahrt gekommen, auch ein „liebliches Fest“, auf das sich, wie unsere Landleute sagen, alle Kräuter freuen, an dem die Blumen am schönsten blühen. Und unter dem Schatten und vor den Thüren des feurigen Tatzelwurms kamen mancherlei schöne Seelen zusammen, die den Tag in unschuldiger Heiterkeit auf diesen weitausschauenden Höhen im Angesicht des wilden Kaisers verbringen wollten.“ Steub zählt u. a. auf: den damaligen Münchener Hofopernsänger Joh. Allfeld, den Baumeister Rud. Gottgetreu, den Dichter Wilh. Hertz, den Baurath Ludw. Lange aus Darmstadt und

dessen Sohn Emil, der jetzt Direktor der Münchener Kunstgewerbeschule ist; den excentrischen, aber wahrhaft genialen Dichter Ludw. Leuthold, den Chemiker Seekamp, den schon genannten Maler Aug. Vischer, die Politiker Josef Völk und Ludw. Fischer, den Silberschmied Weishaupt; auch an Damen fehlte es nicht der heiteren Festversammlung. „Nachdem diese ganze Gesellschaft sich in dem Hain behaglich eingerichtet und die ersten Erfrischungen zu sich genommen hatte, trat Herr Allfeld auf und begann mit seiner wohlklingenden und kräftigen Baßstimme das Festlied, welches unser Scheffel für die heutige Feier verfaßt hatte, ein Gedicht voll heiteren Humors, in dessen Refrain alle Kehlen, die des starken wie die des zarten Geschlechts, lustig einstimmten. Das Gedicht steht jetzt als „der Tatzelwurm“ unter den „Naturwissenschaftlichen“ des Gaudeamus. So hatte denn unser Dichter zum heutigen Feste seinen Beitrag redlich geliefert, nur wünschte man allgemein, daß er noch ein bischen mehr thun sollte. Die Damen insbesondere meinten, nachdem Er eben dem Meerdrachen zu Banth, den Ichthyosauriern, dem Megatherium und heute auch schon dem Tatzelwurm metrisch so viele Ehre erwiesen und so tief in ihr Wesen eingedrungen sei, so wäre wohl zu erwarten, daß er auch in belehrender Prosa recht viel wissenswerthes über unser heutiges Festthier beibringen werde, allein davon wollte der Dichter, wie schon angedeutet, nichts hören; die Zumuthung schien ihm fast lästig, er verschwand aus unserer Mitte und wurde später in einer etwas entfernten, aber schattigen Buchenlaube gesehen, wo er sich mit seinem Freunde August Vischer zusammengethan hatte.“

Auch Häusser erschien in Pienzenau als Gast; denn die Freundschaft zwischen ihm und dem Dichter war weder dadurch getrübt worden, daß Scheffel unter Berufung auf seinen großdeutschen Standpunkt den Bestrebungen des Nationalvereins ablehnend gegenüberstand, noch durch die Anwandlungen von Mißtrauen selbst gegen die „engeren“ Freunde in

dem der Katastrophe von Liestal folgendem Jahre. Es war schon Oktober, als Häusser in seiner Eigenschaft eines Mitgliedes der Historischen Kommission nach München kam, aber das rauhe Herbstwetter hielt ihn nicht ab, mit Förster, Steub und Vischer einen „Einfall" beim Siedler von Pienzenau zu unternehmen. Wenn Häusser und Scheffel zusammen kamen, da war auch der fröhliche Genius „loci Heidelbergs" mitten unter ihnen. Von dem Mittagsmahl, das Scheffel seinen Gästen bei sich bot, sagt Steub: „Es war ein kleines Satyrspiel nach Art des „Engeren", das deutlich zeigte, daß wir andern, den witzigen Häusser eingeschlossen, in Pienzenau auf nichts als Schimpf und Scherz ausgingen, wogegen allerdings Ernst Förster sich allmählich und pathetisch beklagte, daß sich diese Gesellschaft nicht über würdigere Fragen zu unterhalten wisse, worin er seinerseits wohl recht hatte. Unsere Antwort war aber, daß wir zu München an seinem Tische alle wichtigen Fragen des Tages: Friederike von Sesenheim, des Don Carlos wahre Gemüthsart, Wallenstein's Verhängniß, die Bemalung der griechischen Statuen, den wiederhergestellten Bundestag und die deutsche Zukunft gern und würdig zu behandeln suchen würden, daß wir aber in Pienzenau, in unserem Paradies, lediglich Naturkinder sein und Alles vergessen wollten, was wir unten in unseren schweren Köpfen herumtragen müßten. Diese Erörterungen wurden mit größter Bonhommie gepflogen und verliefen nicht ohne homerisches Gelächter." Und weiter erzählt Steub: „Wir waren aber schon tief in den November vorgerückt, als der Einsiedler von Pienzenau ein Sendschreiben erließ und mich aufforderte, mit einer kleinen Auslese der „Tatzelwürmer" noch einmal vor seinem Angesicht zu erscheinen. Professor Häusser, der so vergeltungssüchtig war, hatte nämlich sechs Flaschen des edelsten Weines gesendet und um diese ihrer Bestimmung zuzuführen, seien wir nicht allein berufen, sondern auch auserwählt. Einige Flaschen nahmen wir noch von München aus mit und so gab es denn bei reichlichem Mahle auch

genügendes Getränk und große Heiterkeit". Ueber den Verlauf aber soll uns Scheffel selber berichten. Das letzte Aktenstück, das sich im Archiv des Engeren in Heidelberg noch vorfand, hat diese Weinprobe zum Gegenstand. Sie ist in meisterlichem Mönchslatein mit vielem Humor abgefaßt und wenn ihr Umfang — 14 Quartseiten — uns auch verbietet, die launige Epistel vollinhaltlich hier wiederzugeben, so ist sie als Zeichen der gesundenden Stimmung des Meister Josephus doch wichtig genug, um uns zu veranlassen, den größeren Theil derselben hier mitzutheilen.

„Lectione facta reponendum ad Archivium majus secretum des E. A. z. H.

Bacche, benevenies
gratus et optatus
per quem noster animus
sit laetificatus.
Carm. bur. 178.

Noverint universi tam presentes quam futuri et specialiter amicorum ille coetus angustior qui in litoribus Nikkari florescit, qualiter ego Josephus Victor Scheffel, acceptis literis ex Heidelberga annunciantibus cistulam Vini musealis, subito convocavi in diem Stae Caeciliae qui est vigesimus secundus mensis Novembris, aliquot viros strenuos, fideles, ad huiusmodi negotia exercitatiores, in mansionem meam quae stat iuxta decursum fluvii Mangfall, in Augia Penzonis, in pagis Haberfeldariorum, in Bavaria Superiori. At non sine magna animi tribulacione adventum illorum exspectabam: jam enim adfuit dies vigesimus Novembris, defuit vinum. Et valde coepi timere, ne suave nectaris aroma cistam penetrans innata dulcedine accisorum, inspectorum, controllorum seu revisorum acutiores nasos ita attigerit, ut in ipsa pertractatione telonearia* vinum exhaustum perierit.

Fefellit suspicio. In crepusculo vigesimi primi Novembris incolumem accepi cistam, die undecimo eiusdem mensis Heidelbergae rite expeditam, itinere X. dierum feliciter peracto. Ex tunc cuncta in bonum versa.

* . . zollamtlichen Behandlung . .

Procuraveram a venatore quodam leporem crassum cui adiunxi insalatam copiosam ornatissimam, procuraveram duas anetras pinguiores cum Sauerkrauto stabat convivium! Et in ipso die Stae Caeciliae circa horam meridianam advenerunt ex urbe capitali Monacensi qui citati erant:

Robertus baro de Hornstein hegaviensis, musicus et componista nuper apud Viennenses laudatus, vini rhenani peritus quippe ipse vinearum in pago Ringowe apud Vvinkel possessor cultor.

H. W. Allfeld, cantor bassista, longa insignitus barba nigra, vir altus, aspectu ferox, fere terribilis.

M. Vischer, dictus „Obervischer", Ducis Badorum inter pictores aulicos, cuius opus excellentissimum, draconem ignivomum Tazzelwurm admirantur, quicunque in confinio montis Wendelstein tabernam alpinam visitant Schweinesteigeri.

Caesar Mezz Francofurtensis, pictor egregius, vinum gustare apud Italos edoctus, homo seriosus, sodalium optimus, quippe semper in silentio.

Ludovicus Steub, advocatus regius, notarius, ethnographus et philologus, cauponariorum per universam Bavariam alpinam terror atque flagellum.

Laetus igitur convivarum numerus: musici duo, pictores duo, doctores et poetae duo.

Incipit prandium. Producuntur secundum ordinem flascones. Et in illo qui dicitur „Kutscherwein" bibbamus salutem stratae ferratae, quae tanta celeritate cistam transmisit, ut Kutscherarius honestus eodem temporis spacio ter quaterque idem confecisset iter.

Burgundicum Mortenawiense coloris rubri invenimus aliquantulum obfuscatum, quasi de nimis longo itinere indignatum, fessum concussionis labore.

Cum lepore montano appositus est transrhenanus ille „Herxheimer" et gratus exibat odor e scyphis et vidi Caesarem Mezz pictorem capite annuentem, quamvis nihil elocutum. Sed quia eundem eodem modo capite annuentem videram in Ilalia, quando in osteria apud pontem mollem oleum amovebat de superficie Orvietani, cognovi quod taciturno hoc gestu multum erat dictum.

Re vera vinum illud habet succum et nervos, et characterem ut ita dicam probum atque virilem, — potus venatorum cuius si advexissent secum carratam heroës Wormacienses venaturi in Otenwalt, dubito an Hagano unquam funestum scelus perpetrasset.

Sed in lugenda ista venatione abduxerant pincernae vini copiam in Spechtshart — et qui potu honestiori privatus aquam fontanam silvaticam haurire cogitur, ut optimum percutiat amicum facile potest exasperari . . .

Iam mutata sunt pocula; quae apponuntur viridi splendent colore. Et post anetras consumtum Numero 35. de monte Ruperti, vinum quasi virginale — lyricum — Joniae instar melodiae — in serie vinorum sicuti viola in serie florum. Et sicuti puella peregrina, de qua Schillerus: „vix aderat, evanuit.“

Iam enim validius inceperunt bibere!

Nec minori cum celeritate, dulcissimi instar somnii evanuit Deidesheimensis ille 58ger de Langenmorgen, vix tantillum commoratus temporis ut consentientibus cunctis titulo „Archi-vini seu Archi-unguenti cantorum“ qualificari possit et honorari.

Assurexit cum illo Ludovicus Steub, discursum pronuncians disertum et elegantem de amicis Heidelbergensibus et de amicissimo illorum praesidenti, sine cuius adiuvamine et succursu materiali — (triste quidem, aiebat orator, triste id, sed mihi haud flebile humanae naturae testimonium . .) — nunquam hodie concio tam laudabilis fuisset celebrata. Et generali cum applausu et plena libatione bibebamus illius et cunctorum qui in museo angustius convenire solent, ut per longum vivant annorum circulum, salutem.

. . . . Iam erat tempus occidentis solis, iam, quod apellatur „Dessert“ omnino deletum et vinum iusta flasconum progressione secundum proverbium „auf den Mann ayn Vogel“ rite exhaustum. His itaque optime peractis cogitavi hospites invitare in aliam cameram, ut transiremus ad Caféum.

At Mehercle! nesciebam ego, quae sit sinceri huiusmodi vini rhenani vis atque virtus in hominibus et ad quasnam fertiles et inopinatas cogitationes adducere istud valeat animos sapientum!

Ecce hospites, tanquam aegre ferentes, murmurant . . susurrant . . coniuratoribus similes de loco sese cessuros negant.

Excusationem profero, comessationem declarans finitam . .

exit cantor bassista torva facie . . brevi post revertitur, magnum portans nescio quid sub mantello . . malleum postulat et beisszangam: ecce, nebulones isti inscio me attulerant aliam cistam repletam vinis pretiosis, et attulerant enormem quantitatem Caviari, et dissuadenti mihi, ne illum qui in introductionem convivii ad acuendos appetitus gratissimus, iam in fine quasi inutilem dissiparent, responderunt: iam non videmus finem, e contrario, de novo incipitur“ . . . .

. . . „Et exibat clamor magnus inter rusticos et rusticas, nam cantor bassista cantilenam de vermi Tazzelwurm tubali et infernali voce intonabat et baro Hegaviensis egressus in domum vicinam citharam arripuit et puellam iuvenem venustam quam introire rogavit ad nos, collocans eam ad latus magistri Ludovici qui tanquam patriarcha edoceri studuit ab illa de cantu rustico, quem dicunt „schnaderhupf“, de chorea rustica quam dicunt „schuhplattl'n“ et de mysterio rustico quod dicunt „haberfeldtreib'n“.

Sed de haberfeld ista nihil prodere volebat, schnaderhüpfel vero multas cantitabat, neque omnes sapphicas, imo complures fortiorem exodorantes tabaccum.

Prolongato in hunc modum convivio supra octavam horam noctis feroces hosce hospites ad pernoctandum invitavi, non sine gaudio vetulae ministrae meae, quacum pictor aulicus de Chronometris plura amoene et sagaciter pertractabat. At magister Ludovicus, a gubernio, ut diem lunae caeruleum sibi redderet, minime licentiatus timensque ne stratae ferratae primum decursum praetermitteret, receptui cecinit, sub ficticio praetextu, necessarium sibi fore ut amicum pharmacopolam in Miesbach repeteret, nuncupatum Kutterer, per quem, tanquam sapientissimum huius pagi, certior fieret de mysteriosa et perantiqua origine haberfeldariorum.

Et inclarescente luna cuncti descendimus per abyssos fluvii Mangfall, hospitium dictum Waizingerbräu in Miesbach magna alacritate, non sine cantu, repetentes.

Sed quomodo advenimus, taceo. Neque magister Ludovicus de haberfeldariis in illa nocte per sodalem Miesbacensem clariorem notitiam nactus est.

Ego vero qui hanc cartam scripsi et subscripsi, in sequenti quoque die, cuius varios exponere labores longum foret, sine ulla

gutturis siccitate cum amicis feliciter peracto, memorabilia haec in vicem instrumenti publici fideliter notavi, ut Angustiori Heidelbergensi et reverendissimo illius Praesidenti gratias agam de signis amicitiae et testimonium reddatur de hilarantibus et saluberrimis vinorum musealium effectibus.

Datum et anuli mei impressione confirmatum in scriptorio ad Augiam Penzonis, anno domini M.D.CCC.LXIII. regnantis vero in Schleswigholstein - Lauenburg ducis Friderici VIII, mense primo, 25 Novemb.

Josephus Victor Scheffel."

Vom „Engeren" selber aber ist zu melden, daß seine Blüthezeit, der Scheffel's „feuchtfröhliche" Poesie, Häusser's satirischer Humor und Schmezer's und Knapp's Vortragskünste den Ton gaben, seit dem Tode des Letzteren vorüber war. Man hielt wohl noch die Tradition in Ehren; aber der besondere einst hier allein emporgediehene Humor war inzwischen durch Scheffel's Lieder, die nun in der mannichfaltigsten Weise Verbreitung fanden, Eigenthum aller deutschen Musensöhne von Empfänglichkeit für denselben geworden, während sie für die Sodalen des „Engeren" die Erinnerung an vergangene Zeiten verkörperten. Es war denn auch in jenen Herbsttagen an die Stelle der Empfindungen, die Scheffel früher immer wieder nach Heidelberg getrieben, um sich zu neuer Poetenfahrt aufzufrischen, das Verlangen nach Seßhaftigkeit des Daseins seinem Bewußtsein immer vertrauter geworden. Er trennte sich nur schwer von der stillen behaglichen Klause zu Pienzenau, aber zu Hause durfte er länger nicht fehlen. Am 16. Dezember reiste er zurück nach Karlsruhe, wo er mit Sehnsucht erwartet wurde. Jubelte die Mutter, die sich inzwischen über sein langes Ausbleiben, mehr als sie merken ließ, gegrämt hatte, schon bei seinem Anblick auf, als er in die Thüre trat, „sehr wohl aussehend und breitschultrig wie ein bayrischer Bauer" — wie groß mußte erst die Freude werden, der sie

sich bald danach — endlich, endlich! — ungetrübt hingeben durfte, als sich ihr Joseph, dem sie zu Weihnachten ein neu-angebautes Gartenzimmer bescheert hatte, in dem nun folgenden Winter mit einer jungen Dame verlobte, die ihr wie dem alten Herrn Major schon seit mehreren Jahren eine der sympathischsten Erscheinungen in ihrem Umgangskreise gewesen war. Fräulein Caroline von Malzen, die Tochter des damaligen bayerischen Gesandten zu Karlsruhe, Freiherrn von Malzen, verkehrte schon seit einigen Jahren in Scheffel's Elternhaus und so oft er selber in die Lage gekommen war, ihr zu begegnen, hatte ihr Wesen ihn nicht minder sympathisch berührt wie die Eltern. Es ist behauptet worden, die Verlobung sei von der Mutter, die gleich ihrem Mann auf Grund von ärztlichen Aussprüchen davon durchdrungen war, daß erst eine glückliche Ehe Joseph völlig von seinem Gemüthsleiden befreien werde, „zusammengeredet" worden; wer Scheffel's Wesen einigermaßen begriffen hat, wird wohl von vornherein von der Unrichtigkeit dieser Meinung überzeugt sein. Es war Neigung, und zwar auf beiden Seiten durch vorher erlebte Enttäuschungen gefestete Liebe, was die Herzen zu einander führte. Und es fehlte wahrlich nicht an besonderen Fügungen, um die gegenseitige Sympathie zur Liebe erstarken zu machen. In derselben Gegend der oberbayerischen Vorberge, in welcher der Dichter eben erst so viel erfreuliche Stärkung an Leib und Seele erfahren, war auch sie gar wohl bekannt. Sie selbst war eine Bayerin und in den Münchner Beziehungen vollständig zu Haus, durch welche der träumerische weltflüchtige Poet nunmehr der städtischen Geselligkeit wieder zugeführt erschien. Dann aber war ein erquickliches Ereigniß in des Dichters Laufbahn ebenso sehr geeignet, sein Selbstvertrauen zu beschwingen, wie seine Launen und Eigenheiten in verklärende vortheilhafte Beleuchtung zu rücken: die langsam aufgesproßte Saat seines Dichterruhms brachte dem Autor der „Frau Aventiure" jetzt eine reiche Ernte. „Die deutsche Welt",

schrieb er in dem folgenden Sommer befriedigt an Arnswald, „hat ihr (der „Frau Aventiure") seit Jahresfrist eine kaum erwartet freundliche Aufnahme bereitet . . eine vollgehäufte Mappe von geschriebenen und gedruckten Zeugnissen wird Ihnen einst Unterhaltung gewähren, wenn ich sie öffne . . in Karlsruhe, München, Nürnberg und in der Schweiz sind Vorlesungen darüber gehalten worden 2c." In seiner Vaterstadt war es namentlich die Künstlerkolonie, die seit der Berufung von Schirmer (1854), Karl Friedr. Lessing (1858) und eben erst wieder von Fedor Dietz (1862) einen wachsenden Aufschwung genommen hatte, welche es in die Hand nahm, den Dichter als Sohn seiner Vaterstadt zu feiern; aber die Theilnahme war eine allgemeine. Im Herbste vorher hatte auf der Wartburg ein glänzendes Künstlerfest stattgefunden, welches der Großherzog von Sachsen der in Weimar tagenden deutschen Kunstgenossenschaft gab und Scheffel hatte das Festlied dazu gedichtet. Dieser Zwischenfall hatte die Theilnahme der Karlsruher Künstler für den Dichter gesteigert. Am 22. Februar 1864 schrieb die Mutter an den leider viel kränkelnden Kommandanten:

„Verehrter Freund! Da die Frau Aventiure dem Joseph auf der Wartburg zuerst erschien, muß ich Ihnen doch erzählen, was ich in Betreff dieser wunderlichen Frau vorgestern Abend erlebte. Anfangs dieses Winters that sich hier eine Gesellschaft von Künstlerfamilien und Kunstfreunden zusammen, um alle vierzehn Tag eine heitere Zusammenkunft zu halten, und sich aus dem Gebiete der Poesie, Musik oder der dramatischen Kunst etwas vorzuführen. Dietz Lessing, Schrödter — à la tête. Auch wir wurden dringend zum Beitritt aufgefordert, da aber Joseph wie immer ablehnte, war für mich auch keinerlei Motiv, anzunehmen, da ich in große Gesellschaften überhaupt nicht gehe. Nun bekamen wir dennoch vorgestern eine Einladung, lebende Bilder dort zu sehen — aus der Aventiure. Meine Herren waren wieder nicht vom Fleck zu bringen. Ich aber ging hin theils aus Rücksicht gegen die Freundlichkeit der Gesellschaft, theils aus Interesse an der Sache selbst. Nun aber, kaum eingetreten,

werden mir von allen Seiten Dinge über die Aventiure gesagt, die mich ganz verwirren — ich war nur froh, daß der Salon, der Bilder wegen, finster war — ich hatte in jüngster Zeit zu Hause wohl vielerlei Derartiges von unseren Freunden vernommen, daß aber die Aventiure hier solchermaßen Leben und Gestalt angenommen — daß sie das Schooßkind aller poetischen Gemüther geworden und gleichsam nun die 10. Muse ist — das wußt ich nicht, auch ahnt ich nicht, was der Abend bringen würde, als Dietz einen Katheder bestieg, glaubte ich, er werde uns irgend eine begleitende oder erläuternde Strophe lesen. Aber was geschah, er hielt einen großen umfassenden Vortrag über die Aventiure und vollbrachte mit hinreißender Redekunst eine Verherrlichung derselben und Josephs, daß die tiefsten Grundwellen meiner Seele aufgestürmt wurden. Es ging über alle Vorstellung — auch weit über das billige Maß hinaus. Ich kann Ihnen nicht alles sagen — es war zu viel — zu viel — mir schwanden fast die Sinne. Ich, die ich bey den Geburtswehen dieser Lieder so viel mitgelitten, dachte nicht, einmal solche Dinge zu erleben. Ich mußte weinen und zwar so heftig, daß ich nur zu ringen und zu kämpfen hatte, um nicht in lautes Schluchzen auszubrechen, die Thränenbäche sah zum Glück Niemand in der Dunkelheit. Nun rollte der Vorhang auf und zeigte Wolfram von Eschenbach, wie er den Parzival translatirt — die schöne helfende Französin — die Schreiber im Grase. Dann kam der Papegan, von einem sehr schönen Mädchen allerliebst dargestellt. Dann kam eine Gruppe fahrender Schüler. Und endlich die Frau Aventiure selber, wie sie den Ofterdinger wieder hinauslockt. Die Zwischenzeit füllte Dietz stets mit Vorlesung der Lieder und Erläuterungen. Besonders ergreifend las er das „In wilden Bergen" und das „Daheim". Seine älteste Tochter ein sehr interessantes Mädchen, stellte selbst die Aventiure dar, mit vieler Anmuth und einem geistigen Ausdruck, der meinem Ideal der schönen Unholdin ganz entsprach. Ich glühte vor Aufregung — und entschlüpfte so schnell als möglich, um daheim, in meiner stillen Zelle, mich wieder zu fassen und Joseph zu erzählen. Es fiel in Dietzen's Vortrag auch manches schöne herrliche Wort über die Wartburg, über ihre Vergangenheit und Gegenwart. Seit diesem Abend ist das Buch in aller Munde . . es ist ein wunderlich Treiben — ich könnte Ihnen seltsame Dinge noch erzählen, welche die Zauberin

Aventiure angerichtet, aber man muß ihr auch ihre Geheimnisse lassen. Ich bin noch ganz von Freude erfüllt, aber glauben Sie nicht lieber Freund, daß diese Freude „befriedigte Eitelkeit" heißt, wie es nach diesem langen Brief fast scheinen könnte. Ich fühle mich im Gegentheil bescheidener und demüthiger als sonst. Aber dieser Abend hat einen Wendepunkt in Josephs ganzer Anschauung seiner Vaterstadt hervorgebracht, ihn wieder mehr der versäumten Heimath genähert."

Das Geheimniß Frau Aventiurens, welches die Mutter ihr noch überlassen mußte, war das sich damals festende Herzensverhältniß zwischen ihrem Sohn und der jungen Aristokratin, deren Neigung er sich also als Dichter siegreich ersungen hatte, wie er es einst in sonnigen Jugendtagen ähnlich als Schicksal seines Werner Kirchhof geschildert. Es ist natürlich, daß auch diese Aehnlichkeit dazu beitrug, das nun endlich dem unsteten Dichter tagende Liebesglück mit dem Schimmer der Poesie zu verklären. Nach einem Briefe der Mutter hatte die Annäherung bereits kurz nach Josephs Heimkehr aus Pienzenau stattgefunden. Aber erst am 2. August durfte sie ihrem Herzen Luft und die Verlobung bekannt machen. — Nun schrieb sie voll Seligkeit an den Freund:

„Hören Sie nun, lieber Freund, und theilen Sie unsere Freude! Joseph ist verlobt — er hat ein Herz gewonnen, das ihn mit seltener Hingebung liebt, das ihm mit Freude und Lust die größten Opfer bringt und seine Liebe über Alles stellt. Seine Braut ist Karoline von Malzen — die einzige Tochter des alten Freiherrn von Malzen, der seit neun Jahren als bayerischer Gesandter hier wohnt. Sie giebt also Verhältnisse auf und eine Lebensweise, die Joseph ihr nicht bieten kann — aber die Beiden lieben sich so unendlich, daß Alles andere ganz untergeordnet erscheint. Der Vater natürlich dachte anders und es war sehr zweifelhaft, ob er seine Einwilligung geben werde. Doch er that, was wir ihm nie genug danken können. Hätte er seine väterliche Gewalt dieser Liebe entgegengestellt, so hätten wir jetzt zwei sehr unglückliche Menschen, während jetzt Freude und Dank zu Gott und seiner gnädigen Lenkung in allen Herzen waltet. Sie werden fragen, wie das so gekommen, wo sich

die Beiden gefunden. Bei uns selbst, verehrter lieber Freund. Seit unsre Karoline hier wohnt, kam sie zu uns — erst selten, dann immer mehr und mehr — ihre Erscheinung verbreitete immer großes Vergnügen im Hause, da sie in der That von seltener Anmuth und Liebenswürdigkeit und von feinem klugen Geiste ist. Joseph betrachtete sie als ein Ideal reizender Weiblichkeit, Papa Scheffel behauptet, er sei schon vor seinem Sohn verliebt in sie gewesen. Ungefähr ebenso zeigte sich Herr von Malzen für Joseph eingenommen, lobte ihn und lud ihn ein. An Heirath dachte niemand. Diesen Winter begann die Liebe aufzublühn. Wir erschraken schier und hofften wenig. Aber bald sah der alte Herr ein, daß das ganze Lebensglück seines Kindes davon abhänge — und er gab seine Einwilligung, knüpfte aber die Bedingung daran, daß wir bis zum August, in welchem Monat auch die Trauung stattfinden solle, gegen Jedermann es als ein tiefes Geheimniß bewahren mögen. Wie ritterlich wir dies Versprechen hielten, wissen Sie jetzt theurer Freund. Es hat mich unendliche Selbstüberwindung gekostet, es Ihnen nicht zu sagen."

Die Geheimhaltung war um so leichter, als die beiden Brautleute in der Lage waren, bald nach Erwachen des Frühlings ihr junges Glück aus „der Laurer Unholdschaar" in die Heimlichkeit der geliebten Gebirgswelt zu tragen. Scheffel hatte beim Abscheiden von Pienzenau das Landhaus Förster's auch für das nächste Jahr gemiethet und einige Zeit nach seiner Uebersiedelung folgte auch seine Braut der Einladung einer ihr befreundeten Familie nach dem benachbarten Wallenburg im Thale der Mangfall. Das mögen glückliche Tage gewesen sein, die dieser Lenz des Jahres 64 dem vielgeprüften Dichter bescheerte.

Als am 22. August dann in Karlsruhe im Hause der Braut die Hochzeit gefeiert wurde, strahlte der erst wenige Tage vorher zurückgekehrte Bräutigam, wie seine Mutter schrieb, vor innerer Wonne, daß man ihn kaum wieder erkannte. Sein Freund Schwanitz, der ihn kurz vor der Hochzeit besuchte, fand ihn „hochbeglückt und einer rosigen Zukunft entgegensehend." Die gleiche Liebe zur schönen Natur und zum Genuß

derselben in frischer Wanderung theilte die Braut mit dem Dichter und es hatte nach den Briefen der Frau Majorin ganz ihrem eigenen Geschmacke entsprochen, als dieser den Plan faßte, den jungen Hausstand in dem schön gelegenen Landhaus zu Seon am Halwyler See zu begründen, in welchem er sich vor zwei Jahren so wohl befunden. Die Hochzeitsreise führte sie nach den italienischen Seen. „Wie zwei gute Kameraden zogen sie, meist zu Fuß wandernd, über den Splügen. In Lugano nahmen sie längeren Aufenthalt.“ Und die Nachrichten, die nach der Rückkehr in die Schweiz aus dem Häuslein am Halwyler See zu den glücklichen Alten in des Dichters Vaterhaus drangen, waren zunächst nur geeignet, deren Glück noch zu steigern, welches allein dadurch geschmälert wurde, daß der aufblühende Hausstand nicht in Karlsruhe, sondern in Seon war. Die Mutter schrieb über die Ansiedelung:

„Schon im Sommer miethete Joseph dort das Haus eines Freundes, der auch Dichter ist und dasselbe mit seinem idyllischen Sinn auf einen Hügel gebaut — der Mann ist aber zugleich Oberrichter des Kantons und sollte in Aarau wohnen. Als er nun Joseph ein Haus suchen wußte, bot er es ihm zur Miethe an, und es ward angenommen. Erst im November konnte es bezogen werden, unterdessen waren sie auf der Reise und dann am schönen Halwylersee bey Erismann. Das Seon liegt so nahe, daß Joseph von dort aus die Einrichtung betreiben konnte, was er denn auch mit so viel persönlicher Geschäftigkeit that, daß wir uns nicht genug wundern konnten. Als umsichtiger thätiger, für Alles sorgender Hausvater ruhte er nicht, bis Alles bequem, nett und behaglich war und erst dann führte er seine geliebte Karoline an den eigenen Heerd, der ihr nun unbeschreiblich wohl gefällt. Der Aussteuer-Waggon“ . . . „brachte auch so viel nützliche, solide, und hübsche Dinge, daß sich bald eine zwar einfache, aber vergnügliche Behaglichkeit im Dichterhause von Seon verbreitete. Es liegt auf einem Hügel, beherrscht das Dorf, ist von allen Seiten frei von Gärtchen umgeben und einem großen Hunde bewacht, der Bello heißt. Doch ist Niemand, der ihnen Böses will, sondern die Leute allum sind ihnen gut und

freundlich. Eine brave Wiedertäuferin versieht ihre Küche und außer dieser ist zu Karolinens Bequemlichkeit ihr ihre alte langjährige Dienerin in die Einsamkeit gefolgt. So lebt nun mein theures Paar und ihre Briefe athmen nichts als Glück und Zufriedenheit."

Freilich kann das treue Mutterherz auch das Bedauern nicht unterdrücken, welches sie über das Getrenntsein empfand. Noch mehr schmerzte dies den alten Vater der jungen Frau. Er wollte seinen Schwiegersohn eine Stelle in der Welt einnehmen sehen, die dem schönen Dichterruhm entsprach, der ihn über die Menge so hoch emporgehoben. Er war sehr unzufrieden, daß dieser, als an ihn gegen Schluß des Jahres eine ehrenvolle Berufung zum Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg erging, dieselbe ablehnend beantwortete. Er mag dabei geäußert haben, daß er auch das reservirte Verhalten des Dichters Weimar gegenüber nicht billigen könne, wenigstens schrieb in diesem Sinne die leicht erregbare Mutter an Arnswald. Die Tochter aber theilte diesen Ehrgeiz nicht, denn als von der Wartburg die Kunde kam, der Großherzog von Weimar gedenke den Sänger der Wartburg durch Verleihung des Hofrathstitels zu ehren, erklärte sie ihrer Schwiegermutter ausdrücklich, daß sie ihren Mann in dieser Angelegenheit unter keiner Bedingung beeinflussen wolle. Scheffel selbst dagegen gab jetzt den alten Widerstand gegen die Annahme solcher Ehrenbezeugung auf. Er hatte seinen Sinn nicht geändert; aber es wiederstrebte ihn, dem beständig sich gleichbleibenden Wohlwollen des Großherzogs gegenüber sich undankbar zu erweisen. Ein Brief den er in der Sylvesternacht dieses erreignißreichen Jahres an denselben schrieb, führt dies des Näheren aus:

„Ich beschließe das alte Jahr mit Dank gegen die Vorsehung, die mir im Laufe desselben viel echtes Glück gewährte, und mit Dank gegen Euer Königl. Hoheit, Dero Weihnachtsgabe mich in so unerwarteter Weise überrascht. Die Gesinnung, die aus dem das Dokument begleitenden Handschreiben spricht, hat sich mir seit Jahren

in so unverändert herzlicher Weise bewährt, daß ich mir nicht gestatte Einsprache zu erheben und als Grund anzuführen, daß mein Sinn sich mehr und mehr einfachem ländlichen Leben zugewendet hat und durch äußere Ehren und Beziehungen zur großen Welt nur in Verlegenheit gesetzt wird. Euer Königl. Hoheit haben mir die größte Weihnachtsfreude dadurch bereitet, daß mir in der idyllischen Ansiedelung am Fuß der Alpen die freudige Ueberzeugung erneut und befestigt ward, auch im Herzen von Deutschland huldvolle Freunde zu besitzen.

Ich wiederhole die Versicherung aufrichtigen Dankes und verbinde damit meine und meiner jungen Hausfrau herzlichste Wünsche zum neuen Jahr, die wir heute um Mitternacht, wenn die Glocken von den benachbarten Bergdörfern und durch's Halwyler Seethal zusammenläuten, im kleinen häuslichen Feste wiederholen werden: möge es Euer Königlichen Hoheit und Dero Hause glückliche Tage, dem gemeinsamen Vaterlande Herstellung des schwer getrübten, inneren Friedens bringen!

Seon im Aargau. In treuer Ergebenheit

Am Sylvester-Abend des Jahres 1864. J. Vict. Scheffel."

An Arnswald aber, der ihm gleichzeitig ehrenvolle Vorschläge zur Uebersiedelung nach Weimar machte, schrieb er, daß er für die nächsten Jahre in Séon zu bleiben gedenke und die gegenwärtige politische Lage, die einen Conflikt zwischen den süddeutschen Staaten und derjenigen Großmacht, an welche auch die weimarischen Geschicke geknüpft seien, nur allzu wahrscheinlich mache, ihm weniger noch als früher gestatte, sein Gewissen mit einem Diensteid zu belasten, der ihn später zu irgend welcher Heuchelei oder falscher Parteinahme zwingen könne. Von sich und seinem gewonnenen Eheglück sagt er: „wir leben, nach fröhlichem Herbst an den italienischen Seen, nunmehr eintönige, aber nicht minder fröhliche Wintertage unter alemannischen Landleuten." . . .

Leider vergönnte auch jetzt dem Dichter das rauhe Schicksal nicht, in Ruhe das neugegründete Dasein nach seinen Plänen frei zu gestalten. Am 5. Februar dieses Winters

trat ein Ereigniß ein, das nicht nur diese Pläne jäh vernichtete, sondern in seinen Folgen noch in ganz anderer Weise zerstörend auf die Hoffnungen des Dichters wirkte. Seine Mutter, die er seit dem Hochzeitstage noch nicht wieder gesehen, deren baldigem Besuch in seinem Tuskulum er aber gerade erwartend entgegensah, wurde mit jäher Schnelligkeit vom Tode der Stätte ihres rastlosen Wirkens entrafft. O wie tief empfand es der Sohn, daß in ihr seine Familie ihren guten Genius verloren! Rührend zu lesen und zugleich ein schönes Beispiel seines ungeschwächten poetischen Empfindens ist folgende Stelle aus einem ausführlichen Trauerbrief an den alten Freund der Mutter auf der Wartburg:

„Die letzten Zeilen in poetischer Form, die ich von ihrer Hand geschrieben, auf einem Zettel leicht hingeworfen fand, entstanden in den letzten Januartagen, als eine ungewöhnlich laue Sonne den Schnee ringsum schmelzen machte und wahrscheinlich die klimatische Aenderung vorbereitete, die so schwere Krankheiten begünstigte. Damals schrieb die Theure, die sonst zu Heiterem und Fröhlichem geneigt war, in eigenthümlich ergriffener Stimmung, aber noch fern von allem Kranksein, die nachstehenden acht Zeilen nieder:

„Die Tropfen hör' ich rinnen
Vom überwärmten Schnee —
Das giebt mir viel zu sinnen,
Das weckt ein tiefes Weh.

Wie dieser Schnee nun schwindet,
So schwand schon manches hin,
Das nie sich wiederfindet . . .
. . . Mir ist so trüb zu Sinn. —"

Am 5. Februar gebot der Tod diesem fein empfindenden Herzen Stillstand. Unter den Kränzen und Blumen der Stadt, wo sie so lange segensreich gewirkt, senkten wir sie in die Gruft, wo sie an Mariens Seite ruht. Die Gruft ist unter der Mauer der Kirchhofskapelle. Als ich im März wieder nach Karlsruhe kam und einen Kranz hinaustrug, war's von Neuem Winter geworden. Der Schnee auf dem Dach der Kapelle aber schmolz und die Dachtraufe entströmte nur an der einen Stelle, wo die Grabplatte der Gruft war,

streifte die an Mariens Denkstein aufgehängten Kränze und fiel in langsam monotonem Takte auf diese Platte nieder, so daß dieses Geräusch des schmelzenden Schnees, dasselbe was die letzte Dichtung im Herzen geweckt hatte, nunmehr als letzter Ton aus der Oberwelt in die Ruhe des Todesschlafs hinabtönte . . ."

Mit dieser Mutter verlor der Dichter nicht nur eine treue Vermittlerin für so Manches, was zwischen ihm und seiner Gattin noch der Aussprache harrte, um ein völliges Verstehen der Rauhheiten und Eigenheiten seines durch das lange Gemüthsleiden beeinflußten Charakters von ihrer Seite herbeizuführen und ein harmonisches Ineinanderwachsen der Seelen Beider weiterhin zu bewirken, er verlor in ihr auch die langmüthige unverdrossene Pflegerin des der Hülfe bedürftigen greisen Vaters und des an liebevolles Umhegtsein gewöhnten unglücklichen Bruders Karl. Von Stund an war er gezwungen, diesen als schwere Erbschaft ihn überkommenen Pflichten seine „Pläne auf Reisen wie Studien und Arbeiten in ländlicher Zurückgezogenheit" zu opfern; er mußte mit diesem Pflegamt die Verwaltung des durch Erbschaftszuwachs complicirt gewordenen Vermögens sowie des väterlichen Haushalts übernehmen und suchen, sein Leben danach einzurichten. Seine Frau, von der er in obigem Briefe rühmte, daß sie mit viel Herzensgüte ihm zur Seite stehe, hielt noch bis zum Herbst das kaum eingerichtete Hauswesen in Seon aufrecht, mußte jedoch ihren Mann den größeren Theil dieser Zeit seinen Pflichten, die ihn nach Karlsruhe in's Vaterhaus riefen, überlassen. Am 13. Juni schrieb der nun bereits im 76. Jahre stehende Vater dankbar über seines Aeltesten Verhalten an Arnswald, für dessen Theilnahme er dankte: „Joseph ist bei all seinem eigenen tiefen Schmerz um den Verlust seiner lieben Mutter in unserer Leidenszeit mir treulich beigestanden, und seine Versicherung, mich und seinen armen Bruder Karl auch künftig nicht allein in seinem jetzt mutterlosen, elterlichen Hause zu lassen, sondern sobald als möglich mit seiner Frau zu uns



Jos. Vict. Scheffel

Im Jahre 1863.



hierher zu ziehen, hat wohl am meisten beigetragen, mich selbst in dieser harten Prüfung aufrecht zu halten, und mir nicht alle Hoffnung auf eine — nach dem erlittenen Verluste doch noch erträgliche Zukunft zu benehmen. Seit dem Tode seiner Mutter war Joseph schon dreimal, immer auf drei bis vier Wochen, bei mir, und bei seiner letzten, erst vorgestern erfolgten Rückreise zu seiner Frau nach Seon versprach er mir, im August wiederzukommen und dann die nöthigen Vorkehrungen zur späteren Unterbringung seines Hauswesens im elterlichen Hause zu treffen."

Es ist bekannt, daß die Laren dieses Hauses der Ehe Scheffels nicht günstig waren. Dem unter scheinbar so glücklichen Auspizien geschlossenen Herzensbund war kein Bestand auf Dauer gewährt. Welchen Gang im Einzelnen die bald nach der Geburt des Sohnes Viktor — am 20. Mai 1867 — durch die Gattin vollzogene Trennung gehabt, diese Erörterung kann sich der Biograph des Dichters ersparen. Gegenüber dem Chaos gedruckter und ungedruckter übeldeutender Gerüchte kann er sich dabei beruhigen, daß die bisherige wahrheitsgetreue Darstellung des tragischen Verlaufs von Scheffels Leben und speziell die soeben klargelegten Verhältnisse vollauf genügen, um darzuthun, daß keineswegs noch besondere Vorfälle nöthig waren, um das neue Unglück, das den Dichter nun traf, zu erklären. Der Wechsel zwischen der Idylle von Seon und der in Karlsruhe gegebenen Situation, wo der unglückliche, geistig und körperlich zurückgebliebene Karl den Mittelpunkt der Hausordnung bilden mußte, war zu grell, als daß er in einem nach stillem Glück verlangenden Frauenherzen nicht als Dissonanz hätte wirken müssen; ebenso vorher das viele Alleingelassensein in Seon nach der steten Gemeinsamkeit des ersten Glückes; hauptsächlich aber brachte das nunmehr beginnende Leben in der Stadt die große Verschiedenheit in wesentlichen Auffassungen des Lebens, welche zwischen den beiden Gatten obwaltete und jene Eigenheiten

in Scheffel's Charakter zur Entfaltung, die schon immer verhängnißvoll gewirkt hatten und doch zugleich als Elemente seiner dichterischen Persönlichkeit zu betrachten sind: seine Antipathie gegen konventionelle Geselligkeit, die Reizbarkeit seines Wesens, sein Ungestüm im Affekte, sein Bedürfniß bald nach Einsamkeit, bald nach den Anregungen der heiteren Geselligkeit, wie sie nur der Verkehr von Männern unter sich entwickelt. Seine stärksten Sympathien vermochte die Frau nicht zu theilen; sich ihnen anzupassen fehlte ihr die Gabe. Sein ganzes Leben hindurch hatte sich bisher gezeigt, daß je mehr sich der Dichter in seiner persönlichen Freiheit beengt fühlte, auch um so schärfer seine Eigenheiten hervorgetreten waren. Auch jetzt fehlte es nicht an diesen Symptomen. Und zu ihnen gehörte, daß er unter den durch den Tod der Mutter ihm aufgezwungenen Verhältnissen jene Stimmung zu neuen größeren Unternehmungen als Dichter nicht fand, die er sich von dem geplanten Stillleben in Seon hatte erwarten dürfen. Indem er mit Ernst und Strenge den Familienverpflichtungen nachkam, die ihm als Sohn und Bruder das Schicksal auferlegte, büßte er das Familienglück ein, das er als Gatte sich hatte gründen wollen.

Seinen Schreibtisch in dem so schön gewählten und eingerichteten Dichterheim am Halwylersee hatte er vergnüglich mit Arbeiten einweihen können, welche die Herausgabe seiner bisherigen Werke nöthig machte. Als guter Hausvater hatte er begonnen, die noch in Vorrath befindlichen Früchte seines „fahrenden" Poetenlebens für den Druck vorzubereiten. Der zum 4. Mal aufgelegte „Trompeter" hatte eine neue Vorrede erfordert, er schrieb sie nach einem — wohl mit der Gattin gemeinsam ausgeführten — Ausflug nach dem von Seon ja nicht weit entfernten Säckingen; sie zeigt sein lyrisches Talent auf der vollen Höhe seiner Eigenthümlichkeit und spiegelt eine Stimmung voll reinster Befriedigtheit wieder. Dann ging er daran, jene Episode aus dem Viola-Roman, die des Juniperus Abenteuer im Reviere der Donauquellen er-

zählt, zur Separatherausgabe zu bearbeiten und mit jenem Kommentar erklärender Anmerkungen zu versehen, die uns einen Begriff von den umfassenden historischen Studien geben, welche dieses eine Kapitel allein schon erfordert hatte. Für diese Anmerkungen setzte er eine gewissenhafte und langwierige Neudurchsicht seiner Notizen und Excerpte in's Werk, wie u. A. aus einem Brief vom 16. Januar 1866 an Dr. Barack in Donaueschingen, den er zu diesem Zwecke um verschiedene Bücher und Abschriften bat, hervorgeht. Diesen gelehrten germanistischen Arbeiten entsprach es durchaus, daß er dann von seinem Freund Professor Holtzmann eine Einladung zur Theilnahme am 24. Deutschen Philologentag, der am 26. September 1865 in Heidelberg stattfinden sollte, zugleich mit der ehrenden Bitte erhielt, für das Festmahl im Bankettsaal des Heidelberger Schlosses ein Lied oder etwas Aehnliches zu dichten. Mehrere Briefe Scheffels aus Seon an den Heidelberger Germanisten, die sich in dessen Nachlaß befinden, gewähren interessanten Einblick in die Entstehungsgeschichte der aus dem „Gaudeamus" bekannten Dichtung, welche das große Heidelberger Faß mit einem bewunderswerthen Aufwand von Gelehrsamkeit und gleichzeitig von Humor die versammelten Sprachforscher begrüßen ließ. „Ich bin jetzt wieder im Stande, an solche Heiterkeiten zu denken . . . vor Kurzem war ich's noch nicht", hatte er mit Bezug auf den Tod seiner Mutter bemerkt, als er diesem bejahend auf das Ersuchen antwortete. Das waren wieder Festtage für die „engeren" Freunde, vor allem Häusser und Schmezer, als Meister Josephus bei dieser Gelegenheit endlich einmal wieder den echten vollen Gaudeamusklang in der fröhlichen Neckarstadt ertönen ließ und die jubelnde Aufnahme, die sein, damals im Separatdruck erschienenes und beim Festmahl im Bandsaal von dem verstorbenen Wilhelm Mannhardt sehr wirkungsvoll zum Vortrag gelangendes Lied vom Heidelberger Faß bei allen Festtheilnehmern fand, die allgemeine Theilnahme, die für seine anak-

reontischen, bisher von ihm noch immer nicht zum Buch vereinigten Lieder sich äußerte, gipfelte in dem dringenden Verlangen, doch endlich einmal seinen Heidelberger Liederpsalter als solchen herauszugeben. Anton von Werner hat in seinen „Erinnerungen“ (Gegenwart 1886, Nr. 19 und 20) erzählt, daß Scheffels Verleger Adolf Bonz, er selbst und andere Freunde schon seit 1863 ebendazu ihn zu bereden gesucht hatten. Er widerstrebte lange und energisch. Auch in den Commersbüchern und den Fliegenden Blättern hatte er diese Lieder nur unter der Chiffre J. S. erscheinen lassen. „Warum?“ bemerkt dazu Werner, „Ihr werdet sehen“, rief er den Freunden zu, „daß ich mit diesen Liedern in den Ruf eines Lump und Kneipgenies komme?“ Und er hat in der That später unter solchen Gerüchten zu leiden gehabt, und es ist Thatsache, daß noch in den letzten Jahren eine Dame, deren Tischnachbar er war, ihn geradezu fragte: „Sagen Sie, Herr Doktor, ist es wirklich wahr, daß Sie so trinken?“ worauf Scheffel mit feierlichem Ernst geantwortet hat: „Ja wohl, gnädige Frau, auch fressen thut das Scheusal.“ „Wie viele Tage, Wochen, Monate“, fügt Werner hinzu, „habe ich mit Scheffel zusammen verlebt, ernste und fröhliche, der Arbeit im stillen Daheim oder lustiger Wanderschaft gewidmete, habe mit ihm zusammen gegessen und getrunken und im selben Zimmer geschlafen, — aber nimmer wäre ich auf den Gedanken gekommen, daß mein guter biederer Joseph in den Ruf eines Trinkers und Kneipgenies kommen könnte. Ein einziges Mal erinnere ich mich, im „güldenen Knopf“ zu Säckingen im August 1868 war's, als die Honoratioren des Städtchens, welches Scheffel berühmt gemacht hat, dem Dichter einen Ehrentrunk gaben, daß ich ihn am Aermel zupfte und sagte: „Joseph, jetzt isch's Zeit!“

Aber jetzt nach der in Heidelberg erlebten Auffrischung gab er doch nach, zumal in jener Zeit überhaupt die humoristische Ader seines Talents wieder in stärkerem Pulsschlag sich regte, wovon die 1866 in Nr. 1100 der „Flieg. Bl.“ er-

schienene köstliche Schwankdichtung: „Die Schweden in Rippoldsau", eine überzeugende Probe ist. Schon seit seiner Verlobung war mit der Heiterkeit auch diese ursprünglichste Richtung seines Talents wieder lebendig geworden und hatte u. A. die eigenen gelehrten Studien, die sich in das Dunkel der germanischen Vorzeit noch vor der Völkerwanderung verloren hatten, zum Gegenstand ihres ironischen Gespötts werden lassen. So hatte er im Mai 1864 — also noch vor seiner Hochzeit — mit Eisenhart eine von beiden längst geplante Fußwanderung um den ganzen Bodensee herum ausgeführt, um unter anderen der eigentlichen Natur der Heidenlöcher auf die Spur zu kommen. Ausgangspunkt und Stelldichein war die Welfenwiege Ravensburg. Von da gings über Friedrichshafen, Meersburg, Ueberlingen, Bodmann, Constanz bis nach Bregenz und Lindau. Die Resultate führten ihn zu eingehenden Studien über Pfahlbauten und Steinzeit. Aber statt nun etwa sein reiches Wissen in gelehrten Abhandlungen niederzulegen und am Ausbau der Wissenschaft sich nach besten Kräften zu betheiligen, begnügte er sich an der Belehrung des eigenen Geistes, der am Ende in einer heiteren Stunde der ganzen Gelehrsamkeit ein Schnippchen schlug mit einem Spottvers auf sich,

> „der selber den Moder durchwühlt
> Und bei den gefundenen Dingen
> Einen Stolz als Kulturmensch gefühlt."

Das „kulturhistorische" Lied vom „Pfahlmann" ist das auf uns gekommene Produkt dieser Reise, deren Resultate vermuthlich dem von Scheffel um diese Zeit geplanten, aber nicht vollendeten Roman „Tabernae Rhenanae" zu Gute kommen sollten. Auch während der glücklichen Idylle von Seon vor dem Tod seiner Mutter führten die Eindrücke, die er auf einer mit einem zu Besuch gekommenen Freund in die „Findlingslandschaft zwischen Aare und Reuß" unternommenen Studienfahrt gesammelt, statt etwa zu einer gelehrten Abhandlung zu dem Lied

vom „Erratischen Block“. Das „ganz aus erratischem Gneus“ bestehende Wirthshaus, das darin genannt wird, steht noch heute zu Birmensdorf im Kanton Aargau. So machte er für das Festlied vom Heidelberger Faß gründliche Studien zur Geschichte der Trinkgefäße, und so entstand auf einer mit A. v. Werner im Frühling 1866 unternommenen Studienreise nach dem durch das Waltharilied ihm theuer gewordenen Wasgenstein im Elsaß, von der er dann an Hofrath Holtzmann schrieb: „Ich habe neulich den elsässischen Wasgenstein erforscht“ als nächstes Ergebniß das patriotisch-pathetisch aufklingende, humoristisch-ironisch aber ausklingende Lied vom Wasgenstein, dessen Schluß uns Dichter und Maler zeichnet, wie sie in der Höhlung des Felsens „Waldmeisterkraut zu würzgem Wein mischen“ und dann vergnügt dies neue Lied vom Wasgenstein dichten und malen. So schwoll die Mappe seiner humoristischen Gesänge aus dem „Engeren“ und „Weiteren“ noch merklich an, während er daran war, dieselbe für den Druck zu ordnen und zu sichten. Eine eigene Fügung war es, daß, als er im Begriff stand, die Arbeit abzuschließen, Häusser und in ihm die Seele und das Oberhaupt des „Engeren“ starb. Am 16. März 1867 schloß der gefeierte Historiker die Augen, die so lebensfroh in die Welt hineingeschaut und so theilnehmend auf dem Lebensgange unseres Dichters geruht hatten. So erlebte von den Hauptsodalen des „Engeren“ nur noch Schmezer das Erscheinen des „Gaudeamus“. Im Mai 1867 — etwa um dieselbe Zeit, da seine nach Clarens am Genfersee übergesiedelte Frau ihm dort einen Sohn gebar, dichtete er zu der fertigen Sammlung die prächtige Widmung, zu welcher die Erinnerung an „den Meister, dessen Tod wir klagen“, die Saiten der Seele stimmte. Es war ein poetischer, tiefempfundener Epilog auf den „Engern“ und all' die schönen Stunden, die er in diesem Kreise erlebt und auf die er nun mit wehmüthigem Lächeln zurückblickte:

„Nun schau ich aus solidem Schwabenalter
Auf dieser Lyrik jugendtollen Schwung
Und reiche lächelnd meinen Liederpsalter
Den Zechern allen, die im Herzen jung.
Wer Spaß versteht, wird manchmal kräftigst lachen
Und Wen manch Lied schier allzudurstig däucht,
Der tröste sich: 's war anders nicht zu machen,
Der Genius Loci Heidelbergs ist feucht."

Und der freundliche Anruf des Dichters: „Gaudeamus!" — (Laßt uns fröhlich sein!) — fand ein tausendfaches Echo im Vaterlande. Der hier in mannigfachster Beleuchtung schillernde und funkelnde Humor war so echt deutsch, der weite Kreis der Zecher, die, „im Herzen jung", für den hier geübten Spaß Verständniß hatten, nahm die Gabe so dankbar auf, daß binnen Jahresfrist vier Auflagen vergriffen waren und jedes folgende Jahr dann neue nöthig wurden. Und doch konnte der Sänger der Lieder des Erfolges nicht froh werden. In seinen Briefen der nächsten Jahre wiederholt sich die Klage beständig, daß derselbe in so gar keinem Verhältniß stehe zu dem der Aventiure-Lieder, die er doch mit seinem Herzblut geschrieben und die auf Studien beruhten, an die er lange Jahre mit männlichem Ernst gewandt habe. Er hatte Unrecht mit dieser Klage; beim Erscheinen der Frau Aventiure hatte er es selbst ausgesprochen, daß dieses Buch nicht auf „Popularität" rechnen könne und sich nur an eine kleinere Gemeinde besonders gebildeter Leser wende. Es war auch nicht allein jene Vorliebe, die Eltern für ihre Schmerzenskinder zu haben pflegen, was ihn die Freude am Erfolg des Kindes seiner Freudenstunden schmälerte. Nein — er hatte in der kurzen Zwischenzeit seit der Niederschrift jener Widmung die damals empfundene Harmlosigkeit gegenüber dem geliebten „Genius Loci Heidelbergs" eingebüßt. Denn Eine, der er auch diesen Liederpsalter gereicht, hatte kein Lächeln für den „jugendtollen Schwung" dieser Lyrik gehabt. Dies war seine

Frau. Ist es nicht tragisch, daß für den Dichter des Gaudeamus der spontan hervortretende Erfolg dieses Buchs zusammenfällt mit der definitiven Loslösung seiner Frau von ihm. Gleichzeitig mit der Beschwerde über das ungleiche Schicksal seiner beiden Liedersammlungen schrieb er an den alten Herzensfreund Schwanitz: „In schriftstellerischen Arbeiten habe ich Glück, im Leben nicht viel." Und wenige Wochen nachher folgte gegen Arnswald die Andeutung: „Wir leben einen sehr einsamen Winter zusammen; meine Frau aber mit dem Kind hat keine rechte Heimlich- oder Heimischheit für Karlsruhe und ist zu ihrer Großmutter in Oesterreich auf Besuch." Nach dem Tode dieser letzteren lebte die Gattin des Dichters fortan getrennt von ihm in München. Auf jenen Winter zurückblickend, schrieb dieser mit der ihm eigenen Resignation an einen Freund: „In diesem Winter war ich leidend und habe nur Herbes erlebt." In A. v. Werners „Erinnerungen" aber heißt es in Bezug auf diese Zeit: „Zwischen den beiden Ehegatten war eine Entfremdung, eine Erkältung eingetreten, „Gott weiß wann und wie", schrieb mir Scheffel . . . Es ist nicht meines Amtes, Schuld und Zufall hier gegen einander abzuwägen, ich kann nur sagen: mein armer Freund hat schwer gelitten unter der Versagung häuslichen Glückes, welche ihm vom Schicksal auferlegt war; das dichterische Schaffen ist ihm seitdem verleidet gewesen, und der fröhliche Liedermund des Gaudeamus-Sängers blieb bitter und herbe geschlossen. Aber die gelobte Treue und Liebe hat er gehalten, sein einziger Sohn ist sein Lebensglück geworden, und an seinem Sterbelager haben 18 Jahre voll Kummer und Bitterniß einen versöhnenden Abschluß gefunden!"

Anton von Werner war seit jenen gesegneten Frühlingstagen des Jahres 1862, da der erste Verkehr zwischen dem jungen Maler und dem von ihm verehrten Dichter in den Aquarellen des ersteren zur Frau Aventiure für den Großherzog von Weimar seinen Ausdruck fand, Scheffels intimer Freund

geworden und diese Freundschaft hat sich selbst ein unvergängliches Denkmal in den von Werner illustrirten Prachtausgaben der Werke des Dichters errichtet. Wir haben schon am Schlusse des vorigen Kapitels das dankbare Bekenntniß des Malers mitgetheilt, welch intimen Antheil Scheffel an dem Zustandekommen der Werner'schen Zeichnungen zu seinen Dichtungen gehabt hat. Scheffels ersprießlichste Thätigkeit seit seiner Rückkehr von Seon nach Karlsruhe — soweit sie überhaupt der Kunst und Literatur zugewandt blieb — bestand in dieser fördernden, helfenden, berathenden Theilnahme an diesen schönen Ausgaben, die sich auf jedes einzelne Blatt erstreckte und in Folge welcher diese eine so wundersame Harmonie zwischen Text und bildlichem Ausschmuck aufweisen. Werner zeichnete — immer in beständigem Gedankenaustausch mit Scheffel — im Sommer 1866 die Illustrationen zu Juniperus, im folgenden Winter skizzirte er die Bilder zu der bereits damals in's Auge gefaßten illustrirten Ausgabe des „Gaudeamus", die er im Sommer 1867 dann in Paris ausführte. Im Winter dieses Jahres — nachdem Scheffel vom Genfer See und Werner aus Paris zurückgekehrt war — beschäftigten Scheffel die Vorstudien zu der Illustrirung der „Bergpsalmen", deren Skizzen Werner im Sommer 1868 in Paris ausführte, wo er auch die ersten Entwürfe zum Trompeter in Angriff nahm. „Unser Briefwechsel darüber", bemerkt Werner, „war außerordentlich lebhaft." Derselbe führte zur Verabredung einer gemeinsamen Reise; der Dichter wollte den Maler persönlich an alle die Orte führen, welche für die genannten zwei Dichtungen von Bedeutung waren. „Am 22. Juli 1868", erzählt der letztere „traf ich, von Paris kommend, in Basel mit Scheffel zusammen, und wir machten von dort aus über Thun eine genußreiche Fahrt durchs Berner Oberland, größtentheils zu Fuß, über Interlaken, Wengernalp, Scheidegg, Rosenlauigletscher, durchs Meiringer Thal über den Brüningpaß nach Alpnacht, Beckenried

und Luzern, auf welcher ich für die in Paris entworfenen Bergpsalm-Illustrationen die nöthigen Naturstudien machte. Von Luzern reisten wir nach Zürich, von wo Scheffel am 30. Juli nach Seon im Aargau ging, um den dortigen Arzt" (es wird Dr. Erismann in Brestenberg gemeint sein) „zu konsultiren. Einige Tage später trafen wir in Säkkingen wieder zusammen, machten Ausflüge ins Murgthal, nach dem Harpolinger Schloß, an den Bergsee, poculirten im „güldenen Knopf" zu Säkkingen mit Bürgermeister und Rath — aber in allen Ehren —, und waren zu Gast beim Besitzer des Säkkinger Schlosses, dem Seidenfabrikanten Bally aus Basel. Nach „Hotzen", d. h. nach Hauensteiner Bauern in ihrer alten originellen Tracht hatten wir vergeblich Tage lang diesen oberen Theil des Schwarzwaldes durchstreift. Ueber Basel und Freiburg reisten wir in unsere Standquartiere zurück, Scheffel nach Karlsruhe, ich nach Ottenhöfen im Schwarzwald, wo ich die gewonnenen Eindrücke in den 6 Zeichnungen zu den „Bergpsalmen" verarbeitete. Welche Fülle von Humor, tiefsinnig wissenschaftlichem Ernst und künstlerischer Anregung offenbarte Scheffel auf solchen Fahrten, und wie viel Stunden höchster Freude und reinsten Glückes danke ich dem prächtigen Manne, dem theuren Freunde!" Noch oft haben Scheffel und Werner solche gemeinsame Künstlerfahrten gemacht. Denn nach dem „Trompeter" kam der „Ekkehard" an die Reihe, der von beiden als ein Meisterstück von kulturhistorisch treuer und dabei doch künstlerisch freier Illustration geplant war und dessen Erscheinen als Prachtausgabe noch immer bevorsteht. Durch dieses Arbeiten mit Werner fühlte sich Scheffel ungemein befriedigt; hier konnte er seine Begabung und seinen Geschmack als Maler, seine ursprüngliche Auffassung als Poet, wie seine große kulturhistorische Gelehrsamkeit in gleichem Maße in's Spiel setzen. Welch reine, echt künstlerische Auffassung den Dichter hierbei beseelte, dafür bieten zwei Briefe, welche er im Frühjahr 1866 während der Illustrationsarbeiten Werners

für den „Juniperus“ an Freund Ille in München schrieb, höchst interessante Beweisstücke. Ich lasse dieselben, so weit sie von sachlichem Interesse sind, im Wortlaut hier folgen.

„Karlsruhe, 11. Januar 1866.

Lieber verehrter Freund. Ich danke herzlich für Ihren freundlichen Brief und freue mich jetzt schon darauf, den baßgeigenden Meister Petzold und seine Bedrängniß von Ihrer kunstfertigen Hand in bildliches Leben gerufen zu sehen. Hoffentlich schafft Ihnen die fröhliche Nebenarbeit nicht allzuviel Zerstreuung und jedenfalls wird vorher der große Lohengrincyklus einheitlich und schön vollendet . . Ich bin so unbescheiden, Sie zu bitten, wenn es vom Ganzen oder einzelnen Gruppen eine photographische Nachbildung giebt, mich dies wissen zu lassen, denn ich beschäftige mich oft und viel mit der Frage, ob und wie die poetischen Motive der deutschen mittelalterlichen Poesie einer bildlichen Neubelebung fähig sind . . Ein junger sehr talentvoller Künstler hier, A. v. Werner, hat sich auch schon mit Glück an solchen versucht . . es ist aber immer die Klippe: erklärt sich das Bild aus sich selbst oder setzt es zu seinem Verständniß voraus, daß man die Dichtung kennt, und wie ist die Forderung des strengen Gebundenseins an Stil und Form von damals mit der künstlerischen Freidenkerei des 19. Jahrhunderts zu verschmelzen? —

Ich wünsche Ihrem Genius volle Kraftentwickelung an der Lohengrinaufgabe — und guten Erfolg. „Nicht nachlassen, gewinnt“ — sagt ein altes Sprichwort. Wenn wir immer und immer wieder auf das hinweisen, was der deutsche Geist in früherer Zeit ersonnen, so wird ebendadurch derselbe Geist auch für die Zukunft frisch gehalten.

Freilich giebt schärferes Studium oft seltsame Enttäuschungen, und wenn ich in den linksrheinischen Dörfern in dem selten fehlenden Wirthshaus „zum Schwanen“ einkehre, so will mich oft bedünken, der Held mit dem Schwanenschiff sei ursprünglich anders wo heimathberechtigt als im Düster der germanischen Wälder. Das mittelalterliche Gedicht Lohengrin hat mir, so oft ich es zu genießen trachtete, stets einen unheimlichen, fremdartigen und wirren Eindruck gemacht . . .

Gott geb' uns allen Gnade, Gesundheit, fröhlichen Muth und gedeihliche Arbeit im Felde des Schönen!"

Der zweite Brief, dessen Eingang den empfangenen Photographien der Lohengrin-Bilder im Allgemeinen warmes Lob spendet, enthält folgende, für Scheffels richtigen Standpunkt aller kulturhistorisch malenden Kunst gegenüber höchst bezeichnende Sätze:

„Ihrem künstlerischen Streben erlaube ich mir — nach genauem und eingehend freundschaftlichem Studium des Tannhäuser- und Lohengrinbildes — eine Bemerkung: Wir freuen uns der alten Dichtungen, Tannhäuser, Lohengrin ꝛc. nur noch um des rein Menschlichen, Gemüthlich ansprechenden willen. Die Form jener Gedichte ist, was heutigen Sprachgenius betrifft, nicht mehr nachzubilden, und ist ebenso Renaissance oder Zopf oder Kind des betreffenden Jahrhunderts, wie alles Andere, was den bestimmten Typus seiner Epoche trägt.

Deßwegen halte ich nicht für nöthig, wenn wir den Geist einer Dichtung des XIII. Jahrhunderts in plastischer Form wiedergeben wollen, daß wir auch die künstlerisch befangene Denk- und Lineamentweise dem freieren künstlerischen Denken und Lineamentiren des 19. Jahrhunderts aufnöthigen. Es kommt sonst ein gewisser formaler Zwang, der nicht einmal stilvoll der richtige ist, in die Schöpfung und ein Anhäufen der culturhistorischen Hobelspähne um die Statue, die man mühsam aus dem alten, überwachsenen Lindenstrunk herausgeschnitzt hat.

Deßwegen halte ich zum Zweiten Ihren — culturhistorischen Inhalt reichlich erstrebenden und gebenden, tief durchdachten Compositionen — die freundschaftliche technische Maßschnur zur Seite und sage: die Hauptsachen — das rein Menschliche, Gemüthlich ansprechende und zugleich als künstlerisches Motiv plastisch wirkende — noch mehr, d. h. um einen Grad mehr als Hauptsache — das Beiwerk, Säulen, Wappen, Schrift, Costüm und archaistisches Lineament noch mehr, d. h. nur um einen leisen Grad mehr, als Beiwerk charakterisirt, so wird man die hölzernen Reste der gelahrten Vorstudien gar nicht mehr spüren und in frischer neugeborner Kraft, vermittelst glücklicher Seelen-

wanderung der ersten Urheber, springt der alte Geist wieder in das moderne Leben".

Diese Briefe haben nicht nur den oben angegebenen Werth, sie haben für die Nachwelt die Bedeutung eines ästhetischen Glaubensbekenntnisses, eines künstlerisch-kritischen Testaments desjenigen deutschen Dichters, dem es wie keinem anderen gelungen, auf dem Gebiet des kulturhistorischen Romans wie der kulturhistorisch malenden Lyrik sich als freier und großer Künstler zu bewähren. Sein „Trompeter von Säkkingen" und sein „Ekkehard", sein Juniperus" und die „Bergpsalmen", die düsteren Lieder seines Heinrich von Ofterdingen, wie die heiteren Gesänge seiner fahrenden Schüler und die durstigen Rodensteinlieder: all diese poëtischen Schöpfungen waren — dies ist das literarhistorische Ergebniß dieser Biographie — kraft solcher „glücklichen Seelenwanderung" entstanden. Er hatte in ihnen dem rein Menschlichen und Gemüthlich ansprechenden aus Geschichten und Gedichten deutscher Vergangenheit zu einer lebendigen Wiedergeburt verholfen und weil er so streng und hoch von seiner Kunst dachte, hat er diejenigen von ihm in Angriff genommenen Werke, bei denen es ihm nicht gelang, die plastische Gestaltung von den „kulturhistorischen Hobelspähnen" zu trennen, und der Gelehrte in ihm mächtiger geblieben war als der Dichter, lieber aufgegeben und der Welt vorenthalten, eh' daß er diesen Grundsätzen untreu geworden wäre. Daß ferner ihm nach dem „Ekkehard" — trotz aller Anläufe — kein zweites größeres Werk gelungen ist, das in solcher Weise diesen hohen Ansprüchen genügte, war — dies hat unsere Schilderung seines intimeren Lebens gezeigt — nicht die Folge von Unzulänglichkeit seines geistigen und künstlerischen Strebens, sondern vielmehr die eines tragischen Verhängnisses, das durch innere Gemüthsleiden und von außen eindringende Schicksalsschläge des Dichters hochgerichtete Bestrebungen immer auf's neue durchkreuzte und vereitelte, schließlich dann lahmlegte. So

kam es, daß diese Biographie von einer geringeren Zahl von vollendeten als unvollendet und unbekannt gebliebenen Werken zu berichten hatte, aber auch, daß die wenigen Werke, mit denen er die Literatur bereicherte, auch innerlich den Stempel einer künstlerischen Vollendung tragen. Als er merkte, daß in ihm der Gelehrte die Oberhand über den Dichter gewann, gab er lieber das Dichten auf, als daß er sich zu einem unkünstlerischen Compromiß zwischen der Gelehrsamkeit und der Kunst verstanden hätte. Ja, er besaß Größe und Freiheit des Geistes genug, um in den Fällen, wo ihn seine Wißbegier verleitet hatte, nur um des todten Stoffes willen den „Schutt und Moder" vergangener Zeit zu durchwühlen, solch Unterfangen mit einem lustig höhnenden Spottlied zu persifliren.

Und auch die stark ausgeprägte Liebe zum Vaterländischen, welche Scheffels Geist und Poesie beseelte, findet in diesen Briefen charakteristische Aussprache. Wie es ihm stets ferne gelegen, den Deutschen seiner Zeit zu schmeicheln, so hat er auch nie die Zustände und Leistungen der deutschen Vergangenheit bloß aus dem Grunde, weil sie deutsch waren, zum Gegenstand künstlerischer Darstellung erhoben. Ihm waren die alten Zeugnisse des deutschen Geistes früherer Zeit nur in soweit erfreulich, als sie „rein Menschliches, gemüthlich Ansprechendes" darboten. Er hat in seinen Werken die Schattenseiten des deutschen Volkscharakters ebenso so herzhaft verspottet, als er herzlich die Vorzüge des deutschen Geistes und des deutschen Gemüthes zur Darstellung gebracht hat. Dem deutschen Geist und dem deutschen Gemüth, die in vergangenen Zeiten Schönes und Großes hervorgebracht, galt seine Liebe, sie frisch zu erhalten, war sein künstlerisches Streben und weil er sie in seiner eigenen Zeit vielfach entbehrte, lag er im Krieg mit dieser und wandte sich dem Studium und der künstlerischen Darstellung des Strebens und Ringens deutscher Männer in vergangenen Tagen zu. Und weil ihm als Künstler das Streben und Ringen der Vorfahren auf dem

Gebiete der Kunst am interessantesten und verständlichsten war, so wurde dieses im besonderen der Gegenstand seines Dichtens. Was er als Bedingung eines ersprießlichen und beglückenden Schaffens empfand und ersehnte: Freiheit des Denkens und Empfindens im treuen Dienste der Ideale, stellte er dar als den Gegenstand muthigen und siegreichen Erkämpfens sowohl im Lebensbild des fahrenden Spielmanns Werner, wie in dem des Waltharilied-Dichters Ekkehard, schwebte ihm vor, als er den Bischof Wolfgang von Regensburg als Falkenschluchtklausner die Bergpsalmen anstimmen ließ und sich in die Seelenkämpfe seines Heinrich von Ofterdingen so innig hineinlebte, daß er darüber Gefahr lief, seinen Geist der Welt der Wirklichkeit völlig zu entrücken.

Dieser Kampf um das Recht, sich in seiner Eigenart zu behaupten, dieser Drang nach individueller Freiheit, dies sittliche Ideal, „sich selbst, seinem Genius und seiner Gewissensfühlung nach Recht und Unrecht getreu zu bleiben", selbst auf Kosten von Herzensglück und Seelenfrieden, ist aber darum mit solcher Ausschließlichkeit zum Gegenstand seines ernstgerichteten Schaffens geworden, weil dies Verlangen der Grundzug war von seinem eigenen Wesen. Und in dem Bilde, das Gustav Freytag im ersten Band der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" vom ursprünglichen Wesen der deutschen Volksseele entworfen hat, findet sich derselbe Zug als hervorragende Charaktereigenschaft des Deutschen in seinem Naturzustand nachgewiesen, und am Schlusse der „Ahnen-" Romane desselben Dichters heißt das Facit der hier vorgeführten Typen deutscher Art aus verschiedenen Jahrhunderten unserer Nationalgeschichte: „Was wir uns selbst gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das ist doch immer der beste Inhalt unseres Lebens." Und wenn wir diesem genauen Kenner der deutschen Vorzeit weiter folgen, so finden wir, daß überhaupt Scheffels scharfausgeprägte Eigenthümlichkeiten, wie sie in der Jugend, im Mannesalter und später hervor-

traten, genau dieselben sind, die jener als Vorzüge und Schattenseiten des deutschen Volkscharakters hervorhebt: das Vorwalten der Phantasie im Seelenleben, der schweifende Trieb in's Weite, die Treue gegen Grundsätze und Freunde, die Keuschheit in der Auffassung des Weibes, die Liebe zur Natur und die Neigung des Gemüths zum Träumen und selbst die Energie und urwüchsige Kraft der Empfindung, die naive Lust an den Freuden der Tafelrunde; andererseits aber das jähe Ungestüm und die zähe Hartnäckigkeit im Geltendmachen des für Recht Erkannten, die Neigung zur Absonderung und Einsamkeit, der Trieb der Phantasie, ihre Thätigkeit in's Maßlose zu steigern und den klaren Blick in die Welt der Wirklichkeit sowie das ruhige Urtheil des Verstandes zu trüben. So zog nur Gleiches das Gleiche, Aehnliches das Aehnliche an, als der gestaltende Trieb eines so beanlagten Modernen sich der Darstellung ursprünglichen deutschen Wesens und Lebens zuwandte. Da war nichts Gemachtes und Gewolltes; die Natur heischte es geradezu. Selbst in der Wahl seiner Stoffe folgte er den Instinkten seiner Individualität. Und daß er sich seiner besonderen Eigenart bewußt ward, dafür sorgte sein Leben, das den edelsten Trieben seines Wesens Schranken auf Schranken entgegenstellte. In seiner Studie über die „Große Karthause" hat Scheffel den Gründer des Klosters, Bruno Hartenfaust, ein „germanisches Gemüth" genannt, „das in die Tiefen der Wissenschaft eintaucht, um seinen Gott darin zu finden und festzuhalten, das dann in den Wirren und Kämpfen des Lebens von Enttäuschung zu Enttäuschung vorwärts gejagt wird und sich schließlich abgehetzt und verbittert, ganz auf sich selbst und die stärkende Kraft einsamer Natur und einsamen Denkens zurückzieht, um aus ihr wenigstens ein Stück des verlorenen Friedens wiederzugewinnen." Wir haben gesehen, in wie hohem Grade sein Schicksal bisher demjenigen dieses „germanischen Gemüthes" glich; es hatte nicht viel gefehlt und auch er hätte als Einlaß begehrender

Pilger an die Pforten des Klosters zum ewigen Schweigen geklopft. Aber der ihm eingeborene urgesunde Sinn für die Schönheit der Welt und des Daseins bewahrte ihn vor diesem Schicksal wie vor verzweifelndem Pessimismus. Er erlöste ihn immer auf's neue von der ihn bedrückenden krankhaften Melancholie und verklärte die trüben Stimmungen seines Gemüths zum Humor. Und weil dieser Humor das Produkt war echt deutscher Neigungen und Triebe, die sich in ihm geltend machten im Gegensatz zu dem abgeschliffenen Wesen moderner Convenienz und Daseinsschablone, weil er eine Sprache redete, wie sie dem innersten Wesen des deutschen Volks vertraut ist, darum fand der dichterische Ausdruck dieses Humors das laute langanhaltende Echo allüberall im Vaterlande, wo er gehört ward. Aus diesen Beziehungen erklärt sich auf's natürlichste der so außerordentliche große Erfolg, den Scheffels Dichtungen, nachdem sie sich allmählich Verbreitung gewonnen, ganz ohne das Zuthun des Dichters, und zwar in allen Kreisen und Schichten der Nation gefunden haben. In seinen ernsten Dichtungen fand sie das deutsche Gemüth, in seinen heiteren Liedern die deutsche Gemüthlichkeit in einer Frische und Natürlichkeit entfaltet, wie sie in unserem ernsten und vom Materialismus beherrschten Zeitalter nur dem Auserwählten beschieden sind, deren Werth aber doch noch von vielen Tausenden mit Sehnsucht empfunden wird.

Die Deutschthümlichkeit von Scheffels Denken und Dichten ist denn auch frei von jeder ungesunden beabsichtigten Deutschthümelei. Die patriotische Phrase ist ihr eben so fremd, wie chauvinistische Anmaßung. Sie verhinderte nicht, daß die anmuthig-reizvollste der Frauengestalten, die er geschaffen, die Griechin Praxedis war, und daß in den Hauptwerken Scheffels gerade über die Untugenden des deutschen Volkscharakters kräftige Worte gesagt sind. Auch dieser deutsche Dichter folgte dem Ideale der Humanität und in einem Briefe an Anton von Werner nach Paris rühmte er es als

einen Vortheil, „daß die Sprache des Griffels und Pinsels die allgemein menschliche, daher hüben und drüben erfühlbar sei.“

Dies spiegelt sich auch in seinen politischen Anschauungen und Grundsätzen. Zu denselben gehörte, daß die Kämpfe, welche die Menschheit wirklich weiter bringen, nicht mit dem Schwerte, sondern mit den Waffen des Geistes auszufechten sind, gehörte ferner, daß nur im freien Rechtsstaat jene persönliche Freiheit gedeihen kann, die seinem Ideal vom Werthe des Lebens entsprach. Aber, daß die Siege des geistigen und des politischen Fortschritts auch des Schutzes bedürfen, den nur ein in kräftiger Verfassung geeintes, militärisch starkes Staatswesen zu bieten vermag, war ebenfalls eine Einsicht, der er sich von klein auf nicht minder bewußt war. Die Ausführungen seines „Alten in der Heidenhöhle“ sind dafür typisch. Die Lage Badens dicht an der französischen Grenze, die Geschichte dieses Landes, die Tradition in der eigenen Familie hatten ihn früh zu dieser Einsicht gebracht. Um für sein geliebtes Vaterland diese Bedingungen zu erobern, war er in den Jahren 1848 und 1849 bereit gewesen, den Weg der Revolution einzuschlagen, wenn eine Garantie des Erfolgs sich irgend geboten hätte. Da sich dieselbe nicht bot, gerieth er in eine für ihn unheilvolle Stellung zwischen den unbedingten Verfechtern der politischen Freiheit und der Reaktion. Als unbeugsamer Gegner der letzteren und im Bewußtsein, seinen Diensteid auf die liberale Reichsverfassung geleistet zu haben, verließ er, von den Zuständen des damaligen Beamtenthums angewidert, den Staatsdienst und blieb fortan ängstlich darauf bedacht, seine individuelle Freiheit und Unabhängigkeit als Dichter wie Privatmann zu wahren, jeden noch so wohlgemeinten Antrag, eine neue Staatsdienerstellung anzunehmen, mit aller Entschiedenheit ablehnend. Seinem natürlichen und gerechten Empfinden war es andererseits unfaßlich, daß das Ideal seiner politisch-patriotischen Hoffnungen unter Ausschluß eines deutschen Landestheils zu er-

füllen sei. Auch dieser Standpunkt wurzelte in den heimischen Verhältnissen, unter denen er aufgewachsen war. In den kritischen Zeiten des Jahres 1849 war er im Widerspruch mit vielen seiner Freunde Großdeutscher geblieben. Bis zu welchem Grade seine „großdeutschen" Anschauungen noch befestigt wurden durch sein Vertiefen in die Geistesgeschichte Deutschösterreichs hat uns das vorige Kapitel gezeigt. Als daher im Jahre 1866 Preußen gegen Oesterreich, Sachsen und die süd- und westdeutschen Staaten den Krieg erklärte, sah er in diesem Unterfangen — wie Anton von Werner es ausdrückt — „ein Verbrechen, einen Raubzug preußischerseits." Und in schönen schlichten Worten formulirte er am Schlusse der damals geschriebenen Vorrede zu dem von Werner illustrirten „Juniperus" diesen Standpunkt: „Möge nun die freundlich gemeinte Doppelarbeit des Dichters und des Malers unbefangen ihren Weg suchen durch die von ernsten Stimmungen bewegte Zeit . . . . . möge sie zugleich Zeugniß ablegen, daß ehrliche deutsche Herzen nichts wissen und nichts wissen wollen von Haß, Trennung und Bruderzwist, und daß hier ein Mann vom Oberrhein und ein Mann von der Oder in guter Kameradschaft zusammen gearbeitet haben an einem Werke deutscher Kunst." „Seiner großdeutschen Anschauungsweise," erzählt Werner weiter, „ist Scheffel übrigens consequent bis zum großen Jahre 1870/71 — und auch vielleicht noch darüber hinaus -- treu geblieben. Im Sommer 1870 sollte in Karlsruhe die 16. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure stattfinden, und Scheffel hatte dazu einen „Festgruß" gedichtet, dessen Schlußvers lautet:

„„Dem Bau der Zukunft" — bis die Schranken fallen
Leg Süd wie Nord vorplanend Ehre ein:
Zwei Preisaufgaben stell' ich heut Euch Allen,
Und wer sie löst, mag Baudirector sein:
Architektur: des Deutschen Reichstags Hallen,
Ingenieurs: die Brücken über'n Main!"

„Daß Fürst Bismarck dieser Baudirector sein sollte und sein würde, meinte Scheffel damals nicht. Just drei Monate nachher hatten wir die französische Kriegserklärung; aber als ich ihm von Kiel aus beim Empfang dieser folgenschweren Nachricht schrieb — wenn ich nicht irre, mit Hinweis auf seinen eben citirten Vers —: ‚Nun, wie denkt Ihr jetzt in Baden über den casus foederis?' da antwortete er: ‚Lieber Freund, diesmal ist der Teufel über Nacht losgeworden und wird so bald nicht wieder heimgehauen werden . . . . . Süddeutschland muß auch mit in's Spiel: daß aber hier kein Enthusiasmus möglich ist, da der alte Kamerad fehlt, der so oft die Franzosen am Rhein klopfen half, erklärt sich.' Und wenn er auch später", fährt Werner fort, „seinen Frieden mit dem neuen deutschen Reich gemacht hat und seinem ruhmgekrönten und ehrwürdigen Kaiser und dem gewaltigen eisernen Kanzler Dank und bewundernde Verehrung darbrachte — es klang bei ihm immer ein Schmerzgefühl mit durch, daß es nicht „das ganze Deutschland" sein konnte." Zwei Briefe, die er im Jahre 1870 an seinen Freund und Verleger A. Bonz in Stuttgart schrieb und welche später in Schorer's Familienblatt veröffentlicht wurden, erläutern diese Sätze in lebensvoller Weise. Der eine, im August geschrieben, hebt an: „In wenig Tagen werden die großen Ereignisse sprechen, die Gott der Herr dem Jahr 1870 vorbehalten hat. Mit unserer Weisheit war nicht gut geplant: die Festschrift der Architekten wird suspendirt, die darin beschriebene Kehler Brücke ist am 22. Juli in die Luft geflogen. — Wir sind auch hier in vollem Krieg . . . ein Tag Alarm, ein Tag Todtenstille. Gestern wurden französische Chasseursgefangene durchgebracht. Meine Diener und Hausgenossen stehen unter den Fahnen, ich bin allein mit Kind und lahmem Bruder, die Stephanienstraße, Kriegsstraße mit Führern, Ordonanzen, Kavalleriedurchritt . . . in der stillen Hardtwaldallee stehen Vorposten und läuft ein Feldtelegraph." . . . „Meine Aufgaben sind zur Zeit: Verproviantirung von

Küche und Keller, Sorge um den Bruder, Muthzuspruch an die Frauen im Hause und eigene Sammlung, denn wir werden hier die Kanonen gehörig donnern hören. — Kriegslieder ziemen nur einem, der selber die Zündnadel trägt, mir wenigstens liegt nichts in der Stimmung." . . . „Die Theurung ist im besten Fortschritt und die armen Rheinbauern verkaufen ihre Ferkel und jungen Gänse, was immer ein Barometer des öffentlichen Wohlstandes ist. Man denkt jetzt auch gründlich darüber nach, welchen Segen ein „herrlicher Krieg" über die Menschheit bringt. — Mein Gemüth ist ruhig, da ich Schwereres auch schon ruhig erduldet habe. Sollte mir etwas zustoßen, so vergiß mich nicht und sorge, wenn das Geschäft wieder aufblüht, für meinen Knaben Viktor, der mein Nachfolger ist. — Der alte Herrgott mag wissen, wozu alles gut ist." Und am 28. September schrieb er: „In der Nacht vom 24. bis 25. September fuhr ich an Straßburg vorüber, hier war der Himmel hell von Brand und Geschützblitzen, dort stand blutig roth ein Nordlicht. Heute, den 28., tönt hier Kanonendonner und feierliches Glockenläuten, die alte Festung hat in der Nacht von gestern auf heut kapitulirt. — Daß in solchen Zeitläuften die friedliche Schriftstellerei nicht vorwärts kommt, ist klar . . . Gottlob, daß sie wenigstens nicht annexirt oder zusammencivilisirt ist. Ich freue mich des guten, sonnigen Septembers und bin mit dem kleinen Hausstand wohlauf." . . . Und als um dieselbe Zeit etwa der Dr. Erismann aus Brestenberg mit seinem Sohn Oskar (jetzt Rechtsanwalt in Basel) bei ihm als Freund vorsprach, äußerte er gegen diese „ein unheimliches Bangen vor einem aus dem siegreichen Krieg herauswachsenden Militärkoloß, der für Gedeihen und Selbstständigkeit des deutschen Culturlebens verhängnißvoll werden" könne. Mit dieser Ansicht, fügte er hinzu, stehe er im Kreise seiner Bekannten isolirt.

Doch als das deutsche Heer mit glänzender Entfaltung der deutschen Volkskraft, unter der trefflichen Führung seiner Feldherren, das feindselige Frankreich und seinen ehrgeizigen Herrscher Napoleon niedergeworfen hatte und aus dem blutigen Krieg als schönste Frucht die Einigung Deutschlands zu einem starken mächtigen Reich hervorging, da jubelte auch seine Seele freudig auf. Dies Resultat übertraf weit seine Erwartungen. Bereits am Schluß des zweiten Briefes an Bonz hatte er geschrieben: „Für den Fall, daß Deutschland das Elsaß behält, möchte ich in irgend einer Weise mit der Feder des Historikers und Poeten an der Deutsch-Umstimmung der wiedergewonnenen welschen Brüder thätig sein. Wir dürfen alle Gott auf den Knien danken für die Geschicke dieses Sommers.“ . . . Und am 16. Februar 1871 schrieb er an Werner, der als Maler an den kriegerischen Ereignissen hatte Theil nehmen dürfen: „Es freut mich, daß Du diese gewaltige und für Deutschland ehrenvolle Zeit so mitten im Centrum der Ereignisse mit erleben und studiren kannst . . . die beste und echteste Geschichtsmalerei ist die aus der Gegenwart; wenn ich 20 Jahre jünger wäre und keinen, aus der Dir glücklicherweise unbekannten Reactionszeit der fünfziger Jahre stammenden Rost in der Seele angesetzt hätte, so würde ich mit voller Energie mich ebenfalls diesen Geschichten und den neu angebahnten, hoffentlich schwungvollen Entfaltungen deutscher Kraft und deutschen Geistes widmen.“ Das Verhältniß, das sein Gemüth seit der Neugestaltung des Gesammtvaterlandes zu diesem eingenommen, ist in bezeichnender Form in dem kräftigen Denkspruch ausgeprägt, welchen er 1881 — es war just an seinem Geburtstag — für das Deutsche Selbstschriften-Album „Aus Sturm und Noth“ niederschrieb, das damals der Schorer'sche Verlag zum Besten der „Gesellschaft für Rettung Schiffbrüchiger“ herausgab:

„Stoßt an: Ein Hoch dem deutschen Reich!
An Kühnheit reich, dem Adler gleich

Mög's täglich neu sich stärken.
Doch Gott behüt's vor Klassenhaß
Und Rassenhaß und Massenhaß
Und derlei Teufelswerken!"

Seinem Vorsatz, auch seinerseits zur inneren Wiedergewinnung des Elsaß als Schriftsteller beizutragen, suchte er bald nach Beendigung des Krieges nachzukommen, und zum Zwecke der Vorbereitung machte er wiederholt lange Wanderfahrten in's benachbarte Elsaß; aber die im Jahrgang 1872 von „Ueber Land und Meer" enthaltenen „Skizzen aus dem Elsaß", die sich speziell mit Rosheim, Lützelburg, Rathsamhausen, Girbaden und dem Odilienberg beschäftigen, ließen im Ganzen die poetischen Vorzüge der früheren Reisebilder vermissen und erkennen, wie stark auch ein anderer Rost, der Rost der Gelehrsamkeit, in der Seele des Poeten angesetzt hatte. In Bezug auf Sorgfalt der aufgewandten Studien und klare Darstellung ihrer Resultate verdienen sie dagegen hohes Lob. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß Scheffel sich nicht, wie in ähnlichem Falle Uhland, nach dem Versiechen der Dichterkraft mit voller Entschiedenheit der germanistischen Forschung als Historiker zugewandt hat. In wie hohem Grade er mit dem nöthigen Rüstzeug bewaffnet war, hatte er schon als Bibliothekar in Donau-Eschingen und weiterhin bei seinen Forschungen für den Viola- und den Meister Konrad-Roman bewiesen; auch die jetzt mit einem jüngeren germanistischen Forscher Dr. Alfred Holder in Karlsruhe in Angriff genommene Ausgabe des „Waltharius nach der handschriftlichen Ueberlieferung mit deutscher Uebertragung und Erläuterungen" ist ein glänzender Beweis seiner Befähigung, nach wissenschaftlicher Methode germanistische Forschungen durchzuführen und ihre Ergebnisse anschaulich darzustellen. Erneute Durchforschungen des elsässischen Wasgensteins bei Obersteinbach und der urkundlichen Papiere des Klosters Weißenburg, auf die ihn seine Wanderfahrten in's Elsaß

führten, mögen dem Dichter die direkte Veranlassung gegeben haben, den alten Plan einer wissenschaftlich erläuterten Separat-ausgabe seiner Uebersetzung des Waltharíliedes in Gemeinschaft mit Holder auszuführen. Die Vorrede und die vier ersten Kapitel der „Erläuterungen" enthalten Stellen, welche an Anschaulichkeit der Schilderung und Darstellung mit solchen des Romans Ekkehard wetteifern und erweisen sich als das Produkt erschöpfender Forschungen auf dem hier beschrittenen Gebiete. Der „glückliche Hauch jugendlicher Frische", der die in jungen Jahren entstandene Uebersetzung durchweht, durchdringt auch einzelne der gelehrten Ausführungen des Gealterten mit belebender Wirkung. So hat das Walthariliod, welches den jungen Uhland zuerst für das Studium und die poetische Wiedergeburt der altdeutschen Poesie begeisterte auch im geistigen Leben Scheffel's an dessen größter Dichterthat wie seiner ausgesprochensten Gelehrtenleistung den innigsten Antheil gehabt. Die Ausgabe — 180 Seiten stark — erschien 1874 in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung zu Stuttgart.

Auch die übrigen kleinen poetischen Arbeiten, die er nach den Bergpsalmen noch hervorbrachte, haben trotz mancher Einzelschönheit nur wenig noch von den Eigenschaften, die Scheffel's Größe und Bedeutung ausmachen. Weder die „Mär vom Rockertweibchen" noch die Illustrationsgedichte zu den Marak'schen Zeichnungen „Waldeinsamkeit", weder die scenischen Huldigungsdichtungen „Der Brautwillkomm auf Wartburg" (1873), „Die Linde am Ettersberg" (1878), der Prolog zur Jubiläumsfeier des 112. Regiments im Stadttheater zu Mülhausen i. Els. (1884) und der „Kaisergruß auf Mainau", noch schließlich die vielen Festgedichte zu Universitäts-Jubiläen und ähnlichen Anlässen, um deren Abfassung Scheffel jetzt oft als der erklärte Lieblingsdichter der deutschen Studentenwelt ersucht wurde und die er stets gern übernahm, haben an sich literarhistorischen Werth. Sie sind nicht Offenbarungen jener mit elementarer Kraft aus dem Inneren hervorbrechenden Poesie

und entbehren im Allgemeinen die naive Frische der Empfindung, die kräftig-trotzige Selbstständigkeit des Gedankens, die ungesucht malerische Anschaulichkeit der Schilderung und den heiter lächelnden Humor; und so markig und anschaulich Scheffels Sprache sich auch hier noch erweist, so warm und wahr so manche Stelle empfunden, so liebenswürdig und wacker so manche der hier geäußerten Betrachtungen sind, im Durchschnitt gehören diese Gelegenheitsdichtungen jener lehrhaften Rhetorik an, die in Formen der Poesie sagt, was sich ebensogut in Prosa sagen ließe, wobei ihnen freilich zum seltenen Vortheil gereicht, daß sie sich beinah völlig frei von Phrase halten. Nur das „lyrische Festspiel" zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums des sächsischen Großherzogs, also desjenigen Fürsten, dem er sich seit Jahren dankbar verpflichtet fühlte, „Die Linde am Ettersberg", erhebt sich merklich über dieses Niveau in den die Typen des Thüringer Volkslebens vorführenden Partien und die Zurechtweisung, mit welcher der Jenaische Student die Anspielung der Lehrerstochter auf Professor Häckel und die von diesem vertretene Darwin'sche Theorie erwidert, durchblitzt ein heiterer Strahl vom Humor wie vom Idealismus der früheren Tage:

„Mein freundlich Kind, Du hast nur halb gehört,
Das Affenthum galt nur zu Olims Zeit.
Vorwärts zur Schönheit! lehrt die neue Lehre.
Und wenn wir jetzt im Wettkampf um das Dasein
Zur Schöpfung Krone lieblich uns verfeinert,
So können uns ja einst noch Schwingen wachsen,
Und schon auf Erden wandeln wir als Engel
Mit Flügeln, die empor zum Himmel tragen!"

Die milde freundliche Art, wie er hier die ideale Seite der Entwickelungstheorie beleuchtete, ist bezeichnend dafür, wie er auch in den Tagen der vollen Kraft den Idealen der Aufklärung diente. Ein mit reformatorischem Propheteneifer die Fackel der Wahrheit schwingender Geisteskämpe ist er nie gewesen; — „mein Amt ist's nicht, Posaunenfeierklänge

erheischen andren Mund und andres Spiel", hat er selbst sich darüber geäußert; aber eine freie hohe, durch eigene Geistes-kämpfe erworbene Bildung durchdringt mit ihrem klärenden Licht die freundlichen Schöpfungen seiner Vollkraft. Sehr tref-fend kennzeichnet Karl Pröll in einem Aufsatz der Münchener „Neuesten Nachr." (1886, Nr. 38) dieses Verhältniß in folgen-dem Satze: „Diejenigen, welche Scheffel vorwerfen, daß er kein Herold von Zeitideen geworden, verkennen ganz die tiefe Wirkung, die er indirekt ausgeübt, und die Gesundung von den sittlichen Gebresten der Reaction, welche er durch den frischen Hauch seiner Dichterfreiheit eingeleitet." Wohl war er nicht wie Uhland unter ähnlichen Bedingungen direkt mit geharnischtem Lied in's Feld gegen die Mächte des Rück-schritts getreten; aber seinem poetischen Individualismus gereichten die Ideen des menschlichen wie des nationalen Fortschritts zur befruchtenden Lebensessenz. Sein Grundsatz wurde: erst müssen die Menschen wieder natürlicher, geistig-gesunder und freier werden, ehe die allgemeinen Verhältnisse sich in dieser Richtung bessern können. In seinem Kultus der Natur war ein sozialethischer Zug, der an Rousseau er-innert. Eine Wiedergeburt der modernen Menschheit durch die Rückkehr zur Natur und Natürlichkeit ist das Evangelium, dem seine plastisch gestaltende Kunst in ihrer Blüthezeit diente.

Am 16. Januar 1869 war Scheffels Vater gestorben. Von da an regte sich in ihm das Verlangen, sein altes Ideal eines abgelegenen Wohnsitzes in schöner Naturumgebung nunmehr mit sicherer Aussicht auf Dauer zu verwirklichen. Nur von Karlsruhe, als dem Wohnort seines kranken Bruders, durfte er nicht zu fern liegen. Zunächst nahm er, wie schon im Jahre vorher, seinen Sommeraufenthalt in Maulbronn. Eine Zeitlang trug er sich mit dem Plane, sich in Rippoldsau eine Villa zu errichten. Am Ende des Jahres 1871 konnte er an Werner schreiben: „Das Gescheidteste, was ich dieses Jahr unternommen, war, daß ich nach Deiner Hochzeit an den Bodensee ausgeflogen,

mir bei Radolfzell ein Stück Gartenland, welches bis an den See reicht, erworben habe. Auf dieses ein bescheidenes Wohnhaus zu bauen und später idyllisch einzurichten, wird mehr und mehr mein Wunsch, da ich vollkommen karlsruhmüde bin." Und um Pfingsten 1873 schreibt er mit dem Datum „Seehalde bei Radolfszell", daß er ein Landhaus am Bodensee bewohne, „wo Gottes Sonne frei und licht über die blaue Fluth in alle Fenster hineinleuchtet und das Menschenherz den Druck der Städte vergißt." Ein intimeres Stimmungsbild dieser Uebergangszeit giebt ein Brief an den Großherzog von Weimar vom 6. Januar 1872 aus Karlsruhe: „Was meine Lage am Beginn dieses Jahres 1872 betrifft", heißt es darin, „so gestatte ich mir nur wenig Andeutungen. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Nach dem Tode meines Vaters im Jahre 1869 sind die Sorgen und Mühen des Lebens reichlich an mich herangetreten. Es ist eine Ehrensache für mich, als einziger naher Verwandter, die Vormundschaft und Pflege meines von Jugend an gelähmten Bruders zu führen. — Selbstverständlich kehren auch die Musen bei einem Mann, der um Markt- und Holzpreise Sorge zu tragen hat, nicht mehr viel ein. Seit drei Jahren ruht meine Dichtung und die Feder revidirt Rechnungen. Alles Schlimme trägt aber einen Keim des Guten in sich, und wie ich lächle, wenn im Garten die Rosen erfrieren und der Kohl gedeiht, so muthet es mich seltsam an, daß bei dieser poesielosen Wirthschaft die Verhältnisse vorwärts gehen und mir im vorigen Jahr gestattet haben, ein kleines Grundstück am Bodensee zu erwerben, auf dem ich — zu stillem Studiren und Schaffen — ein bescheiden Landhäuslein zu bauen gedenke. Da die Tage sich folgen, aber nicht gleichen, hoffe ich dort in Ruhe und Weltabgeschiedenheit mich von den schweren Eindrücken dieser letzten drei Jahre zu leichtem Spiel dichterischer Gedanken zu erholen. In die große Welt tauge ich nicht mehr." . . . „Ich

werde abgerufen, um dem Kind nochmals, bevor er geplündert wird, den Weihnachtsbaum anzuzünden."

Seit dieser Ansiedelung in Radolfszell hat Scheffel die größere Hälfte des Jahres über auf seiner Seehalde gehaust, wie Werner sagt, einer schmucken modernen Villa, lieblich, wenn auch schattenlos in einem Rebgarten am Untersee gelegen, mit prächtigem Blick nach allen Seiten, nach Osten und Süden auf Constanz und die Insel Reichenau, nach Westen auf den Hohentwiel und die andern Berge des Hegaus. 1876 kaufte er sich die 20 Minuten davon gelegene Mettnau dazu, auf welcher er sich nach dem Entwurfe C. v. Großheim's einen stattlichen Thurm mit holzgetäfelten Zimmern an das vorhandene alte schlichte Wohnhaus bauen ließ. „Obgleich er noch voller dichterischer Entwürfe und Pläne war und mir häufig eingehende Mittheilung davon machte, über Irene von Spilimberg, Tavernae Rhenanae, die dürren Fridinger und ihre Brautschau in Kaufbeuren, Graf Eberhard von Würtemberg und die „Martinsvögel", seine Montblanc-Fahrt u. s. w., so hat er meines Wissens doch nichts mehr davon zur Herausgabe fertig gestellt. Seine ganze Zeit und Sorge war jetzt zunächst der Erziehung seines Sohnes Victor gewidmet, mit welchem er das Hegau durchstreifte, im Röhricht des Untersees der Wildente auflauerte und ihm Herz und Sinn für Gottes schöne Natur erschloß; jeder seiner damaligen Briefe an mich enthält einen Satz voll innigster Liebe zu seinem Sohn, und Glück und Freude über dessen Gedeihen oder schmerzlichster Sorge bei gelegentlichen Krankheitsanfällen des Kindes. Neben Freude und Behagen am Landleben hat es an bösem Aerger indeß auch nicht gefehlt, und wenn die Reichenauer Fischer bei Hochwasser auf seinen Grund und Boden zum Fischen gefahren sind, dann sind Zorn und Galle oft bedenklich Meister geworden über den sonst grundgutmüthigen Dichter, und mit unfruchtbaren Prozessen hat er viel schöne Zeit verloren. Außer einigen Gelegenheitsgedichten

hat er in dieser ganzen Zeit bis zu seinem Tode nur noch die „Waldeinsamkeit" veröffentlicht, eine Reihe beschreibender Dichtungen zu landschaftlichen Zeichnungen von J. Marak, welche Ed. Willmann in Kupfer gestochen hatte."

Scheffel selber hat in Stunden ruhiger Selbstprüfung seine Dichterlaufbahn damals als abgeschlossen betrachtet. Die erwähnten poetischen Gelegenheitsgaben, mit denen er noch hier und da volksthümliche Festversammlungen ebenso bereitwillig wie besondere Festtage der ihm befreundeten Fürsten erfreute, erflossen aus Stimmungen der Dankbarkeit und Theilnahme, nicht aus elementaren Antrieben wie früher; er kommandirte dann die Poesie, weil ihn selber sein Herz dazu kommandirte. Von literarhistorischer Bedeutung ist, daß er in der Theorie sich in diesen Jahren wiederholt zu dem Standpunkt bekannte, der dem Dichter die Gegenwart als das natürlichste und fruchtbarste Stoffgebiet für sein Schaffen anweist, und den Bezug auf Leben und Gegenwart noch schärfer denn früher als Voraussetzung des poetischen Schaffens betonte. Wir haben bereits ein solches Bekenntniß aus einem seiner Briefe an Werner mitgetheilt; auch gegen Ludwig Eichrodt hat er, wie mir dieser erzählte, wiederholt und entschieden sich zu dieser Ansicht in der Zeit, von der wir hier handeln, bekannt. Von seinen stümpernden Nachahmern war er schon aus diesem Grunde wenig erbaut. Dagegen erfreute er sich z. B. andrerseits neidlos an Freytag's Ahnen, wie aus einem seiner Briefe an den Großherzog von Weimar hervorgeht. Seinen alten Plänen hing er nur noch in Gedanken, aber nicht mehr mit der Feder in der Hand nach. Seine Lebensführung war die eines Gutsherrn und als solcher wollte er nunmehr auch in seinen privaten Beziehungen betrachtet sein. Ich bin ein Landmann geworden, sagte er zu einem ihn besuchenden Verehrer, und habe keinen andern Ehrzeiz, als den: ein freier Mann auf freiem Grund zu sein. Und als solcher, nicht mehr durch den Gedanken an daraus sich

ergeben könnende Folgen gehemmt, nahm er die Ehrenbezeigungen ruhig an, die — ohne sein Zuthun — ihm jetzt von den verschiedensten Seiten, aus der Sphäre des Volks wie der Fürsten dargebracht wurden. Seitdem es durch die Herausgabe des „Gaudeamus" in der studentischen Welt bekannt geworden, daß der Autor der schon längst zu den beliebtesten zählenden Kneiplieder ein und derselbe sei mit dem Dichter des „Ekkehard" und des „Trompeters von Säkkingen" war seine Popularität eine außerordentliche geworden. Dazu kam, daß das nach dem großen Krieg gegen Frankreich so bedeutend gesteigerte Nationalbewußtsein von Scheffel's Dichtungen wie von denen keines anderen Dichters der Zeit sich angemuthet fühlte. Die Verbreitung seiner Werke nahm jetzt einen rapiden Aufschwung. Es begann die Zeit, wo das Schreiben von erbetenen Autogrammen einen guten Theil seiner dem Schreibtisch gewidmeten Muße in Anspruch nahm. Der 50. Geburtstag Scheffel's, am 6. Februar 1876, brachte diese Popularität des Dichters zu glänzendster Entfaltung: Hoch und Niedrig, Alt und Jung aus den verschiedensten Kreisen der Nation wetteiferte miteinander, dem verehrten Dichter Zeichen der Liebe und Dankbarkeit zu spenden. Namentlich auch Deutsch-Oesterreich beging das Fest mit allgemeiner Begeisterung. Alfred Klar in Prag hob damals in einer größeren Schrift über den Dichter die inneren Beziehungen des Poeten zur alten Ostmark des früheren deutschen Reichs hervor. Scheffel nahm mit gleicher Genugthuung die Grüße aus Wien, Graz und Prag, wie die Ehrenmitgliedschaft so mancher Studentenverbindung, so manches bürgerlichen geselligen Vereins, die Ehrenbürgerschaft der Städte, deren Ruhm seine Poesie verklärt hatte, wie die ihm zugedachten Orden und das Diplom an, mit welchem ihn sein Landesherr, Großherzog Friedrich von Baden, in den erblichen Adelstand erhob. Auch Fürst Bismarck, dem Werner ein Exemplar des von ihm illustrirten „Gaudeamus" gelegentlich überreicht und

dem der darin entfaltete Humor sehr behagt hatte, war unter den Gratulanten mit einem Glückwunsch vertreten, welchen Scheffel mit dem bekannten Gegengruß erwiderte, daß ein gutes Blatt Geschichte mehr werth sei als tausend Blätter Gedichte. Dem Dichter that es wohl in seiner ländlichen Zurückgezogenheit, solche Beweise schöner Wirkung seines poetischen Schaffens zu empfangen. Er, der abgelöst von der großen Welt und ihren Kämpfen lebte, sah darin einen erhebenden Beweis der Einigkeit im Vaterland gegenüber den Anschauungen, die er standhaft als Poet in den Zeiten der Reaktion der fünfziger Jahre vertreten. Ueber die Erhebung in den Adelstand war er, der seine Meinung über solche Auszeichnung 23 Jahre vorher in den Worten ausgesprochen:

„Wen die Kunst geadelt, dem ist
Solcher Schmuck unnützes Beiwerk",

wie Professor Karl Bartsch erzählt, um seines Sohnes willen erfreut, der schon als Knabe die Neigung bezeigte, die militärische Laufbahn einzuschlagen, was er denn später — dem Vorbild seines Großvaters folgend — auch that. Daß die Annahme dieser Auszeichnungen den Charakter einer öffentlichen Stimmabgabe in politischen Prinzipienfragen habe, aus welchem Grunde s. Z. der greise Uhland den ihm durch Humboldt's Vermittelung angebotenen preußischen Orden pour le mérite ausgeschlagen, lag seiner jetzigen Denkweise fern. In seiner behaglichen Radolfszeller Zurückgezogenheit und unter dem Eindruck der vielfältigen Besserung in den Zuständen Badens gab er sich jetzt gern einem politischen Optimismus hin, der zu seinem früheren Pessimismus in scharfem Gegensatz stand. Auch jetzt waren seine politischen Anschauungen abhängig von seiner subjektiven Stimmung. Seine liberalen Grundsätze gab er dabei jedoch keineswegs auf, wie gar manche überlieferte Aeußerung aus späterer Zeit beweist. Daß Ferdinand Freiligrath es war, der aus dem Kreise der deutschen Dichter ihm an demselben Tage den Lorber bot, machte ihm

besondere Freude. Der alte Sänger der Freiheit aus Westfalenland war nach seiner Rückkehr aus dem Londoner Exil und seiner Ansiedelung in Cannstadt dem ihm tief sympathischen Dichter des „Gaudeamus“ — namentlich durch Vermittelung eines gemeinsamen Freundes, des Oberamtsrichters Ganzhorn in Neckarsulm — näher getreten und auf dem Krankenbett, das sein Todtenbett werden sollte, dichtete Freiligrath das warm empfundene Lied „Hebel und Scheffel“ als Beitrag zu des Letzteren Ehrentag:

„Die poetischen Dioskuren
Für immer werden sie sein
Der Wälder, der Berge, der Fluren
Des Landes oben am Rhein.

„Ablösung!“ hat es geklungen
Als Hebel stieg in's Grab;
Da kam sofort gesprungen
In die Welt ein lachender Knab.

. . . .

Er ward von Apollos Gnaden
Ein Fürst von Hohentwiel,
Und heut bekränzt ihm Baden
Sein herrlich Saitenspiel.

Und wo Studenten wandern,
Sei's Rhein, sei's Donaustrand,
Da schüttert von Salamandern
Zu Ehren ihm das Land.“ . . .

Scheffel aber schrieb in seiner Antwort an den Freund: „Lieber Meister Freiligrath! Herzlichen Dank für liebevolles Angedenken und das Geburtstagslied. Wo der Kopf noch so hell und der Liedermund noch so frisch klingend, da wird's hoffentlich mit dem Zittern der Hand nicht viel bedeuten. Ich bin abgehetzt und todmüd von all' den Glückwünschen, Festen und Ehren; wäre die Fülle dieser Tage homöopathisch über

das ganze Leben vertheilt gewesen, so hätte sie anregend gewirkt."

Wohl klingt eine Klage durch diese Worte des Dankes: Zu spät! . . . „Ach wär' ich ein solcher wie damals" — diese Sehnsuchtsklage des Laertes trat ihm jetzt auf die Lippen, wenn er — wie er es gar oft that — die geliebten Reviere seiner alemannischen Heimat durchstreifte, wenn er beim Besteigen des Hohentwiel, beim Beschreiten der holzvertäfelten Rheinbrücke bei Säckingen jener Tage gedachte, da er die Dichtungen, die ihm jetzt so viel Ruhm und Ehre eintrugen, voll frischer Jugendkraft geschaffen hatte. Ach, wär' ich ein solcher wie damals! — es war das Thema, was seine Gespräche mit Wehmuth durchhauchte, wenn jugendfrohe Studentenschaaren in seine Einsamkeit gewallfahrtet kamen, um den Sänger des „Gaudeamus" von Angesicht zu Angesicht zu schauen; wenn er die Thüringer Thäler mit seinem alten Herzensfreund Schwanitz, mit dem er in Ilmenau während der letzten Lebenszeit wiederholt schöne Sommertage verbracht hat, durchwanderte; als er hinter dem Sarg des Bürgermeisters Leo zu Säckingen ein Leidtragender herschritt; als er dem Pfarrer Schmezer das letzte Zeichen der Freundschaft auf's Grab weihte. Bei sich zu Hause gab er sich im Freundeskreis einfach, aber auch behäbig und selbstbewußt. „In vielen Stücken erinnert mich Scheffel an meinen herrlichen Freund Otto Ludwig", schrieb Auerbach nach einem Zusammensein mit ihm in Gernsbach; „dieselbe mächtige Erscheinung, dieselbe gedrungene Kernhaftigkeit in jedem Wort, Sprödigkeit und Weichheit des Wesens zugleich, und auch die Bewußtheit in dichterischem Schaffen." „Die Gestalt fest gebaut, derb, wie für den Harnisch gebildet, und dabei doch wieder geschmeidig und mild im Wesen und Ausdruck, wie ein Einsiedler gewordener Bischof, als welcher er seine Bergpsalmen dichtete." Doch war die ihn damals beherrschende Menschenscheu von ihm gewichen. Sein Haus war das gastlichste, seine Weise, sobald er nicht leidend war, die

geselligste, seitdem er nicht mehr von den großen Aufgaben des Dichters erfüllt war. Auerbach und viele andere, die ihn in Radolfzell oder in Karlsruhe besuchten, schildern seine Gastlichkeit als eine homerische, sein Hauswesen als sehr behaglich; „es ist eben das eines reichen altangesessenen Mannes", schrieb der erstere an seinen Vetter Jakob in Frankfurt a. M. (vgl. „Berthold Auerbach's Briefe ꝛc." Frankfurt a. M. 1884). In der Zernin'schen Erinnerungsschrift finden sich über die Lebensgewohnheiten und das gastliche Hauswesen des Radolfzeller Gutsherrn sehr eingehende, bisweilen freilich recht unbedeutende Mittheilungen zusammengestellt. Zu seinem intimeren Umgang zählten von den Karlsruher Freunden bis an sein Ende die Brüder Klose, Zolldirektor Lepique, Baurath Durm, die Maler A. Vischer, Herter und Gleichauf, der junge Dichter Vierordt und die Familie des pens. Ministers von Freydorf, dessen Gattin Alberta es vergönnt war, den letzten Lebensjahren des Dichters den Segen wohlthuender Frauenfreundschaft zu gewähren. Mit seinem Freunde Schwanitz in Ilmenau, dem zu Liebe er eins seiner letzten Lieder, das der „Gemeinde Gabelbach" gewidmete, dichtete, mit Anton von Werner, den er noch ein Jahr vor seinem Tod bei bereits sehr angegriffenem Gesundheitszustand in Berlin besuchte, wohin er seinen Sohn begleitete, der damals in das zweite preußische Ulanenregiment eintrat, mit der Familie Bally in Säkkingen und manch anderem der noch am Leben befindlichen Genossen besserer Tage blieb er bis zu seinem Ende in herzlichem Verkehr. Daß in Kissingen, dessen Quellen er gegen seine zunehmenden Leiden wiederholt aufsuchte, ein alter Jugendfreund aus der Studentenzeit, Geheimrath Dieruf, sein Arzt sein konnte, empfand er gleichfalls als eine besondere Wohlthat. Seiner Pflichten gegen den leidenden Bruder blieb er mit großer Sorgfalt immer eingedenk, bis derselbe am 10. Oktober 1879 im Karlsruher Pfründnerhaus starb.

Wir sind am Schluß unserer Darstellung angelangt. Es ließe sich zwar noch viel berichten von kleinen Zügen, welche

beweisen, wie sehr einerseits mit zunehmender Angegriffenheit der Gesundheit, besonders seiner Sehkraft die schrofferen Seiten seines Wesens, im besondern seine Reizbarkeit und Streitbarkeit im Alter hervortraten und sich namentlich in einer ganzen Reihe hartnäckig geführter Prozesse — nicht nur gegen die Fischer der Insel Reichenau Luft machten, und andererseits, wie ihm doch auch wiederum bis zur letzten Erkrankung sein guter Humor und seine Freude an der Natur und dem Durchwandern derselben treu geblieben sind. Doch diese Andeutungen genügen im Allgemeinen für den Zweck unserer Darstellung des Zusammenhangs zwischen Leben und Dichten in der Laufbahn eines der liebenswürdigsten Dichter nicht bloß unserer, sondern der Weltliteratur.

Nur der Konflikte, in die er mit einer Reihe deutscher Schriftsteller in Folge seiner Huldigungsgedichte und seiner Nobilitirung gerieth, muß hier etwas eingehender gedacht werden. Der Vorwurf, der gegen ihn erhoben wurde, daß er aus einem volksthümlichen bürgerlichen Dichter zu einem Fürstenschmeichler entartet sei, traf ihn unverdient. Es hat vielleicht kein Dichter, dem Aufmerksamkeiten und Auszeichnungen von fürstlicher Seite zu Theil wurden, so viel unabhängigen Sinn und Charakter den Spendern gegenüber bewiesen, als gerade Scheffel; dies hat unsere Darstellung gezeigt. Aber den Schein hatte er doch bis zu einem gewissen Grade gegen sich, als die Dichtungen, welche ihm die persönliche Dankbarkeit und Verehrung gegen einzelne Fürsten, die ihm ihre Theilnahme und Freundschaft widmeten, eingegeben, von ihm durch ihre Veröffentlichung des privaten Charakters entkleidet wurden, während volksthümliche Gaben seiner Muse, denen die Nation erwartungsvoll entgegensah, dagegen ausblieben. Auch daß er sich nach der Nobilitirung Viktor von Scheffel nannte und seinen alten guten Vor- und Rufnamen Joseph fernerhin der Oeffentlichkeit gegenüber aufgab, mußte, da man seine Gründe nicht kannte, befremden und übler Deutung ihn aussetzen.

Uns selbst sind die Gründe auch heute noch unbekannt; doch hat die Vermuthung viel für sich, daß seine Gewohnheit, sich — zur Unterscheidung von seiner ja auch literarisch thätigen Mutter Josephine — Joseph Viktor zu schreiben, im Publikum vielfach zu dem Glauben geführt hatte, daß sein Rufname Viktor sei und in Folge dieses Irrthums auch sein Adelsdiplom auf diesen Vornamen ausgestellt wurde und er sich, um Weiterungen zu vermeiden, damit zurecht fand. Als seinen Namenstag feierte er aber bis an's Ende den Josephstag und der Dichter, der den „Trompeter von Säkkingen" und den „Ekkehard" schuf, hieß Joseph Scheffel, nannte sich selbst mit Vorliebe den „Meister Josephus".

Der Erfolg, den er als solcher errungen, hat ihn noch bei Lebzeiten zu einer Volksthümlichkeit verholfen, wie sie keinem anderen deutschen Dichter zu erleben vergönnt war. Einzelne seiner Lieder wurden sogar — und zwar ohne Zuthun von Componisten — derart Volkseigenthum, daß sich an ihnen der sonst nur an eigentlichen Volksliedern nachweisbare Prozeß vollzog, wonach das Volk sie unbekümmert um den Dichter nach den eigenen Instinkten umändert. So ging es z. B. dem Lied „Als die Römer frech geworden" wiederholt. Scheffel schrieb darüber an den Rückertbiographen Conrad Beyer (vgl. dessen „Deutsche Poetik"): „Das Lied von der „Teutoburger Schlacht", ursprünglich ein lustig Studentenlied aus der Zeit, da weder die Vollendung des Denkmals noch die der deutschen Einheit sehr wahrscheinlich erschien, wurde 1875 zur Einweihung des Hermannstandbildes am 16. August neu aufstaffirt, umredigirt und mit einer volksthümlichen Melodie versehen. Es wurde auch — eigentlich wieder die eigentliche Stimmung bei seiner Abfassung — das Festlied jenes Tages und als fliegendes Blatt mit Illustrationen und Noten vielfach verbreitet. . . . Daß viele Textänderungen vorgenommen wurden, entspricht der veränderten Sache; von wem dieselben herrühren, ist mir nicht erinnerlich" . . .

Karl Emil Franzos hat kurze Zeit nach dem Tode des Dichters auf Grund von direkten Erhebungen in der Verlagshandlung von Bonz u. Co. in der „Wiener Illustrirten Zeitung“ einige thatsächliche Angaben statistischer Art über die Verbreitung der Werke unsres Dichters zusammengestellt.

„Von seinen Hauptwerken hat bis zu seinem Tod der „Ekkehard“ in etwa 90, das „Gaudeamus“ in etwa 50, der „Trompeter von Säkkingen“ in etwa 140 Ausgaben und Auflagen Verbreitung gefunden. Nach einer Schätzung, für welche verläßliche Details vorlagen, giebt dies zusammen etwa 400,000 Exemplare. Von seinen übrigen Werken („Frau Aventiure“, „Bergpsalmen“, „Hugideo“, „Juniperus“, Waldeinsamkeit“) sind zusammen 35 Auflagen erschienen, was rund weitere 100,000 Exemplare macht. Nicht berücksichtigt sind hierbei die in Amerika, Holland und Rußland hergestellten Nachdrucke, welche den rechtmäßigen Ausgaben nicht blos das Ausland versperrten, sondern auch vielfach nach Deutschland und Oesterreich eingeschmuggelt wurden. Es vertheilen sich demnach jene 500,000 Exemplare auf rund 30 Millionen Deutsche, oder im Durchschnitt: auf je 100 Köpfe entfällt ein Band Scheffel. Das ist an sich imponirend, wenn man erwägt, wie viele Millionen Armer, Roher und Beladener hier von vornherein abzurechnen sind. „Legt man vollends“, sagt Franzos, „an jene halbe Million Exemplare den deutschen Maßstab an, so wächst die imponirende Erscheinung zum Phänomen. Das „Volk der Dichter und Denker“, wie uns Bulwer genannt, kauft bekanntlich weniger Bücher, als alle übrigen Culturnationen, und kaum giebt es eine andere Erklärung für diesen schneidenden Widerspruch, als das bittere Witzwort des würdigen Hiddigeigei, wonach sich „heute Jeder seinen Hausbedarf an Liedern selber schafft“. Wer da weiß, daß für einen deutschen Roman ein Absatz von 3000 Exemplaren bereits ein gewaltiger, von 5000 Exemplaren ein sensationeller Erfolg ist, wird die 150,000 Exemplare, die das

deutsche Volk vom „Ekkehard“ gekauft, recht anzuschlagen wissen und vollends ist — nur Schillers Gedichte und Goethe's „Faust“ ausgenommen — noch nie eine Dichtung in gebundener Sprache von den Deutschen in 200,000 Exemplaren gekauft worden, wie dies beim „Trompeter“ der Fall war. In der Schloßstraße zu Stuttgart, in der Buchdruckerei der Verlagshandlung Adolf Bonz u. Comp. steht eine Schnellpresse von recht stattlichen Dimensionen, auf welcher von der Begründung des Geschäftes bis heute kein anderer Autor als Scheffel gedruckt worden ist, ohne daß sie je einen Tag gerastet hätte. Sie ist ein Unicum, diese „Scheffel-Presse“ — wahrscheinlich nicht blos in Deutschland. Welche ungeheure Macht eines Dichtergeistes, welche weite, breite Wirkung auf das Volksgemüth stellt uns diese Zahl vor Augen — und wenn Einer mit Engelszungen redete, er könnte uns den Einfluß Scheffels und die Liebe seiner Nation für seine Werke nicht gewaltiger verkünden, als diese trockene Ziffer!“

Am 9. April 1886, Abends 7 Uhr, ist Scheffel in Karlsruhe nach langem schweren Leiden gestorben — wenige Monate vor dem fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg, in deren Revier er zum Dichter gereift war, deren Schönheit und Ruhm kein Anderer so wie er besungen hatte und die ihn nun zu ihrem hohen Ehrentag als erlauchtesten Ehrengast erwartete. Das Haupt-Festlied zur Feier zu dichten hatte er übernommen und um sich aufzufrischen für die Aufgabe siedelte er, obgleich krank, im Herbst 1885 nach Heidelberg über, wo er die Parterrezimmer links vom Eingang im Neckarhotel bezog und am 16. Februar die 60. Wiederkehr seines Geburtstags in todkrankem Zustand erlebte, so daß er kaum im Stande war, sich der ihm zu Ehren veranstalteten Beleuchtung der Schloßruine zu erfreuen. Zu leidend, um Ansprachen halten zu können, ließ Scheffel das Hotel illuminiren, um der Stadt seine Dankbarkeit zu bezeigen, die ihn zum Ehrenbürger ernannt hatte. Schon zwei Jahre vorher hatte er an den Redakteur der „Akademischen

Monatshefte", W. Rauch, auf eine Bitte um Beiträge geantwortet: „Alles hat seine Zeit", sagt der Psalmist . . . und wenn mir 1886 ein Lied zum Heidelberger Jubiläum gelingt, so wird es mein Schwanenlied sein . . ." Es ist sein Schwanenlied geworden, aber den feierlichen Moment, da es in der Festhalle am Neckar von tausenden junger und alter Studenten begeistert gesungen wurde, hat er nicht mehr erlebt. Das Lied mit seinem klingenden Schluß: „Ein brausend Hoch sei Dir gebracht — Altheidelberg du Feine" — wurde zu einem Requiem auf den verstorbenen, aber unsterblichen Dichter. Sein Leiden war zuletzt Herzwassersucht und Arteriosklerose; als sein Jugendfreund Professor Kußmaul aus Straßburg an sein Krankenbett kam, konnte er nur der Ansicht der Heidelberger Kollegen Professor Erb und Dr. Fehr, daß der Kranke dem Tod verfallen sei, schweren Herzens beistimmen.

Aber nicht in Heidelberg, der schönen Neckarstadt, die er die Vaterstadt seiner Poesie nannte, sondern in Karlsruhe schloß der lebensmüde Dichter die Augen, mit denen er so schönheitsdurstig in die Welt geschaut hatte. Von unwiderstehlicher Sehnsucht nach dem eigenen Heim ergriffen, kehrte er, von Dr. Fehr und seinem getreuen Freund Karl Klose geleitet, am 2. April nach der oft geflohenen und oft geschmähten und doch im Grund des Herzens innig geliebten Vaterstadt zurück, wo acht Tage darauf ein sanfter Tod ihn von seinem schweren und schmerzvollen Leiden erlöste. Er schied trotz all seiner Schmerzen nur ungern vom Leben; „jetzt nur noch ein paar Jährle, nur noch eins" hatte er am Tage vorher zu dem getreuen Klose in einer schmerzlosen Stunde gesagt. An seinem Todtenbett trauerte die zur Versöhnung mit ihm herbeigeeilte, von ihm längst herbeigesehnte Gattin und sein Sohn Victor. Aber die Trauer theilte seine ganze Nation. Nur wenigen, vielleicht Niemandem, waren die näheren Umstände seines Lebens, wie es uns hier sie klarzulegen vergönnt war, bekannt; keine einzelne Partei hatte ein Recht, ihm im

besonderen als einen der Ihren zu feiern; aber von allen gebildeten Deutschen ward es empfunden, daß hier ein echter Dichter dahingegangen war, ein Dichter, dessen Wesen wie seine Dichtung durch Wahrheit, Schönheit und inneren Adel oder heitern Humor in seltener Weise ausgezeichnet ist. Was die Brüder Grimm und ihre Forschungsgenossen auf dem Gebiete der Wissenschaft geleistet, hat er als Poet fortgesetzt. Er hat der Poesie des Deutschthums vergangener Zeiten, nachdem sie von jenen Pioniren zuerst an's Licht gefördert worden, zu einer lebendigen Wiedergeburt verholfen, die dem Geist und Geschmack seiner eigenen Zeit und seiner eigenen urwüchsigen alemannischen Art, seinem auf Anschaulichkeit dringenden realistischen Künstlersinn, seiner elementaren Liebe zur Natur und Natürlichkeit und der eigenthümlichen Veranlagung seines Gemüths entsprach, in welchem die entgegengesetzten Triebe des Frohsinns und der Melancholie abwechselnd seine Laufbahn als Dichter beeinflußten und im Wiederstreit mit einander einerseits die Tragik seines Schicksals, andererseits aber den Humor seiner Poesie erzeugten.







Register.

A.

B.

C.

F.

G.

H.

J.

K.

M.

N.

R.

S.

T.

Z.

